9 120

Über die Südsee.

Australien und Oceanien.

Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend.

Von Joseph Spillmann S. J.

Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagshandlung. 1892.

19/201

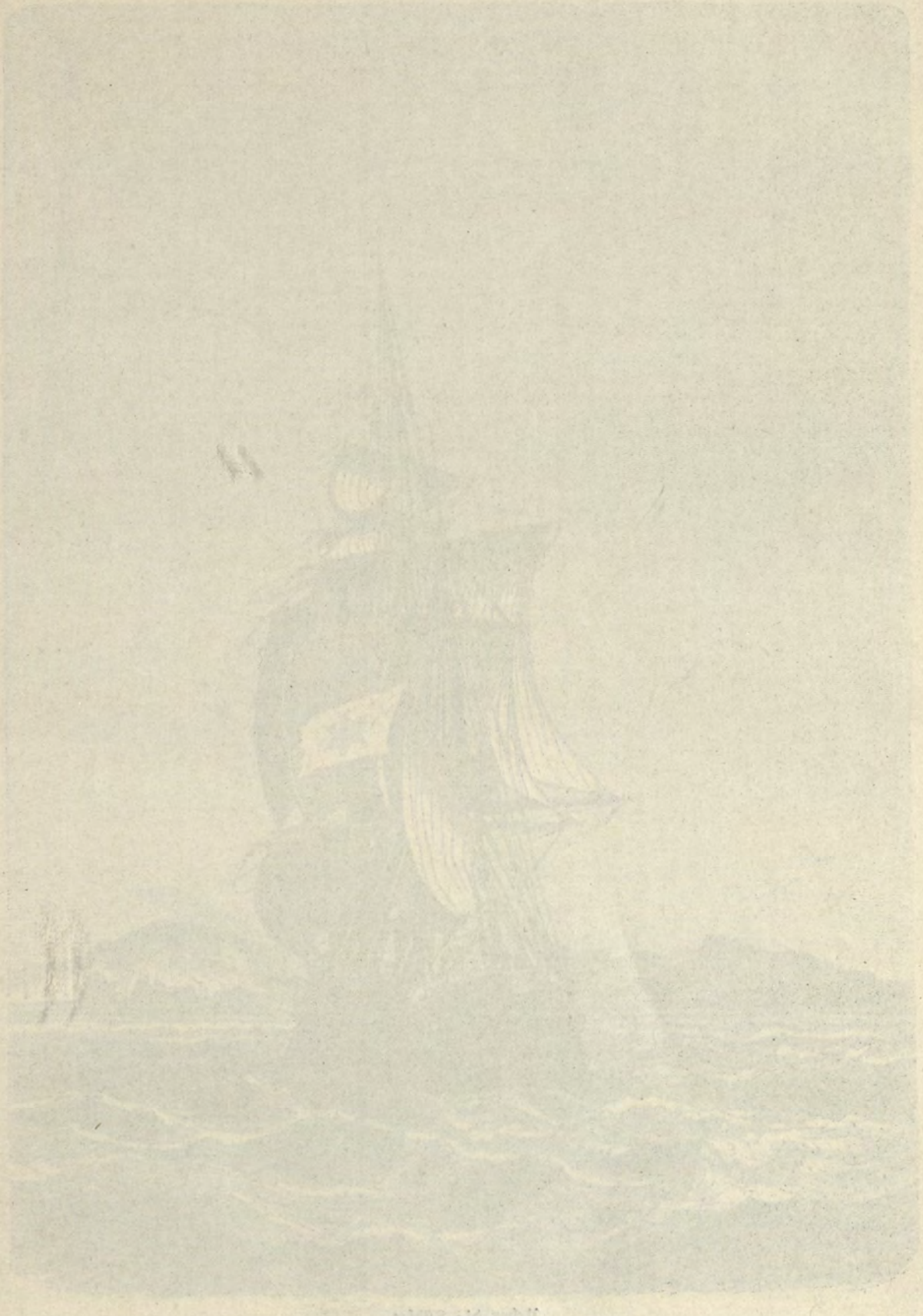
Fr. Schaffgotsch Lol

P.-E.
G.-E. Poly.

P.-E.G.E
585

P. Z. g. C. Polj 8.

Ueber die Südsee.



Ueber die Südsee.

Ueber die Südsee.

(Australien und Oceanien.)

Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend.

Von

Joseph Spillmann S. J.

Mit zwei colorirten Karten.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1892.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

lit. poch.
Australia
Oceania

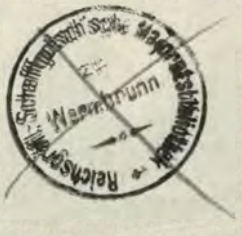
CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773
Wa5166980

Kat

INSTYTUT GEOGRAFII P. A. N.
BIBLIOTEKA
9120

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Reichsgräfl. Schaffgotsch'sche Majoratsbibliothek
Warmbrunn



Acc. 1931. 143.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

ZBIORNICA
Księgozbiorów
Zabezpieczonych

N-4656912 NH-66634/TMK

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Vorwort	IX
Uebersicht und Reiseplan	1

I. Australien.

1. Entdeckung	3
2. Australiens Bodengestalt	4
3. Australiens Pflanzenwelt	8
4. Australiens Thierwelt	10
5. Australiens Mineralschätze	14
6. Die Australneger	17
7. Der Vernichtungskrieg gegen die Eingeborenen	26
8. Die Benediktinermission Neu-Norcia	27
9. Die ersten Kolonisten und die ersten Priester Australiens	41
10. Deutsche Kolonisten und deutsche Ordensleute in Australien	46
11. Das herrliche Heranblühen der katholischen Kirche in Australien	50
12. Reisen im Innern Australiens	52
13. Aus dem Leben der Squatter	57
14. Ein kurzer Besuch der Großstädte	60

II. Neu-Seeland.

1. Entdeckung Neu-Seelands	66
2. Feuerspeier, heiße Seen und Gletscher	67
3. Neu-Seelands Pflanzen- und Thierwelt	72
4. Die Maori	74
5. Die religiösen und staatlichen Verhältnisse der Maori	77
6. Neu-Seeland wird eine britische Kolonie	80
7. Die Ankunft katholischer Missionäre	82
8. Der Maorikrieg von 1845	85
9. Gründung der Bisthümer Auckland und Wellington	90
10. Der große Maorikrieg	92
11. Politischer und kirchlicher Aufschwung Australiens	96

III. Neu-Caledonien.

1. Weiterfahrt	97
2. Apostolischer Muth	99
3. Die Katastrophe von 1847	105
4. Neue Versuche	107
5. Erfolge	112
6. Ein Besuch auf den Loyalty-Inseln	114
7. Götter- und Todtenverehrung	115
8. Ihre politische Verfassung	120
9. Familienleben, Familienfeste und öffentliche Belustigungen	121
10. Kriege	127
11. Schifffahrt und Fischerei	128
12. Ackerbau	132
13. Krankheiten und Krankenpflege, Tod und Begräbniß	134

IV. Die mittleren Inselgruppen Melanesiens.

1. Ein Besuch der Neuen Hebriden	138
2. Die Bewohner der Neuen Hebriden	139
3. Der Santa-Cruz-Archipel	145
4. Die Salomons-Inseln	147

V. Die deutschen Besitzungen und Neu-Guinea.

1. Die Besitzergreifung	151
2. Uebersicht des Bismarck-Archipels	152
3. Eine Fahrt durch die deutsche Inselgruppe	154
4. Die Bewohner Neu-Pommerns	156
5. Der Duck-Duck	163
6. Neu-Guinea's Bodengestalt, Pflanzen- und Thierwelt	164
7. Die Papua	167
8. Zwei merkwürdige Sagen der Papua	168
9. Kaiser-Wilhelms-Land	169
10. Die englischen Besitzungen auf Neu-Guinea. Ein Schiffbruch	174
11. Die Mission und die Wilden von der Yule-Insel und dem St.-Josephs-Fluß	176
12. Niederländisch Neu-Guinea und Weiterfahrt	182

VI. Mikronesien.

1. Die Korallen und ihr Werk	183
2. Die Karolinen	186
3. Die Bewohner der Karolinen	188
4. Staatswesen und Religion der Karoliner	190
5. Die ersten Missionsversuche auf den Karolinen	192
6. Gründung und Untergang der ersten Gemeinde	195
7. Die Marianen und ihre Bewohner	200

Seite

8. Deutsche Missionäre auf den Marianen 201
9. Der Marschall- und Gilbert-Archipel 203

VII. Mittel-Oceanien.

1. Uebersicht 206
2. Die Fidschi-Inseln 207
3. Die Tonga- oder Freundschafts-Inseln 214
4. Katholische Kirchen und Schulen auf den Tonga-Inseln 220
5. Die Schifferinseln oder der Samoa-Archipel . . 225
6. Die Katastrophe von Apia 229
7. Ein schiffbrüchiger Missionär 232
8. Ein Besuch in der katholischen Mission . . . 236
9. Die Tokelau-Inseln 237

VIII. Ein Blutzeuge der Südsee.

1. Die Vorbereitung zum Kampfe 240
2. Apostolisches Opferleben 245
3. Leiden und Verfolgung 247

Seite

4. Der Tod des Martyrers 252
5. Verherrlichung 254

IX. Das Königreich der Hawaiischen Inseln.

1. Entdeckung 256
2. Die Geschichte 258
3. Die katholische Mission 262
4. Die Vulkane 267
5. Ein Besuch bei den Aussätzigen auf Molokai . . 272
6. P. Damian Deveusters Tod 283

X. Südost-Polynesien.

1. Die Markesas 285
2. Tahiti 290
3. Religiöse Sagen und Gebräuche der Tuamotu-Inseln . 294
4. Die Gambier-Inseln 297
5. Die Osterinsel 300
6. Die Mission auf der Osterinsel 306
7. Sala y Gomez 309

Verzeichniß der Illustrationen.

(Die Vollbilder sind durch fette Schrift bezeichnet.)

Seite

Ueber die Südsee (Titelbild).
Mary's River 5
Der „Dicke Benjamin" (Big-Ben) . . . 7
Ein Flaschenbaum 9
Känguruh 10
Jagd auf Känguruh 11
Schnabelthier 12
Leierschwanz 13
Jagd auf den Leierschwanz unter Farnbäumen 15
Kasuar 16
Stacheleidechse 16
Eingeborne Australiens von Queensland . . 17
Mit Bumerang und Speer bewaffnete Eingeborene auf der Känguruhjagd 19
Rindenkahn der Australier 21
„Tanzen Sie doch, tanzen Sie doch!" . . 25
Die erste heilige Messe in der Wildniß Westaustraliens 29
Bigliagoro 30
Bigliagoro und seine Familie 31
Verwundete Eingeborene, von den Benediktinern gepflegt 33
Die erste Einrichtung in Neu-Norcia . . . 34
Ueber den Swanriver 35
Die ersten eingeborenen Benediktiner Australiens 37
Kloster von Neu-Norcia 39
Kirche von Neu-Norcia 39
Schule, Taufe 40
Maurerarbeiten, Schmiedarbeit 41
Eingeborene Australiens, von den Benediktinern zum Hirtenleben und zu Feldarbeiten angeleitet 43

Seite

Ansicht von Sydney 45
Das Ursulinenkloster zu Armidale in Australien 49
Ochsenkarren im Walde 53
Rast im Schatten des Pferdes 55
Ein australischer Schafscheerer 56
Hürde vor der Schafschur 57
Eintreiben der Rinder 59
Brisbane vor 40 Jahren 60
Ansicht von Brisbane 61
Swanstonstraße zu Melbourne 63
Hindleystraße zu Adelaïde 65
Karte von Neu-Seeland 67
Quellen des Waimakariri 68
Landschaft am Flusse Teremakau 69
Die heißen Springquellen vom Orakeikorako am Waikato 70
Terrassenförmige Teiche am Te-Tarata . . 71
Franz-Josephs-Gletscher 73
Neuseeländischer Flachs 74
Der Huia-Vogel Neu-Seelands 75
Die Kiwis und die Moa Neu-Seelands . . 76
Ein Maori-Parlamentsmitglied 77
Kleidung der Maori-Häuptlinge . . . 78
Kleidung und Köpfe von Maori-Frauen . 79
Kororarika an der Inselbai 81
Am Waikato 83
Auckland 86
Landungsplatz in Auckland 87
Maori-Krieger 88
Ansiedelung im Walde Neu-Seelands . . 89
Weg durch den Urwald 90
Brücke über die Manavatuschlucht . . . 91

Seite

Ansicht von Wellington 92
Dunedin 94
Ansicht von Picton 95
Karte von Neu-Caledonien 97
Neucaledonische Doppelpiroge 98
Der Kagu 99
Neu-Caledonier 101
Waffen und Werkzeuge aus Neu-Caledonien . 102
Schmuckgegenstände ꝛc. aus Neu-Caledonien . 103
Neucaledonische Hütten 105
Hafen von Numea 109
St. Louis, die Hauptstation der Maristen auf Neu-Caledonien 110
Palast des französischen Gouverneurs in Numea 111
Ansicht von Numea 112
Strafanstalt auf der Insel Nu 113
Ein christlicher Neu-Caledonier 114
Missionsstation in Pueßo 115
Doibat, der Herrscher des neucaledonischen Paradieses 117
Der Jarik 118
Häuptlingshütte 119
Thürpfostenverzierungen von einer Häuptlingshütte 120
Töpfe der Belep-Insulaner 121
Perlengeld, Börse 122
Kanakenhütten 122
Kopfputz der Belep-Insulaner . . . 123
Armspangen der Belep-Insulaner . . . 124
Halsschmuck der Belep-Insulaner . . . 125
Maske der Belep-Insulaner 128
Maskirter Belep-Insulaner 129

	Seite
Steinsack, Schleuder, Schleudersteine	130
Waffen der Belep-Insulaner	131
Einfache Piroge	132
Doppelpiroge der Beleps	133
Das Schmücken der Todtenschädel, um einen Sturm heraufzubeschwören	134
Mittel, um die kleinen Fische herbeizuzaubern	135
Karte der Neuen Hebriden	139
Männer von verschiedenen Inseln der Neuen Hebriden	140
Eingeborene Frauen von Aneitum	141
Eingeborene von verschiedenen Inseln der Neuen Hebriden	143
Waffen und Schmuckgegenstände von den Neuen Hebriden	145
Tätowirte Bildsäulen von den Salomons-Inseln	146
Kampf zweier Häuptlinge	147
Hütte der Eingeborenen von den Salomons-Inseln	149
Karte des Bismarck-Archipels	151
Dorf in Neu-Pommern	153
Die zwei Vulkane „Vater und Sohn“	154
Dorf Matupi an der Blanche- oder Weißen Bai	155
Fall des Unamula	157
Drei Eingeborene von der Weißen Bai	158
Verschiedene Typen von Eingeborenen Neu-Pommerns	159
Missionsanstalt von Beridni	160
Wohnung eines Häuptlings auf Neu-Pommern	161
Costüm des Duck-Duck-Tänzers	163
Paradiesvogel	165
Papua	167
Papuawohnung	168
Baumhütten der Papua	169
Idole der Papua	170
Karte von Kaiser-Wilhelms-Land	171
Ansicht von Finschhafen	172
Tempel in der Humboldt-Bai	173
Schiffbruch des „St. Paul“	175
Ueberfall im Flußlabyrinthe	177
Leo-Hafen	178
Mission auf der Yule-Insel	179
Mündung des St.-Josephs-Flusses	181
Uebersichtskarte von Mikronesien	184
Korallenzweig nebst den Thieren	185
Korallenstock	185
Koralleninsel	186
Actinien	187
Landschaft auf der Insel Yap	189
Versammlungshaus u. Geldsteine auf der Insel Yap	191
Alte portugiesische und spanische Fahrzeuge	193
Die Faktoreien in Pschalut	196
Zweig eines Brodbaumes	201
Melonenbaum	203
Panzer der Gilbert-Insulaner	204
Kabua, der König von Jaluit	205
Landschaft von Fidschi	206
Piroge auf dem Rewafluß	207
Volkstypen und Haartrachten auf Fidschi	208
Typen von Fidschi-Insulanern	209
Ein junger Fidschi-Insulaner in Fest- und Kriegscostüm	210
Dorf von Eingeborenen auf den Fidschi-Inseln	211
Der König der Fidschi-Inseln	212
Kirche und Priesterwohnung auf den Fidschi-Inseln	213
Unterseeischer Ausbruch	214
Georg, König des Tonga-Archipels	215
Missionäre auf Wallis	217
St.-Josephs-Kirche zu Sigawe	219
Kloster der Schwestern zu Maofaga	221
Alte Kirche und Missionshaus zu Maofaga	222
Kirchhof zu Maofaga	223
Bischöfl. Residenz von Mua-Tonga	224
Katholische Ansiedelung zu Mua	224
St.-Josephs-Kirche zu Mua-Tonga	225
Riesenbaum zu Mua	225
Karte der Samoa- oder Schiffer-Inseln	226
Durchfahrt durch die Korallenriffe	227
Landschaft von Apia auf Samoa	228
Häuser auf den Samoa-Inseln	229
Hafen von Apia	230
Das Kanonenboot „Adler“ kentert in einer Sturzsee	231
Msgr. Bataillon	233
Bischöfl. Residenz und Kirche der Unbefleckten Empfängniß zu Apia	235
Christliche Samoanerinnen	236
Kawa-Schale und -Becher	237
Haus der Schwestern zu Apia	238
Ankunft des Dampfers in Nukunono	239
Der selige Peter Maria Alois Chanel	243
Häuptling mit Halsschmuck aus Thierzähnen	247
Insulaner mit Streitkeule	249
Das an Stelle des Martertodes zu Poï errichtete Denkmal	251
Triumph des seligen Chanel	253
Karte der Hawaii- oder Sandwich-Inseln	256
Eingeborene der Hawaii-Inseln bei der Mahlzeit	257
Bucht von Kealakeakua	258
Der Hafen von Honolulu	259
Kathedrale von Honolulu	260
Bergschlucht bei Honolulu	261
Landschaftsbild auf den Sandwich-Inseln	263
Anstalt der Schwestern von den heiligsten Herzen zu Honolulu	265
St.-Ludwigs-Colleg in Honolulu	266
Spital von Honolulu	267
Der Feuersee	268
Mauna Kea und Mauna Loa vom Meere aus	269
Ein Krater am Mauna Loa	271
Glühender Lavastrom	272
Erstarrter Lavastrom	273
Dorf und Küstenlandschaft auf den Hawaii-Inseln	277
Wohnhaus und Kapelle des P. Damian Deveuster	279
P. Damian Deveuster	281
Tätowirter Markesas-Insulaner	285
Tätowirte Hand	286
Bai von Taiohaë auf den Markesas-Inseln	287
Ein Baumriese auf den Markesas-Inseln	288
Hütten und Uferlandschaft auf den Markesas-Inseln	289
Halbinsel von Tahiti	290
Wasserfall auf Tahiti	291
Bananenbaum	292
Uferlandschaft auf Tahiti	293
Landschaft auf Tahiti	294
Die Kirche zu Tunhora auf Anaa	295
Erste Wohnung der Missionäre auf Anaa	296
Die heutige Residenz der Missionäre zu Tunhora	297
Ursprung der Welt nach den Sagen der Tuamotu-Insulaner	299
Götzen ꝛc. der Südsee-Insulaner	300
Waffen, Schmuck ꝛc. der Paumotu-Insulaner	301
Südufer von Mangarewa	303
Häuptling der Osterinsel	304
Bei den Steinriesen im Krater des Rono-raraka	305
Kopf eines Götzenbildes auf der Osterinsel	307

Beilagen:

Karte von Australien und Neu-Seeland (S. 64). — **Uebersichtskarte von Australien und Polynesien** (am Schluß).

Vorwort.

Gleiche Beweggründe, wie zur Veröffentlichung der beiden Reisewerke „Rund um Afrika“ und „Durch Asien“, veranlassen auch die Herausgabe des vorliegenden Bandes, welcher eine Fortsetzung der unternommenen Fahrt um die Welt bietet. Wie in den Vorreden zu den bereits erschienenen Theilen bemerkt, ist es unsere Absicht, der katholischen Jugend zunächst und der Familie überhaupt, statt der geographischen Werke, die entweder durch Inhalt oder Illustration dem Glauben oder der Herzensunschuld Gefahren bereiten, sittenreine, belehrende und veredelnde Bücher über ferne Länder und Völker in die Hand zu geben. Dieselben sollen die geographischen Kenntnisse der Jugend durch Wort und Bild erweitern, aber auch ihr Herz durch den Hinweis auf die heroischen Arbeiten der Glaubensboten, welche die Lehre Christi unter den größten Mühsalen bis an die Marken der Erde tragen, mit neuer Liebe zu unserem Glauben erfüllen. Daß dieser schöne Zweck durch die bisher erschienenen Bände wirklich erreicht, versichern viele überaus freundliche Besprechungen von katholischer Seite, wofür der Herausgeber herzlich dankbar ist. Und selbst Recensenten in nichtkatholischen, ja in sonst kirchenfeindlichen Blättern haben den belehrenden Charakter und die passende Ausstattung lobend anerkannt und daher diese Bände zur Aufnahme in Schülerbibliotheken empfohlen.

Möge mithin der vorliegende Band ebenfalls Belehrung, Unterhaltung und Erbauung gewähren! Er führt uns durch den fünften und sechsten Welttheil, durch Australien und Oceanien. Auch auf dieser Fahrt über die weiten Wasser der Südsee haben wir zunächst die Schilderungen der Glaubensboten, wie sie im Laufe der letzten zwanzig Jahre in den „Katholischen Missionen“ erschienen, zu einem Bilde vereinigt. Welch bessere Gewährsmänner könnte man finden, da sie diese Länder und Inseln mit ihren Völkern und Sitten nicht wie der Reisende, der nach kurzer Weile scheidet, sondern vielfach durch jahrelangen Aufenthalt und vertrauten Verkehr genau kennen lernten! Die wenigen Lücken haben wir durch Schilderungen aus verschiedenen Reisewerken ergänzt, namentlich aus Graf Hübners geistreichem Buche „Durch das Britische Reich“ und aus Roskoschny's „Die Deutschen in der Südsee“. Denn selbstredend wurden die deutschen Kolonien: Kaiser-Wilhelms-Land auf Neu-Guinea, Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg u. s. w., die Besitzungen auf den Salomons- und Marschall-Inseln, die Katastrophe auf Apia, welche die deutsche Flotte so hart getroffen, endlich auch die Thätigkeit deutscher Glaubensboten aus älterer und neuerer Zeit eingehender geschildert.

Wie bei den früheren Bänden, hat die Verlagshandlung im Vereine mit dem Verfasser auch diesen Band durch einen reichen Bilderschmuck (über 200 Illustrationen, wovon viele Seitenbilder) geziert. Zwei größere colorirte Karten, eine Karte Australiens und eine Uebersichtskarte der Südsee, werden willkommene Beigaben sein, während im Texte selbst eingefügte Specialkarten alle wichtigeren Inselgruppen erläutern.

Manche Blätter auch dieses Buches entstammen der Feder meiner theuern Freunde und Ordensbrüder, der hochw. PP. Alexander Baumgartner, Rudolf Cornely, Jakob Fäh, Anton Huonder, Joseph Knabenbauer und Wilhelm Kreiten.

So fördere denn diese Fahrt „Ueber die Südsee“ in ihrer Weise ebenfalls die größere Ehre Gottes!

Exaeten bei Roermond, den 22. September 1892.

Joseph Spillmann S. J.

Uebersicht und Reiseplan.

Auf unserer Reise „Durch Asien" drangen wir südöstlich bis zu den Gewürzinseln oder Molukken und bis zu den östlichsten der kleinen Sunda-Inseln, Flores und Timor, vor. Da standen wir an den Ufern des Stillen Oceans oder der Südsee. 150 Längengrade, d. h. vom 130. Grad östlicher bis zum 80. Grad westlicher Länge, also 2250 geographische Meilen auf dem Aequator gemessen oder nahezu 17 000 km, dehnt sich die Breite des Oceans zwischen dem Archipel von Ostindien und der Westküste Amerika's. Siebenzehnmal die Strecke zwischen Köln und Königsberg oder zwischen Wien und Paris! Nach Norden und Süden aber setzen ihm nur die Eismassen der beiden Polarmeere Schranken.

Aus den Fluten dieser ungeheuern Wasserfläche, die mit Recht auch den Namen des Großen Oceans führt, tauchen die Landmassen und Inseln des Doppel-Welttheils Australien und Oceanien auf, welchen wir nunmehr besuchen wollen.

Beide zusammen haben einen Flächenraum von nahezu 9 Millionen qkm (genau 8 958 626 qkm) und kommen daher an Größe Europa beinahe gleich, das bekanntlich rund $9^1/_2$ Millionen (genau 9 693 541) qkm zählt. Während aber Europa 358 Millionen Einwohner hat, bewohnen alle diese Länder der Südsee nur etwas über $5^1/_2$ Millionen Menschen. Sowohl an Flächenraum als Einwohnern überbietet das Festland Australien alle Inseln der Südsee zusammen weit. Hat doch Australien (mit Tasmanien) 7 695 726 qkm und eine Bevölkerung von 3 230 000 Seelen; Oceanien dagegen nur 1 262 900 qkm mit 2 454 600 Einwohnern.

Von diesen Ländern hat mehr als acht Neuntel, nämlich 8 216 986 qkm (ganz Australien, Neuseeland, den Fidschi-Archipel, einen Theil Neu-Guinea's u. s. w.) mit etwas über 4 Millionen Einwohnern, England als seinen Besitz erklärt. In das letzte Neuntel theilen sich mit einigen eingeborenen Fürsten, wie z. B. dem Könige von Hawaii, die Holländer, Deutschen, Franzosen und Spanier. Das deutsche Schutzgebiet wird auf 253 860 qkm, also nahezu die Hälfte von Deutschland, und die Zahl seiner Bewohner auf annähernd 390 000 Seelen angegeben.

Diese verschiedenen Inselgruppen und vorab das Festland Australien also wollen wir besuchen und überall auf unserer Fahrt, wie wir es in Afrika und Asien thaten, Land und Leute kennen lernen. Europäische Einwanderer haben sich namentlich in Australien und Neuseeland in bedeutender Zahl eingebürgert und die eigentlichen Einwohner, die rohen Australneger und die bildsamen Maori, fast verdrängt. Auf den anderen Inseln und Gruppen sind die Eingeborenen — auf Neu-Guinea und den angrenzenden Inseln die wilden Papua, auf den übrigen Archipeln die eigentlichen Südsee-Insulaner, die Kanaken, in einer großen Anzahl unter sich verschiedener, aber doch verwandter Stämme — die vorherrschende Bevölkerung. Viele Tausende sind noch Heiden, Hunderttausende aber auch Christen, darunter nahezu 700 000 Katholiken. Mehr als eine halbe Million davon finden wir auf Australien, zum großen Theile eingewanderte Irländer. Neuseeland zählt etwa 70 000, die übrigen Inseln 80 000 Katholiken. Fast überall werden wir katholische Priester und Glaubensboten, Kirchen und Kapellen finden und uns auf mancher Insel an dem Eifer der Neubekehrten, die noch vor kurzer Zeit dem grauenhaftesten Kannibalismus fröhnten, erbauen können.

Australien ist sowohl seinen Eingeborenen als auch seiner Bodenbeschaffenheit, seiner Thier- und Pflanzenwelt nach so wesentlich von der Natur der weithin über die Südsee sich ausbreitenden Inselflur und deren Einwohner verschieden, daß die Erdbeschreibung die Inselwelt unter dem Namen Oceanien als eigenen sechsten Erdtheil von dem fünften Erdtheile Australien getrennt hat.

Wir werden auf unserer Fahrt „Ueber die Südsee" beide Welttheile besuchen. Zunächst steuern wir nach Australien, dem großen Südland, das im Laufe eines Jahrhunderts durch Englands Thatkraft aus der Nacht der Barbarei in das Licht christlicher Gesittung getreten ist, und auf dessen Boden sich auch die katholische Kirche so herrlich entfaltet hat. Seine eigenartige Pflanzen- und Thierwelt, seine Geschichte und Entwicklung, seine herrlichen Städte und öden Steppen werden wir betrachten, und erzählen, was katholische Glaubensboten, eifrige Priester und thatkräftige Bischöfe Großes in Australien gethan. Dann geht unsere Fahrt nach Südosten zu der großen Doppelinsel Neuseeland mit ihrer wunderbaren Bergwelt, wo ähnlich wie auf Island neben starrenden Gletschern heiße Quellen sprudeln und dampfen, wo aber auch herrlicher Wald und fruchtbares Feld sowohl dem eingeborenen Maori als dem eingewanderten Europäer ein gesundes und gesegnetes Heim bieten. Wenn wir uns über die Natur und Geschichte dieser merkwürdigen Inseln genügend unterrichtet haben, steuern wir nordwestlich und erreichen, sobald der Wendekreis des Steinbocks überschritten ist, die eigentliche Inselwelt Oceaniens. Denn ihre schönen Eilande liegen fast ausnahmslos zwischen den beiden Wendekreisen, und zwar bei weitem der größte Theil zwischen der Gleicherlinie und dem südlichen Wendekreise. Das erste Land, das vor unserm Blicke aus dem Meere emportaucht, ist das langgestreckte Neu-Caledonien, das zusammt den benachbarten kleinen Inseln unter Frankreich steht. Da tritt uns zum erstenmal das Volk der Melanesier entgegen, mit dessen Sitten und Sagen uns die katholischen Missionäre, denen es gerade hier besonders gelungen ist, diese rohen Wilden unter das Joch Christi zu beugen, bekannt machen werden. Nordwestwärts, wie sich von Neu-Caledonien aus der große Inselbogen Melanesiens hinzieht, besuchen wir der Reihe nach die Neuen Hebriden, die Königin-Charlotte-Inseln und betreten mit der Gruppe der Salomons-Inseln das deutsche Schutzgebiet in der Südsee. Schon die Namen erinnern uns, daß hier seit einigen Jahren die deutsche Flagge weht. Der frühere Archipel Neu-Britannien heißt jetzt Bismarcks-Archipel, die Insel Neu-Britannien Neu-Pommern, das frühere Neu-Irland Neu-Mecklenburg. Leider gehören die Bewohner größtentheils noch zu den schlimmsten Kannibalen. Von dieser Inselgruppe aus betreten wir das Kaiser-Wilhelms-Land, die Nordküste von Neu-Guinea, der großen Papua-Insel, die größer ist als ganz Oesterreich-Ungarn und noch keineswegs völlig erforscht wurde. Ihre Westspitze reicht nahe an den Aequator hinan, den wir nun kreuzen und in nördlicher Fahrt die Palau- oder Pelew-Inseln aufsuchen. Oestlich an diese grenzt die Gruppe der Karolinen, mit denen die etwas nördlicheren Marianen geschichtlich und politisch als Besitzthum Spaniens verbunden sind. Geographisch gehören sie mit dem Marshall- und Gilbert-Archipel zur Inselkette Mikronesiens, die sich nördlich vom Aequator parallel zur Kette Melanesiens bis zur Gruppe der Lagunen-Inseln hinzieht. Da beginnt die Inselwelt Polynesiens. Gleich die erste Gruppe, die Fidschi-Inseln unter britischer Fahne, gehört zu den wichtigsten der Südsee. Von hier aus steuern wir mit östlichem Curse nach den Tonga- oder Freundschafts-Inseln und den Samoa- oder Schiffer-Inseln, wo wir ebenfalls viele Deutsche treffen. Dann geht es in nordöstlicher Fahrt nach dem Inselreich Hawaii mit seinen Vulkanen und seinem zu einer künstlichen Gesittung emporgeschraubten Volke. An Molokai, der Stätte christlichen Opfermuthes des sel. P. Damian, der sich im Dienste der armen Aussätzigen so großartige Anerkennung verdiente, werden wir nicht ohne Gruß vorbeisegeln. Und noch einmal wenden wir dann den Bug des Schiffes, um auch den Inselgruppen Südost-Polynesiens, darunter dem reizenden Tahiti, einen Besuch abzustatten. Der letzte Markstein unserer Reise über die Südsee wird die im weiten Ocean verlorene einsame Osterinsel sein, die von dem nächsten Punkte der Westküste Amerika's immer noch etwa viermal so weit entfernt ist als Paris von Wien.

Also muthig auf zur weiten Fahrt über den inselbesäeten Ocean! Maria, der Meeresstern, sei unser Schutz und Schirm!

I. Australien.

1. Entdeckung.

Von der Insel Timor aus brauchen wir nur über die nicht sehr breite Arafura-See zu setzen, um die Halbinsel Koburg und so die Nordküste Australiens zu erreichen. Wir werden aber schon besser thun, einen der großen englischen Dampfer zu besteigen, welche von Singapore aus alle 14 Tage ohne anzuhalten durch die Sunda-See und Torres-Straße mit den großen Hafenstädten an der Ost- und Südostküste Australiens verkehren. Am Cap York, dem nördlichsten Punkte der flachen, von vielen Riffen umsäumten Halbinsel York, erblicken wir zuerst das australische Festland; dann geht die Fahrt durch das gefährliche Korallenmeer südwärts längs der Ostküste zunächst an Queensland hin zu dessen Hauptstadt Brisbane. Hier treten die Höhenzüge ganz nahe an das Ufer und verleihen demselben große Aehnlichkeit mit dem gebirgigen Strande von Süd-Wales, weshalb das Land den Namen Neu-Süd-Wales erhielt. Sydney mit dem herrlichen Hafen Port Jackson ist seine Hauptstadt; dasselbe ist die Mutterstadt aller australischen Kolonien. Von ihm aus wurde auch die Victoria-Kolonie an Australiens Südostecke, mit Melbourne, jetzt Australiens größter Stadt, gegründet.

Bevor wir aber eine dieser Weltstädte oder überhaupt den Boden des großen Südlandes betreten, wollen wir kurz die Geschichte seiner Entdeckung kennen lernen.

Am 25. September 1513 entdeckte der Spanier Vasco Nuñez de Balboa von einem Berggipfel auf der Landenge von Panama aus den Großen Ocean und nahm vier Tage später, als er die Küste erreichte, bis an die Kniee in die Fluten hineintretend, mit gezücktem Schwerte und entfalteter Flagge Besitz „von den australischen Meeren mit allen ihren Ländern und Gestaden, Inseln und Reichthümern, Reichen und Marken, die dazu gehören oder gehören mögen, im Namen der Monarchen Castiliens, denen das Reich und die Herrschaft dieser Indien gehört — die Inseln, sowie das nördliche und südliche Festland mit seinen Meeren vom Nordpol bis zum Südpol, diesseits und jenseits des Aequators, innerhalb und außerhalb der Wendekreise des Krebses und des Steinbocks, solange die Welt dauern wird bis zum jüngsten Gericht aller sterblichen Geschlechter".

Es war aber Balboa nicht beschieden, das von ihm entdeckte Meer zu durchforschen. Vier Jahre später, als er eben die ersten Schiffe mit unendlicher Mühe auf den Großen Ocean gebracht — stückweise waren sie vom Golf von Darien aus über die Landenge an die Küste des Golfes von Panama befördert worden — und die erste Fahrt nach Peru antreten wollte, wurde er angesichts des von ihm gefundenen Meeres auf Befehl seines Nebenbuhlers, des Pedrarias Davila, unter der falschen Anklage des Hochverrathes hingerichtet.

Die Spanier suchten nun für ihre Schiffe einen Weg nach dem in Mittelamerika gefundenen neuen Meer, durch das sie nach Indien zu kommen hofften. Schon 1515 fand Diaz de Solis, südwärts segelnd, die riesige Bucht des La Plata-Stromes und meinte, in ihr die gewünschte Durchfahrt entdeckt zu haben. Er wurde von den wilden Uferbewohnern gefangen, geschlachtet und verzehrt, und seine Gefährten flohen entsetzt die ungastlichen Gestade. Erst fünf Jahre später, am 21. October 1520, entdeckte der kühne Seefahrer Magelhaens an der Südspitze Amerika's die nach ihm benannte, vielfach gewundene und an Gefahren reiche Meeresstraße. Am 27. November war die Durchfahrt glücklich überstanden, und mit vier Schiffen wagte der Seeheld die Fahrt durch die ungeheure Südsee, deren Ausdehnung er allerdings nicht ahnte. Mit nordwestlichem Curse steuerte er in nahezu viermonatlicher Fahrt quer durch die zahllosen Inseln des Stillen Oceans, wie Magelhaens dieses Meer nannte, ohne auch nur eine bewohnte zu erblicken, bis er am 6. März 1521 endlich halbverhungert auf eine der Ladronen- oder Marianen-Inseln stieß. Westlich steuernd, entdeckte er dann die Philippinen und fand auf einer derselben am 27. April 1521 den Tod: ob durch die Eingeborenen oder durch Meuterei seiner Leute, ist nicht gewiß. Ein einziges seiner Schiffe mit 13 Spaniern an Bord erreichte unter Führung Sebastian d'Elcano's am 6. September 1522 den Hafen von San Lucar in Spanien, den Magelhaens am 10. August 1519 verlassen hatte. So war die erste Reise über die Südsee und um die Welt gemacht, ohne daß man die Küsten des großen südlichen Festlandes gefunden hätte. Andere Spanier folgten dem von Magelhaens eingeschlagenen Wege und entdeckten einige wenige Inseln. Von Mexico aus fand della Torre 1542 Neu-Guinea, von Peru aus Mendana 1568, auf seiner Forschungsreise nach dem „Südlande" die Salomonsinseln und auf einer fast 30 Jahre spätern Fahrt die Gruppe der Markesas. Quiros entdeckte 1606 die Insel Espiritu Santo in den Neuen Hebriden und meinte, in ihr das Südland gefunden zu haben. Sein Gefährte Torres endlich sollte wenigstens die äußerste nordöstliche Spitze Australiens erblicken, aber freilich unter welchen Gefahren! Sein Schiff gerieth in die Korallenriffe und wurde in dem Felsenlabyrinth zwei lange, bange Monate festgehalten, ringsum schwarze Klippen und der weiße Schaum der Brandung, jeden Augenblick in Gefahr, auf ein verstecktes Riff zu laufen. Noch Ende des letzten Jahrhunderts brauchten berühmte Schiffer zur Durchfahrt dieser nach Torres benannten Schreckensstraße mehr als zwei Monate.

Wahrscheinlich ist es, daß noch vor Torres Portugiesen einige Küstenpunkte Australiens berührten. Als sich die Holländer auf dem nahen Java festgesetzt hatten, unternahmen sie zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine Reihe von Fahrten nach Süden und Osten und wurden die eigentlichen Entdecker Australiens. Die Namen des großen Carpentaria-Golfes im Norden mit dem angrenzenden Arnhemland wie die Insel Vandiemensland im äußersten Süden weisen auf die holländischen Seefahrer hin, und Tasman legte dem ganzen Continent den Namen Neu-Holland bei, den es bis vor nicht langer Zeit behalten hat.

Bald folgten die Engländer den Spuren der Holländer. 1699 fuhr Dampier an der Westküste Australiens hin und lieferte eine Beschreibung von den öden, unfruchtbaren Gestaden und der

äußersten Armuth ihrer wilden Bewohner. Das war nicht geeignet, die Lust eines Eroberers zu reizen. So wurden die Küsten des großen Festlandes siebenzig Jahre, soviel bekannt ist, von keinem Europäer mehr besucht. Da führte ein wissenschaftliches Unternehmen zur Besitzergreifung Australiens durch England. Der Venusdurchgang von 1769 sollte auf einer Insel der Südsee beobachtet werden, und der später so berühmte James Cook erhielt den Befehl über das für diesen Zweck bestimmte Schiff. Auf der Insel Tahiti, die zur Gruppe der Gesellschaftsinseln gehört, wurden die astronomischen Beobachtungen glücklich vorgenommen; dann unternahm Cook weitere Forschungsfahrten. Er umsegelte Neu-Seeland und stellte fest, daß es aus zwei großen Inseln bestehe; früher hatte man es als ein einziges Eiland betrachtet. Dann gab er seinem Schiffe, dem „Endeavour", westlichen Curs und traf im April 1770 auf die Südostspitze Australiens. Es war die Küste des jetzigen Gippslands, eine der schönsten und fruchtbarsten Gegenden der Kolonie Victoria. Jetzt sind dort überall volkreiche Städte und Dörfer, herrliche Weizenfelder und Weinberge; damals aber ließ der sandige und sumpfige Strand, hinter dem in weiter Ferne Berge emporstiegen, und wo sich dem Schiffe kein günstiger Hafen zeigen wollte, nichts dergleichen ahnen. Cook segelte in nordöstlicher Richtung längs der Küste hin, die immer felsiger und steiler wurde. Dunkle Wälder erhoben sich über den schwarzen, vom Wellenschaum gepeitschten Strandklippen; blaue Berge traten immer näher ans Meer. Endlich öffnete sich eine gastliche Bucht den ausschauenden Schiffern. Als der „Endeavour" vorsichtig in dieselbe einfuhr, gewahrte man einige Wilde, welche drohend ihre Holzwaffen schwangen. Zwei derselben traten den Landenden entgegen und wollten ihnen wehren, Wasser einzunehmen. Es wurde eine Kugel über ihre Köpfe hingejagt; beim Knall ließen sie zwar die Speere fallen, ermannten sich aber rasch wieder. Man schickte einem eine Ladung Schrot in die Beine; er holte einen Schild herbei und wähnte sich so gegen das unbekannte Geschoß der Fremdlinge sicher; erst als man abermals mit Schrot auf sie schoß, ergriffen sie blutend die Flucht. Die Bai schien Cook und dessen Gefährten ein wahres Paradies zu sein; denn es war gerade die Jahreszeit, wo die unbekannten und seltsamen Pflanzen, welche den Botanikern an Bord die reichste Ausbeute boten, in voller Blüte standen; sie erhielt deshalb den Namen Botany-Bai.

Auf der Weiterfahrt nach Norden erreichte Cook bald den Eingang zu dem herrlichen Hafen von Sydney; wohl sah er zwischen den hohen Sandsteinfelsen das enge Thor, das in denselben führt, ahnte aber nicht, daß hinter der unscheinbaren Durchfahrt einer der schönsten Häfen der Welt verborgen liege. Ohne Unfall fuhr Cook längs der ganzen Ostküste Australiens hin bis zur Trinity-Bai, wo er plötzlich auf ein verborgenes Korallenriff lief. Alles schien verloren; selbst nachdem man die Kanonen und Vorräthe aller Art über Bord geworfen, machte die erste Flut das Schiff nicht flott, während die Wogen schon Planke um Planke fortrissen. Nur die Ruhe des Capitäns und seltenes Glück retteten das Fahrzeug. Es gelang, einen nahen Hafen zu erreichen, wo man das Schiff auf den Strand zog und ausbesserte. Das gab Gelegenheit, einen Theil des heutigen Cook-Districts an der Halbinsel York zu untersuchen. Hinter dem ziemlich breiten Gürtel der Mangrovesümpfe fand sich fruchtbares Land, mit dichtem, üppigem Graswuchs. Bald entdeckten sie auch einige der seltsamen Thierarten Australiens. Als ein Matrose zum erstenmal die riesige Fledermaus erblickte, welche man den „fliegenden Fuchs" nennt, entfloh er, außer sich vor Schrecken, und sagte seinen Gefährten, er habe den leibhaftigen Gottseibeiuns gesehen. Ebenso groß war das Staunen beim Anblicke der ersten Känguruhs, die mit ihren großen Hinterbeinen und dem dicken Schwanze sich in gewaltigen Sprüngen über das hohe Gras hinwegschnellten, so daß ein Windspiel sie nicht einholen konnte. Auch das Meer lieferte unbekannte und riesige Thiere, ungeheure Schildkröten und die Riesenmuschel, deren eßbare Bewohnerin bis 20 Pfund schwer wird.

Die Einwohner, deren Bekanntschaft man hier machte, waren anfangs furchtsam, später frech und zudringlich und hätten durch einen böswillig angefachten Wald- und Wiesenbrand beinahe die Vernichtung der Expedition herbeigeführt. Das Schiff war endlich wieder ausgebessert, und man konnte den Ausweg aus den Klippen versuchen. Ein vorausgeschicktes Boot mußte die Tiefe messen und fand endlich ein schmales Thor in der langen Rifflette, das sich durch die dunkle Färbung des Wassers mitten im weißen Gischt der Brandung kenntlich machte. Schon meinten die kühnen Schiffer, nachdem sie die enge Durchfahrt glücklich zurückgelegt, sich geborgen und spannten die Segel zur Weiterfahrt; da plötzlich versagt der Wind und, von der Strömung geführt, wird das Schiff abermals unaufhaltsam der donnernden Brandung zugetrieben. Und abermals, im Augenblicke äußerster Noth, als alle den sichern Schiffbruch erwarteten, öffnete sich in der Rifflette ein rettendes Thor und führte sie in ruhiges Gewässer. So ging es noch oft; denn Cook mußte nun den vergessenen Weg der Torresstraße zum zweitenmal entdecken. Auf einer der vielen Inseln an der Nordspitze der Halbinsel York nahm Cook für England feierlich Besitz von der Ostküste Australiens, an welcher er vom 38. bis zum 11. Grad südlicher Breite, mehr als 400 geographische Meilen, entlang gefahren war und welche er Neu-Süd-Wales nannte. Die glänzende Beschreibung, welche die glücklich Heimgekehrten von den Pflanzen- und Thierwundern der neuentdeckten Küsten entwarfen, deren Berge und Buchten so viele Aehnlichkeit mit dem heimischen Süd-Wales zu haben schienen, führten 18 Jahre später zur Anlage der ersten englischen Strafkolonie an der Stätte des heutigen Sydney und zu der großartigen Blüthe, zu welcher sich das öde Südland im kurzen Laufe eines Jahrhunderts entfaltet hat.

Bevor wir aber von seiner Geschichte und von seiner jetzigen Cultur uns weiter unterhalten, wollen wir seine Gestalt und Naturerzeugnisse, seine Pflanzen- und Thierwelt und die armen Eingeborenen etwas näher kennen lernen.

2. Australiens Bodengestalt.

Man hat mit Recht in der Bodenbildung Australiens und in seinen Umrissen einige Aehnlichkeit mit Afrika gefunden. In der That hat man, wenn man sich von der Nigermündung an die breite Südspitze des afrikanischen Festlandes wegdenkt, ziemlich annähernd das Bild Australiens. Anstatt des Mittelmeeres müssen wir uns im Norden das Timor- und Arafura-Meer denken, das in dem großen Carpentaria-Golf freilich etwas tiefer einschneidet als das Syrtenmeer in Nordafrika; statt der Landenge von Suez haben wir hier die Meerenge der Torresstraße, und längs der Ostküste dehnt sich das Korallenmeer, welches an das Rothe Meer insofern erinnert, als auch dieses durch zahlreiche Korallenriffe gefährdet wird. An Stelle der Berge Abessiniens erheben sich im Südosten die Australischen Alpen und die Kette der „Blauen Berge", welche sich längs dem Ostufer hinziehen. Die größte Aehnlichkeit aber hat Australiens Westküste mit den entsprechenden Küsten der

Sahara, und auch im Süden erinnert die flache Große Australische Bucht an den Golf von Guinea.

Noch mehr als seine äußeren Umrisse mahnt die Gestalt des Landes selbst an Afrika. Australien ist eine große Hochebene, auf welcher sich einige Höhenzüge, jedoch nicht über 2200 m, erheben. Die bedeutendsten Gebirge stehen, wie schon bemerkt, im Südosten. Die höchste Spitze, der Kosciusko-Berg in den Australischen Alpen oder Warragongbergen, ist nur 2107 m hoch, also noch um etwas niedriger als der Pilatusberg am Vierwaldstädtersee. Aber die Hochebene selbst, die sich aus Sandstein aufbaut, hat ungemein steil abfallende Ränder, so daß der Zugang von der Meeresküste auf das Tafelland überall beschwerlich und an manchen Stellen fast unmöglich ist. Erst die bittere Noth trieb die Ansiedler über den Kamm der Blauen Berge, da im Jahre 1813 eine jener oftmals wiederkehrenden Zeiten der Dürre das Aufsuchen neuer Weideplätze für die Heerden erzwang. Mit der größten Mühe bahnten sie sich durch dichtes Gebüsch, hohen Urwald, steile Schluchten und über Felswände einen Weg, der bald nachher zur gebahnten Straße wurde. Jetzt führt die „Zickzackbahn" über diese Stelle der Blauen Berge. Vom Nepeanthale aus erklimmt sie in vielfach gekrümmten Windungen die Höhe von 1250 m. Da schaut der Reisende ein großartiges Bergpanorama; zu beiden Seiten der Bahn gähnen Felsenkessel von fast 1000 m Tiefe, deren Boden dunkler Urwald deckt. Von zerklüfteten Felsen stäuben Wasserfälle in die Schluchten, während das Auge in der Nähe sich an dem zarten Grün des zierlichen Buschwerks und an dem

Mary's River. (S. 5.)

Schmelze prachtvoller Blumen erfreut. Mount Victoria wurde dieser herrliche Punkt zu Ehren der Königin von England genannt. Von ihm aus steigt die Bahn nach Westen durch schöne Thalgründe in die Ebenen von Bathurst hinab. Viele Tunnels mußten gebohrt, viele kühne Viaducte gebaut werden, um diesen Schienenweg, einen der theuersten der Erde, herzustellen. Auf jede englische Meile rechnete man eine halbe Million Mark. Eine ganze Reihe von Bahnen übersteigen jetzt die verschiedenen Bergketten, die den Ostrand des großen australischen Tafellandes bilden.

Nach Westen senkt sich und verflacht sich das Tafelland in ein einförmiges Tiefland, das nach Süden zu in die Savannen des Murray und seiner Nebenflüsse, nach Norden und Westen in große Sand- und Steinwüsten ausläuft, die jedoch selten ganz kahl sind, sondern meist dichtes Buschwerk und Stachelgras tragen. Unregelmäßige Sandsteinketten, die sich aber nirgends zu einem eigentlichen Gebirge erheben, durchsetzen dieses öde, viele Tausende von Geviertmeilen bedeckende Land. Die höchsten Spitzen befinden sich an der Westküste, der Mount William mit 1200 und der Mount Bruce mit 1250 m Höhe.

Die Bodengestalt Tasmaniens gleicht der Australiens; die durch die Baßstraße vom Festlande getrennte Insel ist ebenfalls ein Tafelland, auf dem sich zahreiche niedrige Bergkuppen erheben, deren höchste der Ben Lomond mit 1600 m ist.

Kein einziger Berg Australiens erreicht die Grenze des ewigen Schnees; kein Gletscher speist die Flüsse oder füllt die Sammelbecken der Seen, welche unsere Heimat bewässern und befruchten. Die wolkenbruchartigen plötzlichen Regengüsse, welche manchmal auf ihre steilen Flanken niederstürzen, überschwemmen die Thal-

gründe und brausen, mehr verwüstend als befruchtend, in wenigen Stunden vorüber, und der reißende Strom verwandelt sich in ein steiniges Flußbett, in welchem von Tümpel zu Tümpel ein seichter Wasserfaden schleicht. Diese spärliche Wasserversorgung, verbunden mit dem starken Salzgehalt seines Bodens, ist die Ursache der geringen Fruchtbarkeit des größten Theiles von Australien.

Der bedeutendste Fluß ist der Murray, der in den Australischen Alpen entspringt und nach Vereinigung mit seinem Hauptnebenflusse, dem Darling, welcher ihn eigentlich an Länge des Laufes und Größe des Flußgebietes weit übertrifft, etwas östlich von Adelaide bei Wellington in eine Ausbuchtung der Encounter-Bai mündet. Der Stromlauf mißt von der Murray-Quelle 1350 km, nicht viel mehr als die Länge unseres Rheins, von der Quelle des Darling aber, der Darwan-Quelle, 2320 km, etwa 200 km weniger als die Donau. Aber an Schönheit und Wasserfülle kann er sich mit diesen deutschen Strömen nicht vergleichen. Seine Strömung ist so schwach, daß sein Wasser noch weit von der Mündung schon beinahe ebenso salzig ist als das Meerwasser. Ueberdies sperrt eine Barre die schmale Mündung und läßt nur kleine Fahrzeuge einlaufen. Der Darling ist nur zur Zeit der starken Regen auf eine kurze Dauer schiffbar; sobald dann der Telegraph sein Steigen verkündet, machen sich Hunderte von Flußdampfern und flachen Barken bereit, in aller Eile die Massen von Ballen Schafwolle, Häuten und Talg zu holen, welche die Schaf- und Rinderhirten in seinem obern Flußgebiete aufgehäuft haben. Im untern Laufe treten steile Felswände aus Kalkstein oft auf weite Strecken nahe an den Fluß heran und wechseln mit wildem Buschland, Stachelgrasflächen und dem Binsendickicht ausgedehnter Sümpfe. Riesige Eucalyptusbäume stehen oft am Uferrande, bis der Fluß ihr Wurzelwerk unterwaschen hat und sie in seine Fluten stürzen, dem Schiffer ein oft schwer zu überwindendes Hinderniß bereitend. Erst weit im Innern wird das Uferland fruchtbarer und bietet große Weidetriften und endlich gutes Ackerland. Nahe an der Quelle, am Westfuße der Australischen Alpen, wird Getreide und Wein in Fülle gebaut und dehnt sich ein schönes, gesegnetes Land.

Von den übrigen viel kleineren Flüssen Australiens sind noch zu nennen der Yarra-Yarra, an dessen Ufern Melbourne erbaut ist, der Hawkesbury, der in die Broken-Bai, etwas nördlich von Sydney, mündet und 225 km weit landeinwärts schiffbar ist, aber durch seine plötzlichen Ueberschwemmungen und Verheerungen eine traurige Berühmtheit hat. Ebenso sind die Thäler des Hunter, der bei Newcastle mündet, und des Clarence, der sich in die Shoal-Bai ergießt, schön und fruchtbar, aber gleichfalls den immer wiederkehrenden Zerstörungen durch Hochwasser unterworfen. Die Flüsse Queenslands, der Brisbane, Mary (vgl. das Bild S. 5) und Fitzroy, sind nur auf kurze Strecken schiffbar. Von größerer Bedeutung für die Zukunft scheinen mehrere Flüsse an der Nordküste, der große Roper, Victoria, Fitzroy und einige andere, die ziemlich weite Strecken auch für größere Schiffe fahrbar sind und fruchtbare Landschaften durchfließen. Auch der Schwanenfluß an der Westküste wird von Dampfern befahren, obschon eine Felsenbarre seine Mündung sperrt.

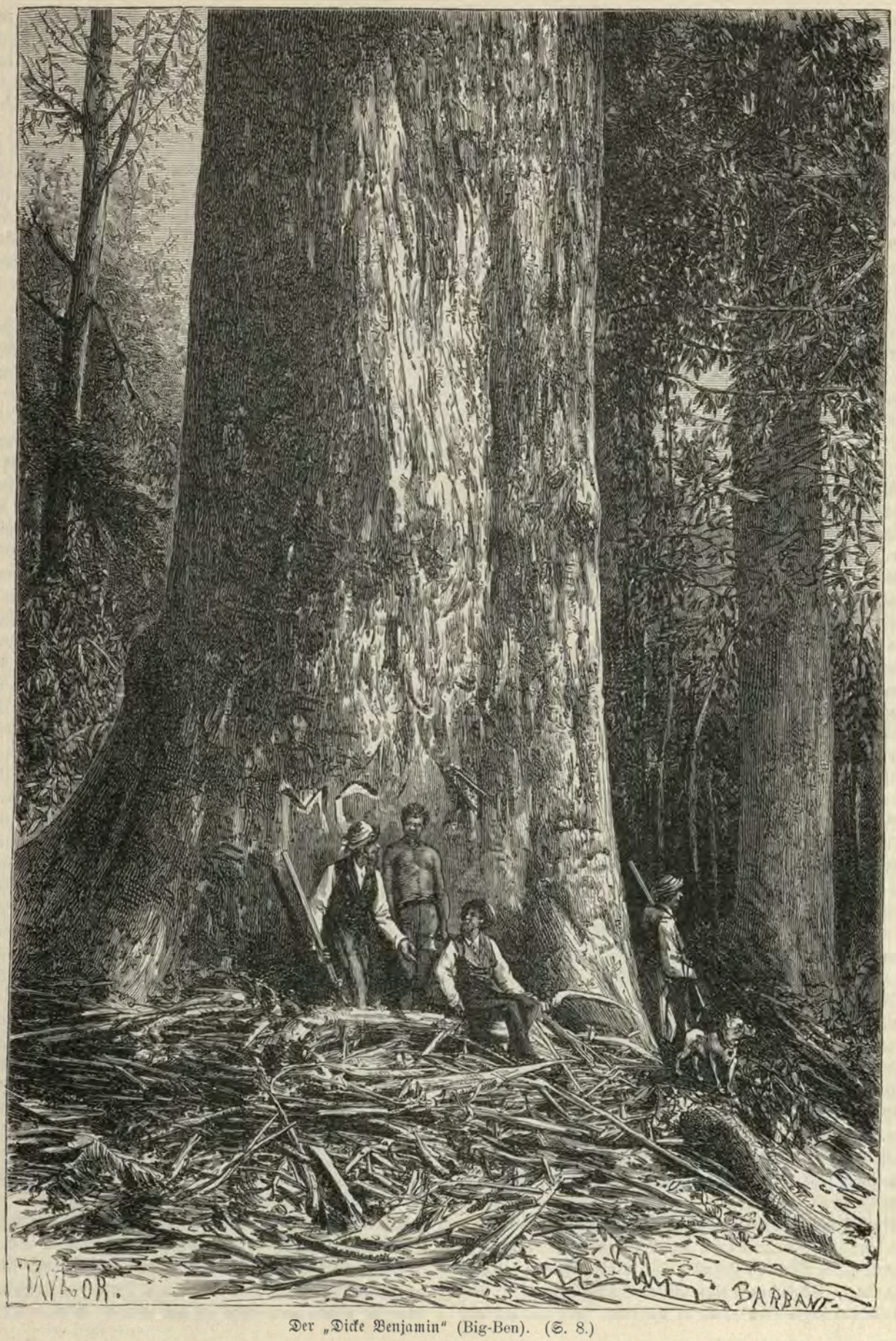
Das Innere Australiens hat eine Anzahl von Steppenflüssen, die alle in irgend einen Salzsumpf münden. Sie haben nur zeitweilig, nach anhaltenden Regengüssen, Wasser, und auch die Sumpfseen trocknen aus, eine Schicht schimmernden Salzes hinterlassend, deren trügerische Decke einen zähen, gefährlichen Morast verhüllt. Der größte dieser Salzseen ist der Eyre-See in Südaustralien, der den Cooper, einen Steppenfluß von 1350 km Länge (also länger als der Rhein), aufnimmt; der Spiegel dieses Sees, der große Aehnlichkeit mit den Steppenseen hat, welche wir in Asien trafen, wird auf rund 10 000 km angegeben und würde mithin ein Viertel der Schweiz bedecken. Nicht viel kleiner sind der Amadeus-, Gairdner- und Torrens-See, zu denen noch eine Reihe kleinerer Seen und Sümpfe zu zählen sind, welche zusammen einen bedeutenden Theil von Süd- und Südwest-Australien bedecken.

So ist also der Mangel eines Hochgebirges und die daraus folgende ungenügende und unregelmäßige Bewässerung die Ursache, daß weitaus der größte Theil Australiens eine öde, zur Ansiedelung ungeeignete Wüste bildet. Und auch das an sich überaus fruchtbare Land, das namentlich im Südosten und Osten sich zwischen dem Rande der Hochebene und der Küste hinzieht, hat unter dem Einflusse des wüstenähnlichen Binnenlandes zu leiden. Wie die Sahara den Samum, so entsendet nämlich auch die australische Wüste einen glühenden Wind, der nur zu oft in wenigen Stunden die Hoffnungen der Ansiedler vernichtet. Wie versengt legen sich unter seinem Hauche die Halme zur Erde und verdorrt das Gras auf den Weideplätzen; das Wasser der Cisternen verdunstet im Nu, und selbst die Vögel des Himmels stürzen verschmachtend zur Erde. Rothe Wolken des feinsten Wüstenstaubes erfüllen die Luft, verschleiern das Bild der Sonne und dringen selbst in die sorgfältigst verschlossenen Wohnräume ein.

Australien liegt zu zwei Fünfteln in der tropischen und zu drei Fünfteln in der gemäßigten Zone. Alle bedeutenderen Städte gehören der letztern an. Brisbane, die Hauptstadt von Queensland, hat das Klima von Tunis in Nordafrika, Sydney den Sommer von Constantinopel und den Winter von Kairo, in Melbourne und Adelaide steigt das Thermometer im Sommer bis zu 32 und 34° R. und kann im Winter den Gefrierpunkt erreichen, obschon der Winter im allgemeinen an Milde dem Siciliens gleichkommt. Das Tafelland der Hochebene ist natürlich viel kühler; da fällt nicht selten Schnee und friert der Boden, wodurch er zum Wein- und Weizenbau tauglich wird. Wenn wir Sommer haben, so ist es in Australien Winter, und wenn bei uns die Erde mit Schnee und Eis bedeckt ist, und die Bäume vom Reife funkeln und lange Eiszapfen an der Dachtraufe hangen, dann glüht im fernen Südlande alles in Sommerhitze; denn dort sind die heißesten Monate Januar und Februar, die kältesten Juni und Juli.

Die Regenmasse, die mitunter in Neu-Süd-Wales fällt, ist ganz ungeheuer; daher die plötzlichen Ueberschwemmungen in den Flußthälern. Auf der andern Seite wird das Land noch viel häufiger von entsetzlicher Dürre heimgesucht. Zu Wentworth, wo der Darling in den Murray mündet, fiel vom October 1876 bis Juli 1878, also während 30 vollen Monaten, kein Tropfen Regen. Etwa 6 Millionen Pferde, Rinder und Schafe gingen während dieser entsetzlichen Dürre ein; auch die wilden Thiere fielen in Schaaren; leere Ziehbrunnen fand man metertief mit verdursteten Vögeln angefüllt. Nicht nur die Weidegründe waren versengt, sondern selbst der zähe Salzbusch vermochte dieser Dürre nicht zu widerstehen. Dieses Uebermaß bald an Wasser, bald an Trockenheit verschließt den größten Theil Australiens dem Ackerbau und wird auch dem Hirten nur zu oft verderblich.

Der Gesundheit dagegen ist das Klima Australiens im ganzen durchaus nicht schädlich; die Sterblichkeit ist sogar weit geringer als in unseren europäischen Staaten.



Der „Dicke Benjamin“ (Big-Ben). (S. 8.)

3. Australiens Pflanzenwelt.

Kein anderer Erdtheil ist von der Natur so stiefmütterlich bedacht worden wie Australien, wenn es sich um für den Menschen genießbare Früchte handelt. Obstbäume nach unserem Begriffe hat man im „Südlande" nicht gefunden, auch keine eßbaren Beeren, wie sie in unseren Wäldern wachsen, nicht einmal nahrhafte Wurzeln oder Knollengewächse. Getreidearten brachte der Boden Australiens keine hervor, wenn man eine wildwachsende Hirsenart abrechnet, die freilich von den Australnegern genossen wird, die aber so wenig Nahrungsstoff enthält, daß ihr Genuß vor dem Hungertode nicht zu retten vermag. Selbst die Palmen Australiens tragen keine genießbaren Früchte. Zwar redet man von neuholländischen „Birnen" und „Kirschen"; aber das lautet wie Hohn, wenn man die traurigen Erzeugnisse Australiens mit den süßen und saftigen Früchten unserer Birn- und Kirschbäume zusammenhält. Die holländische Birne wächst nämlich an einem Strauche, der an sandigen, öden Stellen gedeiht und mit unserem Birnbaume gar keine Aehnlichkeit hat. Er trägt längliche, lorbeerartige, lederharte Blätter und eine Frucht, die einer umgekehrten Birne ähnelt, d. h. nicht mit dem dünnern, sondern mit dem dickern Ende am Stiele sitzt. Dieselbe ist nicht eßbar. Ebenso verhält es sich mit der australischen „Kirsche"; die rothe oder gelbe Frucht, die auf den ersten Anblick Aehnlichkeit mit einer Kirsche hat, welcher der Kern an der Außenseite festsitzt, ist nur eine beerenartige Verdickung des Fruchtstils, an welchem der steinige Same wächst. Wir wollen diese Frucht ruhig an dem Strauche hangen lassen; anstatt einer Erquickung würde sie unsern Gaumen nur durch einen brennenden und beißenden Geschmack quälen. Das einzige einigermaßen Eßbare, was die australische Pflanzenwelt darbietet, sind die Kerne einer Araucarienart, welche in den Fruchtzapfen dieser zu den Nadelhölzern gehörenden Bäume sich finden und von den Eingeborenen Bunja-Bunja genannt werden.

Auf einheimische Früchte werden wir also in Australien verzichten müssen; desto ergiebiger liefert aber sein Boden die Früchte der tropischen wie der gemäßigten Zonen der übrigen Erdtheile, welche die Einwanderer anpflanzten. Im Norden treffen wir herrliche Bananen; in Neu-Süd-Wales die köstlichen Früchte Spaniens und Italiens: Orangen, Citronen, Mandeln, Feigen; in dem kühlern Tasmanien Aprikosen, Pfirsiche und namentlich unsere Aepfel und Birnen in großer Menge und vorzüglicher Güte. Neu-Süd-Wales, Victoria und überhaupt Südaustralien treiben Weinbau im großen; nicht nur sonnige Hügel, wie am Rhein, sondern weite Ebenen, wie in der Gegend von Bordeaux, sind in Weingärten verwandelt. Doch steht der australische Wein an Wohlgeschmack dem süßen Safte unserer Trauben nach und fand bisher in Europa nur wenig Absatz. Dagegen hat England in einem einzigen Jahre für rund 30 Millionen Mark Weizen aus Australien bezogen. Alle europäischen Getreidearten gedeihen im Süden Australiens, namentlich in Tasmanien. Mais wird in großer Menge gebaut, ebenso Kartoffeln, ohne die nun einmal die Europäer nicht gut leben können. Der Fleiß der Ansiedler hat also dem Boden Australiens, der von Natur so karg war, eine große Menge vorzüglicher Früchte abgewonnen, und wir brauchen bei unserer Reise keine Angst zu haben, Mangel zu leiden.

Die einheimische Pflanzenwelt Australiens, welche wir jetzt etwas näher betrachten wollen, hat für den Ankömmling etwas ganz Befremdendes. Farben und Formen, die er nie gesehen, begegnen seinem Auge. Statt des frischen Grüns unserer Laubwälder, statt der farbenprächtigen Gebilde der Tropenwelt, tritt uns hier eine blasse, graubläuliche Färbung entgegen. Die Blätter sind nämlich mit einer dicken, starren Oberhaut überzogen, welche die grüne Färbung nur matt durchschimmern läßt, der Pflanze aber als Schutz gegen die Dürre nothwendig ist. Statt der Blätter werfen in Australien viele Bäume die Rinde ab. „Einmal im Jahre," sagt der Engländer Henderson, „und zwar im März, dem ersten Herbstmonat, häuten sich die Bäume. Die Oberfläche der Rinde sieht dann aus, wie wenn sie, von der Sonne versengt, Blasen bekäme; dann rollt sie sich auf und fällt in großen und kleinen Stücken zu Boden, wodurch die Bäume ein sonderbares scheckiges Aussehen erhalten und wie in einem zerlumpten Bettelkleide dastehen. Wenn die dünne Oberhaut ganz abgefallen ist, erkennt man die Bäume kaum wieder; denn die Stämme, welche vorher braun waren, haben nunmehr eine hellgelbe oder hellblaue Farbe." Die Bäume werfen auch, trotz ihrer oft mächtigen Kronen, wenig Schatten; ihre Blätter stehen nämlich starr wie Nadeln von den Zweigen ab und haben statt der wagerechten Stellung unserer Blätter eine senkrechte, so daß die Sonnenstrahlen ungehindert zwischen ihnen durch ihre sengenden Pfeile schießen können.

Ungeheure Strecken sind von Gras, andere ebenso ungeheure von Gestrüpp bestanden. Das Grasland kleidet sich nach dem ersten Winterregen im April in ein wunderherrliches Gewand. Ueberall sprießen und blühen die schönsten Blumen auf, prachtvolle Orchideen, wohlriechende Stackhousien, goldene Ranunkeln, die glühendrothen Blüten der Kennedyen, zarte Glockenblumen auf schlanken Stielen. Darüber wiegen wie in abgemessenen Zwischenräumen die Kronen riesiger Eucalyptusbäume ihre herrlichen Blütendolden. Aber das prachtvolle Frühlingskleid ist von kurzer Dauer; rasch verwandelt es der Sonnenbrand in Staub und Asche. Dauerhafter ist das Gewand des Gestrüpplandes oder des „Scrub", wie es nach dem englischen Namen gewöhnlich genannt wird. Es verleiht der Ebene auf oft Hunderte von Meilen das Ansehen eines düstern, wogenden Meeres von einer todten, blaugrünen Färbung und besteht aus einem wüsten Durcheinander starrer, saftloser Formen. Beängstigende Stille herrscht im Scrub; kein Mensch, meint Dr. Mücke, könnte für längere Dauer in dieser entsetzlichen Oede leben, ohne seinen Verstand zu verlieren. Der Boden besteht aus Sand, heißem, grundlosem Sand, Tage- und Tagereisen weit. Statt eines saftigen Halmes entsprießt demselben das berüchtigte „Stachelschweingras", wie es bezeichnend genannt wird. Aus seinem dicken Wurzelstocke schießen nach allen Richtungen halbkugelförmig eine Unmasse Stacheln von mattgrüner Färbung und bis zu 2 m Höhe, welche der gefürchteten Pflanze, die dem unvorsichtigen Wanderer äußerst schmerzhafte Wunden beibringt, das Aussehen eines riesigen Stachelschweins verleiht.

Flüchten wir aus dem traurigen Scrub in das großartige Landschaftsbild eines Eucalyptuswaldes, wie wir es in den Bergthälern des Küstenstriches nicht selten treffen. Da sehen wir Bäume, die zu den riesenhaftesten der Erde gerechnet werden müssen. In den feuchten Waldschluchten Victoria's maß man einen Eucalyptusbaum (E. amygdalina) von 131, im Thale des Warren im südlichen Westaustralien einen andern (E. colossea) von 125 m Höhe. Auch in Tasmanien sind derartige Baumriesen von 100 m Höhe keine Seltenheit. Der „Big-Ben", dessen Abbildung wir S. 7 bringen, und der im Thale von Blackspur steht, wird auf eine Höhe von „über 120 m" angegeben und würde mithin nicht gar zu tief unter den Kreuzblumen der Kölner Domthürme zurückbleiben. Man hat gesagt, um sich ein Bild des herrlichen Baumes zu machen, müsse man die Krone einer Linde auf den schlanken Schaft einer Palme

gesetzt denken. Das gibt aber nur eine unvollkommene Vorstellung. Kräftig und gerade wie der Stamm einer mächtigen italienischen Pappel erhebt sich der mit faseriger, palmenartiger Rinde bedeckte Stamm kerzengerade in die Höhe. Unten hat der Stamm der entwickelten Bäume oft einen Durchmesser von 3 bis 4 m und noch mehr. In einer Höhe von 7 bis 8 m schlingen einige Zweige einen schmalen Laubgürtel um den schlank ansteigenden Stamm, und das wiederholt sich in Abständen stufenweise. Aber erst in einer Höhe von 20 bis 30 m theilt sich der herrliche Baum in 4 bis 5 Hauptäste, welche fast senkrecht manchmal bis zu einer Höhe von 60 bis 70 m emporsteigen und zusammen eine prächtige spitzgewölbte Krone bilden. Das dunkle, pergamentartige Blatt, das an langen braunen Stielen steht, kann freilich nicht die üppige Belaubung bieten, welche unsere Linden mit einer so dichten Schattenkrone schmückt. Dafür trägt der Eucalyptus zur Blütezeit einen herrlichen Schmuck weißrother Blumenbüschel mit befiederten rothglänzenden Staubfäden, und Schaaren wunderbar gefärbter Papageien wiegen sich in seinem Gezweig.

Noch andere, theils schöne, theils abenteuerliche Baumformen ziehen unter den etwa tausend Baumarten Australiens unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sehr schön sind einige Araucarien, eine Art Nadelholz, die namentlich im Nordosten Australiens in ihrer ganzen Pracht sich entfalten. Verschiedene Palmen gedeihen bis südlich von Sydney. Die wundervollen palmähnlichen Farnbäume sind ein ganz eigenartiger Schmuck des australischen Waldes; auf kurzem Stamme entfalten sie eine schirmartige Krone langer, herrlich gefiederter Blattwedel. Sonderbar geformt ist der Grasbaum. Auf niedrigem, stark harzigem, lockerem, oft vielfach gewundenem Stamme sitzt eine Krone, deren Blätter grobem Grase ähnlich sind; aus ihrer Mitte erhebt sich ein oft 10 m hoher Blütenstiel, so daß mit ihm der ganze Baum eine Höhe von 20 m erreicht und mithin an Größe den meisten unserer Waldbäume nahe kommt. Noch weit abenteuerlicher ist aber der sogen. Flaschenbaum (vergl. untenstehendes Bild), eine Sterculia, deren Stamm fast ebenso dick als hoch und flaschenartig ausgebaucht ist, während die Krone mit ihren wenigen, krummen und verkümmerten Aesten einen traurigen Anblick gewährt. Das Holz dieses Baumes, der im ganzen einer riesigen Rübe gleicht, hat ein sehr lockeres Gewebe, ähnlich dem Fleische einer Runkelrübe, und wird deshalb von den Wilden herausgebohrt. Der Baum ist namentlich über die Steppen des Nordens verbreitet.

Ein Flaschenbaum.

Manche australische Holzarten sind von ganz vorzüglicher Güte. Der Yarrah-Yarrah, eine Eucalyptusart (E. marginata), liefert ein als Mahagony bezeichnetes Holz, das, ähnlich dem indischen Teak, dem den Schiffen so verderblichen Bohrwurm (Teredo navalis) und den Termiten widersteht. Die auch in Europa als „Fieberbaum" eingeführte Eucalyptusart (E. globulus) ist der Dauerhaftigkeit unserer Eichen gleich, erreicht aber bei gewaltig raschem Wachsthum eine viel größere Höhe. Leider halten die Bäume, die in Spanien und Italien mit Nutzen angepflanzt wurden, die Strenge unseres Winters nicht aus. Für Möbel sehr gesucht sind die Holzarten verschiedener Cedern, so der „rothen Ceder", die aber das Laub einer Esche trägt und eine Höhe von 50 m erreicht, der Cypressentanne, der Bleistiftceder, der australischen Buche, der Traueracacie und mehrerer anderen Arten, deren Stämme in bedeutender Menge nach Europa ausgeführt werden. Bedeutend ist auch die Ausfuhr verschiedener Rinden für Gerbereien und Färbereien.

So hat also der liebe Gott auch in der Pflanzenwelt Australiens, so kümmerlich dieselbe im Vergleiche zum Reichthum der Tropen und dem Segen unserer Heimat dasteht, viele Wunder seiner Allmacht und Güte geoffenbart. Sehen wir nun die Thierwelt an, welche die Wälder und Steppen belebte, bevor die europäischen Einwanderer kamen und wie eine große Anzahl Pflanzen, so auch eine Menge verschiedener Thiere in die neue Heimat in der fernen Südsee einführten.

4. Australiens Thierwelt.

Man hat gesagt, Australiens Thiere zeigten noch mehr als seine sonderbaren Pflanzen, daß es uns, wie kein anderes, ein ganz fremdes Land sei, das Land der „Gegenfüßler", in welchem uns eben auch eine verkehrte Welt entgegentreten müsse. In der That finden wir dort nicht nur in der Pflanzenwelt verkehrte „Birnen" und „Kirschen" mit dem Kern an der Außenseite, sondern auch in dem Thierreich manches Abenteuerliche. Dort gibt es Eulen, die bei Tage fliegen, einen Kuckuck, der bei Nacht ruft, Schwäne und Gänse mit schwarzem Gefieder, Ratten, die ihre Jungen in einem Beutel mit sich herumtragen, und endlich das Schnabelthier, das in manchen Eigenschaften Verwandtschaft mit der Vogelwelt zeigt, während es doch ein richtiges Säugethier ist. Wir wollen die merkwürdigsten dieser Thiere etwas kennen lernen.

Wie Australien keine Pflanzen hervorgebracht hat, welche dem Menschen eßbare Früchte bieten, so besitzt es auch nicht eine einzige Thierart, welche den Bewohnern als Hausthier Dienste leisten könnte. Keine Rinder-, keine Schaf- oder Ziegenart, deren Milch und Fleisch zur Nahrung diente, kein Zug- oder Lastthier, wie das Pferd oder Kameel, weder zahme noch wilde Schweine, weder Hirsche, Rehe noch Hasen finden sich in Australien. Der Dingo oder australische Hund, ein schakalähnliches Thier, ist neben einer Marderart der einzige Vertreter der Raubthiere, konnte aber niemals, ebenso wenig wie unser Wolf, eigentlich gezähmt werden.

Känguruh.

Dagegen ist Australien die eigentliche Heimat der Beutelthiere, deren es dort über 100 verschiedene Arten gibt. Ihren Namen haben sie von der Beuteltasche, in welche sie ihre Jungen, die ganz unentwickelt zur Welt kommen, hineinschieben und dieselben so längere Zeit mit sich tragen. Zu ihnen gehört der Kuskus, den wir schon auf der Insel Timor (vergl. Durch Asien II. S. 292) getroffen haben, das Opossum und die Känguruhs, welche jetzt noch zu Tausenden die unbewohnten Grassteppen des Innern beleben.

Die Känguruhs (vergl. obenstehendes Bild) oder Springbeutelthiere sind wirklich seltsame Wesen. Der Kopf ist verhältnißmäßig klein, die Brust schmal, die Vorderbeine schwach und wie verkrüppelt. Aber je mehr man nach hinten kommt, desto größer, ja unförmlicher werden die Theile. Lenden und Hüften sind unverhältnißmäßig stark, Hinterbeine und Schwanz sehr kräftig und lang; namentlich lang sind Schienbeine und Fußwurzel. Die schwachen Vorderläufe kann das Thier zum Gehen kaum gebrauchen, dafür dienen sie ihm als Hände; mittelst der Hinterläufe und des starken Schwanzes aber kann es in gewaltigen Sprüngen entfliehen. Grasreiche, von Buschwald umstandene Ebenen sind seine Lieblingsplätze, auf denen es sich in Heerden von 50—100 Stück bald äsend, bald ruhend umhertreibt; am Abend suchen sie gerne einen Wassertümpel auf.

Unter den Känguruhs ist vor allem das Riesenkänguruh zu nennen, ein Thier, das mit dem Schwanze 3 m lang wird und ein Gewicht von 100 kg bekommt. In hockender Stellung hat es Mannesgröße. Seine Färbung ist graubraun, die Behaarung dicht, glatt und weich, fast wollig. Ein altes Männchen hat stets die Leitung des Trupps; ihm folgen bei der Flucht blindlings alle Thiere, wie die Schafe dem Leithammel. Es ist erstaunlich, mit welcher Ausdauer sie in gewaltigen Sätzen das Weite suchen. Gould, ein englischer Naturforscher, der das Leben dieser Thiere eingehend studirte, erzählt folgendes von der Flucht eines Riesenkänguruhs oder „Boomers", wie die australischen Ansiedler dasselbe nennen: „Ich erinnere mich mit Freuden eines stattlichen Boomers, der sich auf offener Ebene plötzlich zwischen den Hunden aufrichtete und dann dahinjagte. Zuerst warf er den Kopf empor, um nach den Hunden zu spähen und zu finden, nach welcher Seite ihm ein Fluchtweg offen sei; dann aber jagte er, ohne einen Augenblick zu verlieren, fort und ließ uns Zeugen des tollsten Rennens sein, das wir jemals mitangesehen. 14 (engl.) Meilen rannte der vogelschnelle Läufer in einem Zuge, und ich zweifelte anfangs nicht im geringsten, er werde uns entwischen, da er freie Bahn vor sich hatte. Zu seinem Unglücke nahm er aber die Richtung nach einer Landzunge, die sich etwa 2 Meilen weit in die See hinaus erstreckt. So konnte ihm der Rückzug abgeschnitten werden, und er mußte seine Rettung im Schwimmen versuchen. Der Meeresarm, der ihn vom Festland trennte, war etwa 2 Meilen breit, und ein scharfer Wind warf starke Wellen ihm entgegen. Aber es blieb ihm keine andere Wahl: entweder den Kampf mit den Hunden bestehen oder die Rettung durch die See suchen. Ohne Zögern stürzte er sich in die Wogen und kämpfte sich muthig durch die Brandung, obschon die Wellen oftmals über ihn hinwegrollten. Schließlich aber verließen ihn die Kräfte; er mußte umkehren, und todmatt erlag er in kurzer Frist seinen Verfolgern. Die Strecke, welche er auf der Flucht durchlaufen, beträgt mit Einschluß der verschiedenen Krümmungen mindestens 18 Meilen, und etwa 2 Meilen schwamm er. Ich glaube, daß er bis zur Spitze der Landzunge 2 Stunden brauchte, und er lief da noch ebenso rasch wie im Anfang." Das Känguruh legte also in 2 Stunden 30 km zurück, und das ist auch für ein Rennpferd auf guter Straße eine ganz anerkennenswerthe Leistung. Das harmlose Thier ist übrigens den Hunden und Jägern gegenüber nicht ganz wehrlos; mit einem Schlage seines starken Hinterfußes schlägt es den unvorsichtigen Verfolger über den Haufen, daß ihm Hören und Sehen vergeht, und der scharfe lange Nagel seiner Mittelzehe reißt schmerzhafte und nicht ungefährliche Wunden. Man jagt die Thiere

Jagd auf Känguruh. (S. 12.)

mehr um ihrer Haut, die ein vorzügliches Leder liefert, als um ihres Fleisches willen, das zwar genießbar, allein keineswegs wohlschmeckend ist. Bei einem Kesseltreiben (vergl. das Bild S. 11) werden sie oft zu Hunderten in ein hohes Gehege getrieben und erschlagen. Man treibt sie auch wohl eine Schützenlinie entlang; es bedarf aber geübter Schützen, um die in unregelmäßigen Sätzen pfeilschnell vorüberjagenden Thiere durch einen Schuß in die schmale Brust richtig zu fällen. — Aehnlich wie das Riesenkänguruh leben auch die kleineren Arten dieser Sprungthiere: das Berg-, Baum- und Felsenkänguruh, der Hasenspringer, die Opossum- und Känguruhratte.

Noch viel seltsamer sind die Schnabelthiere (vergl. untenstehendes Bild), deren Heimat Australien ist. Sie werden etwa 50 cm lang, wovon 12 cm auf den dicken, abgestumpften Schwanz kommen. Statt des Maules haben sie einen eigentlichen breiten Entenschnabel aus Horn, und auch der innere Bau mancher ihrer Organe erinnert an die Vögel. Früher meinte man, sie legten Eier und brüteten dieselben aus; das hat sich aber nicht bestätigt; im Gegentheil hat man gefunden, daß sie zu den Säugethieren zu rechnen sind. In den Schnabel münden die Nasenlöcher; hinter demselben befindet sich ein häutiger Kragen, der den Augen des Thieres Schutz gewährt, während es im Flußschlamm Nahrung sucht oder die Gänge seines Baues gräbt. Die Vorderfüße sind mit einer Schwimmhaut versehen, welche über die Krallen etwas vorragt, während an den Hinterfüßen die Krallen über die kurze Schwimmhaut hinausreichen; so ist das Thier sowohl zum Schwimmen als zum Graben eingerichtet und versteht sich auf beides vorzüglich. Die Haut ist dicht behaart; der obere Pelz fühlt sich etwas hart an, darunter liegt aber ein feiner, seidenartiger, dichter Haarwuchs, demjenigen unseres Maulwurfs ähnlich. Derselbe verbreitet einen unangenehmen, fischartigen Geruch. Das Schnabelthier lebt in und an Flüssen, am liebsten, wo in ruhigem Wasserlaufe Pflanzen stehen, an deren Blättern es verschiedene Kerbthiere, seine Nahrung, findet. Mit der Dämmerung geht es auf Beute aus, schwimmt

Schnabelthier.

behende am liebsten in der Nähe des Ufers stromauf und ab, jeden Augenblick auf den Grund tauchend, den es mit dem Schnabel durchschnüffelt, und dann wieder an die Oberfläche kommend, um Luft zu schöpfen. Was es Genießbares findet, birgt es in seinen geräumigen Backentaschen. Im Flußufer legt es auch seinen Bau an, der gewöhnlich zwei Eingänge, einen etwa 30 cm über und einen unter dem Wasserspiegel hat. Die Röhre läuft, oft vielfach gewunden, je nach den Schwierigkeiten, die der Boden bietet, schief aufwärts, ist 10—15 m lang und mündet in einen geräumigen Kessel, den das Thier, wie auch den Gang, mit trockenen Wasserpflanzen bestreut. Das harmlose Wesen wird von den Eingeborenen gejagt und verzehrt.

Australiens Vogelwelt ist keineswegs so arm an Arten wie das Reich seiner Säugetiere. Im Gegentheil zeichnet sie sich durch die Pracht vieler ihrer Angehörigen aus. Papageien, Loris, Kakadus und Sittiche von seltener Farbenpracht in mehr als 60 verschiedenen Gattungen beleben seine Wälder, sind aber keineswegs die Lieblinge seiner Ansiedler, indem sie in Schaaren gierig über die Ernte herfallen. Sie sind deshalb in den Gegenden, in welchen der Ackerbau blüht, auch schon nahezu ausgerottet und vertrieben worden. Zu den Prachtvögeln Australiens gehört auch der Atlasvogel, der mit unseren Drosseln und Pirolen verwandt ist. Das wie Atlas glänzende Gefieder des Männchens ist tief blauschwarz, die Vorder- und Armschwingen, Flügeldeck- und Steuerfedern sind sammtschwarz, blau an der Spitze, der Schnabel lichtbläulich-hornfarben, an der Spitze gelb, der Fuß röthlich. Das Weibchen ist an der Oberseite grün, an den Flügeln und auf dem Schwanz dunkelgelbbraun, auf der Unterseite gelblichgrün, jede Feder hier mit dunkelbraunem Mondflecken nahe an der Spitze, wodurch eine Schuppenzeichnung entsteht. Der dem Atlasvogel verwandte Kragenvogel hat ein einfacheres warmbraunes, getüpfeltes Kleid, trägt aber als seltene Zier eine herrliche Krause oder einen Halbkragen von langen Federn, die wie gesponnenes Glas schimmern und eine liebliche rosenrothe Farbe haben. Beide Arten werden Laubenvögel genannt, weil sie die Gewohnheit haben, rein zu ihrem Vergnügen, wie es scheint, sich Lustlauben zu er-

bauen. Sie flechten zunächst aus Zweiglein einen ziemlich festen Fußboden, der wie eine Matte aussieht; dann stecken sie zu beiden Seiten Zweige oder schlanke Ruthen in den Boden und befestigen sie so, daß die Enden sich übereinander neigen und ein oft metertiefes Gewölbe bilden. Zum Schmucke dieser Lauben, in denen sie keineswegs nisten, schleppen sie allerlei glänzenden Krimskrams herbei, bunte Steine, Federn, Muscheln, Knochen, kurz alles, was ihnen in die Augen sticht, ähnlich wie es unsere Elstern machen.

Noch schöner und wohl der schönste Vogel Australiens und einer der zierlichsten der Welt ist aber der Leierschwanz (vergl. untenstehendes Bild), welcher in den Bergwäldern ziemlich zahlreich vorkommt, aber sich nur selten sehen läßt; denn er ist einer der scheuesten Vögel, den das leiseste Geräusch unfehlbar in die Flucht treibt. Der Vogel wird, den langen Schwanz eingerechnet, welchen er aufrecht trägt, etwa 90 cm hoch und sieht in der äußern Gestalt einem Fasanen ähnlich. Das Gefieder ist oben dunkel, braungrau, unten aschgrau, die Kehle roth. Das Schönste aber an dem Vogel ist der merkwürdige Schwanz, mit welchem die Männchen geschmückt sind. Dieser Schwanz besteht aus 16 Federn, von welchen die zwei äußersten S-förmig gebogen, sehr dicht, nach der Innenseite schwarzbraun und rostroth gebändert, nach der Außenseite dunkelgrau, an der Spitze sammetschwarz und weiß gefranst sind. Die zwei mittleren Schwanzfedern sind grau, die übrigen zwölf aber schwarz und ganz dünn befiedert, wie die Schmuckfedern mancher Reiherarten. Daraus entsteht nun die Figur einer wunderschönen Leier, über deren leichtgeschwungenen farbigen Rand die mittleren Federn wie ebenso viele leichte Saiten sich emporheben.

Leierschwanz.

Der Vogel nährt sich von Käfern, Schnecken, Würmern, zeitweilig auch von Sämereien. Beim Fressen scharrt er wie die Hühner, aber nicht nach hinten, sondern nach der Seite. Die Singmuskeln sind stark, die Stimme deshalb voll, hell, gellend. Der gewöhnliche Gesang aber ist ein wunderliches Durcheinander verschiedener Melodien und lebhaften Geschwätzes, das plötzlich mit einem dumpfen Knack abbricht. Wie kaum ein anderer Vogel hat der Leierschwanz die Fertigkeit und Neigung, die verschiedensten Töne nachzuahmen. In der Nähe einer Holzsägemaschine in den Australischen Alpen hörte man an einem ganz stillen Sonntag fern im Wald das Bellen eines Hundes, menschliches Lachen, Kindergeschrei, Gesang und Gekreisch verschiedener Vögel und dazwischen das kreischende Geräusch einer Säge, und doch stand die Säge still. Der Wald war unbewohnt. Die Ansiedler wußten erst gar nicht, was es sein sollte, bis sich endlich herausstellte, daß ein Leierschwanz der Urheber dieses sonderbaren Quodlibets sei, indem er bald schrie wie ein böses Kind, bald bellte wie ein Hund, bald die verschiedensten Vögel, bald die Sägemühle nachahmte und dazwischen sein eigenes Gezwitscher zum Besten gab.

Der Leierschwanz ist, wie gesagt, sehr scheu. Die Jäger müssen darum viel Vorsicht und List anwenden, um ihn zu Gesichte zu bekommen. Manche ahmen seinen Lockton nach und bringen ihn so in die Nähe, wie man es bei uns zu Lande mit dem Kuckuck macht. Andere schleichen unter Gebüsch vorsichtig an ihn heran, so daß er sie nicht gewahren kann. Wieder andere stecken den Schwanz eines solchen Vogels auf den Hut und rascheln damit im Laube. Der Leierschwanz meint dann, es sei ein anderer Leierschwanz in sein Gebiet eingedrungen, und fährt auf ihn los.

Sein Nest macht der Leierschwanz am liebsten in tiefen, einsamen Schluchten, wie sie in den zerklüfteten Gebirgen Australiens sehr häufig sind. Da sucht er gewöhnlich ein paar kleine Bäume aus, die nahe zusammenstehen und mit ihren Zweigen den Ansatz zu einem Neste bilden, fügt Reisig, Wurzeln, Hölzer, Moos und Gras zusammen, so daß das Ganze wie ein recht nachlässig zusammengeknickter Reisigbündel aussieht. Aber der Bau ist nichtsdestoweniger recht dauerhaft, ist gut überdacht und gegen Wind und Wetter geschützt. Das Weibchen brütet nur einmal im Jahr und zwar ein einziges Ei aus, so daß die Vögel, wenn einmal recht in Australien gejagt wird, wohl schnell aussterben werden.

Auch unter den Hühnervögeln besitzt Australien einige sehr interessante Arten, namentlich das sog. Buschtruthuhn oder Buschhuhn, das sich in dem dichten Buschwerk Nordaustraliens findet. Das Thier gleicht dem Truthahne; die Haut des nackten Kopfes und Halses ist scharlachroth, der herabhängende Klunker hochgelb. Das Gefieder ist schön chokoladebraun, die Unterseite hellbraun, silbergrau gerändert und gebändert. Das Merkwürdigste an diesem Vogel ist aber die Art und Weise, wie er für seine Brut sorgt. Anstatt selbst zu brüten,

baut er sich nämlich eine Art Brutofen, einen großen Haufen, der oft zwei Karrenladungen Laub und Gras enthält. Die faulenden Pflanzenstoffe entwickeln, wie in einem Mistbeet, Wärme, und wenn diese die richtige Höhe erreicht hat, so legt das Weibchen die Eier in den Bruthaufen. Sclater, ein australischer Naturforscher, schildert das Verfahren der Vögel aus eigener Beobachtung also: „Wenn die Brutzeit herannaht, beginnt das männliche Buschhuhn innerhalb seines Geheges alle vorhandenen Pflanzenstoffe zusammenzuscharren, indem es dieselben, immer einen Fuß voll auf einmal, nach hinten wirft. Da es seine Arbeit stets am äußern Rande des Geheges anfängt, wird die Masse nach innen in den sich immer mehr verengenden Kreis geworfen und mehr und mehr zu einem Haufen aufgethürmt. Sobald dieser ungefähr 1½ m hoch ist, machen sich beide Vögel daran, ihn abzuplatten, und wenn dieses geschehen ist, höhlen sie im Mittelpunkt eine Vertiefung aus. In letzterer werden zu bestimmten Zeiten die Eier abgelegt und ungefähr in einer Tiefe von 40 cm in einem Kreise geordnet. (Die einzelnen Eier liegen 25—30 cm auseinander und sind sorgfältig so gestellt, daß das breitere Ende nach oben steht.) Das Männchen beaufsichtigt den Hergang der Entwicklung und überwacht die Wärme des natürlichen Brutofens sehr sorgfältig. Es bedeckt gewöhnlich die Eier und läßt nur eine runde Oeffnung, durch welche die nöthige Luft nach unten gelangt und durch welche übermäßig gesteigerte Wärme Abzug findet. Bei heißem Wetter aber entfernt es täglich zwei- bis dreimal fast die ganze Blätterdecke. Das ausgeschlüpfte Junge verweilt mindestens 12 Stunden im Innern des Hügels, ohne die geringste Anstrengung zum Herausgehen zu machen, und wird während dieser Zeit ebenso tief vergraben wie der Rest der Eier. Am zweiten Tage kommt es hervor und zwar mit wohlentwickelten Federn, welche beim Ausschlüpfen noch in einer bald platzenden Hülle stecken. Es scheint jedoch keine Neigung zu haben, seine Flügel zu brauchen, sondern bewegt sich ausschließlich mit Hilfe seiner kräftigen Füße. Nachmittags zieht es sich nach dem Bruthaufen zurück und wird von dem besorgten Vater wieder vergraben, aber nicht mehr so tief wie früher; am dritten Tage ist es zum Fliegen vollständig befähigt."

Ganz ähnlich macht es der verwandte australische Dschungelvogel, der einen Bruthaufen von 5 m Höhe und 7 m Durchmesser aufthürmt, und noch kunstreicher ist der Bau des Leipoa, der erst eine Grube von 1 m Durchmesser und 50 bis 60 cm Tiefe ausscharrt, diese mit Laub und Blättern füllt, darüber einen fast meterhohen Hügel aus demselben Stoff aufhäuft und dann das Ganze ringsum mit einem ringförmigen Walle aus Sand bedeckt. Die Nester bleiben so lange offen, bis die Pflanzenstoffe vom Regen gehörig durchnäßt sind und der Zersetzungproceß, der die nöthige Wärme erzeugt, begonnen hat. In einer kesselförmigen Vertiefung, welche domartig überwölbt wird, finden die Eier ihren Platz. Ein solcher Brutofen hat eine Höhe von nahezu 2 m und einen Umfang von 14 bis 17 m. Wenn die Vögel den Bau zu einer zweiten Brut benützen wollen, so schaffen sie erst den gebrauchten Pflanzenstoff heraus und füllen ihn aufs neue mit Laub und Gras, dessen Zersetzung die Brutwärme liefern muß. — Wer hat nun diesen Thieren den Trieb eingepflanzt, einen solchen Brutofen zu bauen und, was selbst dem Menschen schwer fällt, die zur Brut erforderliche Wärme auch ohne Thermometer so zu reguliren, daß die Jungen frisch und gesund ausschlüpfen und alsbald im Stande sind, sich selbst durchs Leben zu bringen? Wahrlich, Gottes Weisheit und Fürsorge spricht aus allen seinen Geschöpfen!

Der Emu oder der australische Strauß, der früher Tasmanien und das Festland zahlreich bevölkerte, ist jetzt stellenweise ganz ausgerottet und droht durch die Weißen vollständig vernichtet zu werden. Er steht dem afrikanischen Strauß an Größe etwas nach, erreicht aber doch 2 m Höhe. Verwandt mit ihm sind die Kasuare. (Vergl. das Bild S. 16.)

Auch aus den übrigen Thiergattungen hat Australien manche eigenthümliche Art, darunter aber auch viele lästige und gefährliche Wesen. Fliegen und Mücken bilden eine Landplage; die Flüsse werden durch den Alligator unsicher gemacht; etwa 60 Schlangenarten, darunter 5 giftige, kommen vor. Sonderbar geformte Eidechsen, so der Dornteufel oder die Stacheleidechse (vergl. das Bild S. 16), schrecken durch ihre Gestalt, sind aber harmlose Wesen. Das Meer bietet lohnende Jagd auf Möwen, Robben, Wale; in der Torresstraße werden Perlen gefischt; Austern und Krabben finden sich an den Ufern, und die Seen und Flüsse — die Salzsümpfe natürlich abgerechnet — sind überaus fischreich.

Die eigentlichen nützlichen Thiere aber, unsere Hausthiere, hat man in Australien eingeführt. Dieselben haben sich da so vermehrt, daß man schon vor 10 Jahren nahezu 1 Million Pferde, über 7 Millionen Rinder, 53 Millionen Schafe und mehr als ½ Million Schweine zählte. Dieser Viehstand bildet jetzt einen Hauptreichthum des Landes. Namentlich ist das Ergebniß der Schafzucht, wofür sich das Binnenland noch am meisten eignet, großartig. Im Jahre 1807 wurde die erste australische Schafwolle — 2½ Centner ausgeführt; 1815 waren es bereits 244 Ballen (der Ballen etwa 4 Centner); 1880 schon 654 511 Ballen allein nach England. Ueber 200 große Schiffe waren erforderlich, diese Fracht nach Europa zu bringen, und vielleicht tragen meine jungen Freunde gerade jetzt an ihren Kleidern von der Wolle, die einst das Gewand eines armen Schäfleins in Australien bildete, und der liebe Gott hat gewußt, für wen er diese Wolle wachsen lasse, ja hat von Ewigkeit her jede Faser derselben gerade für dich bestimmt, daß sie dich in diesem Jahre kleide und wärme!

5. Australiens Mineralschätze.

So karg der Boden Australiens an Nutzpflanzen ist, so überaus reich ist er an Mineralschätzen. Scheint es doch, daß seine Berge und Thäler alle Mineralien bergen, nach denen es den Menschen zumeist gelüstet.

Groß ist zunächst Australiens Goldreichthum. Obschon erst seit 1851 seine Goldfelder ausgebeutet werden, hat es doch schon doppelt so viel geliefert als Brasilien und Rußland bei einem Betrieb von Jahrhunderten. Nur Nordamerika mit seinen Goldfeldern Californiens hat noch mehr des kostbaren Staubes gegeben als Australien. In der Nähe von Bathurst, westlich von Sydney, fand man zuerst australisches Gold, dann noch reichlicher in der jetzigen Kolonie Victoria. Eine Art Wahnsinn erfaßte die Leute bei der Nachricht von diesem Funde; man verkaufte Haus und Hof, gab die besten Stellungen auf, um nach den Goldfeldern zu eilen und Reichthum zusammenzuraffen. Einigen gelang es, viele gingen als Bettler von dannen. Aber die Hoffnung auf Gewinn lockte doch immer neue Schaaren nach den Goldfeldern; schon im ersten Jahre stieg die Bevölkerung von Victoria von nicht ganz 100 000 auf nahezu 400 000 Seelen. Im Jahre 1853 wurde daselbst Gold für 239 Millionen Mark gefunden. Man stieß auf der Oberfläche oder doch in ganz geringer Tiefe auf große Klumpen Gold. Ein schwarzer Schäfer fand 1851 einen Quarzklumpen, der einen Centner Gold enthielt. Ein anderer Goldklumpen wog 2195 Unzen,

Jagd auf den Leierschwanz unter Farnbäumen. (S. 13.)

der für 186 500 Mark verkauft wurde, noch ein anderer erzielte 190 680 Mark u. s. w. Aber derartige Klumpen gab es doch nicht viele, und man mußte mit großer Mühe und Kosten den Quarzgängen nach tiefe Schachte graben und Stollen treiben. Einige dieser Schachte sind 700 m tief. Bei Ballarat wurde in jahrelanger Arbeit mit seltener Ausdauer und einem Kostenaufwand von 600 000 Mark ein derartiger Schacht angelegt. Dann erst wurde das Unternehmen belohnt und zwar in kaum geahnter Fülle; für mehr als 80 Millionen Mark Gold wurde aus der Tiefe zu Tage gefördert, täglich im Durchschnitt für 20 000 Mark, einmal an einem Tage für 120 000 Mark. Im ganzen rechnet man den Ertrag der Goldgruben Australiens bis 1878 auf rund 60 Millionen Unzen im Werth von etwa 4800 Millionen Mark. Das ist eine Summe, die ein Mensch nicht zu zählen im Stande wäre, wenn er auch hundert Jahre lang Tag und Nacht ununterbrochen jede Sekunde 1 Mark durch die Finger gleiten lassen könnte. 140 Zwanzig-Mark-Stücke werden aus 1 kg Gold geprägt. Daraus können meine jungen Freunde leicht ausrechnen, daß 4800 Millionen Mark ein Gewicht von über 1 700 000 kg Gold ausmachen oder nahezu 34 000 Centner. Die Kaiserglocke in Köln wiegt 510 Centner. Man hätte also aus der angeführten Masse etwa 66 ebenso schwere Glocken aus lauterem Golde gießen können! Und nun — hat dieser Schatz die Menschen glücklich gemacht? Einigen wenigen hat er vielleicht irdisches Glück gewährt, aber weitaus den meisten das gerade Gegentheil und ist Veranlassung zu entsetzlichen Verbrechen und Mordthaten geworden. Dem Lande selbst hat das Gold wenig Segen gebracht; anstatt ehrlicher Arbeiter zog es eine Unmasse von Abenteurern an, welche, nachdem sie den Boden durchwühlt, wiederum an eine andere Stelle eilten, wo ihnen größerer Gewinn zu locken schien. Mit ihnen verschwanden dann die Zelt- und Barackenstädte, die sie in Eile errichtet, und sie ließen eine Wüste zurück. Nur an den Stellen, wo eigentliche Zechen mit Pochwerken und Stampfen angelegt und das Unternehmen von Gesellschaften fachmännisch betrieben wurde, sind bedeutende Städte entstanden, wie Ballarat und Sandhurst in Victoria.

Kasuar. (S. 14.)

Auch reiche Zinn- und Kupferwerke beutet man in Australien aus. In dem einen Jahre 1879 wurden an Zinn für 11 Millionen und an Kupfer für 13 Millionen Mark Erze nach England ausgeführt. Ferner findet sich Eisen, Blei, Silber, Antimon und Wismut. An Steinkohlenlagern ist der Osten Australiens reich, und die Flötze, die 1 bis 8 m mächtig sind, finden sich so nahe an der Oberfläche, daß sie fast ohne Unkosten abgebaut werden können. Dazu kommt noch, daß die australische Kohle nicht jene gefährlichen Gase ausströmt, welche die bei uns so gefürchteten „schlagenden Wetter" verursachen, denen schon Tausende wackerer Bergknappen zum Opfer fielen. Endlich enthält der australische Boden werthvolle Marmorarten, Kalk, Gips, Schiefer, Töpferthon, Porzellanerde, große Mengen Salz, auch Edelsteine, wie Diamanten und Saphire. Kurz, die Güte Gottes hat auch in den Grund des großen Südlandes unermeßliche Schätze zum Gebrauche der Menschen eingesenkt. Daß sie dieselben nur nach seiner weisen Absicht verwerthen und über dem schimmernden Tande die ewigen Güter nicht vergessen wollten!

Stacheleidechse. (S. 14.)

6. Die Australneger.

Nachdem wir Australiens Gestalt, seine Pflanzen- und Thierwelt und den Reichthum seiner Mineralschätze etwas kennen gelernt haben, ist es an der Zeit, auch seine Urbewohner zu betrachten (vgl. untenstehendes Bild). Dieselben gehören zu den ärmsten Bewohnern dieser Erde; aber auch sie sind Menschen und auch für sie hat Christus sein Blut vergossen.

Einige glauben, die Eingeborenen Australiens seien mit den Andamiten verwandt und von den Andamen über die langgestreckte Inselkette von Sumatra, Java und Timor in ihre jetzige Heimath eingewandert. Wann und wie das geschah, hat sich übrigens nicht einmal in einer Stammsage erhalten.

Ihre Gesichtsbildung hat Züge von den Negern und Malayen. Die Stirne ist schmal, oft hoch und vorragend; die Augen klein, schwarz, tiefliegend, das Weiße gelb, röthlich unterlaufen; die Nase oben eingedrückt, unten breit, aber adlerförmig; Backenknochen und Kiefern vorstehend bei zurückweichendem Kinne; der Mund groß mit dicken Lippen und starken Zähnen. Der knochige Schädel ruht auf gedrungenem Nacken und starken Schultern. Der Haarwuchs ist sehr stark, so daß die Haut oft fast fellartig wird. Ihre Ausdünstung hat einen höchst unangenehmen Geruch, welcher die Rinder, die ihn weit wittern, in Unruhe versetzt, und welchem sie verdanken sollen, daß sie sogar von den Haifischen verschont werden. Der Gesichtsausdruck ist meist ungemein häßlich, oft wild und heimtückisch. Die Hautfarbe wechselt von einem tiefen Chocoladebraun bis zum Mattschwarz, auch von Rostschwarz zum Kupferroth und wird durch abscheuliche Tätowirungen entstellt, so daß sie oftmals wie wandelnde Todtengerippe aussehen. So werden uns die Einwohner Australiens beschrieben, wobei freilich die verschiedenen Stämme des ausgedehnten Continentes manche abweichende Eigenthümlichkeiten haben. Lassen wir uns nun noch einiges über die Sitten und Gewohnheiten dieser durch das Heidenthum so tief entarteten Menschenrasse erzählen.

Eingeborene Australiens von Queensland.

Bei der Geburt werden die Kinder, besonders wenn sie den Eltern unbequem sind, namentlich Mädchen, häufig umgebracht, im Süden sogar von den unnatürlichen Eltern aufgezehrt; stirbt die Mutter des Säuglings, so wird derselbe lebendig mit ihr begraben. Entschließt sich die Mutter, das kleine Wesen groß zu ziehen, so bindet sie es anstatt in Windeln auf ein weiches Rindenstück, wickelt es in ein Opossumfell, trägt es auf ihrem Rücken mit sich herum und stillt sein Geschrei mit Gesang. Bald nachher gibt man ihm einen Namen, und bei manchen Stämmen im Süden nennen sich nun die Eltern nach dem Namen des Kindes: „Vater, Mutter von Kadli". Von einer Erziehung ist eigentlich gar keine Rede, nur im Speerwerfen unterrichtet man die Knaben und bald suchen sie ihren Lebensunterhalt auf eigene Hand.

Australien ist, wie wir gesehen, ungeheuer arm an Nahrungsmitteln; so kommt es, daß die Eingeborenen nicht ohne große Schwierigkeit durch Jagd und Fischfang ihren Unterhalt erwerben. Glücklicherweise sind sie durchaus nicht wählerisch und verschlingen mit Wohlbehagen Dinge, die uns in hohem Grade ekelhaft vorkommen. Ratten, Mäuse, Schlangen, Eidechsen, Lurche, Käferlarven sind ihnen Leckerbissen, alle Arten von Seemuscheln sehr willkommen, nur vor den Austern haben sie einen unüberwindlichen Abscheu. Auch die Krokodile sind ein gesuchter Leckerbissen. Ein gestrandeter Walfisch endlich bildet für die Eingeborenen ein großes Fest; Alles eilt herbei und sättigt sich mit Lust an seinem faulen Fleische. Auch dem Kannibalismus sind sie vielfach ergeben; gefallene Feinde und sogar die todten Anverwandten werden aufgezehrt, ja selbst begrabene Leichen scharren sie oftmals hyänenartig aus, wie uns P. Salvado berichtet.

In Jagd und Fischfang sind sie recht geschickt. Das Känguruh (vergl. das Bild S. 19) verstehen sie sehr schlau an seinen Trinkplätzen zu beschleichen. Das Emu fängt der Jäger, indem er sich einem Truppe dieser Vögel vorsichtig nähert, ein Stück Emu-Balg über die Grasbüsche emporhaltend und damit alle Bewegungen des Vogels und zugleich seine Stimme nachahmend, bis er unbemerkt seiner Beute genaht ist und sie tödtet. Auch im Baue ihrer Wohnungen sind sie nicht ganz unerfahren; man hat sogar aus starken Holzstücken aufgeführte Hütten mit wasserdichtem Dache gefunden, die 5—10 Familien faßten, deren jede einen besondern Feuerplatz hatte; gewöhnlich sind sie aber leichter, nur aus Reisig und Rinde gebaut.

Als Kleidung, wenn solche überhaupt getragen wird, dienen die Felle der Känguruhs, der Opossums, der wilden Hunde, ferner Gürtel von Gras und Laub. Die Kopfhaare werden oft mit rother Erde gepudert, mit Emu- oder Kakadu-Federn und einem Hundeschwanz oder einer Kette von Känguruh-Zähnen verziert. Selbst an die Spitze des Bartes binden sie zuweilen den Schwanz eines wilden Hundes, und die Bartlosen bekleben das Kinn manchmal mit Opossum-Fell. Nehmen wir dazu die unvermeidlichen

CHORNICA Kolegiata Jabłoniorów Zobezpieczonych

Bemalungen mit rother, weißer, gelber Farbe, so dürfte das freilich nicht sehr ansprechende Bild dieser armen Wilden vollständig sein.

So ziehen die Wanderstämme des Westens umher, voraus die Männer mit ihren Waffen, mit dem Bumerang, einem gekrümmten Wurfholze, das sie mit großer Sicherheit 40—50 m weit zu schleudern verstehen, mit kleineren Jagdspießen, mit hölzernen Schwertern, Steinmessern und Keulen, — die Weiber mit dem Gepäck und den Kindern folgen hintendrein. In dem Sacke, den jedes Weib auf dem Rücken trägt, befindet sich zunächst ein flacher Stein, um die eßbaren Wurzeln zu zerklopfen; ein Vorrath einer besondern Erdart, welche man, mit den Wurzeln gemischt, ißt; Quarzstücke zu Messern und Lanzenspitzen; Harzkuchen; Känguruh-Sehnen zu Bindfaden; Nadeln aus spitzen Knochen oder Gräten, dazu verschiedene Amulete. Auf dem Marsche passen sie scharf auf, ob sie keine eßbaren Wurzeln oder Aehnliches finden — das Alles wandert in den Sack. Weiber und Kinder nehmen, stets von ein paar Männern geführt, den nächsten Weg, während der übrige Trupp oft auf großen Umwegen, der Jagd halber, umherstreift. Am Ruheplatze angekommen, wird sofort durch Reiben zweier Holzstücke, worin sie sehr geschickt sind, Feuer gemacht und die Jagdbeute zur Mahlzeit bereitet; dann überlassen sie sich der Ruhe.

Die verschiedenen Stämme Australiens leben in fast ununterbrochenener Fehde miteinander, denn an Anlässen zum Kriege fehlt es nie. Jeder Todesfall wird als die Folge eines feindseligen Zaubers gehalten, ferner gilt das Gesetz der Blutrache, und dann bietet das herumstreifende Wanderleben oder der Streit über Jagdbeute u. s. w. unaufhörliche Gelegenheit zu Reibereien. Hat sich ein Stamm in allgemeiner Versammlung zum Kriege entschieden, so wird dies durch Boten und durch Rauchsignale angekündet. Oft beschleichen sie den Feind, namentlich den übermächtigen, und wissen dann ihre Feindseligkeit dadurch zu verbergen, daß sie scheinbar unbewaffnet nahen, den Speer aber mit dem Fuße unbemerkt vor sich herschieben. Oft auch werden der Schlachttag wie die Wahlstatt gemeinschaftlich vorher festgesetzt. Dann ziehen die Weiber mit und begleiten Angriff und Gefecht mit Gesang und wildem Geschrei. Den homerischen Helden vergleichbar, versetzen sich die Krieger erst durch Schimpfreden und Drohungen in die Kampfstimmung hinein, bis endlich unter schrecklichem Gebrüll die Speere geschleudert werden. Da sie sich aber einerseits sehr geschickt mit den Schilden decken und dem Wurfe ausweichen, und andererseits nur auf solche zielen, die sich mit dem Schilde schützen, so dauern solche Gefechte oft lange, ohne daß eine einzige Verwundung vorkommt. Fällt aber endlich jemand, so erhebt sich Siegesjubel der Feinde, Geheul und Wehklagen der angehörigen Weiber, und der Kampf gilt gewöhnlich für entschieden. Meist wird sofort der Friede geschlossen, der Todte wird begraben und die Freundschaft durch einen feierlichen Tanz hergestellt. Manchmal werden die Kriege aber auch blutiger und mit größerer Erbitterung geführt. Sonderbar sind die Trauerceremonien: die Männer drücken mit abgewandtem Gesichte Brust an Brust, die Weiber umfangen mit der Linken das Knie der Person, welcher sie ihr Mitgefühl ausdrücken wollen, während sie sich mit der Rechten das Angesicht zerkratzen.

Moralisch stehen die armen Leute auf sehr tiefer Stufe. Vielweiberei ist allgemein, doch wird Ehebruch blutig gerächt; die Weiber sind so gut wie rechtlos und werden als elende Sklavinnen geachtet; sie dürfen nicht mit den Männern essen und sind auch von allen religiösen Feiern ausgeschlossen. Die Rechtsbegriffe sind nicht ganz abhanden gekommen. Einbruch in die Jagdgründe eines andern Stammes wird oft mit dem Tode bestraft, und für einen so Getödteten hat das Gesetz der Blutrache keine Kraft. Mißhelligkeiten zwischen einzelnen werden in Gegenwart der Freunde durch einen sonderbaren Zweikampf gesühnt: der Beleidiger muß zuerst den Kopf hinhalten und empfängt vom Beleidigten einen derben Schlag, dann kommt die Reihe des Empfangens an den Beleidigten und so abwechselnd, bis der eine betäubt ist oder man die Beleidigung für hinlänglich gesühnt hält. Die Australier können hierbei, dank ihrem harten Schädel, unglaublich vieles ertragen.

Die religiösen Begriffe der Eingeborenen sind überaus verworren und keineswegs bei allen Stämmen die gleichen. Da wir später Gelegenheit haben werden, die Ueberlieferungen der Wilden, welche mit den Benediktinern in nähere Berührung kamen, aus dem Munde der Missionäre zu erfahren, so begnügen wir uns hier mit einem kurzen Ueberblicke. Manche glauben an einen guten Gott, der im Himmel wohnt, Alles geschaffen hat und deshalb Mahmam-mu-rok, „Allvater", heißt; leicht wird er erzürnt, aber durch Tänze wieder versöhnt. Anderen Stämmen zufolge wohnt er auf einer Insel im fernen Osten, heißt Burambin und ißt Fische, welche auf seinen Ruf von selber kommen. Er hat einen Bruder, Darawigal, welcher im fernen Westen wohnt und aus Grimm über den Verlust seines Messers die Blattern sendete. Ein ähnlicher Gott scheint Pungil gewesen zu sein, der Gott der Eingeborenen, der von dem Gotte der Weißen besiegt und in die Eingeweide der Erde hinabgestürzt ist, wo er gebunden liegt. Auch eine Erinnerung an die Sündflut scheint sich bei ihnen erhalten zu haben; sie erzählen wenigstens von einer großen Flut, nach welcher das vorher lebende Geschlecht zu Sternen am Himmel wurde.

Sonne und Mond sind Gottheiten und werden durch Tänze verehrt; der Mond ist ihnen der Mann der Sonne und wird jeden Neumond von dieser getödtet. Die Sternschnuppen sind Kinder der Sterne und werden gleichfalls verehrt. Aber nicht nur am Himmel wohnen die Götter der Eingeborenen, auch die Erde hat deren viele und recht feindselige. Im Westen frißt der Wau-gul, als schreckliches Ungeheuer im Süßwasser lebend, durch langsame Krankheiten die Kraft, namentlich der Frauen. Im Osten lauert der Wandong und schleppt nächtlicherweile seine Opfer weg, um sie im Feuer zu braten. Im Süden schadet der Marralye, der, in Vogelgestalt durch die Luft flatternd, den Menschen Tod und Unheil bringt. Im Norden waltet an seiner Stelle der todbringende Yumburar, der die Eingeweide der Verstorbenen aufzehrt. Zu diesen bösen Dämonen kommen Schaaren von Geistern, Gespenstern, Riesen, Elfen, welche alle die Eingeborenen bei Tag und Nacht in beständiger Angst halten, durch Feuerbrände aber, Amulete und starken Zauber gebannt werden können. Ueberaus kräftig wirkt menschliches Nierenfett, daher es dem gefallenen, oftmals sogar dem noch lebenden Feinde ausgeschnitten wird. Zauberer sind bei ihnen verbreitet und gefürchtet. Bei allen Krankheiten, die ja nach ihrer Meinung die Folge von feindlichem Zauber sind, nimmt man seine Zuflucht zu ihrer Kunst; sie ertheilen klugen Rath in wichtigen Dingen, stehen mit den Geistern der Hingeschiedenen in Verbindung, können für jedermann unsichtbar durch die Luft fliegen, Regen, Hitze, Trockenheit machen, Flüsse in ihrem Laufe aufhalten u. s. w. Priester und Tempel scheint es unter den Eingeborenen nicht zu geben; nur im Süden fand man Idole von Holz, Rinde oder Stein, doch gelten gewisse Höhlen und die Bergspitzen für heilig.

Noch besser lernen wir die Australneger aus den folgenden Schilderungen des österreichischen Missionärs Anton Strele S. J. kennen, der zwei volle Jahre unter den Australnegern gelebt hat. Derselbe schrieb im Jahre 1885:

„An der Nordküste Australiens, von Port Darwin bis zum Flusse Adelaide (östlich), wohnen zwei Stämme, die Larakephas und die Woolnas. Sie heiraten häufig untereinander und leben miteinander in einer gewissen Harmonie; in einer ‚gewissen', denn die Larakephas sind etwas streitsüchtig, die Woolnas dagegen mehr friedfertiger Natur und gehen deshalb, wenn die Larakephas lästig werden, ihnen aus dem Wege, bis sie wieder ruhig geworden. Diese Streitigkeiten dauern aber nie lange. Palmerston gegenüber liegt die sogen. Halbinsel, wo die unrentable Zuckerplantage von de Lissa gelegen war, und dort wohnen die Larakephas in bedeutender Anzahl; sie fahren oft in Kähnen von Rinde hinüber nach Palmerston und nennen Palmerston und dessen Umgegend ihre Heimat, während die Woolnas diesen Namen dem Lande östlich davon bis an den Fluß Adelaide geben. Noch weiter östlich, auf der andern Seite des Adelaide, wohnt der Stamm der sogen. Alligatoren. Die Gebiete dieser Stämme liegen aber nicht bloß längs der Seeküste, sondern ziehen sich auch in das Innere hinein. Geht man in das Land hinein, d. h. südwärts, indem man dem Landtelegraphen folgt, so kommt man zum Adelaide; von da an nach Westen hin bis zum Flusse Daly wohnen die zwei Stämme, von denen in letzter Zeit so viel die Rede war, die Wogiten und die Wilmoongas. Der Telegraph bildet die Grenzlinie ihrer Gebiete. Ich weiß nicht,

Mit Bumerang und Speer bewaffnete Eingeborene auf der Känguruh-Jagd. (S. 17.)

ob der Telegraph über die schon existirende Grenzlinie gezogen wurde, oder ob die Schwarzen ihn als künftige Grenzlinie wählten. Nachdem ich nun ihr Land besprochen, will ich jetzt von den Stämmen selbst erzählen.

„Man würde einen ganz falschen Begriff von den Schwarzen der nördlichen Gebiete haben, wenn man sie sich ähnlich den Schwarzen in Südaustralien dächte. Sie sind so verschieden voneinander, daß es jedem beim ersten Blick auffällt. Die Schwarzen hier im Norden haben, wie alle Stämme, ihre besonderen Gewohnheiten und eigenen Begriffe von Schönheit. Sie tragen verschiedene Narben auf Arm und Brust und auf einer oder beiden Seiten des Rückens. Früher machten sie dieselben mit Feuersteinen oder Muscheln, seit ihrer Bekanntschaft mit den Weißen mit Glas. Sie tragen regelmäßig gearbeitete Halsbänder von Gras und Schnüre von gekauter Rinde; sowohl Weiber als Männer tragen dieselben, wie auch sechs oder noch mehr Ringe am Arme oberhalb des Ellenbogens, die sie auch als Taschen für Pfeifen und Tabak gebrauchen. Buben und Mädchen müssen im zarten Alter eine schmerzliche Operation bestehen: ein Loch wird durch das Nasenbein gebrannt, durch welches ein kleines Stück Holz oder Gras gesteckt wird; doch tragen sie dasselbe nicht immer und nie in späteren Jahren. Diese Verschönerungsmanier machte ihre Nasen etwas breiter, als Mutter Natur sie geschaffen hat.

„Abgesehen von diesen Mängeln sind die Schwarzen der nördlichen Gebiete eine wirklich ausgezeichnete Menschenrasse; man sieht sehr wenige Männer oder Weiber von kleiner Statur. Gewöhnlich

sind sie 1,50 bis 1,80 m groß, viele noch größer, von schön proportionirtem Körperbau, schlank und geschmeidig, doch keineswegs schwach oder verweichlicht, sondern stark und kräftig, ihre Haltung immer gerade und ihr Schritt sehr schnell; sie machen lange Reisen, oft 10 Stunden im Tag, während Weiße in diesem Klima gewöhnlich nicht mehr denn gut 3 Stunden machen. Die Kranken werden dabei getragen, aber Alter macht keinen Unterschied: alte Weiber sowohl als sechsjährige Kinder gehen den ganzen Tag, noch jüngere werden zuweilen von den Eltern getragen. Dabei beladen sie sich nicht mit viel Gepäck; der Mann trägt ein Bündel Pfeile und seinen Bogen, die Frau einiges Geräthe zum Kochen oder Wasserschöpfen und ein Bündel Gras oder dünne Baumrinde, um das Dach für ihr Nachtquartier damit zu bedecken, unterwegs raffen sie noch hie und da ein paar Stöcke auf, um das Gerüst für dasselbe zu bilden. Wollen sie aber nach entfernten Gegenden hinziehen, die nahe am Meere liegen, so fahren sie in Kähnen, welche aus der Rinde großer Bäume gemacht werden; dieselben sind stark, können 6—8 Mann fassen und sind nicht ohne Geschmack verfertigt. (Vergl. das Bild S. 21.) Nach der Landung ziehen sie diese Kähne aufs Trockene, schlagen ihre Schutzdächer auf und gehen dem Wild nach, wenn nicht das Meer sie schon genügend mit Fischen versehen hat. So geht's jeden Tag, bis sie das Ziel ihrer Reise erreicht haben. Man trifft sie auf diesen Reisen oft in großer Anzahl an, sogar ganze Stämme wandern hin und her. Ich werde nie einen Besuch vergessen, den die Alligatoren Anfang Juli unseren Negern am ‚Reißenden Flusse' abstatteten. Es waren ihrer 300—400, Männer, Weiber und Kinder mit all ihrem Hausgeräthe. Eine prächtige Menschenrasse! Obige Beschreibung paßt sehr gut auf sie, nur daß sie noch größer und stärker waren; sogar die Weiber waren über 1,80 m, ohne deshalb häßlich zu sein. Sie waren lebhafter Natur und sahen gut genährt aus, denn ihr Gebiet hat Ueberfluß an Wild; dazu waren sie freundliche, biedere und lustige Leute. Man konnte sich wirklich, wenn man sie so sah, einbilden, man sähe eine Anzahl starker, kräftiger, frisch aussehender Alpenbewohner. Die schwarze Haut macht freilich einen ungünstigen Eindruck; laß sie weiß sein, und sie haben ein ebenso stattliches Aussehen als die meisten europäischen Völker, zuweilen ein noch stattlicheres. Manchmal sieht man Verstümmelte, z. B. Weiber mit bloß drei oder vier Fingern an einer Hand; einer oder zwei wurden abgehauen zur Erinnerung an gestorbene Kinder. Bei einer auffallend großen Anzahl sind die Augen leidend, manche haben sogar nur ein Auge. Daran scheint der Gebrauch von Schilfpflanzen schuld zu sein, mit denen Kinder von 4 oder 5 Jahren sich Scheingefechte liefern, obschon solche Speere zu scharf sind für den Gebrauch der Kinder; denn sogar von ihrer Hand geworfen, können sie Wunden beibringen.

„Gegen diese Berichte über das Aeußere und die körperliche Beschaffenheit der schwarzen Stämme des ‚Nördlichen Gebietes' brauche ich keinen Widerspruch zu fürchten von irgend jemand, der Gelegenheit hatte, sie selbst zu beobachten, und der sie mit christlichem Auge betrachtete und nicht mit jener Verachtung und jenem Gefühle der Ueberlegenheit, das ihn die guten Natureigenschaften derselben nicht sehen läßt oder sogar Haß gegen dieselben ihm einflößt. — Aber wie verhält es sich mit den geistigen Fähigkeiten der Ureinwohner?

„Auf diese Frage hört und liest man sehr ungünstige Antworten. Als ich 1867 zuerst in Australien landete, fragte ich einen Herrn, der viele Jahre daselbst gelebt hatte, was für eine Art von Menschen diese Wilden seien. Die Antwort war: ‚Kaum besser denn wilde Thiere.' Ich habe nun selbst auch wirklich wilde Völker gesehen, kann aber versichern, daß diese grausame Antwort keinen Glauben verdient. Aber wie dieser Herr dachte, so denken, sprechen und schreiben viele andere; einige, indem sie einfach nachreden, was sie von anderen gehört haben, ohne vielleicht selbst je einen einzigen Schwarzen irgend eines Stammes gesehen zu haben; andere, indem sie bei einzelnen Individuen vorkommende Mängel verallgemeinern und so die Ausnahme zur Regel machen. Die Missionäre können sich oft kaum des Lachens erwehren, wenn sie die Neuigkeiten lesen, die gewisse Leute über dergleichen Dinge an ihre Freunde schreiben. Wenn nun eine nur oberflächliche Bekanntschaft mit den Schwarzen solche Thorheiten in Bezug auf ihr Aeußeres zu Tage fördert, wie können dann solche Leute im Stande sein, einen glaubwürdigen Bericht in Bezug auf ihre geistigen Fähigkeiten zu liefern? Sie haben vielleicht einmal ein Lager der Schwarzen gesehen und einige von ihnen gefunden, die ein paar englische Worte wußten und die ‚ja' oder ‚nein' oder ‚ich weiß es nicht' auf Fragen antworteten, welche sie nicht verstanden oder falsch verstanden, oder wohl verstanden, aber nicht beantworten wollten. Solche Fragen wurden gestellt, um sich ein Urtheil über die geistigen Fähigkeiten der Schwarzen bilden zu können, und nun werden dieselben angesehen als Menschen, denen die allerersten Begriffe abgehen! Da ist etwas mehr vonnöthen, als ein paar kurze Besuche, um die Art und Weise ihrer Sprache und die Zeichen, die sie unter sich gebrauchen, recht zu verstehen. Man wird natürlich finden, daß dieselben manchmal unsinniges und abergläubisches Zeug glauben und die Thorheit und den Unsinn davon nicht einsehen. So rühmen sich die Larakephas, daß sie Regen machen können; einer behauptete ganz im Ernst, er könne den Mond einfangen; den Teufel sehen sie in jedem Ereigniß, welches sie nicht natürlich erklären können. Aber wollte man ihnen deshalb richtigen Menschenverstand absprechen, was müßte man dann von uns Weißen sagen, bei denen auch ein gut Theil Aberglauben zu finden ist, und sogar bei Leuten, die sehr gebildet sein wollen? Um aber diese Frage mit Sicherheit zu entscheiden, wollen wir einmal sehen, ob sie im Stande sind, von den Weißen zu lernen und dadurch Fortschritte zu machen.

„In Palmerston gibt es viele Negerfrauen, welche Hausdienste versehen. Sie wohnen in einem Lager bei der Stadt, das sie früh am Morgen verlassen, um zur Stadt zu gehen, und wohin sie abends zurückkehren. Tagsüber verrichten sie ihre Arbeit; sie kehren, waschen, mangen und bügeln zur Zufriedenheit der Weißen, die nicht zu gelinde mit ihnen umgehen und sie die Arbeit wiederholen lassen, wenn sie nicht ordentlich gemacht war.

„Die Männer sind ebenso befähigt zur Arbeit wie die weißen Männer, sofern sie nur wollen. Ich will nicht von der Leichtigkeit sprechen, mit der sie mit Pferden umzugehen wissen. Man kann einem Schwarzen kein größeres Vergnügen bereiten, denn ihn als Boten zu Pferd auszuschicken. Ich will auch nicht reden von der Geschicklichkeit, mit der sie Feuerwaffen, ganz neue Dinge für sie, gebrauchen. Sie haben schon den Ruf sehr guter Schützen erlangt; sie wissen sehr bald die Büchse ebenso geschickt zu handhaben wie den Bogen, womit sie ihre Pfeile schießen. Dazu haben sie ein viel schärferes Auge als der Weiße, der kaum mehr irgend etwas wahrnimmt in einer Entfernung, wo der Schwarze es nicht nur sieht, sondern genau sagt, was es ist. Wie ungeschickt stellt sich ein Weißer an, und wäre er der beste Büchsenschütze, wenn er den Schwarzen im Handhaben des Bogens nachahmen will!

„Doch wollen wir jetzt von nützlicheren Arbeiten sprechen, und solchen, die gewöhnlich nur von einigermaßen civilisirten Menschen

verrichtet werden. Zu diesem Zwecke brauchen wir unsere Station am ‚Reißenden Fluß' nicht zu verlassen; denn hier haben die Schwarzen schon fast zwei Jahre lang zusammen mit den Missionären gearbeitet. Das Land, auf dem wir wohnen, ist stark mit Bäumen bewachsen; die erste Arbeit war also, diese zu fällen. Wir haben ungefähr 40 Morgen (10 ha) abgeholzt, und ein Theil des Landes hat schon Früchte getragen. Die Schwarzen gebrauchen Säge und Axt so gut wie ihre Streitwaffen; jedes Werkzeug, das man ihnen in die Hand gibt, wissen sie bald zu handhaben; die leichteren gebrauchen die Weiber. Mit Hilfe der Eingeborenen umzäunten wir die 40 Morgen Land; die eine Hälfte der Umzäunung ist von Holz, die andere von Draht mit schweren Pfosten, die wohl der Zerstörungswuth der weißen Ameisen, welche hier überall zu finden sind, zu widerstehen vermögen. Wir gruben auch unter dem Beistande der Eingeborenen zwei Brunnen, einer ist 12 m tief und geht durch mehr oder weniger felsigen Boden. Die Arbeit ist so regelrecht gemacht, daß Fremde, denen sie gezeigt wird, kaum glauben können, sie sei das Werk von Eingeborenen. Wir haben auch vier Häuser von Eisen errichtet, wobei alle Arbeit von den Schwarzen ausgeführt wurde, und zwar ganz gut. Das erste dieser Häuser, 9,6 m lang und 4,8 m breit, das Schulhaus für die Eingeborenen, wird von einer Veranda umgeben; das zweite, das Wohnhaus für die Missionäre, enthält vier Zimmer und ist ebenfalls eine Veranda ringsherum. Gebäude von Stein sind eine Seltenheit in dieser Gegend. Auf einem Wall oder starken Holzpfählen, die in den Boden gerammt sind, wird ein hölzernes Gerüst errichtet, das an allen Seiten und auf dem Dach mit galvanisirtem Eisenblech bedeckt wird. Eine Veranda schützt das Gebäude vor den Sonnenstrahlen. Auf dieselbe Weise bauten wir ein anderes Haus, 12 m lang und 4,8 m breit, für die Kinder; es ist in zwei Abtheilungen getheilt. Das vierte Haus, 7,2 m lang und 3,6 m breit, ist Küche und Vorrathskammer. Da der Fluß, an dem wir wohnen, mitten durch das Land fließt und in der Regenzeit stark anschwillt, so haben wir eine Brücke von 7,5 m Länge darüber gemacht, die stark genug ist, um die schwersten Frachtwagen zu tragen. Das Material für diese verschiedenen Bauten, mit Ausnahme von Kalk und Eisen, fanden wir fast alles an Ort und Stelle; nur einiges wurde von den Eingeborenen, sowohl Männern als Frauen, aus beträchtlicher Entfernung auf dem Kopfe herbeigetragen. Viele Besucher unserer Station wundern sich, wie wir so viel mit großen Bäumen bewachsenes Land abholzen und alles dieses bauen konnten, und zwar in so kurzer Zeit; denn es sind

Rindenkahn der Australier.

noch keine zwei Jahre her, seit wir die Eingeborenen um uns sammelten. Eben wegen dieser Kürze der Zeit und anderweitiger Beschäftigung konnten wir dieselben noch nicht verschiedene Handwerke lehren, obschon wir sie keineswegs für unfähig dazu hielten. Doch von den geistigen Fähigkeiten der Schwarzen werde ich des weitern sprechen, wenn ich von ihrem Fortschritt im Religionsunterrichte handeln werde.

„Bisher nun haben wir den Eingeborenen als Individuum besprochen; jetzt wollen wir einmal sehen, wie es mit seinen Familienverhältnissen aussieht.

„Wo immer die wahre Religion ihren Einfluß nicht ausübt, da ist die Frau die Sklavin. Im übrigen ist der Eingeborene sehr liebevoll gegen seine Frau. Ist sie krank, so verpflegt er sie, und wird das Uebel schlimmer, so trauert er die ganze Nacht; schwindet alle Hoffnung, so bleibt er an ihrem Lager und sorgt für sie, so gut er nur kann. Dennoch ist der allgemeine Eindruck, den eine aufmerksame und andauernde Beobachtung erzeugt, der, daß unter den Frauen eine gewisse Furcht herrscht vor ihren Männern, die sich zeigt, sobald sie nur deren Stimme hören. Ohne Zweifel hat der Einfluß der Religion ihnen schon viele Erleichterung gewährt, und ich zweifle nicht, daß derselbe ihnen mit der Zeit vollen Schutz verschaffen wird gegen jede ungerechte und harte Behandlung.

„Ehe ich von der Behandlung der Kinder rede, will ich etwas von der ersten Lebenszeit derselben sagen. Die neugeborenen Kinder sind mehr weiß als schwarz, aber im Laufe der Zeit verschwindet die weiße Farbe. Die Kinder brauchen nicht viel Sorge, denn sie haben keine geschwächte Constitution. Vom ersten Tage ihres Lebens an werden sie an Abhärtung gewöhnt. Wir Weiße sind zufrieden, wenn unsere Kinder nach 12 Monaten etwas gehen können, aber man vergleiche sie mit einem schwarzen Kinde von nur 5 Monaten! Der kleine schwarze Knirps wird es besser machen. Während der ersten Monate ist das Kind unter der besondern Obhut der Mutter. Zum Schlafen legt man es auf den Boden; denn unter dem Hausgeräthe eines ganzen Stammes findet sich keine einzige Wiege. Beim Umhertragen hält die Mutter das Kind sorgfältig in beiden Armen. Ich erinnere mich nicht, je gesehen zu haben, daß der Vater während dieser ersten Lebensmonate sich viel um das Kind kümmert; es scheint, er hält sich für wenig geeignet, dasselbe in dieser Periode zu pflegen, wie es freilich auch vielen seiner europäischen Brüder ergeht. Doch bald wird das Kind nach einem andern Systeme erzogen, woran beide Eltern theilnehmen

Das Kind wird bei dem einen Handgelenk gefaßt, sachte in die Höhe gehoben und langsam um den Kopf des Vaters oder der Mutter geschwungen, die beiden Beinchen kommen auf die Schulter zu sitzen, die Händchen liegen auf dem Kopfe. Der Träger nimmt das Kind sehr in Acht, damit es nicht stürze, und ich sah in der That niemals eines herunterfallen. Aber die Eltern sind bald aller Sorge ledig, denn das Kind lernt schnell, sich mit einer oder beiden Händen sicher und fest zu halten. Die Kinder der Schwarzen sind so interessant wie die der Weißen; einige von ihnen sind nicht nur gutherzig, sondern auch drollig und dienen manchmal einem ganzen Lager zur heitern Unterhaltung. Eine lange und aufmerksame Beobachtung hat in mir die Ueberzeugung begründet, daß in dem Herzen des Schwarzen eine große und zarte Liebe gegen seine Kinder wohnt, und daß er deshalb oft seine überlegene Stellung der Frau gegenüber vergißt und ihr gerne beisteht, so daß man manchmal die Kinder mehr bei dem Vater als bei der Mutter trifft. Ich war einmal Zeuge folgender Scene: Eines Tages hörte ich plötzlich einen durchdringenden Schrei, wie von einem, der große Schmerzen leidet. Ich dachte, es sei eine Frau, die von ihrem Manne mißhandelt werde. Es war ein Vater, der sich um sein Kind grämte. Er sagte mir auf meine Frage, daß einige Schwarze sein Kind mitgenommen hätten. Ich dachte, er fürchte, der Junge möchte getödtet werden, aber das war nicht der Fall. Er war von einigen Verwandten mitgenommen worden, die ihm gewiß nichts Böses zufügten, aber die Entfernung könnte zu groß für ihn sein, und wenn er müde werde, dann wäre keiner da, der ihn trüge, und er selbst wäre dann nicht bei ihm. Diese Zärtlichkeit der Eltern für ihre Kinder mag auch wohl der Grund sein, warum sie dieselben nicht viel strafen, vielleicht weniger denn nothwendig wäre, um den Eigensinn einiger zu brechen. Wie leicht zu begreifen, gibt es auch hie und da Zank und Streit unter den Kindern, besonders da so viele in einem kleinen Platze zusammen wohnen. Aber die Eltern haben eine gute Manier, damit fertig zu werden.

„Nun einige Bemerkungen über die Mahlzeiten der Eingeborenen. Ihre Reichlichkeit hängt von dem augenblicklichen Vorrathe ab. Sie sind nicht besorgt für die Zukunft, ja nicht einmal für den nächsten Tag. Finden sie etwas auf der Reise, das sie brauchen können, so lassen sie es nicht liegen; finden sie etwas während ihrer Arbeit, so kochen sie es in der nächsten freien Zeit. Haben sie auch schon drei Mahlzeiten des Tages gehabt, so werden sie doch noch ein oder mehrere Känguruhs verspeisen, wenn einer solche erjagt hat. Am nächsten Tage ist kaum ein Knochen davon übrig, der nicht bis aufs Mark aufgegessen wäre; denn dieselben können den Zähnen des Schwarzen nicht standhalten. Was die Art der Nahrung betrifft, so sind sie gar nicht wählerisch; denn sie essen beinahe alles. Es gibt hier eine Art von Lehm oder Mergel, den sie sehr gerne genießen, entweder allein oder mit Mehl vermengt; zu welchem Zwecke sie ihn essen, konnte ich nie herausbekommen, vielleicht anstatt des Salzes, das sie nie gebrauchen. Sie kennen eine große Menge von eßbaren Wurzeln, welche die Weiber und Kinder im Walde mit Stöcken ausgraben. Einige davon kochen sie, andere essen sie roh, wieder andere werden auf 2 oder 3 Tage in Wasser gelegt; denn frisch gegessen schaden sie der Gesundheit. Ebenso machen sie es mit den Nüssen der Palmbäume, die stellenweise zahlreich vorkommen. Die Eingeborenen lieben auch Muscheln, die sich in großer Menge in den Mangrove-Waldungen am Meeresstrande vorfinden; ebenso fangen sie Eidechsen, von denen viele Arten hier heimisch sind. Sie essen auch das Opossum, die Bandicut (eine Art großer Ratte) und wilde Hunde, nie aber ihre eigenen zahmen Hunde; ebenso alle Arten von Vögeln, vom Fasan bis zum Habicht, und jede Art von Schlangen, die aber hier nicht so zahlreich sind wie in Südaustralien. Auch essen sie Schildkröten und deren Eier, jede Art von Fisch und die Eier der Krokodile und Alligatoren, denn beide kommen hier vor, und die Krokodile selbst. Die Eier haben die Frauen zu suchen; sie finden sich im Sand nahe am Wasser, während die Männer das Krokodil erjagen. Es gibt zwei Methoden, dasselbe zu erlegen: entweder greifen sie es mit Lanzen an, indem sie genau die Stelle kennen, wo dieselben durchdringen, und auf diese Weise können zwei Mann mit einem Krokodil fertig werden; oder, wenn mehrere Schwarze beisammen sind, so wenden sie eine mehr aufregende Methode an: Einer geht leise hinter das Thier und packt es am Schwanz, während die anderen mit schweren Holzstücken von ungefähr 1,8 m Länge auf dasselbe losgehen und es hinter den Kopf schlagen, bis es todt ist. Die Weiber dürfen von dessen Fleisch nicht essen; man macht sie glauben, sie würden krank davon. Auch Fledermäuse, die hier sehr groß werden und in großer Anzahl mit den weißen und schwarzen Kakadus herumfliegen, dürfen nur von solchen, die einen Bart tragen, gegessen werden. Auf diese Weise sorgen hier die erwachsenen Männer für sich selbst. Die Knaben dürfen die Fledermäuse schießen und den Erwachsenen bringen; was sie aber thun, wenn sie ungesehen sind, ist eine andere Frage. Die Eingeborenen haben eine große Neigung für Süßigkeiten, wie Zucker, Zuckerrohr, Bananen, Ananas ꝛc. Bevor sie in Berührung mit den Weißen kamen, kannten sie dieselben nicht, aber sie kannten eine Art von sehr süßem Gras, das sie kauten wie das Zuckerrohr; auch sammeln sie den Honig der hiesigen Bienen. Dieselben sind viel kleiner als die europäischen und wohnen in hohlen Bäumen, wo dann die Eingeborenen den Honig ungenirt wegnehmen; denn die Bienen haben keinen Stachel. Wenn die Schwarzen auf die Känguruh-Jagd gehen, so pflegen sie sich zu bemalen, wobei sie gewöhnlich eine Art rothen Stein zerpulvern, das Pulver anfeuchten und damit den ganzen Leib beschmieren. Sie glauben nämlich, daß die Känguruhs sie dann nicht so leicht durch den Geruch entdecken. Diese Bemalerei sticht nicht stark hervor, da dunkles Roth auf schwarzen Grund gelegt wird. Die Frauen bemalen sich selten anders und überhaupt seltener und weniger als die Männer, die ihre Freude an verschiedenen Farben haben, wobei jeder seinem Geschmacke folgt. Bei der Vorbereitung zu einem Gefecht malen sie sich weiße oder gelbe Striche und Zirkel ins Gesicht und um die Augen, auf Arm, Brust und Schultern, um sich ein kriegerisches Aussehen zu geben.

„Die Eingeborenen kennen keine Musik, haben weder Gesänge noch musikalische Instrumente, mit Ausnahme des Bamboo, dessen Handhabung keine Kunstfertigkeit verlangt, so daß ein kleiner Junge gerade so gut damit spielen kann wie ein Mann. Dieses unmelodische und monotone Instrument dient als Begleitung zu einem eintönigen, melancholischen Ton ihrer Lippen und zu dem Geklapper, verursacht durch das Zusammenschlagen von zwei kleinen Hölzchen, wobei sie in einem Kreise zusammensitzen. Wollte man jedoch meinen, die Eingeborenen hätten kein Talent für Musik, so wäre das nicht richtig, wie wir unten sehen werden.

„Aber haben die Schwarzen denn keine Fehler? Ich will sie nicht besser machen, als sie sind. Einige ihrer Fehler habe ich schon erwähnt und andere sind offenbar, da wir gegen sie ankämpfen müssen. Sie zwingen uns, den Erwachsenen nur in Todesgefahr die heilige Taufe zu spenden. Ein großes Hinderniß für unsere Wirksamkeit unter ihnen ist ihr Nomadenleben. Obschon

jeder Stamm sich innerhalb seines Gebietes halten muß, so sind dieselben doch viel zu ausgedehnt, als daß etwas Dauerndes geschehen könnte, ohne die Leute an eine ständige Heimat zu gewöhnen, wo sie das Land bebauen und besser für ihre und ihrer Kinder Lebensbedürfnisse sorgen. Man muß gestehen, daß ein solcher Wechsel ein schweres Opfer für sie wäre; denn ohne Zweifel hat ihre Lebensweise, Jagd und Fischfang, große Anziehungskraft für dieselben. Es wäre nicht gut, alle ihre alten Gewohnheiten auf einmal abzuschaffen. Deshalb erlauben wir ihnen auch von Zeit zu Zeit ihre Jagden. Dafür haben wir freilich auch noch einen andern Grund: wir können nämlich sonst nicht Fleisch genug für sie herbeischaffen, da wir nicht die Mittel haben, es zu kaufen. Sie müssen aber wenigstens einmal in der Woche Fleisch haben; denn sie behaupten, sonst würden ihre Zähne lose, wogegen sie kein Mittel kennen, als wiederum Fleisch zu essen, so daß sie sogar Menschenfleisch essen, wenn sie kein anderes finden. Das ist eine Erklärung, obgleich keine Rechtfertigung einiger Fälle von Kannibalismus, wovon sie nicht vollständig frei sind. Es wäre aber ganz falsch, sie für eigentliche Kannibalen zu halten.

„Eine geordnete Lebensweise ist undenkbar ohne ausdauernde Arbeit, und besonders in Ackerbau, und hier bietet sich bei der Civilisirung der Eingeborenen eine neue Schwierigkeit. Man hört Europäer oft sagen: ‚Die Schwarzen sind Faulenzer.‘ Diese Anklage richtet sich gegen die ganze Rasse, anstatt gegen einzelne Individuen. Aber, könnte man fragen, wo ist denn das Land, in welchem es keine Faulenzer gibt? Arbeit ist eben im gefallenen Zustande des Menschen eine Strafe und deshalb nicht ihrer selbst wegen erwünscht. Geiz aber und ähnliche des Menschen unwürdige Beweggründe zur Arbeit haben keinen Einfluß auf die Eingeborenen. Auf unserer Station am ‚Reißenden Fluß‘ ist es Regel, daß die Eingeborenen täglich 3 Stunden morgens und 3 Stunden nachmittags arbeiten; doch nehmen wir es nicht zu genau damit. Die Frauen bekommt man schon leichter an die Arbeit, aber nicht so die Männer. Dieselben verzehren die Portionen ihrer Frauen und laden dazu ihre Freunde ein; so bleibt dann manchmal für die arme Frau wenig oder nichts übrig, und sie kann Wurzeln und Muscheln suchen gehen. Um solchen Mißbräuchen vorzubeugen, haben wir es zur Regel gemacht, die Arbeit einer Frau nur dann anzunehmen, wenn ihr Mann auch arbeitet. Uebrigens ist Stolz ein Hauptgrund ihrer Arbeitsscheu. Sie halten nämlich den Ackerbau ihrer unwürdig und meinen, er entehre sie. Als ich einmal darauf bestand, daß die Männer arbeiten müssen, antwortete mir eine Frau in ihrem Englisch: ‚Unsere Männer nicht arbeiten; Schwarze jagen, fischen, Honig suchen.‘ Und ein schwarzer Mann sagte mir: ‚Europäer arbeiten, Chinese arbeiten, schwarze Frauen arbeiten, ganz gut; aber schwarzer Mann nicht arbeiten.‘ Dennoch muß ich, um ihnen gerecht zu sein, gestehen, daß es sehr fleißige Männer unter ihnen gibt, welche jede Arbeit angreifen, an die man sie setzt, und sich für dieselbe interessiren, andere auch zum Arbeiten antreiben und solche tadeln, die ihre Arbeit schlecht machen oder ihre Zeit vergeuden, und die sich freuen, wenn neue Arbeitskräfte ankommen. Nur muß man ihre Arbeit anerkennen und sie dafür beloben. Ohne Zweifel wird die Trägheit unter den Schwarzen stark begünstigt durch ihre Gewohnheit, öfters ihre Lagerstätte zu wechseln, wobei sie genau wissen, wann und wohin sie ziehen müssen, um neuen Vorrath an Nahrungsmitteln zu finden. Doch gerade hierin zeigt sich eine bedeutende Aenderung zum Bessern. Offenbar würden in den meisten Fällen die Weiber vorziehen, in der Station zu bleiben; aber wenn die Männer gehen, müssen sie mitgehen; denn die Männer würden es nicht für sicher halten, sie zurückzulassen, aus Furcht, andere Schwarze könnten plötzlich über sie herfallen und ihnen Leids zufügen oder sie wegschleppen. Die Liebe aber, die sie für ihre Kinder haben, bringt sie bald zurück. Sie sind kaum für ein paar Tage fort, wenn nach der ersten Freude über die Aenderung und das Vergnügen die Kinder anfangen, vom ‚Reißenden Fluß‘ zu reden und heimzugehen wünschen, und singen: ‚Reichlich Schleien dort und ein Biscuit jeden Tag‘ u. s. w., so daß die Eltern lange vor der beabsichtigten Zeit umkehren. Für die Zeit ihrer Abwesenheit von der Station erhalten sie von uns keine Provision und keinen Tabak, worauf Männer und Frauen ganz versessen sind. Sie haben das Rauchen von den Weißen gelernt, freilich kein großer Fortschritt für sie.

„Nun noch etwas über das Verhältniß der Eingeborenen zu den Chinesen und Europäern. Es ist im ganzen ‚Nördlichen Territorium‘ ein bekannter Ausspruch, daß die Eingeborenen durch die Berührung mit anderen Völkern nicht besser, sondern verdorben wurden. Das ist aber nur ein milder Ausdruck, dessen eigentliche Bedeutung wir bald sehen werden. In Bezug auf den Verkehr der Eingeborenen mit den Chinesen ist wenig zu sagen. Gelegentlich, der Nahrung halber, mag der Schwarze zu Chinesen in die Arbeit gehen, aber nie auf längere Zeit. Er hat eine geringe Meinung vom Chinesen und hält sich für etwas Besseres, und darin hat er ohne Zweifel Recht. Ich habe kein Vorurtheil gegen irgend eine Nationalität, ich wünsche vielmehr allen, daß sie so wenig Fehler als möglich hätten; aber in Bezug auf die natürlichen Gaben, die der Schöpfer beiden verliehen hat, stehen, was geistige Fähigkeiten angeht, die Schwarzen den Chinesen nicht nach, während sie in Bezug auf Körperform, Statur und ebenmäßigen Bau der Glieder bei weitem höher stehen. Mit dem bißchen Civilisation, das der Chinese gelegentlich eher gesehen als sich angeeignet hat, ist er dem schlimmen Einfluß derselben nicht entgangen. Er kennt bloß die Sorge für die Dinge dieser Welt und kommt nur für ein paar Jahre hierhin, arbeitet wie ein Sklave, um Geld zusammenzuscharren, das er in seinem Vaterlande wieder ausgibt. In der Nähe von europäischer Bevölkerung lebt der Chinese in Frieden mit den Schwarzen und ohne Furcht. Aber sein Schrecken ist groß, wenn er an einsamen Orten mit den Eingeborenen zusammentrifft; er flieht schon, wenn er sie von weitem sieht, und wirft sogar jede Last weg, die er trägt. Die Schwarzen dagegen fürchten die Chinesen gar nicht, denn sie vertrauen auf ihre größere Kraft und sind auch von Natur muthiger.

„Während die Eingeborenen sich als über den Chinesen stehend betrachten, anerkennen sie die Ueberlegenheit der Weißen über jedes andere Volk. Ich kenne Eingeborene, welche den ersten Weißen sahen, der in Port Darwin landete; sie staunten sehr, als sie die ersten Feuerwaffen erblickten. Der erste Eindruck auf die Eingeborenen war, nach ihrem eigenen Geständniß, der Eindruck der Furcht. Welches ihre gegenseitige Behandlung war, als sie mehr miteinander bekannt wurden, wer unrecht that und wer recht, und wer das meiste Unrecht übte: das sind Fragen, die der Tag des letzten Gerichtes allein vollständig beantworten wird. Manche dunkle That wurde verübt und geschieht noch jetzt, die hier nie ans Licht kommen wird; andere werden bekannt, aber der Verbrecher ist nicht zu finden; wieder in anderen Fällen sind die Umstände derart, daß sie auf den Verbrecher hindeuten, aber nicht mit solcher Klarheit, daß die menschliche Gerechtigkeit ihre Hand nach ihm ausstrecken und ihn zur Rechenschaft ziehen kann. Ungeachtet dieser Ungewißheiten gibt es aber doch viele Thatsachen, die von allen zugegeben

werden. Die Eingeborenen haben oft von den Weißen Mißhandlung zu erdulden gehabt, und diese zeigen in Wort und That ihre Verachtung der Schwarzen: eine Verachtung, die aus Vorurtheil entspringt oder sich auf die Hautfarbe, Gewohnheiten und dergleichen Kleinigkeiten gründet. Die natürliche Lebensregel: ‚Was du nicht willst, daß dir geschehe, das thu auch einem andern nicht', wird in zahllosen Fällen beiseite gesetzt. Wollte Gott, alle diese Dinge gehörten der Vergangenheit an! Aber die Weißen können kaum ihren Herzenswunsch verbergen, daß alle Schwarzen im ganzen Lande ausgetilgt werden möchten. Um Erhaltung oder Schutz des Lebens der Eingeborenen kümmert man sich wenig; thäte man das, wie hätten dann noch in jüngster Zeit die mörderischen Büchsen der Weißen sich gegen hilflose Frauen und Kinder der Schwarzen richten können! Der Correspondent des ‚Anzeigers' aus Port Darwin läßt einiges Licht auf diese dunkle Seite der Geschichte Australiens fallen (Anzeiger, 24. December 1884); ich sage Australiens, denn so geht es nicht bloß an einem Orte, es geht überall so. Das alte Unrecht wird wiederum begangen, und Verbrechen werden erneuert, von denen man mit schamloser Offenheit bekennt, daß sie nichts Neues sind. Vor wenigen Jahren stellte eine andere Zeitung in einer Reihe von Artikeln öffentlich die Verbrechen bloß, welche gegen die schwarzen Stämme in der Kolonie begangen wurden. Die erhabene Versammlung der katholischen Bischöfe zu Sydney erhob im Angesicht von ganz Australasien Klage darüber, wie die gewissenlose Grausamkeit der Weißen das Land roth gefärbt mit dem unschuldigen Blut der eingeborenen Stämme; es war eine öffentliche Darlegung von Schurkereien, und nicht eine Stimme erhob sich dagegen. Das Schuldbewußtsein, das auf dem öffentlichen Gewissen lastete, machte ein Läugnen unmöglich. Welchen Fortschritt hat seitdem die Civilisation unter den Weißen gemacht? Sind sie menschlicher oder wenigstens gerecht geworden gegen die Eingeborenen?

„Was ich über die Möglichkeit, die Eingeborenen zu einer stetigen Lebensweise zu bringen und ihnen die Wohlthaten des Unterrichts zu theil werden zu lassen, berichtete, gründet sich auf meine eigene Erfahrung, da ich jetzt 2 Jahre unter den Eingeborenen lebe und arbeite. Unsere Hoffnung ist die Jugend. Wir vernachlässigen nicht die Aelteren, aber wir plagen sie nicht mit mehr, als nothwendig ist, und verlangen nicht mehr von ihnen, als sie leicht leisten können.

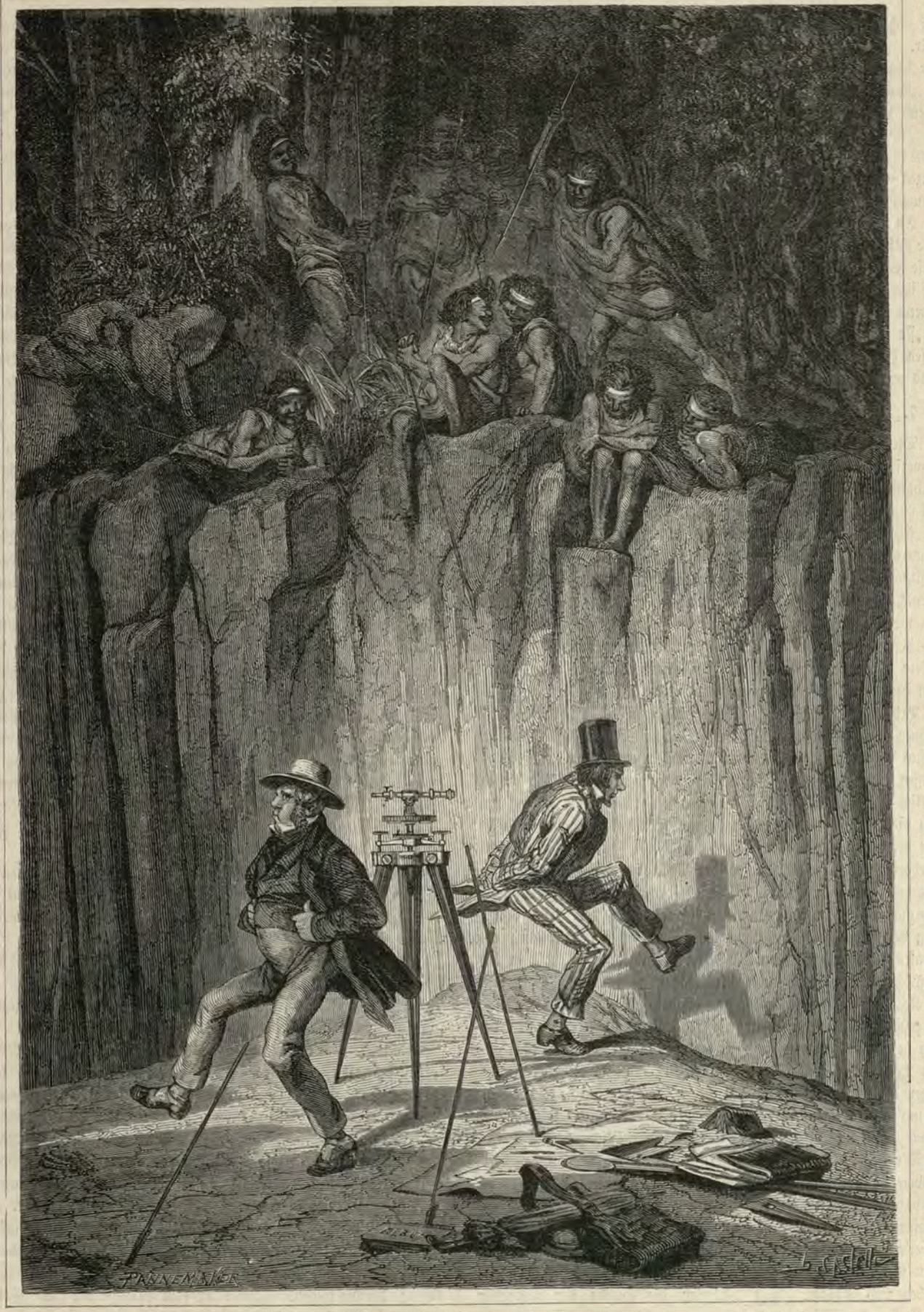
„Der hl. Franz Xaver und andere Missionäre pflegten die Grundwahrheiten des Glaubens und das Gebet durch Gesang zu lehren. Ungeachtet wir wußten, daß die Eingeborenen nur schwache Begriffe von Musik hatten, so machten wir doch einen Versuch mit den Kindern. Einer der Missionäre componirte einige Lieder in ihrer Sprache, und zu seinem und unser aller Staunen zeigten die Kinder bald ihr verborgenes Talent für Musik und ihre guten Stimmen. In 5 bis 6 Wochen wußten sie mehrere Lieder auswendig, Text und Melodie. Sie ziehen die lebhaften den melancholischen vor. Da die Lieder die Hauptwahrheiten der Religion nebst Gebeten enthalten, so lernen sie bald beides, und werden das Mittel, die Aelteren zu lehren auf eine leichte und denselben zusagende Weise, da diese gern dem Gesang der Kinder zuhören. Wir haben keinen Zweifel, daß sie die Lehren ganz gut verstehen, und besonders die Nothwendigkeit der Taufe. Vor einigen Monaten verlangte ein Knabe von 12 Jahren von mir, getauft zu werden, und um seiner Bitte Nachdruck zu geben, zeigte er auf sein Herz und sagte: ‚Ich schlimm hier; ich bald sterben.' Ein noch nicht 7 Jahre altes Mädchen, dessen Mutter plötzlich ohne Taufe starb (sie hatte einen Tag vorher die Station verlassen), fragte mich ängstlich: ‚Werde ich meine Mutter im Himmel wiedersehen, da sie nicht getauft wurde?' Zuweilen singen die Kinder, wenn Fremde uns besuchen, und diese wunderten sich über ihre Fortschritte in so kurzer Zeit. Einige von ihnen fanden es zu sonderbar, daß wir die Kinder lateinische Lieder lehrten; sie hielten eben Larakeahah für Latein und dachten, die Kleinen müßten sehr geweckt sein, um in so kurzer Zeit so viele lateinische Lieder zu lernen und noch dazu den Sinn derselben zu verstehen, wie sie das durch den Ausdruck im Singen bewiesen."

Das Zusammentreffen mit den Wilden war freilich nicht immer gefahrlos, und manche Europäer büßten mit ihrem Leben das Wagniß, in das Land der Australneger vorzudringen. Ein Mr. Fitzmaurice, der im Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts an Bord des „Beagle" an einer Entdeckungsfahrt längs der Nordküste theilnahm, erzählt ein solches Zusammentreffen, bei dem er und sein Gefährte nur mit genauer Noth und auf sonderbare Weise ihr Leben retteten.

Er war mit Mr. Keys eines Tages in der Gegend des Adelaide-Flusses ans Land gegangen und auf dem Ufersande am Fuße einiger Riffe mit wissenschaftlichen Messungen beschäftigt. Die beiden Männer waren in ihre Arbeit vertieft und hatten nicht bemerkt, daß sich während derselben über ihren Häuptern am Rande der Felswand eine ganze Gruppe von Wilden versammelt hatte. Erst als die Dämmerung hereinbrach und der Mond aufging, wollten sie sich wieder an Bord begeben, und Keys hatte eben ein Instrument in das Boot getragen, das einige hundert Schritte entfernt am Ufer lag. Als er sich nun umkehrte, sah er die Schaar der Wilden, welche mit Lanzen bewaffnet an den Rand des Felsens traten, bereit, seinen Gefährten zu spießen. Keys hätte sich leicht retten können; aber er wollte seinen Gefährten nicht im Stiche lassen und kehrte also zu ihm zurück. Die Gefahr war allerdings nicht gering. Einer der Wilden, ein besonders bösartiger Geselle, forderte seine Landsleute offenbar auf, die Fremdlinge zu tödten, und schon schwangen sie in einer Entfernung von kaum 4—5 m ihre Wurfspeere. „Laßt uns kämpfen oder fliehen!" rief Keys. — „Im Gegentheil! Wir wollen tanzen und lachen", antwortete Fitzmaurice. Keys meinte, sein Gefährte sei verrückt geworden, als er sah, wie derselbe aus Leibeskräften zu tanzen, zu singen und zu lachen begann. Er wirbelte rund um und drehte sich wie ein Kreisel in einem jener lustigen Matrosenwalzer. „Tanzen Sie doch, tanzen Sie doch!" rief er Keys zu. Dieser gehorchte und that mit Springen und Hüpfen sein Bestes; Singen und Lachen aber war ihm eine Unmöglichkeit.

Dieses Schauspiel machte die Australier verdutzt; die meisten senkten ihre Speere und schauten dem Tanz zu, und wenn auch andere noch zum Morde aufforderten, überwog doch die kindische Neugierde, und nach einiger Zeit stimmten sie in das erzwungene Gelächter des Engländers ein. Dieser verlor seine Kaltblütigkeit nicht einen Augenblick; zwischen seinem Gesang warf er dem Gefährten einige Worte zu. „Wo sind unsere Flinten?" fragte er. — „Dreißig Schritte nach links," antwortete Keys. — „Schlimm genug! das ist auf der entgegengesetzten Seite des Bootes!" — „Soll ich sie holen?" — „Bei Leibe nicht! Wir müssen immer tanzen und uns so langsam zu den Flinten hinziehen. Nicht so rasch! Vorsicht! Wir wollen es mit einem Rundtanz versuchen."

Sobald sich die Engländer etwas entfernten, nahmen die Wilden wieder eine drohendere Haltung ein und warfen wie zur Warnung einige Speere vor ihre Füße. „Zurück zu unseren Instrumenten!"



„Tanzen Sie doch, tanzen Sie doch!“

rief Fitzmaurice. — „Geduld, Geduld!“ — Keys schwitzte wie ein Bär. „Keys,“ sagte Fitzmaurice, „na, an diesen Tanz werden wir denken, vorausgesetzt, daß wir mit heiler Haut davonkommen!“ — „Das könnte ich beschwören! Aber wir werden den Platz nicht lebend verlassen. Ich kann nicht mehr, der Schlag rührt mich!“ — „Noch etwas Muth! Haben Sie nicht eine Braut in Newport, Keys? Tanzen Sie zu Ehren Ihrer Braut! Und die Königin, tanzen Sie zu Ehren der Königin! Und unsere liebe Heimat! Tanzen Sie, tanzen Sie zu Ehren von Alt-England!“

In diesem Augenblicke hörte man in der Ferne einen Schuß. Die Wilden spitzten die Ohren und wandten sich nach der Richtung desselben. Fitzmaurice und Keys benutzten den Augenblick, stürzten auf ihre Waffen und eilten dem Boote zu. Wohl zischten ihnen einige Speere nach; aber sie entkamen glücklich an Bord des „Beagle“, wo sie von ihrer Tanzpartie ausruhen konnten, welche sie nie vergessen haben. Fitzmaurice selbst hat zum Andenken an dieselbe das Bild auf S. 25 gezeichnet.

7. Der Vernichtungskrieg gegen die Eingeborenen.

Die Sittenschilderung der Australneger, wie sie uns P. Strele entworfen hat, zeigt, wie ungerecht die armen Wilden des fernen Südlandes von den Europäern beurtheilt worden sind. Und noch viel ungerechter und empörender war leider die Behandlung, welche den Eingeborenen von seiten der „gebildeten“ und „christlichen“ Einwanderer zu theil wurde. Anstatt ernste Versuche zu ihrer Gesittung zu machen, erklärte man den fast Wehrlosen bald den Vernichtungskrieg. Bis auf den heutigen Tag dauert derselbe fort und werden förmliche Menschenjagden gehalten, um die Australier aus der Nähe von allen Ansiedlungen zu vertreiben. Wie wilde Thiere schießt man sie nieder. Auf Tasmanien ist es gelungen, auch den letzten Eingeborenen auszurotten.

Bei der Besitznahme der Insel schätzte man die Zahl der Einwohner auf mindestens 200 000 Seelen. Sie wollten sich den weißen Ankömmlingen freundlich nähern, wurden aber mit Flintenschüssen empfangen, so daß mehrere der armen Geschöpfe augenblicklich in ihrem Blute zusammenbrachen. Natürlich suchten nun auch die Wilden den Fremdlingen nach Kräften zu schaden, wurden aber an himmelschreiender Grausamkeit von den Engländern weit überboten. Daß selbst Kinder der Australier schmählich verstümmelt wurden, daß man z. B. ihnen den kleinen Finger abhackte und als Pfeifenstopfer brauchte, kam oft genug vor. Die Regierung versuchte durch Proclamationen und durch Androhung von Strafen Frieden zu stiften. Aber die Eingeborenen, die ja kein Englisch verstanden, konnten die schönen Worte nicht lesen, und die Kolonisten fuhren fort, jeden Schwarzen, der sich sehen ließ, niederzuschießen. Wenn dann die Eingeborenen Gleiches mit Gleichem vergalten, wurden sie auch wohl vor die Gerichte geführt und zum Tode durch den Strang verurtheilt. Das war aber in den Augen der Eingeborenen nur ein Mord, und zwar, wie sie meinten, ein um so verabscheuungswürdigerer Mord, weil er mit kaltem Vorbedacht und mit öffentlicher Schaustellung grausam verübt werde.

Der gegenseitige Krieg dauerte fort und wurde von den Einwanderern unmenschlich geführt. Einmal verriethen Feuer im Walde die Anwesenheit eines Trupps von Australiern. Sofort bewaffnete sich eine Anzahl Kolonisten, um die „schwarzen Teufel zu verjagen“. Sie schlichen sich unbemerkt an das Lager derselben heran und gewahrten die harmlos um das Feuer liegenden Männer, Weiber und Kinder. Jetzt witterten die Hunde der Australier das Nahen der Feinde und schlugen an; die Wilden sprangen in die Höhe, wurden aber, noch bevor sie ihre Speere ergreifen konnten, erbarmungslos niedergeschossen. Ebenso erging es den Weibern, die nicht rechtzeitig im Schutze der Dunkelheit entfliehen konnten. Als die „Sieger“ die Wahlstatt betraten, fanden sie ein kleines Kind, das wimmernd zwischen den Leichen am Boden umherkroch. Einer der Unmenschen, die den Namen Christ schändeten, ergriff das unmündige Wesen an den Füßen und schleuderte es in das Feuer!

So wurde der Kampf gegen die Australier geführt. Was Wunder, wenn die Verzweifelnden nun auch ihrerseits zu den äußersten Mitteln griffen? Sie zündeten nächtlicherweile die Höfe der Kolonisten an und steckten die reifenden Saaten in Brand. Nicht selten gelang es ihnen auch, die den Flammen Entfliehenden aus einem Hinterhalte mit ihren Speeren zu durchbohren. Dann wurden wieder Soldaten ausgeschickt, um die Mordbrenner zu bestrafen. 1828 kam die englische Regierung auf den Gedanken, eine Linie von Wachtposten zu bilden, welche die Eingeborenen ohne Erlaubnißscheine nicht überschreiten sollten. Aber die Sache war unausführbar. Da beschloß die Regierung 1830, sämmtliche Eingeborenen einzufangen. Mehrere tausend Mann wurden aufgeboten und so vertheilt, daß sie die Wilden vor sich her nach einer bestimmten Halbinsel treiben sollten, wo man sie dann umstellen und zur Uebergabe zwingen wollte. Das Unternehmen nahm ein lächerliches Ende. Nach etwa dreiwöchentlichem Marsche durch Berg und Wald, auf dem man keinen einzigen Eingeborenen erblickt hatte, vereinigten sich die Truppen vorschriftsmäßig auf der bestimmten Halbinsel, wo man alles einfangen wollte. Da stellte sich heraus, daß die Eingeborenen sammt und sonders entwischt waren; nur ein einziger Knabe wurde ergriffen, und auch diesem gelang es, wieder zu entkommen. Das mißlungene Unternehmen wurde in den folgenden Jahren in etwas anderer Weise wiederholt, und es gelang bis zum Jahre 1835, die ganze Insel von den Eingeborenen zu „säubern“. Man schleppte die Gefangenen nach der Flindersinsel, welche in der Baßstraße zwischen Tasmanien und Australien liegt, errichtete ihnen daselbst Hütten und sorgte für sie. Aber sie starben weg wie die Fliegen. Man sah sich endlich gezwungen, die Ueberbleibsel nach Tasmanien zurückzuführen und in der Nähe von Hobarttown anzusiedeln. 1848 waren es nur noch 13 Männer, 22 Weiber, 5 Knaben und 5 Mädchen, also im ganzen 55 Personen, und diese kleine Zahl schmolz in 6 Jahren bis 1854 auf 16 Personen zusammen. Im Jahre 1866 endlich lebten die letzten 4 Tasmanier.

Nicht so erging es den armen Australnegern, wo sie mit katholischen Glaubensboten zusammentrafen. Wir haben schon oben gehört, wie P. Strele im Norden die Wilden um sich sammelt und zu guten Menschen und braven Christen heranbildet. Noch Ausführlicheres werden wir alsbald über die Arbeiten der Benediktiner in Westaustralien hören. Auch im Osten hat die katholische Kirche unter den Eingeborenen herrliche Früchte gezeitigt. In der Nähe von Picton, etwa 10 deutsche Meilen südwestlich von Sydney, liegt beispielsweise im Burragorang-Thal die Mission der Burragorang. Als im Jahre 1874 Bischof Vaughan daselbst eine Kirche einweihte, erschienen fast alle Männer des Stammes, um dem geliebten Oberhirten ihren Dank auszusprechen. Der Häuptling trug auf dem Arme einen Mantel aus Opossumfellen, und neben ihm stand ein ganz gescheidt aussehender eingeborener Knabe, mit dem Talar und Chorröcklein eines Altardieners bekleidet, der die folgende Adresse vor dem Bischofe mit klarer Stimme und ohne Stocken vorlas:

„Hochwürdigster Vater! Auch wir alle sind deine Kinder; wir sind der einheimische, jetzt katholische Stamm der Burragorang. Wir hörten, daß du kämest, und wir haben uns vorbereitet, dich zu bewillkommnen; denn wir wissen, daß du unser großer Vater bist, unser Vater und der Vater unseres Priesters, der uns in der Religion unterrichtet hat. Einige von uns waren seit langer Zeit getauft, andere waren es nicht; aber nur wenige von uns kannten die Gebete und den Katechismus. Wir konnten nicht lernen; aber unser guter Vater öffnete eine Schule für unsere kleinen Kinder, und die kleinen Kinder lehrten uns, und jetzt wissen wir alle, was gut und böse ist, und kennen unsere Religion. Das macht uns sehr glücklich. Bevor wir katholisch wurden, waren wir sehr schlecht; aber wir kannten das Böse nicht, das wir thaten; gegenwärtig verlassen wir unser Thal nur selten, und wir verkaufen nicht mehr die von unserer guten Königin uns gegebenen Decken, um Branntwein dafür zu kaufen, wie wir das früher thaten. Unsere Kinder sind bekleidet, und manche können gut lesen und schreiben. Noch leben wir in Hütten von Zweigen; aber wir werden uns Häuser bauen, sobald wir in unserem Thale nahe bei den Schulen Land zum Anbau erhalten. Wir lassen keine Fremden in unser Lager kommen und wir beten gemeinschaftlich den Rosenkranz; denn wir rufen gerne die heilige Mutter Gottes an. — Die Weißen haben uns all unser Land genommen und unsere Känguruhs weggeschossen, weil sie ihr Korn fraßen; aber jetzt sind sie freundlich gegen uns, geben den Männern Arbeit beim Errichten von Pallisaden und beim Ackerbau, und unsere Weiber können waschen und nähen und fischen. Der weiße Mann hat auch eine Bittschrift an die Regierung geschickt, daß sie uns Land gebe. Das Land ist auch versprochen; aber nun ist in unserem Thale keines mehr, das die Regierung uns geben könnte, und unsere Herzen würden brechen, wenn wir unser Thal verlassen müßten. Unser Priester hat uns gesagt, daß du unser Vater und dich bemühen werdest, uns Land zu verschaffen. Wenn du das thust, werden wir unser Thal nie mehr verlassen und nüchtern und gut sein.

„Wir hörten, daß unser Heiliger Vater, der Papst, dir gesagt hat, du solltest für uns sorgen. Wir wissen aus unserem heiligen Katechismus, daß der Heilige Vater der Stellvertreter Christi ist. Es ist sehr gut von ihm, daß er an uns denkt, wenn sonst niemand es thut. Wir hörten, daß schlechte Menschen ihm alles genommen haben, was er besaß. Wenn wir Geld hätten, würden wir es ihm senden; aber wir haben nichts als Känguruhs, und wir sind jetzt beschäftigt, ihm aus Känguruh-Fellen einen warmen Mantel zu machen; wenn er fertig ist, werden wir ihn dir geben, daß du denselben ihm schickest. Wir beten täglich für ihn.

„Wir waren stets ein kleiner Stamm; aber die Stämme jenseits der Berge sind jetzt fort, und wir sind jetzt zahlreicher als je. Gott ist sehr gut gegen uns, seit wir Christen wurden. Wir kämpften früher immer mit anderen Stämmen, mit den Schoalhaven und Illawarras; jetzt erkennen wir, daß dies böse war, und wir wünschen, daß auch sie Christen und gut werden . . .

„Wir haben diesen Mantel hier für dich gemacht. Unsere alten Männer haben die Opossums getödtet, unsere Jünglinge haben die Felle gegerbt, unsere Frauen haben den Mantel genäht und unsere Kinder in der Schule haben Buchstaben darauf gezeichnet. Wir geben ihn dir und bitten um deinen Segen."

Man kann sich denken, daß diese schlichten Worte der armen Australier das Herz des Bischofs rührten und daß er ihr Geschenk mit großer Freude annahm. Auch der Heilige Vater Pius IX. war tief ergriffen, als er den Känguruh-Mantel seiner australischen Kinder empfing. Wie sehr ist es zu bedauern, daß man die armen Wesen, die, einmal im Christenthum unterrichtet, so große Dankbarkeit, Bildsamkeit und Herzensgüte zeigen, in so schmachvoller Weise ausgerottet hat! Doch wenden wir unser Auge von jenen blutigen Greueln ab und erfreuen wir uns lieber an einem Bilde des Friedens, indem wir erzählen, wie die Söhne des hl. Benedikt in Westaustralien ihre berühmte Mission Neu-Norcia gegründet haben.

8. Die Benediktinermission Neu-Norcia.

Erst ein volles Menschenalter nach der Gründung der ersten Kolonie im Südosten Australiens, von der wir im folgenden Kapitel erzählen werden, machten die Engländer den Versuch, auch im Westen, an den Ufern des Schwanenflusses, sich anzusiedeln. So entstand 8 Meilen von der Mündung des obengenannten Flusses 1829 Perth, die jetzige Hauptstadt Westaustraliens. Die neue Kolonie erreichte aber niemals die Blüte der ältern Ansiedlung im Osten; auch heute zählt sie bei einer Ausdehnung, welche dem europäischen Rußland fast gleich ist, noch nicht ganz 30 000 Einwohner. Die wenigen Katholiken, welche die Kolonie am Schwanenflusse mitgründeten, mußten 12 Jahre warten, bis ihnen ein Priester gesandt werden konnte. Jetzt haben sie Kirchen, Schulen, Klöster und sogar ihren eigenen Bischof. Aber wer sollte sich den armen Eingeborenen widmen, welche vor den fremden Pflanzern scheu in die Wildniß flüchteten? Für diese schwierige Aufgabe hatte Gott die Söhne des hl. Benedictus ausersehen. Ihren Ahnen gleich, die vor mehr als 1000 Jahren in die Urwälder unserer deutschen Heimat eindrangen und daselbst die Saat christlicher Gesittung in die Herzen unserer barbarischen Vorfahren ausstreuten, sollten sie in der Wildniß Westaustraliens die armen, halbverthierten Eingeborenen um sich sammeln und sie in Kinder Gottes umwandeln. Nach den Darstellungen des hochwürdigsten Herrn Salvado, der von Anfang an sich an diesem Riesenunternehmen betheiligte, wollen wir die Arbeiten und die Erfolge dieser würdigen Söhne des hl. Benedikt erzählen.

Kirchenpolitische Stürme haben auch ihr Gutes; während der Feind nur zu zerstören glaubt, trägt der von ihm entfesselte Orkan manches fruchttragende Samenkorn in ferne Länder. So ging es im Jahre 1835, als der Liberalismus in Spanien triumphirte und Mönche und Jesuiten aus der Heimat vertrieb. Damals waren auch zwei Benediktiner der berühmten Abtei des hl. Martin von Compostella in Galicien, Joseph Serra und Rosendo Salvado, welche Gott zum Apostolate Westaustraliens bestimmt hatte, gezwungen, zum Wanderstabe zu greifen. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in dem gastlichen Kloster der heiligsten Dreifaltigkeit de la Cava im Königreiche Neapel wandten sie sich an die Propaganda mit der Bitte, man möge über ihre Kräfte für die Mission unter den Heiden, gleichviel in welchem Erdtheile, verfügen. Gerade damals befand sich Msgr. Brady, der Generalvikar der neu gegründeten Kirche Westaustraliens, in der ewigen Stadt; ihm wurden die beiden spanischen Benediktiner als willkommene Mitarbeiter gegeben. Am 5. Juni 1845 ertheilte ihnen Gregor XVI. die Abschiedsaudienz und den apostolischen Segen. Worte voll väterlicher Huld richtete der Heilige Vater durch den seligen Romuald, selbst ein Sohn des großen hl. Benedikt, an die Missionäre. „Erinnert euch, meine Kinder," sagte er, „daß ihr zu der großen Familie unseres glorreichen Patriarchen, des hl. Benedikt, gehört, der mein Vater und euer Vater ist. Ihr seid im Begriffe, die apostolische Laufbahn zu betreten, die von

so vielen berühmten Aposteln aus unsern Brüdern durchmessen wurde. Sie haben einen großen Theil der Völker Europa's zum christlichen Glauben bekehrt, sie haben ihnen durch ihre Predigt und ihre Arbeit den Segen der Gesittung gebracht, sie haben diese barbarischen Nationen in gesittete Staaten verwandelt. Wohlan denn, ehret das Kleid, das ihr traget, und möge der Himmel euern Eifer segnen und euer Apostolat mit Früchten krönen."

Im Herbste 1845 schiffte sich Msgr. Brady von England aus mit seinen Missionären nach Australien ein; er hatte eine ansehnliche Schaar um sich gesammelt: 7 Priester, 11 Cleriker und 2 Laienbrüder; Irländer, Spanier, Franzosen, Italiener, auch ein Tiroler waren unter diesen opferwilligen Männern — zudem hatten sich 6 Schwestern zu der weiten Reise nach dem fernen Südlande entschlossen. Am 17. September lichtete die Fregatte „Isabella" zu Gravesend die Anker und trug die apostolische Reisegesellschaft in langer, aber glücklicher Fahrt an das Ziel ihrer Sehnsucht. Am 7. Januar 1846 endlich verkündete der Ruf des Matrosen vom Mastkorbe aus „Land"; man ging in der Bucht von Freemantle vor Anker, und am folgenden Morgen betraten die Missionäre, das Te Deum und die Litanei der seligsten Jungfrau singend, das Westufer Australiens. Unter den Neugierigen waren auch ein paar Eingeborene herbeigeeilt. Die Missionäre betrachteten mitleidsvoll die armen, fast nackten Gestalten und versuchten es, durch Zeichen sich verständlich zu machen. Die Wilden riefen ihnen zu: „Maragna, Maragna!" d. h. „Brod, Brod!" und P. Salvado gab ihnen Brod mit dem Wunsche, daß es ihm vergönnt sein möchte, diesen Kindern der Wälder bald das geistige Brod zu brechen. Auch in Perth, der aufblühenden Hauptstadt, fanden sie in allen Straßen diese Unglücklichen, wie sie bettelnd umherzogen, und mußten sehen, daß sie von den Kolonisten nicht viel besser gehalten wurden als unvernünftige Thiere.

Nach einigen Tagen der Ruhe vertheilte Msgr. Brady den neuen Weinberg unter die apostolischen Arbeiter in drei Districte: den nördlichen, den südlichen und den Central-District. Die erste Abtheilung, welche Perth verließ, bestand aus den für den Süden bestimmten französischen Missionären aus der Congregation vom Herzen Mariä. Zu Land suchten sie ihren Weg nach der Gegend von Albany, aber die gehofften Erfolge blieben aus; entmuthigt schüttelten die Glaubensboten nach unsäglichen Mühsalen den Staub von ihren Füßen und schifften sich nach der Insel Mauritius ein. Auch die Mission im Norden schlug fehl, und ein weiterer Versuch zu Guildford, nur 9 Meilen östlich von Perth, traf dasselbe unglückliche Loos. Gott liebt es, die Geduld seiner Diener durch Mühsale zu prüfen und ihnen durch Mißerfolge zu zeigen, daß nicht ihrer Arbeit, sondern einzig seiner Gnade der Sieg zuzuschreiben ist.

Msgr. Brady wollte den Rest seiner Schaar nicht einem ähnlichen Schicksale preisstellen und beschloß, die spanischen Benediktiner in seiner Nähe mit der Seelsorge der Europäer zu betrauen. Aber endlich konnte er ihren Bitten nicht widerstehen. Einer der katholischen Kolonisten, der irische Capitän John Scully, berichtete dem Bischofe, in der Nähe seiner Besitzungen am Schwanenflusse fände sich fruchtbares Gelände und in den Wäldern rundum lebten zahlreiche Wilde; da ließ Msgr. Brady die PP. Salvado und Serra mit ihren Katechisten ziehen, ob sie vielleicht daselbst fruchtbaren Grund für das Samenkorn des Heiles fänden. Die Missionäre sollen uns ihr apostolisches Unternehmen selber erzählen.

„Am 16. Februar 1846," erzählt Msgr. Salvado, „unsere Bündel auf den Schultern, das Kreuz auf der Brust und den Wanderstab in der Hand, begaben wir uns in die Kirche, wo der Bischof bereits unser wartete. Die ganze Bevölkerung der Stadt drängte sich in die bescheidene Kathedrale von Perth; Protestanten wie Katholiken wollten uns Lebewohl sagen, und viele meinten, es gelte ein ewiges Lebewohl. Der Bischof hielt eine Anrede, die alle Zuhörer tief bewegte, und nachdem wir seinen Segen und den Friedenskuß empfangen, verließen wir Perth; mehr als eine Meile weit begleitete uns der Oberhirt und ein großer Theil der Einwohner. Der Mond beleuchtete unsern Weg; zwei Wagen mit den nothwendigsten Kleidungsstücken, Ackergeräthen und einem Tragaltare folgten. Es ging über eine sehr sandige Gegend, und das Vorankommen war äußerst beschwerlich. Unter einem riesigen Eucalyptus suchten wir endlich einige Stunden Schlaf. Bei Tagesanbruch setzte man die Reise fort, jetzt durch einen dichten Wald. Auf einer Lichtung theilte sich der Pfad in drei, und wir waren in nicht geringer Verlegenheit. Glücklicherweise trafen wir einen Wilden, der in der einen Hand seinen Speer, in der andern einen Feuerbrand trug, und da wir ihm ‚Moore, Moore!' — den Namen des nächsten irischen Kolonisten, zuriefen, verstand er uns und schritt uns als Wegweiser zu dem nächsten Gehöfte voran. Unter dem gastlichen Dache des Herrn Moore brachten P. Serra und ich für lange Zeit zum letzten Male in einem gedeckten Hause das heilige Meßopfer dar: von nun an bis zur Gründung unseres neuen Klosters konnten wir nur unter offenem Himmel die heilige Messe feiern.

„Weiter ging die Reise über einen steilen Ausläufer des Darling-Gebirges, dann nach einem Marsche von 30 engl. Meilen über den fast ausgetrockneten Avon, und endlich erreichten wir den Hof des Capitän Scully, der 68 engl. Meilen von Perth entfernt auf der Grenze des von Kolonisten bewohnten Landes gelegen ist. Drei Tage hielten wir uns daselbst auf, um unseren Zugochsen Rast zu gönnen; dann betraten wir, mit den besten Rathschlägen des wackern Irländers ausgerüstet, das vor uns liegende unbekannte Land. Die Magnetnadel diente uns zur Führerin; ihr folgend wanderten wir nordwärts, wo den Aussagen der Eingeborenen gemäß ein fruchtbares Gebiet, das sie ‚Baggi-Baggi' nannten, sich finden sollte. Nach einem gebirgigen Striche kamen fast ganz kahle Sandebenen, wo nur hie und da ein Eucalyptus und manche Giftpflanzen wuchsen. Allmählich wurde der Boden besser, und in der ‚Victoria-Ebene' staunten wir über die Schönheit der Bäume und die Kraft der Vegetation. Aber ein brennender Durst, den die Hitze der Jahreszeit noch steigerte, ließ die Bewunderung über das Land nicht gar zu groß werden. Die versprochene Quelle war fast trocken; stürmisch stürzte sich das Rindvieh darüber her zur Tränke, und mit Gewalt mußte man es abhalten, um nur selber einen Schluck der salzigen trüben Flüssigkeit zu erhaschen, deren Genuß Erbrechen verursachte. Ein Wilder, den Capitän Scully uns mitgegeben, meinte, es müsse sich nahebei noch eine andere Quelle finden, aber auch hier ‚hatte die Sonne alles getrunken', wie sich das Kind der Wüste ausdrückte. Endlich fand man doch noch eine Stelle, wo im Schatten riesiger Bäume trinkbares Wasser sich erhalten hatte. Daselbst lagerten wir uns beim Einbruche der Nacht und reichten unserem Wilden ein reichliches Nachtmahl, das er schweigend und heißhungrig verzehrte."

Am andern Morgen bestanden unsere Benediktiner keine geringe Probe ihrer Entschlossenheit. Die Fuhrleute erklärten, die Missionäre keinen Schritt weiter begleiten zu wollen, und luden, trotz aller Bitten und Vorstellungen, die Habe der Patres einfach unter

einem Baume ab, entschlossen, nach Perth zurückzukehren und die Glaubensboten ihrem Schicksale zu überlassen. Da es jedoch der erste Fastensonntag war, willigten sie ein, vorher der heiligen Messe beizuwohnen, welche P. Serra und P. Salvado zum ersten Male in dieser westaustralischen Wüste (vergl. untenstehendes Bild) unter freiem Himmel feierten. Einer der Karren diente als Altar. Gleich darauf traten die Fuhrleute die Rückfahrt nach Perth an, und auch der Wilde verließ die Missionäre. „Das durfte uns aber nicht entmuthigen," schreibt P. Salvado; „wir hatten ja unsere ganze Hoffnung auf den gesetzt, den wir soeben in der waldigen Wüste Australiens als Sühnopfer für die armen Wilden darbrachten, deren Apostel wir sein wollten."

So waren nun die beiden Patres mit dem Laienbruder Leander und einem irischen Katecheten allein in der Wildniß. Sie begannen eine Hütte aus Baumästen zu bauen und konnten sie gegen Abend bereits mit Laub und Gras bedecken. Im Eifer ihrer Arbeit hatten sie nicht bemerkt, daß ein Trupp Wilder mit langen Lanzen bewaffnet sie aus der Ferne beobachte und sich langsam dem kleinen Teiche nähere, und als sie dieselben endlich sahen, machten sie sich nicht viel daraus, obschon die Wilden dieser Gegend als Kannibalen bekannt waren. Ruhig bauten die Missionäre ihre Hütte fertig, dann zündeten sie ein Feuer an, sangen die Complet mit allen Ceremonien und Verbeugungen, wie im Chore eines Benediktinerklosters, beteten auf den Knieen den Rosenkranz, nahmen ihr frugales Abendmahl von in der Asche gebackenem Brodkuchen, im Wasser abgesottenem Reis und etwas Thee, legten sich dann zur Ruhe nieder und schliefen unter dem Schutze ihrer heiligen Engel ein.

Die erste heilige Messe in der Wildniß Westaustraliens.

In der Frühe errichteten sie einen Feldaltar und brachten das heilige Meßopfer dar für die Wilden, die mit der größten Aufmerksamkeit allen ihren Bewegungen folgten und sich dann zurückzogen. Am Abende kamen sie jedoch in weit größerer Zahl wieder und faßten kaum 30 Schritte von der Hütte entfernt Posto. „Wiederum verrichteten wir wie gewöhnlich unsere Andachtsübungen," erzählt P. Salvado; „in der Nacht aber störte doch der Gedanke an die Nähe dieser wilden Gesellen unsere Ruhe; es konnte ihnen ja jeden Augenblick beikommen, uns zu überfallen und aufzuzehren." Am Morgen nahmen die Missionäre nach der Messe ihr karges Frühstück; da sahen sie plötzlich die Wilden sich in Haufen nahen, in jeder Hand 5 oder 6 „Gitschis" (Wurfspieße) haltend. Die Missionäre traten ihnen mit freundlicher Miene entgegen und boten ihnen das Frühmahl, das sie für sich bereitet hatten, und Stückchen Zucker an. Die Wilden schwangen zwar drohend ihre Spieße, die Weiber und Kinder heulten und zogen sich zurück; „aber wir schritten muthig vorwärts", fährt P. Salvado in seiner Erzählung fort, „und bedeuteten ihnen, die Lanzen zu entfernen, indem wir ihnen Brodkuchen und Zucker anboten, selber davon genießend, um auch sie zum Essen einzuladen. Einige Australier legten wirklich die Speere bei Seite und verkosteten den Zucker, aber sobald sie ihn mit ihren Lippen berührt, warfen sie ihn auch schon von sich, denn der süße Geschmack schreckte sie. Abermals aßen wir vor ihren Augen davon, um ihnen Muth zu machen. Endlich wagte es einer, fand unsere Gabe gut und lud seine Genossen ein, ebenfalls das süße Ding zu genießen. In wenigen Minuten waren nun unsere Brodkuchen und Zuckerstückchen aufgezehrt, sie schlugen sich untereinander um die letzten Krumen."

So war die erste Annäherung erfolgt, die Wilden betraten die Hütte, beschauten die Instrumente und halfen den Missionären eine solidere Wohnung bauen. Freilich verschwanden die kleinen Speisevorräthe der Benediktiner rasch vor dem Hunger der Wilden, die nun aber auch ihrerseits, was sie finden konnten, mit den Fremdlingen theilten. Die Missionäre zogen mit ihnen durch den Wald, bereit, mit den Wilden gleichsam selbst Wilde zu werden, um die Wilden Christo zu gewinnen. Die Söhne des hl. Benedikt sahen ein, daß es nur so möglich sei, die Sprache, die Sitten und Gebräuche dieser armen Leute zu erlernen und ihre Seelen dem Christenthume zu gewinnen, und brachten ohne Zaudern dieses heroische Opfer. Umgeben von allen Bequemlichkeiten der sogenannten civilisirten Welt, haben wir gar keinen Begriff von dessen Größe.

Unsere Missionäre hatten sich also einem Stamme oder vielmehr einer Familie dieser armen Australneger angeschlossen und zogen mit ihnen durch Busch und Wildniß. Auf dem Zuge suchten sie dadurch die Freundschaft der Wilden zu erringen, daß sie nach australischer Sitte die kleinen Kinder der Wilden auf ihrem Rücken trugen, Holz zur Feuerung herbeischleppten und mit einigen elementären Kenntnissen der Arzneikunde sich als Medicinmänner nützlich machten. Wer beschreibt den Ekel vor der Kost, welche ihnen die Eingeborenen dafür als Leckerbissen vorlegten, und den Hunger, der sie endlich den größten Ekel überwinden lehrte! Regenwürmer und Eidechsen, Lurche und ähnliche gute Bissen wollen

sich eben anfangs einem europäischen Gaumen gar nicht anbequemen, und doch mußten die Mönche, um nur ihre Gastfreunde nicht zu beleidigen, gute Miene zum bösen Spiel machen und auch an australische Kost sich gewöhnen. Freilich mitunter gelang es auch, ein Känguruh oder ein Opossum zu erlegen; das war dann ein Festtag, und das nur leicht angebratene, bluttriefende Fleisch dieses Wildprets mußte den Missionären für eine halbe Woche Kraft und Stärke verleihen. Noch mehr aber, als vom Hunger, wurden sie auf ihren apostolischen Wanderungen vom Durst gequält; denn die australische Wildniß bietet während der Sommerzeit kaum verdorbenes, salziges Pfützenwasser, und nur zu oft mangelt selbst dieses. Dazu gesellte sich bald eine äußerst schmerzhafte Augenkrankheit, hervorgerufen von dem grellen Sonnenlichte, das blendend vom steinigen Boden zurückprallt. Nach wenigen Wochen fühlten sich die Missionäre recht elend, aber den Muth verloren sie nicht.

Uebrigens fehlte es mitunter bei allem Elende auch an komischen Zwischenfällen nicht. P. Salvado, der bisher den Strapazen noch am besten getrotzt hatte, kam eines Tages auf den Gedanken, eine kräftige Fleischbrühe würde seinen kranken Brüdern ein Labsal sein, und entschloß sich daher, auf die Känguruh-Jagd zu gehen. Lange mühte er sich ab: umsonst, es wollte ihm kein Thier in den Wurf kommen. Entmuthigt und traurig kehrte er um, als ein ungeheurer Schwarm weißer Papageien, sogen. „Kakadus", in das Gehölz sich niederließ. Mit Wucht schleuderte er seinen eisenbeschlagenen Stock unter das Geflügel und war so glücklich, zwei der größten todt zu werfen. Da stürzten die Vögel, an die 5—6000, über ihn her, setzten ihm mit Schnäbeln und Krallen hart zu, und nur indem er den Stock wie ein Rad um seinen Kopf schwang und von Baum zu Baum eilte, konnte er sich endlich der Nachstellung der gefiederten Feinde entziehen. Die Fleischbrühe, die der Missionär aus seiner Beute seinen Brüdern bereitete, war übrigens gut, und sie erlegten in Zukunft noch manche dieser Vögel, die schaarenweise den kleinen Teich in der Nähe der Missionshütte besuchten.

Ostern nahte. Der Bruder Leander hätte gar zu gerne den beiden Patres auf den Festtag ein gutes Gericht bereitet. Er ging also nach der Matutin des Charsamstag auf die Känguruh-Jagd. Er traf ein Thier, aber ein so gewandter Läufer er auch war, entwischte ihm das Wild in kurzer Zeit durch seine gewaltigen Sätze und Sprünge, und was das Schlimmste war, Bruder Leander verirrte sich in dem Walde. Die Nacht brach herein, und der Bruder kehrte nicht zu den Missionären zurück, die Todesangst um ihn ausstanden. Umsonst riefen und schrieen sie in den umliegenden Wäldern und zündeten auf allen Höhen in der Runde Feuer an; nur das Echo antwortete ihnen und der spöttische Ruf der Papageien, die der Schein des Feuers geweckt hatte. Das war ein trauriges Osterfest für die Missionäre, die mit angsterfülltem Herzen Hochamt und Vesper sangen und Gelübde zur Mutter Gottes machten für die Rettung des Verlorenen. Erst am folgenden Tage, als man seinen Tod schon für gewiß hielt, brachten ihn einige Wilde zurück.

Bruder Leander konnte Gott danken für die Rettung, die ihm durch die Wilden zu theil wurde; denn die Verirrung in dem australischen Busch ist für Europäer, die auch schon jahrelang mit der Wildniß vertraut sind, gewöhnlich mit dem qualvollsten Hungertode gleichbedeutend. Das Fehlen einer wahrnehmbaren Wetterseite an den Baumstämmen und die daraus folgende Gleichmäßigkeit ihres Aussehens trägt die Schuld, daß die einmal verlorene Richtung kaum mehr aufgefunden wird. Die Hitze, der Mangel an Wasser und eßbaren Früchten bringt dann den Irrenden rasch zur äußersten Erschöpfung, und er erliegt seinem gräßlichen Loose. Nur die ungemein scharfen Sinne der Eingeborenen vermögen die Spur des Verlorenen aufzufinden und ihm auf allen Kreuz- und Querwegen zu folgen, welche die Verzweiflung ihr Opfer trieb. Vor wenigen Jahren verirrte sich ein Hirte von einer etwa 50 geographischen Meilen von Sydney entfernten Viehstation im australischen „Busche". Sobald sein Herr sein Unglück erfuhr, bot er einige Schwarze auf und suchte mit ihnen die Spur des Knechtes. Die Wilden umkreisten die Hütte des Verirrten in immer weiteren Bogen, bis sie sicher waren, die rechte Spur gefunden zu haben; dann folgten sie ihr 6 Tage lang auf einer Strecke von wenigstens 25 geographischen Meilen über Flüsse, durch Sümpfe und am Meeresufer hin und fanden endlich den Schäfer noch lebend. Der Hirte hatte aber auf seiner Irrfahrt so furchtbar gelitten, daß er bald nachher in Wahnsinn verfiel. Mitunter hatten auch die Europäer im weichen Boden die Fußstapfen gesehen; am dritten Tage fanden sie an einem Baume die frisch eingeschnittene Inschrift: „O Gott, habe Mitleid mit mir! T. B."; sie fanden seine Stiefel, sein Taschentuch; aber die Schwarzen verfolgten die Spur auch an Stellen, wo sie den Kolonisten vollständig unsichtbar war. So deuteten sie z. B. am fünften Tage auf hartem Felsen eine Stelle, wo er gekniet habe; die Kolonisten konnten auch mit einem Vergrößerungsglase nicht die geringste Spur entdecken, und doch bestätigte der Verirrte nachher die Richtigkeit dieser Aussage.

Bigliagoro.

P. Salvado machte in der Folge dieselbe Erfahrung über die wunderbare Sinnenschärfe der Wilden bei einem ganz ähnlichen Vorfalle. Von Neu-Norcia aus hatte sich ein junger Engländer, ein Knabe von 12 Jahren, verirrt, und P. Salvado folgte seiner Spur mit einigen Wilden. Schon am Abende des zweiten Tages glückte es den Schwarzen, den Knaben zu finden, der seine Rettung dem Schutze der Mutter Gottes zuschrieb. In der That sind die Fälle, wo ein Verirrter zeitig entdeckt wird, selten; gewöhnlich findet man nur seine Leiche.

Doch wir können nicht alle Prüfungen erzählen, welche die muthigen Missionäre heimsuchten. P. Salvado entschloß sich endlich zu einer Reise nach Perth, um seinen Mitbrüdern neue Vorräthe zu verschaffen; denn bei dem elenden Leben, das sie führten, verzehrten sie nutzlos ihre Kraft, während Unterstützung von der Kolonie aus die einzige Möglichkeit bot, die befreundeten Eingeborenen zu bekehren. Der Missionär erzählt uns diese Reise wie folgt:

„Ein Eingeborener, Namens Bigliagoro (derselbe hatte sich schon früher den Missionären angeschlossen, blieb ihnen treu und wurde einer der eifrigsten Familienväter der Benediktiner-Niederlassung), begleitete mich als Führer (vgl. nebenstehendes Bild u. S. 30). Wie alle seine Genossen hatte er außer einer Schnur aus Känguruh-Haaren, welche seinen Kopfputz bildete, keinerlei Kleidung; ich mußte ihn also mit einem Stücke Wollenzeug bekleiden. Auf unserer weiten Reise lebten wir gewöhnlich von Eidechsen und Regenwürmern. Bigliagoro ließ mir zwar die besten Bissen seiner Jagd; aber mein Magen konnte sich mit diesen Leckereien nicht befreunden. Nach einigen Tagen ging es besser, und eine gebratene Echse oder die Keule eines Opossum, die man in Blätter gewickelt in der heißen Asche röstete, schmecken einem hungrigen Magen nicht so übel. Am Abend betete ich mein Brevier und legte mich dann zufriedenen Sinnes unter dem Schutze Gottes zur Ruhe. Mein Führer setzte inzwischen nach dem Brauche seiner Landsleute, welche essen, solange sie etwas Genießbares sehen, die Mahlzeit fort, und mehr als einmal weckte er mich und bot mir schon gekautes Fleisch an mit der Aufforderung: ‚Quaba, quaba, nunda nalgo!‘ d. h. ‚Nimm, nimm, es ist sehr gut!‘ Nichts half es, daß ich ihm sagte, ich glaubte ihm aufs Wort; ich mußte seinen vermeintlichen Leckerbissen nehmen und essen.“

Bigliagoro und seine Familie.

In Perth angekommen, setzte P. Salvado den Bischof von der traurigen Lage der Missionäre in Kenntniß; Msgr. Brady wurde bei den Erzählungen des Benediktiners zu Thränen gerührt, und da er keine Mittel hatte, der Noth der Glaubensboten abzuhelfen, empfahl er die Mission in einer bewegten Ansprache seiner Gemeinde. Der Missionär sammelte unter den Katholiken milde Gaben; leider war aber die katholische Gemeinde weder zahlreich noch begütert, und so fiel die Sammlung spärlich aus. Was nun beginnen? Ohne hinreichende Unterstützung durften die guten Mönche auf keinen Erfolg bei den Wilden rechnen; bevor sie deren Sprache gelernt und sich an deren Lebensweise gewöhnt, mußten sie elend umkommen. Der hochw. Bischof wollte daher die Benediktiner augenblicklich zurückrufen. Allein P. Salvado erklärte dem Msgr. Brady mit bescheidener Entschlossenheit, er und seine Brüder wollten eher des Hungertodes sterben, als das begonnene Werk verlassen. Sein Plan war gefaßt. Das Nomadenleben, das anfangs recht gut war, um die nothwendigste Sprachkenntniß zu erwerben, konnten sie freilich fernerhin nicht führen. Sie mußten sich irgendwo in günstiger Lage ein kleines Klösterchen gründen und um die Mauern des Heiligthums nach und nach die Kinder der Wildniß sammeln. Das war der siegreiche Feldzugsplan der Benediktiner in der Alten Welt; er sollte sich auch in der Wildniß des fernen Südlandes bewähren. Aber wo die nothwendigen Geldmittel hernehmen?

Da kam P. Salvado auf den seltsamen Gedanken, durch eine musikalische Abendunterhaltung, in welcher er selber als Virtuose auftreten wollte, eine kleine Summe zusammenzubringen. Wovor schreckt ein eifriger Missionär zurück? Doch wahrlich nicht vor dem vielleicht mitleidigen Lächeln einiger Menschen! Die kleine Verdemüthigung, die möglicherweise damit verbunden war, nahm er gerne mit in den Kauf. Er war übrigens ein recht geschickter Pianist und als solcher in Spanien und Italien bekannt. Msgr. Brady billigte den Plan, und die ganze Stadt ohne Unterschied der Religion betheiligte sich an der Soirée. Der Gouverneur stellte bereitwilligst den Saal des Gerichtshofes zur Verfügung, ein methodistischer Lithograph druckte umsonst die Programme und Einladungskarten, der anglikanische Prediger lieh die Teppiche seines Bethauses, sein Sakristan sorgte für die Beleuchtung, ein Jude übernahm die Eintrittskasse und die katholischen Schwestern gaben ihr Piano: so kam mit Beihilfe von Katholiken und Protestanten dieses apostolische Concert zu stande. Am 21. Mai trat P. Salvado in seiner Benediktinerkutte vor einer zahlreichen Versammlung als Pianist auf. Doch mag er uns selber sein Aeußeres beschreiben. „In welchem Zustande befand ich mich nach einem Aufenthalte von 3 Monaten in der

australischen Wildniß! Die ganz zerfetzte Kutte reichte kaum bis an die Kniee; die Strümpfe, die ich mit Schnüren und Flicken von allen Farben auszubessern versucht hatte, boten den buntscheckigsten Anblick; die Schuhe waren zerrissen und durchlöchert, so daß die Zehen daraus hervorschauten. Man nehme dazu einen starken, verwilderten Bart, die Gesichtsfarbe eines Kohlenbrenners und die Hände eines Grobschmieds, und man wird das zugleich bedauernswerthe und lächerliche Bild haben, das ich bot. Gleichwohl begrüßte mich allgemeiner Beifall, und das gab mir etwas Muth."

Der apostolische Tonkünstler muß es übrigens recht gut gemacht haben; jedenfalls belohnte ihn eine ganz ergiebige Einnahme. Nun wurden Mundvorrath, Kleider, Sämereien und Ackergeräthe eingekauft, auf einen mit zwei Ochsen bespannten Wagen gepackt, dem ein paar Ziegen und Zicklein folgten, und frohen Herzens trat der Missionär die Rückreise zu seinen Brüdern an.

Allein die Regenzeit war eingebrochen. Wenn P. Salvado des Tages über bis auf die Haut durchnäßt war, so konnte er sich am Abende zur Ruhe nicht einmal auf den nassen Boden legen. Zudem hatte das Wasser, das weite Strecken bedeckte, den Pfad unkenntlich gemacht, und der Missionär verlor am zweiten Tage den Weg. Das waren bange Stunden, doch erhörte Gott das Gebet des Missionärs und ließ ihn endlich den Pfad wieder finden. Oftmals stand das Wasser so tief, daß er nur schwimmend übersetzen konnte. In einem Sumpfe sank der Karren bis an die Achsen und die Zugthiere bis an den Bauch ein. Sie konnten sich nicht herausarbeiten, obschon der Pater sie losschirrte. Da versuchte der Missionär ein äußerstes Mittel: er legte Feuer an ihre Flanken, und mit der Kraft der Verzweiflung wühlten sie sich aus dem Sumpfe heraus. Aber die Thiere waren jetzt so wüthend, daß der Mönch sich auf einen Baum flüchten mußte. Erst am folgenden Morgen wagte er sich in ihre Nähe, doch ließen sie sich nicht wieder anspannen. Er mußte den Karren bis zum Frühjahr, d. h. bis nach der Regenzeit, stecken lassen und sich begnügen, einen Theil seiner Ladung den Ochsen aufzupacken, während er selber einen Korb mit Hühnern, einen Hund, eine Ziege sammt Zicklein und eine Katze mitschleppte. So beladen fand er endlich seine Brüder; aber er traf sie in großer Trauer, denn der irische Katechist war während seiner Abwesenheit gestorben.

Die Missionäre entschlossen sich nun, an einem für den Landbau günstigern Platze ihre Niederlassung zu gründen. Daselbst erhob sich rasch mit Hilfe einiger Wilden eine neue Hütte, und vom August 1846 an begannen sie die Urbarmachung des Bodens. P. Serra führte die Ochsen, und P. Salvado, als der Stärkere, lenkte den Pflug. Im September hatten sie bereits zwei Felder für Weizen umgebrochen und angesäet, zudem 900 Weinstöcke, 600 Reiser für Obstbäume gepflanzt und an 3000 Olivenkerne gesteckt. Schon begann die Saat zum großen Erstaunen der Eingeborenen zu grünen, und sie durften bei der Fruchtbarkeit des Bodens und dem günstigen Klima eine rasche und reichliche Ernte hoffen. Die Zeit zwischen der Arbeit und den Andachtsübungen wurde fleißig auf die Erlernung der Landessprache verwendet; bald gewannen die Mönche einen gewissen Einfluß über die umwohnenden Wilden, den sie zunächst als Friedensstifter bei ihren unaufhörlichen Streitigkeiten benutzten. So oft dann Glieder anderer Stämme die Freunde der Missionäre beunruhigten, eilten die Mönche herbei, warfen sich, das Crucifix in der Hand, auf die Gefahr hin, eine tödtliche Wunde zu empfangen, zwischen die Kämpfenden, und gewöhnlich gelang es ihrem Eifer, die Rasenden zu trennen. War jemand verwundet, so trugen sie ihn nach ihrer Hütte, wuschen und verbanden seine Wunden mit Olivenöl (vgl. das Bild S. 33), womit sie manchmal ganz wunderbare Heilungen erzielten. Einmal beteten die Patres eben ihr Brevier, als ein Weib gelaufen kam und unter Thränen schrie, ihr Sohn sterbe im nahen Walde an einem Lanzenstiche. Sofort eilten die Missionäre zur Stelle, trugen den Schwerverwundeten in ihre Hütte, nähten seine Wunde zu und legten einen Verband mit Olivenöl darauf. Die Weiber beklagten den Jüngling ihrer Sitte gemäß mit lautem Geheul als einen Sterbenden. Schon in einer Woche war er aber geheilt, folgte später seinen liebevollen Aerzten sogar nach Europa und trat in den Orden des hl. Benedikt ein.

Diese Heilungen, welche die Missionäre übrigens viel mehr für Gebetserhörungen als für Erfolge ihrer geringen medicinischen Kenntnisse ansahen, trugen sehr viel dazu bei, das Herz der Eingeborenen der Predigt der Glaubensboten zu gewinnen. Eine große Schwierigkeit war aber zu überwinden: die Wilden Australiens führen ein Nomadenleben; unstät ziehen sie umher von Busch zu Busch, sich mit dem Jagdspeere die kümmerliche Nahrung suchend, und diese Lebensart war der Predigt des Evangeliums wie den Anfängen der Gesittung gleich feindlich. Man mußte sie bestimmen einen ständigen Wohnsitz zu wählen und statt der Jagd den Ackerbau zu betreiben. So kamen die Benediktiner zu dem Entschlusse, eine Ackerbaukolonie als Mittelpunkt der ersten Christengemeinde zu gründen. Bischof Brady billigte ihren Plan, und eine Gabe des Vereins der Glaubensverbreitung von 4000 Mark setzte sie in den Stand, das große Werk von neuem zu beginnen; denn der Ort ihrer zweiten Niederlassung eignete sich nicht zu ihrem Vorhaben.

Echter apostolischer Eifer läßt sich nicht entmuthigen. Die Kolonialverwaltung wies den Benediktinermönchen 40 Acker Landes auf der sogen. „Victoria-Ebene" an den Ufern des Moore zu, und am 2. Januar 1847 begannen unsere Missionäre ihre dritte Niederlassung mit dem Baue einer provisorischen Hütte. Hundertjährige Eucalyptusstämme und mächtige Acacien wurden gefällt und in kurzer Zeit 34 Acker urbar gemacht. Der Herbst — in Australien der Märzmonat — nahte; mit Hilfe einiger irischen und französischen Kolonisten gelang es den Missionären, eine geräumigere Hütte und eine Art Stall herzustellen. Schon im Februar gewannen die Ufer des Moore ein ganz anderes Aussehen; man hätte meinen können, man nahe sich einem europäischen Bauernhofe. Ueberall rege Arbeit; Werkleute von Perth führten Mauern auf, die Mönche pflügten, Eingeborene fällten Baumstämme, und ihre Kinder hüteten die Heerden.

Am 1. März 1847, dem Jahrestage ihrer Ankunft in der westaustralischen Wildniß, legten die PP. Serra und Salvado den Grundstein ihres neuen Klosters und gaben demselben, in Erinnerung an Nursia, den Geburtsort des hl. Benedikt, den Namen Neu-Norcia (vgl. das Bild S. 34); die Kirche sollte der heiligen Dreifaltigkeit und der unbefleckten Empfängniß geweiht werden. Nach 50 Tagen angestrengter Arbeit war der Klosterbau im Rohen fertig; er maß 13 m Länge, 5 m Breite und 4 m Höhe; die Maurer und Zimmerleute kehrten nach Perth zurück, und am 26. April konnten die Mönche die erste Nacht in dem neuen Heim schlafen.

„Unsere Freude war groß," schreibt P. Salvado, „wir meinten, wieder in unserer schönen Abtei des hl. Martin von Compostella zu sein."

Die Australier, nur an ihre Laubhütten gewöhnt, bewunderten den nach ihren Begriffen großartigen Bau. Sie kamen in großer

Anzahl, und manche ließen sich neben dem Kloster nieder. So sahen sich die Mönche gezwungen, die Regierung um eine neue Concession von Land zu bitten; man gewährte ihnen 30 Acker angrenzenden Ackerlandes als Eigenthum und die Benützung von 1000 Acker Weidetriften zur Zucht der ihnen von englischen Kolonisten angekauften Viehheerden. Die Heerden kamen von jenseits des Schwanenflusses (Swanriver) (vgl. das Bild S. 35) und mußten daher seine Wasser durchschwimmen. Einige freundliche Kolonisten leisteten hierbei hilfreiche Hand; sie trieben und führten die Thiere bis an die Ufer des Moore, wo dieselben von den Benediktinern und ihren eingeborenen Hirten in Empfang genommen wurden. Groß war der Nutzen, den die Mönche aus der Viehzucht zogen, aber darum vernachläßigten sie den Ackerbau keineswegs; schon im Juli reifte die Saat von 34 Acker der Ernte entgegen.

Inzwischen kamen immer mehr Wilde nach der neuen Niederlassung und meldeten sich zur Arbeit. Mit Freuden nahm man sie auf, und während die Wilden sich an das neue Leben gewöhnten, waren die Missionäre eifrig darauf bedacht, ihnen nach und nach einige Begriffe von der christlichen Religion beizubringen. Vorerst forschten sie nach dem Glauben der Australier, um vielleicht einige Anknüpfungspunkte für ihre Predigt zu gewinnen. P. Salvado erzählt uns eine dieser Unterredungen wie folgt:

Verwundete Eingeborene, von den Benediktinern gepflegt.

„Um einige Mittheilungen aus den in diesem Punkte schweigsamen Menschen herauszulocken, bediente ich mich einer kleinen List. Als wir eines Abends unser frugales Mahl mit einigen unter ihren Landsleuten angesehenen Eingeborenen getheilt, sagte ich zu ihnen: ‚Ich, der ich leibhaftig vor euern Augen stehe, bin keineswegs allein, wie ihr glauben möget, sondern ich bin zwei in einem.' Dieses Wort rief ein allgemeines Gelächter hervor. ‚Lacht, soviel ihr wollt,' sagte ich, ‚ich bin gleichwohl zwei in einem. Da von außen ist dieser große Körper, den ihr sehet; aber hier im Innern ist ein anderes kleines Wesen, das ihr nicht sehet. Das erste hört mit dem Tode auf, man begräbt es in die Erde; aber das zweite stirbt nicht, es entfernt sich nur, wenn der Körper stirbt.' — ‚Ja, ja,' antworteten die Wilden, ‚auch wir sind zwei, und der kleinere von den beiden wohnt in unserer Brust.' — ‚Und wie nennt ihr diesen kleinern?' — ‚Kacin.' — ‚Und wohin geht er nach dem Tode?' — ‚Er entflieht in die Wälder', meinten die einen. ‚Er geht aufs Meer', behaupteten die anderen, und wieder andere wußten nicht, wohin er sich begebe. Ich stellte hier mein Verhör ein; aber in der Folge erfuhr ich noch Eingehenderes von zwei Australiern, die mir sehr zugethan waren. Wenn ein Australier stirbt, erzählten sie, so wohnt seine Seele in den Baumwipfeln, die seine Hütte umgeben, und singt mit kläglichem Tone wie ein verwundeter Vogel, bis ein Vorübergehender sie in sich aufnimmt. Sobald man erfährt, daß die Seele in den Zweigen umherflattert, naht sich eine Zahl Eingeborener im Gänsemarsche in gebückter Stellung, mit zwei kleinen Stöckchen Holz klappernd und leise Pst... Pst... Pst rufend. Manchmal entspricht die Seele dieser Einladung nicht und bleibt auf dem Baume, meistens aber fährt sie durch den Mund in den ersten, um ihn sofort wieder zu verlassen und so der Reihe nach in den zweiten, dritten u. s. w. zu fahren, bis sie endlich im letzten ihre bleibende Wohnung nimmt. Diesen sonderbaren Aberglauben glaubte ich nicht verschweigen zu dürfen," schreibt P. Salvado, „zeigt er doch immerhin die Ueberzeugung von einer Fortdauer der Seele nach dem Tode unter dem Wahne der Seelenwanderung auch bei den Wilden Australiens."

„Verliert eine Mutter ihren Säugling durch den Tod, so wähnt sie, der Ruf der Nachtvögel sei die Stimme ihres Kindes. Sofort erhebt sie sich vom Lager und sucht ihren Liebling. Stundenlang ruft sie ihm unter den Bäumen alle Schmeichelworte, welche die Mutterliebe ihr eingibt, und ladet ihn ein, an ihre Brust zurückzukehren." So erzählten die Wilden den Missionären.

Die Fortdauer der Seele nach dem Tode ist übrigens in Australien allgemeiner Glaube, und namentlich sehr verbreitet ist die Annahme, die weißen Ankömmlinge aus Europa seien niemand anders als die verstorbenen Australier, deren Seelen zur Läuterung in die Leiber von Weißen gefahren wären. Andere Stämme meinen, die Seelen zögen, von einem Seevogel geführt, nach einem fernen Eilande im Westen, und wieder andere glauben, sie gingen in den Pindi hinab, d. h. in eine geräumige unterirdische Grotte, wo die Geister der Ahnen wohnen. Anklänge an die Seelenwanderung der Hindu und vielleicht noch ältere an den Scheol und die Inseln der Glückseligen scheinen aus diesen altübererbten Sagen hervorzuklingen. Im Süden dachte man sich die Seele vielfach als immateriell „so klein, daß sie durch ein Nadelöhr geht und nach dem Tode ohne Nahrung leben kann".

Erst nach langem Umgange mit den Eingeborenen gelang es, in diesen Fragen zuverlässige Antworten zu erhalten. Mit Recht warnt daher P. Salvado vor den Berichten der Reisenden, die

schon wegen des mangelhaften gegenseitigen Verständnisses durchaus nicht zuverlässig sind. „Wenn z. B. ein solcher Reisender dem Eingeborenen die Frage stellt, ob er eine mit Vernunft begabte Seele zu haben glaube, so bin ich ganz sicher," erzählt er, „der Wilde wird lachend sein Haupt von der Linken zur Rechten wenden, und alsbald schließt der Tourist aus diesem Kopfschütteln: ‚Die Wilden glauben nicht, eine mit Vernunft begabte Seele zu haben', und schreibt solches eifrig in sein Notizbuch, während doch der Sohn der Wildniß nichts anderes sagen wollte, als: ‚Bleichgesicht, ich weiß nicht, was du in meine Ohren singst.'"

Nach den Aufzeichnungen des P. Salvado haben die Missionäre bei den Wilden um Neu-Norcia eigentlichen Götzendienst nicht gefunden. Dieselben haben die unklare Vorstellung eines mächtigen, sehr starken und sehr weisen Wesens, das Himmel und Erde geschaffen hat. Sie nennen es „Motogon" und denken sich unter diesem Worte einen Menschen, der — sonderbar genug — in Australien geboren wurde und schwarz ist, wie sie selber. Als er Himmel, Erde, Wasser, Pflanzen und Känguruh schuf, blies er und sprach: „Himmel, Erde, Wasser, Pflanzen, Bäume, Känguruh, kommet hervor!" und sie kamen hervor und waren geschaffen. Die Australier glauben auch an ein böses Wesen, „Cienga"; dieses verursacht die Ungewitter und schickt die furchtbaren Wolkenbrüche, die zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche niederstürzen; aber weder das gute noch das böse Wesen scheinen sie anzubeten. „Ich sah," erzählt P. Salvado, „wie dieselben während der schrecklichsten Donnerstürme Cienga fluchten, der ihnen solches Unwetter gesandt habe. Sie stampften zornig den Boden, denn ihrem Glauben zufolge wohnt der Böse im Mittelpunkt der Erde. Auch sonst bereitet Cienga den armen Wilden viel Unruhe. Bei Nacht glauben sie ihn im Dunkel der Wälder zu sehen und wagen nicht, das Feuer zu verlassen, um welches sie sich zur Nachtzeit lagern."

Die erste Einrichtung in Neu-Norcia. (S. 32.)

Krankheit und Tod schreiben sie immer dem bösen Einflusse der Zauberer (Boglia) zu, deren Kraft von einem wunderbaren Quarzsteine herrührt, der im Leibe des Zauberers verborgen liegt und bei seinem Tode in den Leib seines Sohnes übergeht. Heilen ist ihnen daher auch gleichbedeutend mit entzaubern.

Die Sonne ist ihnen eine wohlthätige Freundin, während der Mond sehr feindselig gesinnt ist und sie oft ihrer Jagdbeute beraubt. Die Sterne sind nicht so schlimm, doch nennen sie die Wilden aus Scheu nur mit leiser Stimme; ihrer Annahme zufolge sind dieselben untereinander verheiratet: daher die große Menge Kinder, die das ganze Firmament bedecken. Wenn sie Regen nöthig haben, reißen sie sich einige Haare aus und blasen sie nach der Richtung, wo der Regen fallen soll. Das wirkt unfehlbar, und wenn der Regen doch ausbleibt, so trägt feindseliger Zauber die einzige Schuld.

Ueber alles fürchten sie eine riesige Schlange, „Ukol", die im Wasser auf ihre Beute lauert, und um nichts in der Welt wagen sie bei Nacht, sich einem Teiche oder einem Flusse zu nahen. P. Salvado bewirthete einst spät am Abend einige Wilde, und da der Trank nicht reichte, wollte er einen mit dem Kruge zu dem nahen Teiche schicken. Die Eingeborenen waren sprachlos über diese schreckliche Zumuthung, und erst nach einiger Zeit wagten sie dem Missionär zu sagen: „Vater, wenn wir gehen, sind wir alle des Todes; wenn aber du gehst, geschieht dir kein Leid, denn die Schlange Ukol hat keine Gewalt über dich." Mit Mühe beredete sie der Mönch, ihm zum Wasser zu folgen, wobei sie zitternd einer hinter dem andern sich hart an den Fersen des Missionärs hielten. „Ja," sagten sie, „du glaubst uns nicht; aber wir wissen aus Erfahrung, daß mit dieser großen Schlange nicht zu spaßen ist."

Pesson d'Arc berichtet auch, daß die Australier an die Hölle glauben. Sie nennen dieselbe „Viami" und halten sie für eine große Sandwüste ohne Wasser, ohne Schatten, ohne ein grünes Hälmchen, ohne Thau und ohne erfrischende Nacht, wo drei Feuerkugeln, drei Sonnen von glühender Hitze, im Dreieck aufgestellt, ewig über dem Scheitel derjenigen brennen, welche die Zauberer verhöhnten, Häuptlinge ermordeten, Mädchen raubten oder Greise schlugen.

An solche Meinungen, die, wenn auch in entstellter Form, einen gesunden Kern der Uroffenbarung in sich schließen, suchten die Missionäre ihre Predigt des Evangeliums anzuknüpfen.

Als der hochwürdigste Bischof im August zum ersten Male das neue Benediktinerkloster besuchte, staunte er über die Arbeiten und Erfolge seiner Missionäre. Die früheren Menschenfresser hatten schon vieles von ihrer Roheit verlernt und waren mit der christlichen Religion so weit vertraut, daß ein auf der Jagd tödtlich Verwundeter für den Empfang der heiligen Taufe hinlänglich unterrichtet schien. Schon vorher hatten sie ein 6—7 Jahre altes Mädchen den Schwestern nach Perth gebracht, wo es als Erstlingsfrucht der westaustralischen Mission feierlich die heilige Taufe empfing.

Bei der ersten Ernte, die im November begann, boten die Wilden den Mönchen hilfreiche Hand und konnten mit den Sicheln bald ebenso geschickt umgehen als ihre Lehrer. Während dieser Ernte ereignete sich ein merkwürdiger Vorfall. In einer Ruhestunde waren die Mönche einst beschäftigt, die Eingeborenen zu unterrichten, als ein Weib mit fliegenden Haaren und gellendem Geschrei, von ihrem Manne mit geschwungener Lanze verfolgt, sich nach dem Kloster flüchtete. Die Missionäre beschützten das arme Wesen vor der Wuth ihres Verfolgers, der ihnen dafür Rache schwor. Als man am folgenden Morgen sich wieder zur Erntearbeit anschickte, sahen die Missionäre zu ihrem Schrecken auf der nahen Ebene sich in dem hohen Grase Rauchwirbel erheben und Flammen aufprasseln, die, vom Winde getrieben, sich rasch den Weizenfeldern der Mission näherten. Bestürzt eilten die Mönche und ihre wilden Gehilfen dem gefährlichen Feinde entgegen, eifrig bemüht, das dürre Gras und Strauchwerk zu entfernen, das die Flamme dem Weizen zutragen konnte. Aber die Lohe spottete ihrer Anstrengung, mit halbversengtem Bart und Haupthaaren mußten sie weichen und die Frucht so vieler Mühen und Anstrengungen dem Feuer überlassen. In dieser äußersten Noth eilte P. Salvado in die Kapelle, nahm ein Bild der seligsten Jungfrau vom Altare und trug es nach der am meisten bedrohten Stelle, um es den Flammen einem Schilde gleich entgegenzuhalten. Und siehe! plötzlich ändert der heftige Wind seine Richtung und trägt Feuer und Funken einem nahen Gehölze zu, ohne der Ernte Schaden zuzufügen. Die Wilden trauten ihren Augen nicht und sagten, voll Bewunderung das heilige Bild betrachtend: „Diese weiße Frau ist sehr mächtig. Ja, das ist ihr Werk, das ist ihr Werk, so etwas können wir nicht." Als der Brandstifter von dem Wunder Kunde erhielt, wurde er so betroffen, daß er zu den Benediktinern kam, um Verzeihung bat und in der Folge einer der eifrigsten Freunde der Mission war.

Ueber den Swanriver. (S. 33.)

Die nächste größere Arbeit, welche die Benediktiner mit ihren Wilden in Angriff nahmen, war die Herstellung eines bessern Weges nach Perth; das Unternehmen glückte ihnen so, daß die Reise, welche früher immer eine Woche beanspruchte, jetzt in 3 bis 4 Tagen zurückgelegt werden konnte. Am 8. December eröffneten sie dann die erste Schule für die Kinder der Wilden und ertheilten am gleichen Tage einigen Knaben die heilige Taufe; in der Folge behielten sie dieselben mit Erlaubniß ihrer Eltern im Kloster, wo sie als Klosterschüler das Leben der Mönche mitmachten. Von diesem Tage an theilten sie auch täglich Suppe an die Wilden aus und gewöhnten dieselben nach und nach an das Tragen von Kleidern, indem nur anständig Verhüllte einen Anspruch auf die „gute Gabe" hatten. So schaarten sich immer mehr Eingeborene um die opferwilligen Mönche, bereit, ihre Arbeiten zu theilen und ihre Lehren anzunehmen.

Bald gewöhnten die Mönche ihre Klosterschüler an den Choralgesang; denn die Australier sind musikalisch durchaus nicht unbegabt. An Gesang und Tanz darf es bei ihren Festen nie fehlen. Die Melodien sind meist ernst und traurig, scharf im Takte begleiten sie dieselben durch geschicktes Zusammenschlagen mit Holzstäben. Auf diese Weise wurde unter Mithilfe der Eingeborenen der Gottesdienst nicht nur bedeutend feierlicher, sondern die in Lieder gefaßten Glaubenslehren prägten sich dem Herzen der Wilden auch viel leichter ein. Von Reisenden werden australische Lieder mitgetheilt, die durchaus nicht ohne Poesie sind. So sangen sie z. B., als der erste Eingeborene sich nach England einschiffte, mit klagender Wiederholung:

Wohin wandert das einsame Schiff?
Meinen Liebling werd' ich nie wiedersehen!
Wohin wandert das einsame Schiff?

Alle diese natürlichen Anlagen suchten die eifrigen Missionäre zu benützen und nicht ohne lohnenden Erfolg, der namentlich für die Zukunft schöne Hoffnungen gewährte. Als daher im Jahre 1848 die erste Diöcesan-Synode in Neu-Norcia tagte, die freilich nur aus dem hochwürdigsten Bischof, seinem Generalvikar und unseren Benediktinern bestand, beschloß man, das begonnene Werk mit aller Kraft zu fördern. Das Kloster sollte auf soliden Grundlagen errichtet werden; eine Niederlassung, ähnlich den berühmten Jesuiten-Reductionen in Paraguay, müßte sich dann rund um die Klostermauern bilden, und so würde für Glaube und Gesittung gewissermaßen ein Bollwerk, eine feste Grundlage geschaffen. Man entschloß sich also zu einem neuen Ankaufe von 2560 Acker umliegenden Landes. Freilich mußte sich die Mission eine nicht unbedeutende Schuldenlast aufbürden, indem jeder Acker mit 10 Mark bezahlt werden mußte; aber die Missionäre schreckten davor im Vertrauen auf Gott nicht zurück.

P. Salvado wies nun den eingeborenen Ansiedlern einen Theil dieses Grundbesitzes zu und gab ihnen somit einen festen Wohnsitz; um ihren Fleiß zu spornen, schenkte er ihnen auch für die Arbeit einige Pfennige, und nachdem er ihnen erklärt hatte, wie

ſie ſich durch dieſe Metallſtückchen ein Huhn, ein Schaf oder gar eine Kuh oder ein Pferd bei Fleiß und Sparſamkeit verſchaffen könnten, war die Freude dieſer Naturkinder groß. Natürlich übernahm der Miſſionär die Sorge für das kleine Vermögen ſeiner Pfleglinge, indem er die verdienten Pfennige für jeden insbeſondere in eine Sparbüchſe legte. Das war ein Jubel an Samstagen, wenn die neuen Schätze den alten beigefügt wurden und die Katechiſten den angehenden Ackersleuten vorrechneten, ſie müßten jetzt nur noch ſo und ſo viele Wochen arbeiten, bis ſie ſich mit ihrem Reichthum ein fettes Schwein kaufen könnten. Sogar die geliebte Känguruhjagd vergaßen ſie allgemach. Gott ſegnete die Arbeiten durch reichliche Ernten, und auch die Heerden vermehrten ſich ganz wunderbar. Die Eingeborenen bauten ſich rund um das Kloſter ihre Hütten, und in kurzer Zeit entſtand ein ganzes Dorf.

Gegen Ende des Jahres 1848 wurde der Beſtand der Benediktiner-Miſſion auf eine neue, ſehr harte Probe geſtellt. Schon vorher hatte der Apoſtoliſche Stuhl den P. Serra aus der Mitte ſeiner geliebten Auſtralier abgerufen und ihn zum Biſchofe der mehr als 600 Stunden nördlich von Neu-Norcia gelegenen Diöceſe Port-Victoria beſtimmt, und nun befahl Mſgr. Brady auch dem P. Salvado, im Intereſſe der weſtauſtraliſchen Kirche eine Reiſe nach Europa anzutreten. Mit ſchwerem Herzen überließ er die Leitung der jungen Chriſtengemeinde einigen ſeiner Ordensbrüder und nahm von Neu-Norcia für längere Zeit Abſchied. Zwei Knaben, Dirimera und Conaci, welche in der Folge in den Orden des hl. Benedikt eintraten, begleiteten ihn nach dem fernen Europa, nachdem der hochwürdige Biſchof ihnen vorher feierlich die heilige Taufe geſpendet hatte.

Wie ſtaunten dieſe Kinder der Wildniß, als ſie zum erſtenmal die Wunder der civiliſirten Welt ſahen! Die Barke, welche ſie auf dem Schwanenfluſſe beſtiegen, hielten ſie für einen großen Fiſch, den man mit dem Steuer wie ein Pferd mit dem Zügel lenke, und das rieſige Schiff „Der Kaiſer von China“, das ſie nach Europa bringen ſollte, nannten ſie den „Vater der kleinen Barken“. Als ſie in England zum erſtenmal die Eiſenbahn beſtiegen, ſchrieen ſie laut auf voll Bewunderung über die Schnelligkeit der Lokomotive und ſagten: „Vater, du wirſt gut daran thun, von dieſem Feuer etwas nach Auſtralien zu nehmen, damit dort die langſamen Ochſenwagen etwas raſcher von Neu-Norcia nach Perth laufen.“ In Paris tobte bei der Ankunft des Miſſionärs gerade die Revolution. Als die Kinder die Bewaffneten in den Straßen ſahen, fragte Dirimera den P. Salvado: „Was wollen dieſe Krieger mit ihren Büchſen und dieſe Reiter mit ihren großen Büchſen (Kanonen)?“ — „Sie bekämpfen die Böſen, die du eben mit lautem Geſchrei vorbeilaufen ſaheſt.“ Nach einem Augenblicke Stillſchweigen ſagte der junge Wilde, der ſich erinnerte, wie der Miſſionär die Kämpfe ſeiner Landsleute verhinderte: „Vater, warum gehſt du nicht zwiſchen die Soldaten und die Böſen und nimmſt allen die Waffen ab und verſchließeſt ſie in dieſes große Haus, damit ſie ſich nicht erſchlagen können? Wir beide wollen dir helfen.“ — „Weil dieſes Land nicht mein Land iſt“, antwortete der Miſſionär, „und weil ich dieſe Leute nicht kenne.“ — „Das thut nichts,“ erwiederte der Knabe. „Du kannteſt ja die Wilden auch nicht und dennoch trateſt du dazwiſchen, wenn ein Kampf entbrannte, und nahmſt ihnen die Wurfſpieße aus den Händen, verſchloſſeſt ſie in das Miſſionshaus und ſofort war der Streit beendet.“ — „Ich wußte nicht, was ich dem jungen Auſtralier auf dieſe Bemerkung erwiedern ſollte,“ ſchreibt P. Salvado. „Ich wollte ihm doch nicht ſagen, daß es oft leichter iſt, zwiſchen Wilden Frieden zu ſtiften, als zwiſchen Menſchen, die auf dem Gipfel der Civiliſation ſtehen.“

Nachdem die Geſchäfte mit dem Vorſtande des Vereins der Glaubensverbreitung bereinigt waren, eilte P. Salvado nach Italien, um auch der Propaganda Rechenſchaft über den Stand der weſtauſtraliſchen Kirche abzulegen. Pius IX. befand ſich damals in Gaeta. Der Miſſionär beeilte ſich, die Füße des Statthalters Chriſti zu küſſen und ſeinen Segen für die ferne Chriſtengemeinde von Neu-Norcia zu erflehen. Bei dieſer Gelegenheit wollte er auch dem Heiligen Vater die beiden auſtraliſchen Knaben vorſtellen und ihn bitten, denſelben das Kleid des hl. Benedikt zu verleihen (vgl. das nebenſtende Bild). Der Orden des hl. Benedikt betrachtet nämlich nach althergebrachter Sitte die von ihm erzogenen Kinder gewiſſermaßen als Glieder ſeiner Familie. Mit großer Liebenswürdigkeit erfüllte Pius IX. den Wunſch P. Salvado's und gab dabei dem einen Knaben ſeinen eigenen Namen Johannes Maria, dem andern aber den Namen Franz Xaver, „denn Auſtralien bedürfe eines zweiten Franz Xaver“. Der Miſſionär führte dann ſeine jungen Pflegekinder in das Kloſter der heiligen Dreifaltigkeit de la Cava, welches er ſelber vor Jahren bewohnte, und ließ ſie daſelbſt, damit ſie eine tüchtige Bildung genöſſen und dereinſt als taugliche Lehrer ihres Volkes nach Auſtralien heimkehrten. Die Kinder waren damit auch ganz zufrieden; „denn,“ ſagten ſie beim Abſchiede, „es iſt hier viel ſchöner als in der Miſſion, und wenn wir jetzt ſchon heimkehrten, würden uns die Eltern und Freunde fragen, ob wir auch die Papiere verſtünden, welche reden (ob wir leſen könnten), ob wir ſelber ſolche Papiere machen (d. h. ſchreiben), ob wir Roſſe und Bäume verfertigen (d. h. zeichnen), ob wir mit den Fingern ſpielen (d. h. muſiciren) könnten und ſo noch manches andere — und wenn wir es dann verneinen müßten, ſo würden ſie uns ſagen: ‚O, ihr ſeid noch wie wir anderen Dſchunar‘ (d. h. Kinder des Waldes). Es iſt alſo viel beſſer, daß du jetzt allein reiſeſt und wir vieles, auch das Meſſeleſen lernen. Wenn wir das alles können, ſo werden wir dir ein Papier ſchicken, welches redet (einen Brief), und du wirſt uns am Ufer abholen; dann gehen wir in den Wald und ſuchen alle kleinen Wilden und bringen ſie in die Schule der Miſſion.“

P. Salvado ſollte aber nicht ſo bald nach Neu-Norcia zurückkehren, wie er gehofft hatte. Trotz ſeines Sträubens ernannte ihn der Apoſtoliſche Stuhl zum Biſchof von Port-Victoria; denn auf die Bitten Mſgr. Brady's hatte man Mſgr. Serra nach Perth zurückberufen und dem dortigen Biſchofe als Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge gegeben. Kaum hatte aber P. Salvado die biſchöfliche Weihe empfangen, als die Nachricht eintraf, die engliſche Regierung habe die Station von Port-Victoria wegen ihres ungünſtigen Klimas und ihrer der Schifffahrt gefährlichen Küſte aufgegeben, und die Koloniſten hätten ſich demzufolge zerſtreut. So war alſo der neue Biſchof ein Hirt ohne Heerde. Gar zu gerne wäre er nun unverzüglich nach Neu-Norcia zurückgekehrt; allein verſchiedene Hinderniſſe, namentlich auch ſeine geſchwächte Geſundheit, machten ihm dieſes zur Unmöglichkeit: er mußte ſich längere Zeit begnügen, durch die Sammlung milder Beiträge, durch ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und durch die Obſorge der ſich für die auſtraliſche Miſſion vorbereitenden Miſſionäre von Europa aus für die Auſtralier zu wirken.

Mſgr. Serra hatte inzwiſchen nach Kräften in ſeiner Eigenſchaft als Generalvikar für die Miſſion am Mooreſluſſe geſorgt; doch nahm das Unternehmen in dieſer Zeit nur geringe Fortſchritte; denn da ſeine Pflichten ihn zumeiſt in Perth feſthielten,

konnte er nur selten persönlich unter den Wilden erscheinen, die jedesmal ein Freudenfest feierten, wenn ihr lieber „Tscherra" — so nannten ihn die Australier, die in ihrer Aussprache den S-Laut vermissen — unter ihnen erschien. Im Jahre 1853 nöthigte jedoch Krankheit den verdienten Missionär, Australien für immer zu verlassen; Msgr. Salvado, der sich inzwischen in Europa erholt hatte, war sein Nachfolger als Generalvikar von Perth und Oberer der Benediktiner-Mission, welche ihm ihr Entstehen verdankte.

Alsbald belebte Neu-Norcia frischer Eifer und rege Thätigkeit. Die neuangekommenen Missionäre bauten unter der Leitung des Veteranen eine geräumigere Kapelle, größere Wohnungen für die Mönche und Neophyten. Die Felder wurden mit Pfahlwerk umgeben, die Heerden vergrößert und wiederum strömten die Wilden der Niederlassung zu. Doch den eigentlichen Aufschwung nahm die Mission erst im Jahre 1857, als Msgr. Salvado endlich die Erlaubniß erhielt, das Amt des Generalvikars niederlegen und sich ausschließlich der Sorge seines lieben Neu-Norcia widmen zu dürfen. Jetzt wurde eine neue Kirche von 33 m Länge und 7 m Breite mit Kreuzschiff ganz aus Stein im italienischen Stile gebaut, und nicht weit vom Gotteshause erhob sich der zweistöckige Klosterbau von 40 m Länge und 7 m Breite (vergl. die Bilder S. 39), den in der Höhe des ersten Stockes eine 3 m tiefe Galerie umfaßt. In einiger Entfernung erstanden zwei andere größere Gebäude von je 33 m Länge, das eine für die Knaben, das andere für die Mädchen bestimmt, welche die Eingeborenen der Mission überließen.

Die ersten eingeborenen Benediktiner Australiens, Br. Johannes Dirimera und Br. Franz Conaci.

So entstand nach und nach, dank dem unermüdlichen Eifer der Mönche in der westaustralischen Wildniß, eine vollständige Ordensniederlassung des hl. Benedikt mit Schule und Spital, mit Fremdenhaus und Werkstätten, mit Scheunen und Stallungen. Rundum lagerten sich die bescheidenen Wohnungen der Neophyten, und auch in dieser fernen Zone bewahrheitete sich der alte Spruch: „daß unter dem Krummstabe gut leben ist". Die segensreichen Früchte, die aus den Mauern dieses Klosters in den letzten zwanzig Jahren sich verbreiteten, kennt nur Gott in ihrer ganzen Größe; einige davon wollen wir aber dennoch, und zwar nach dem Zeugnisse von Freund und Feind, vorzulegen versuchen.

Ueber die segensreiche Wirksamkeit der eifrigen Mönche von Neu-Norcia werden wir uns eine Vorstellung bilden können, wenn wir einen Tag in der Mitte dieser neuen Christengemeinde zubringen. Mit der Morgenröthe und dem Klange der Klosterglocke beginnt das Tagewerk Neu-Norcia's. Während die Mönche in ihren schwarzen Kutten ernsten Schrittes zu zwei und zwei sich in die Kirche begeben, um durch heiligen Psalmengesang Gott zu loben, verlassen auch die Eingeborenen ihre Hütten und eilen nach kurzem gemeinschaftlichen Morgengebet auf die Felder zur Arbeit. Kaum ist der Chordienst beendet, so theilen auch die Mönche die harte Arbeit ihrer Neubekehrten, und nicht selten kann man einen wild genug aussehenden Australier das Gespann lenken sehen, während ein Mönch mit langem Barte pflügt. Alles ist beschäftigt in Feld und Garten, und auf den weiten Weidetriften gehen die Kühe und Ziegen und zahlreichen Schafheerden wohl bewacht und geleitet, bis die Stunde der gemeinsamen Mahlzeit die Ackerer und die Hirten beim Kloster versammelt.

In den Schulen (vgl. das Bild S. 42) ertheilt man etwa 50 Kindern Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Biblischen Geschichte. Die Kinder schlafen in den Hütten ihrer Eltern. Nach der heiligen Messe und der Morgenandacht erhalten sie dann im Kloster das Frühstück, und nach der Schule helfen sie wieder ihren Eltern entweder das Vieh eintreiben oder sind ihnen in ihrem kleinen Gärtchen behilflich. Manche beschäftigen sich auch in den Werkstätten der Schuster, Wollweber, Schmiede, Maurer u. s. w. (vgl. das Bild S. 41). Die Mädchen helfen ihren Müttern und älteren Schwestern in der Haushaltung oder lernen von ihnen nähen und stricken. Die Arbeit der Kinder wird oft durch gemeinsame Spiele unterbrochen, die stets recht lebhaft und fröhlich sind. Eine Abendandacht in der Kirche schließt, im Winter um 8 Uhr, im Sommer um 9 Uhr, das Tagewerk. Auch für die Erwachsenen wird in der Abenddämmerung etwas wie Schule gehalten.

So spinnt sich in Arbeit und Andachtsübungen, in unschuldiger Erholung und Ruhe das glückliche Leben dieser dem Christenthum und christlicher Gesittung gewonnenen Australier ab, die noch vor wenig Jahren hungernd und elend, den Thieren der Wildniß ähnlich, in Wald und Busch unstät umherirrten, und so wächst nach und nach unter der väterlichen Sorge der Söhne des hl. Benedikt ein glückliches und arbeitsames Geschlecht heran, aus den Sprossen jenes Volkes, das man bis jetzt zu den verkommensten Stämmen der Menschheit rechnete.

Oft sieht man in der Nähe von Neu-Norcia einige Wilde umherstreichen, welche die Neugierde aus dem Innern der Wälder herbeilockte, und welche mit dem größten Staunen ein für sie so neues Schauspiel betrachten. Ihre Landsleute gehen dann zu ihnen hinaus und reden mit ihnen; bald ruft man einen der Mönche herbei, in den meisten Fällen bitten die Ankömmlinge um Aufnahme in die Reduction, und nur selten kommt es vor, wie uns Msgr. Salvado berichtet, daß einer dieser Freiwilligen Neu-Norcia wieder verläßt.

Doch sind die Australier der Klosterniederlassung keineswegs Gefangene, noch werden sie gezwungen, alle Tage ihres Lebens als Hirten und Ackerbauer hinzubringen. Die Jagd und der Aufenthalt in den Wäldern ist ihnen zu sehr zur zweiten Natur geworden, als daß es klug wäre, denselben der ersten Generation wenigstens ganz zu verbieten. So schicken denn die Missionäre die alten Jäger von Zeit zu Zeit auf eine Woche oder zwei in die Wälder, und da sie ihnen außer ein bischen Mehl keine anderen Vorräthe mitgeben, haben diese Ausflüge auch noch das Gute, daß die Entbehrungen, mit denen sie verbunden sind, das sorglose Familienleben von Neu-Norcia in doppelt vortheilhaftem Lichte erscheinen lassen. Zu diesen Jagdausflügen kommen auch noch andere Ausflüge, welche von der Noth geboten werden. Die heiße Jahreszeit nöthigt nämlich oftmals, sich nach anderen Weideplätzen umzusehen, die manchmal in weiter Entfernung gesucht werden müssen. Dann führen die Mönche von Neu-Norcia mit ihren Pflegebefohlenen das Nomadenleben, wie es vor uralter Zeit die Patriarchen mit ihren Familien und ihren Heerden im Lande Kanaan führten. Vorauf ziehen ein paar Missionäre mit einem Trupp der kräftigsten Schafe, begleitet von einigen Neophyten mit Weib und Kind. Die Milch der Mutterschafe und wohl auch ein Lamm aus der Heerde bilden die Nahrung, leichte Hütten aus Baumästen die Wohnung. An Ort und Stelle angekommen, pfercht man die Weideplätze ein und sorgt für stärkere und geräumigere Hütten, die ein oder zwei Monate zur Wohnung dienen können. Ist alles bereit, so folgen in langen Zügen die großen Heerden, von den Mönchen geführt und von ihren christlichen Australiern getrieben. Diese glückliche Verbindung von Nomadenleben und Ackerbau bildet den besten Uebergang zu dem Leben, das die christliche Civilisation hervorbrachte. Jetzt schon ist Neu-Norcia eine Ortschaft mit halbeuropäischem Gepräge. Die Wilden, welche noch vor wenigen Jahren nackt in den Wäldern umherirrten, erscheinen in der einfachen Kleidung der europäischen Kolonisten. Bigliagoro zum Beispiel, der bei der ersten Reise nach Perth den P. Salvado begleitete und damals sich nur mit einem Fetzen Tuch, welches er aus der Hand des Missionärs erhielt, nothdürftigst verhüllen konnte, macht jetzt in seiner europäischen Tracht sammt Frau und Kind gar keinen übeln Eindruck (vergl. das Bild S. 30). Er ist aber auch einer der vornehmsten Bürger Neu-Norcia's, und spätere Jahrhunderte werden vielleicht in ihm den Mitbegründer einer großen Stadt feiern, nicht der ersten, die um die Mauern eines Benediktinerklosters her entstand.

Das Aufblühen der Niederlassung wird allseitig, auch von Protestanten, bestätigt. Freilich waren manche der umwohnenden Kolonisten, die sich auch mit Viehzucht beschäftigen, den papistischen Mönchen gram; oft suchten sie aus Neid die Eingeborenen ihren Lehrern abspenstig zu machen und bereiteten den letzteren auch sonst alle möglichen Schwierigkeiten. Allein der Gouverneur von Perth theilte diese feindselige Gesinnung keineswegs. Auch andere protestantische Autoritäten urtheilten auf das vortheilhafteste über die Arbeit der katholischen Missionäre. Das Wort eines protestantischen Predigers, der Neu-Norcia besuchte: „Was ich in der spanischen Mission von Perth sah, erinnerte mich an die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche", ist ein beredtes Lob der Söhne des hl. Benedikt. Eine andere Stimme aus dem anglikanischen Lager spricht sich ähnlich aus: „Nur in der Benediktiner-Mission von Neu-Norcia scheint man bis jetzt das Geheimniß entdeckt zu haben, mittels des Unterrichts Schritt für Schritt die Stämme Australiens in die Gewohnheiten des civilisirten Lebens einzuführen."

Wie weithin der Ruf des glücklichen Lebens, welches die Benediktiner-Mönche von Neu-Norcia den Eingeborenen bereiten, auch unter den wilden Bewohnern der Wälder verbreitet ist, können wir einem Zuge entnehmen, den uns Msgr. Salvado in einem Briefe vom 16. Mai 1876 mittheilt. „Nächsten Sonntag werden wir sechs australische Mädchen taufen, welche mehr als 200 englische Meilen weit ihren Weg zu uns fanden. Schon seit langem hatten sie den Wunsch gehegt, unsere Niederlassung aufzusuchen, aber die große Entfernung schreckte sie, nicht als ob sie sich gefürchtet hätten, den weiten Weg durch Wald und Wildniß zu Fuße zurückzulegen, sondern weil sie erwarten mußten, von Menschenfressern überfallen und aufgezehrt zu werden. ‚Und wenn man uns aufgegessen hätte,' sagten sie naiv, ‚so hätten wir die Reise ganz umsonst unternommen.' Da gab ihnen Gott den Gedanken ein, sich an den nächsten katholischen Missionär zu wenden, und dieser bezahlte den Kindern Plätze auf einem Küstenfahrer, der sie rasch nach Perth brachte. Der Hafencommandant, ein fanatischer Protestant, meldete an den Gouverneur, es seien von katholischen Missionären ihren Eltern geraubte Kinder angekommen. Wirklich verhaftete man die Mädchen und berichtete die Sache an mich. Glücklicherweise befand ich mich gerade in Perth, und nachdem ich die Kinder vernommen hatte, fand ich sie so entschlossen, mir nach Neu-Norcia zu folgen, daß ich die ganze Sache kühn durch den Staatsanwalt der Kolonie zum Austrage bringen ließ. Man war damit einverstanden; es stellte sich heraus, daß die

Klage des Hafencommandanten eine ganz grundlose Verdächtigung war, und ließ daher die Kinder mit mir nach den Victoria-Ebenen ziehen."

In dem gleichen Briefe des Msgr. Salvado finden wir auch einen schönen Beleg für den Erfolg des Unterrichtes, den die Benediktiner-Mönche den Wilden ertheilen, indem der Reihe nach zwei von ihnen unterrichtete Mädchen von der Kolonialregierung als Postmeisterinnen und Telegraphistinnen mit einem Jahresgehalt von 600 Mark angestellt wurden. Dieses Ereigniß schien übrigens auch dem Gouverneur von Perth von solcher Bedeutung, daß er die Ernennung dieser ersten Sprößlinge der westaustralischen Rasse zu amtlichen Posten officiell dem Lord Carnaon nach London meldete.

Kloster von Neu-Norcia. (S. 37.)

Ueber die Fortschritte der Landwirthschaft in Neu-Norcia berichtet ein Brief Msgr. Salvado's wie folgt: „Wir haben alle Hände voll Arbeit; täglich pflügen wir mit 14 bis 15 Doppelgespannen, und so können wir schon ein hübsches Stück Land umbrechen. Die Pflüge sind aus Eisen und mit zwei Pflugscharen, aber unsere starken Pferde ziehen sie mit Leichtigkeit. Freilich geht auch Tag für Tag ein gut Theil Futter und Hafer drauf, aber die Thiere verdienen das. Die Schafheerden, die von 32 eingeborenen Hirten geführt werden, liefern zahlreiche Lämmer, und die haben wir wohl nothwendig, um eine so große Schaar Menschen mit Speise zu versorgen."

Kirche von Neu-Norcia. (S. 37.)

Der Apostolische Stuhl belohnte die aufopfernde Thätigkeit Msgr. Salvado's und seiner Brüder dadurch, daß er das Gebiet von Neu-Norcia zu einer eigenen, von der Diöcese von Perth unabhängigen Präfectur erklärte und das Kloster nur seinem Abte unterwerfen wollte. Natürlich wurde Msgr. Salvado der erste unabhängige Abt und Apostolische Präfect der von ihm gegründeten Niederlassung. Bereits vor einigen Jahren zählte das Kloster 72 Mönche, lauter Spanier, und die ganze Anstalt stand in schönster Blüte. „Gleichwohl", schreibt der würdige Abt, „werden wir noch lange aus der Hand der Vorsehung unsern Unterhalt erwarten müssen; denn in dem Grade, als unsere Hilfsmittel wachsen, nehmen wir auch eine größere Zahl Eingeborener in die Niederlassung auf. Diese Eingeborenen sind noch nicht im Stande, selbständig ihren Lebensunterhalt sich zu beschaffen, und wir müssen sie vielfach unterstützen. Wenn nun eine lange Trockenheit, eine Ueberschwemmung, eine Viehseuche oder sonst eine Noth eintritt, wie dies im Jahre 1860 geschah, wo die Australier von Krankheit heimgesucht wurden, so ist alsbald der ganze Reichthum verschwunden, und wir nagen am Hungertuche. Erst wenn die zweite Generation herangewachsen sein wird, mögen die Eingeborenen unserer Hilfe entrathen können, indem sie, von Jugend auf an Arbeit, Ordnung und Sparsamkeit gewöhnt, dann ordentlichen europäischen Bauersleuten gleichstehen. Auch wir werden in einigen Jahren unsere Bauten (das ursprüngliche Kloster mußte natürlich sehr erweitert werden) vollendet haben, die bis jetzt jeden Pfennig verschlingen, den wir nicht auf den täglichen Unterhalt von mehr als 300 Personen verwenden müssen. Dann brauchen wir wohl nicht mehr unsere Hand bittend nach unseren Brüdern in der Alten Welt auszustrecken; wir werden uns dann selber, freilich mit saurer Arbeit und im Schweiße unseres Angesichtes, ernähren können."

Zum Schlusse dieser Schilderung der Gründung Neu-Norcia's fügen wir aus einem Briefe Msgr. Salvado's die Beschreibung des Empfanges bei, der dem ehrwürdigen Abte bei der Rückkehr nach seiner Europa-Reise im Jahre 1885 zu theil wurde.

„Schon sechs Meilen von der Mission sah ich einige Kolonisten mir entgegenreiten," erzählt der greise Abt. „Je näher ich kam, desto zahlreicher wurden die Leute, welche mich mit ihren ganzen

Familien begrüßen wollten. Die meisten waren zu Pferde, doch kamen sie auch in Karren, Familienwagen, Wägelchen und Kutschen. Sobald sie mich erblickten, feuerten sie nach Landessitte zum Gruße Pistolen und Flinten ab. Ich mußte sie bitten, das Pulver zu schonen; denn mein Reitpferd scheute, und ich konnte mich mit meinen 72 Jahren nur mühsam im Sattel halten. So ritt ich denn inmitten dieser jubelnden Menge, die mit jedem Schritte anwuchs, fröhlich fürbaß.

„Eine halbe Meile von Neu-Norcia holte mich die ganze Klostergemeinde mit sämmtlichen Australnegern, welche unter ihrer Leitung stehen, feierlich ein — mit groß und klein, Mann und Weib, jung und alt. Es war ein sehr langer Zug. Die Procession setzte sich sofort in Bewegung nach der Kirche, deren Glocken freudig zusammenklangen und alle Herzen mit Jubel erfüllten. Vor dem Hochaltare warf ich mich zu einem kurzen, inbrünstigen Gebete nieder; dann legte ich die heiligen Gewänder an und intonirte das Tedeum, welches von zwei Wechselchören, der Klostergemeinde und der Laiengemeinde, durchgesungen wurde. Die Kirche war gedrängt voll und viele mußten vor der Thüre stehen. Nach dem Tedeum nahm ich im Klosterhofe die Begrüßung des P. Prior entgegen. Dann kamen drei Australneger, mich im Namen ihrer Landsleute, welche unter dem Schutze Neu-Norcia's leben, zu begrüßen. Der Sprecher wußte für einen Mann, der vormals wild in den Wäldern lebte, die Worte nicht übel zu setzen. Ebenso bewillkommten mich drei Australierinnen und schließlich eine Deputation katholischer Kolonisten, welche mir auch einen Gruß der Kolonisten der Victoria-Ebene überbrachten, da diese zu weit entfernt wohnen, um an der Feier theilnehmen zu können. Kaum

Schule.

Taufe.

hatte ich gedankt, da begann eine Musikbande ihre fröhlichen Weisen. Das war für mich eine um so angenehmere Ueberraschung, als die Musikanten, 20 an der Zahl, sämmtlich in der Mission erzogene Australneger sind, von denen manche noch vor wenigen Jahren so wild wie die Känguruhs und Opossums in den Wäldern umherirrten. Noch größer war mein Staunen, als ich erfuhr, daß diese Wilden täglich nur eine Stunde sich in der Instrumentalmusik ausbilden dürfen, und zwar am Abend, nachdem sie die ihnen zugewiesene Arbeit vollendet haben. Unter diesen Musikanten waren Knaben; einen, der das Klappenhorn gar nicht übel blies, habe ich nachher gemessen; er hat nur eine Höhe von 1,24 m. Sie glauben gar nicht, wie wichtig die Musik ist, um die Wilden zur Gesittung zu führen. Ueberdies haben diese guten Leute nach ihrer harten Tagesarbeit das Bedürfniß der Erholung, und sie würden zu viel weniger unschuldigen Vergnügen greifen, wenn sie ihre Blechinstrumente nicht hätten.

Ich fand die Bevölkerung Neu-Norcia's bedeutend gestiegen. Die Australneger unserer Kolonie erfreuen sich eines reichen Kindersegens; zählt doch manche Familie sechs bis sieben Kinder, während anderswo die Australneger bekanntlich fast gar keine Nachkommenschaft haben. Mit Recht schreibt man diesen glücklichen Umstand der höhern Sittlichkeit der Eingeborenen zu, welche wir zu Christen heranbildeten."

So hat denn der altehrwürdige Orden des hl. Benedikt in der westaustralischen Wildniß ein neues lebenskräftiges Reis getrieben, dessen Früchte kommende Geschlechter genießen werden.

9. Die ersten Kolonisten und die ersten Priester Australiens.

Mit den Eingeborenen des großen Südlandes und dem Schicksale, das ihnen auf der einen Seite die Habsucht und Grausamkeit der Kolonisten, auf der andern die liebevolle Aufopferung katholischer Glaubensboten bereitete, sind wir nun hinlänglich vertraut, und es ist Zeit, unsere Aufmerksamkeit den europäischen Einwanderern, die ja weitaus den größten Theil der Bewohner Australiens bilden, und unter ihnen ganz besonders dem Loose unserer Glaubensbrüder zuzuwenden.

Der Beginn ist recht traurig. Australien wurde nämlich von England zum Aufenthaltsorte verbannter Verbrecher ausersehen und so wurde das erste Samenkorn der katholischen Kirche unter vielen Thränen in seinen Boden gesenkt.

Wir haben oben (S. 4) erzählt, wie Cook die Botany-Bai, unfern des heutigen Sydney, entdeckte. Dieselbe schien ihm wie geschaffen für die Anlage einer Kolonie. Da nun im Jahre 1776 die amerikanischen Kolonien, in welche England bisher seine Verbrecher deportirt hatte, sich vom Mutterlande lostrennten, sah man sich nach einem andern Verbannungsorte um und wählte das ferne Australien. Der Marinecapitän Sir Arthur Phillip, der Sohn eines Frankfurter Bürgers, wurde mit dem Oberbefehl der Flotte und mit der Gründung der ersten Ansiedelung betraut und segelte am 13. Mai 1787 mit 11 Schiffen — 2 Kriegsschiffen, 6 Transportschiffen und 3 Vorrathsschiffen — aus England nach Australien ab. 1026 Personen waren an Bord. Die Beamten mit ihren Frauen und Kindern und die Soldaten zählten 211 Personen; die Gefangenen waren 565 Männer, 192 Frauen und 18 Kinder.

Maurerarbeiten.

Schmiedarbeit.

Am 19. Januar 1788 erreichte die Flotte nach achtmonatlicher Fahrt die gepriesene Botany-Bai. Es stellte sich aber bald heraus, daß sich da keine Kolonie anlegen lasse, und die Niederlassung wurde sofort schon am 25. Januar in den nahen herrlichen Hafen von Port Jackson verlegt, den man inzwischen ausgekundschaftet hatte, wo sich heute das stolze Sydney erhebt (vergl. das Bild S. 45).

Unter den etwas über 1000 Personen, die das neue Zuchthaus im australischen Urwald als Beamte oder Sträflinge bewohnten, war auch eine Anzahl katholischer Irländer. Ein seeleneifriger Priester, aus der Diöcese Ossory in Irland, Namens Walsch, hatte umsonst gebeten, die Flotte begleiten zu dürfen, um den armen Katholiken in dem wilden Lande, 20 000 km von der Heimat entfernt, im Leben und Sterben den Trost der Religion spenden zu können. Zu einer solchen Handlung der Menschlichkeit konnte sich die damalige Regierung Englands in ihrem blinden Hasse gegen die katholische Kirche noch lange nicht erschwingen. Erst zwölf Jahre später, im Jahre 1799, betraten die ersten katholischen Priester den Boden Australiens, aber nicht, um ihren priesterlichen Beruf auszuüben, sondern als Verurtheilte, um das Loos der Deportirten zeitlebens zu tragen. Vorgeblich sollten sie sich an einer Empörung von Irländern betheiligt haben; man hatte sie aber, wie später erwiesen wurde, völlig ungerecht verurtheilt. Es waren die hochwürdigen Herren Dixon, O'Neil und Harold, alle drei Irländer. Die Unschuld eines derselben, O'Neils, kam schon zu Tage, als das Schiff mit den Deportirten kaum einen Monat die Küsten Englands verlassen hatte; er wurde

also aus Australien mit dem nächsten Schiffe zurückgerufen und seiner Pfarrei von Youghall wiedergegeben. Die beiden anderen mußten nach Gottes Rathschluß zum Besten der Verurtheilten ihre Ketten noch länger tragen. Nach vier harten Jahren sollte ihre Geduld wenigstens einigermaßen belohnt werden. Am 19. April 1803 gewährte der Gouverneur King „dem hochwürdigen Jakob Dixon die bedingungsweise Erlaubniß, seine clericalen Functionen als römisch-katholischer Priester vorzunehmen, da er sich einer solchen Gnade durch seine ordnungsgemäße und exemplarische Aufführung seit seiner Ankunft in der Kolonie würdig gemacht habe". Um dieselbe Zeit erhielt auch Harold eine gleiche Vergünstigung. Man kann sich denken, mit welchem Troste die beiden Priester zum erstenmal auf Australiens Boden das heilige Meßopfer feierten! Harold wurde dann nach den Norfolk-Inseln, die mehr als 1000 km von Sydney entfernt einsam in den Fluten der Südsee liegen, geschickt, um dort den hartnäckigsten Verbrechern als Gefängnißgeistlicher zu dienen. Wir werden diese Inseln später besuchen.

Nicht lange aber sollte sich Dixon des Trostes erfreuen, öffentlichen Gottesdienst halten zu dürfen. Der Ausbruch einer Gefängnißrevolte, die durch grausame Behandlung hervorgerufen war und an der sich Protestanten wie Katholiken gleichmäßig betheiligt hatten, gab dem anglikanischen Katholikenhaß Veranlassung, das Verbot der öffentlichen Messe für Australien zu fordern. Zwar hatte Dixon an der Seite der Beamten alles gethan, um die Empörer zur Ruhe und Ordnung zu bringen; trotzdem verbot der Gouverneur nicht nur die Darbringung des heiligen Opfers und die Predigt, sondern sogar die Spendung der heiligen Taufe und den Krankenbesuch. Umsonst bat und flehte der Priester, doch nicht so den Gefangenen die Mittel der Bekehrung und ewigen Seligkeit zu entziehen. Seine Stellung wurde endlich ganz unerträglich, und da er es nicht mitansehen konnte, wie die armen Sterbenden seine Hilfe verlangten, die er ihnen doch nicht spenden konnte, bat er, nach Irland heimkehren zu dürfen. Sofort erhielt er die Erlaubniß — ein Zeugniß einerseits, daß seine Unschuld sowohl mit Bezug auf den Spruch, der ihn zur Deportation auf Lebenszeit verurtheilt hatte, als an der Gefängnißrevolte nachgewiesen war, andererseits aber auch ein Beweis, wie unlieb den Behörden die Anwesenheit eines katholischen Priesters in Australien war. Ganz so erging es auch seinem Gefährten Harold. Sobald derselbe auf den Norfolk-Inseln von der Abreise seines Mitarbeiters Dixon und deren Ursache hörte, eilte er nach Australien, um sich der verlassenen Heerde anzunehmen, in der Meinung, ihm wenigstens werde man keine Schwierigkeiten machen, da ja ihn auch nicht der Schatten eines Verdachts an der unseligen Revolte treffen könne. Er täuschte sich: der anglikanische Fanatismus erklärte auch ihm sofort bei seiner Landung, daß ihm jede Ausübung seines Priesteramts verboten sei. Es blieb ihm also nichts übrig, als nach dem Beispiel Dixons den Staub von seinen Füßen zu schütteln und um die Erlaubniß der Heimkehr nach Irland zu bitten, die ihm ebenfalls augenblicklich gewährt wurde.

So war nun der Boden Australiens von der großen Gefahr der „Popery", dem päpstlichen Greuel, befreit, und es dauerte mehr als ein Jahrzehnt, bis wiederum ein katholischer Priester die Kolonie betreten durfte. Diese Zeit war eine Zeit der Qual für die katholischen Gefangenen und gilt heute für alle diejenigen, denen religiöse Duldung nicht bloß eine leere Phrase ist, als eine Zeit der Schmach für die englische Kolonialleitung. Die protestantische Religion wurde allen Deportirten, welchem Bekenntnisse sie auch immer anhangen mochten, mit roher Gewalt aufgenöthigt. Presbyterianer, Katholiken, alle wurden gezwungen, dem Gottesdienste der englischen Staatskirche beizuwohnen. Wer sich weigerte, erhielt das erste Mal 25 Peitschenhiebe, das zweite Mal 50, das dritte Mal wurde er in Ketten geschmiedet oder den Qualen der Einzelhaft überantwortet. Der Protestant Bonwick, einer der besten Geschichtschreiber dieser traurigen Zeit Australiens, sagt: „Alle mußten in die (anglikanische) Kirche; wie Schafe zur Hürde wurden sie hineingetrieben. Trotz aller Gewissensbedenken: sie mußten hinein. Und wenn auch manche gefallen waren, so durfte man sie doch nicht als Menschen ohne jede Ueberzeugung und gleichgiltig mit Rücksicht auf den Glauben betrachten. Im Gegentheil hatte bei manchen gerade das Bewußtsein ihrer Sünde die Sehnsucht nach religiösem Troste und zwar nach dem Glauben, in welchem er erzogen worden war, noch lebendiger wachgerufen. Aber alles Bitten und Beschwören half nichts. Wenn ein Gefangener auch noch so demüthig bat, man möge ihn nicht zur Kirche zwingen, da er ein Presbyterianer sei, so kam er in Gefahr, gepeitscht zu werden. Einen andern, der ganz ebenso ausrief: ‚Ich bin ja Katholik!' soll der Prediger angeschrieen haben: ‚In die Kirche oder unter die Peitsche (Go to church or be flogged)!'" — Und mit welcher Grausamkeit die Peitsche in jenen Tagen geschwungen wurde, können wir aus vielen Stellen von Holts Memoiren ersehen. Ein Beispiel sei angeführt: „Ich kam nach Toongabbee, wo die Deportirten gefangen gehalten wurden. Sie wurden alle herausgerufen, um Zeuge der Bestrafung der Gefangenen zu sein. Ein gewisser Moritz Fitzgerald sollte 300 Peitschenhiebe erhalten, und man gab sich alle Mühe, dieselben möglichst schmerzhaft zu machen. Der unglückliche Mann mußte seine Arme um einen Baum legen, die Gelenke wurden mit einer Schnur festgebunden und seine Brust so an den Stamm gepreßt, daß er den Hieben nicht im mindesten ausweichen konnte, da es ihm unmöglich war, sich zu rühren. Zwei Männer hatten den Befehl, ihn zu peitschen, Richard Rice, ein Linkshändiger, und John Johnson, der Henker von Sydney, ein Rechtshändiger. Sie stellten sich zu beiden Seiten Fitzgeralds, und niemals sah ich auf einer Tenne zwei Dreschers ihre Flegel besser im Tacte schwingen, als diese beiden Mörder (man-killers), ohne eine Spur von Mitleid, ja eher mit wahrer Lust an ihrem grausigen Handwerk die Peitschen schwangen. Schon unter dem allerersten Hiebe spritzte das Blut aus Fitzgeralds Schultern, und ich war so von Ekel und Schauder erfaßt, daß ich mein Antlitz von dem grausamen Schauspiel abwandte."

Nach einem Jahrzehnt dieser Verfolgung dämmerte endlich für die armen Katholiken ein erster Hoffnungsstrahl. Ihre bemitleidenswerthe Lage war dem Heiligen Vater zu Ohren gekommen, und voll Erbarmen für die geistliche Noth sandte er den hochwürdigen Herrn Jeremias O'Flinn mit dem Titel eines Erzpriesters nach Sydney. Im Jahre 1817 traf dieser erste, unmittelbar von Rom gesandte Priester in Australien ein. Aber er erkannte bald, daß die päpstliche Sendung ohne eine Erlaubniß der Regierung, von derselben Gebrauch zu machen, in der despotisch verwalteten Strafkolonie nicht genüge. Er hatte zwar schon vor seiner Einschiffung daran gedacht, sich von der britischen Regierung einen derartigen Schein ausstellen zu lassen, und eine Bittschrift eingereicht; da aber die Antwort auf sich warten ließ und andererseits die Sehnsucht, den Unglücklichen zu Hilfe zu eilen, ihn drängte, bat er einen Freund, ihm die Bescheinigung, die er als eine leere Formalität betrachtete, mit dem nächsten Schiffe nachzusenden, und segelte nach dem fernen Südland. An Ort und Stelle aber er-

Eingeborene Australiens, von den Benediktinern zum Hirtenleben und zu Feldarbeiten angeleitet.

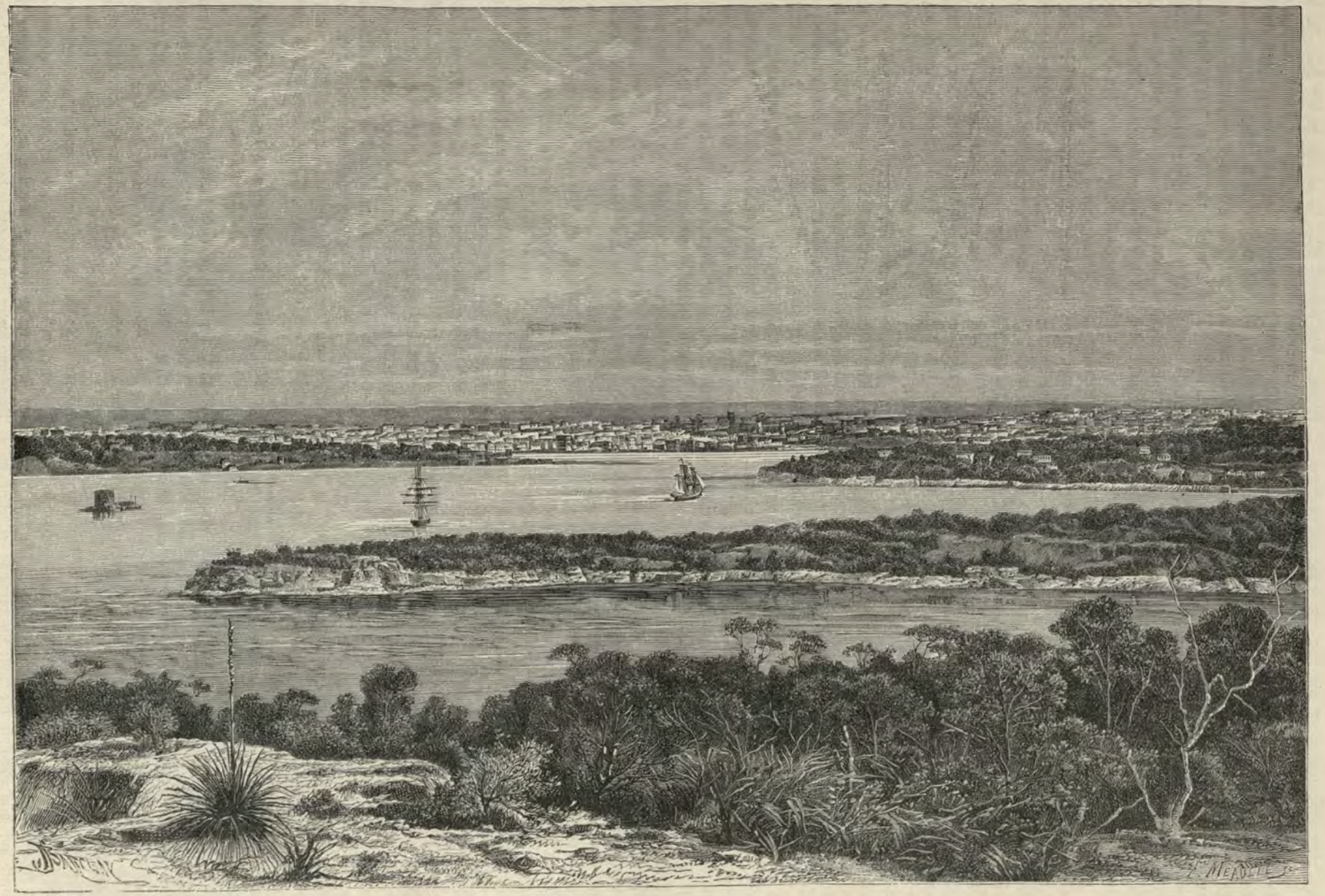
kannte er sofort, daß ohne einen schriftlichen Befehl der Regierung an den Gouverneur gar nichts zu erreichen sei. Er hielt sich also wohlweislich verborgen, bis das nächste Schiff die erwartete Gewährung seiner Bitte brächte. Inzwischen reichten die Katholiken dem damaligen Gouverneur, General Macquaire, eine Denkschrift ein, die auch von manchen wohlwollenden Protestanten unterzeichnet war. In derselben legten sie die Nothlage der Katholiken dar, theilten dem General die Ankunft eines Erzpriesters mit und baten inständig um Zulassung desselben. Die einzige Antwort, welche der Gouverneur den Bittstellern ertheilen ließ, lautete dahin, sie hätten sich einer groben Frechheit schuldig gemacht. Diese Antwort ließ ahnen, was den Erzpriester erwarte, wenn sein Versteck verrathen würde. Mehrere Monate wurde das Geheimniß gut bewahrt; während dieser Zeit hatten die Katholiken von Sydney das Glück, freilich nur verstohlen dem heiligen Meßopfer beiwohnen zu können; auch taufte O'Flinn mehrere Hunderte junger Leute, die seit der Abreise der beiden ersten Priester herangewachsen waren. Nach und nach wurde er kühner, wagte sich aus der Stadt aufs Land hinaus, sammelte überall die zerstreuten Katholiken, las ihnen die heilige Messe und verkündete ihnen Gottes Wort in englischer und irischer Sprache. Sein Eifer brachte ihn endlich in die Hände der Priesterjäger, die ihm schon länger nachgespürt hatten; diese führten ihn in das allgemeine Gefängniß, wo er in enger Haft gehalten wurde, bis das nächste Schiff nach England abging. Dann ließ der Gouverneur den unschuldigen Priester an Bord schleppen und gewaltsam über die weite See nach Irland zurückbringen. „Die gewaltsame Verbannung dieses Priesters," sagt R. Flanagan, der Geschichtschreiber von Neu-Süd-Wales, „ist der größte, wenn nicht der einzige Schandfleck, welcher der Verwaltung Macquaire's anklebt. Der Gewaltbefehl, der ihn zwang, eine Gemeinde zu verlassen, in welcher sein Wirken sowohl vom socialen als vom religiösen Standpunkt aus betrachtet von gleich großem Nutzen war, ist um so weniger zu entschuldigen, als der Charakter und die Thätigkeit O'Flinns als Priester wie als Unterthan vollständig makellos erschienen."

So war denn abermals die Hoffnung der Katholiken Australiens zerronnen. Aber ein Trost, gewissermaßen das Unterpfand einer bessern Zukunft, war ihnen geblieben. Als O'Finn plötzlich verhaftet und weggeschleppt wurde, mußte er in dem Tabernakel seines Verstecks in einem Hause der Kent-Street zu Sydney unter den Gestalten des Brodes den Heiland zurücklassen. Da versammelten sich denn nun in der Gegenwart des eucharistischen Gottmenschen an Sonn- und Feiertagen die verwaisten Kinder der katholischen Kirche, beteten ihren verborgenen Hirten an und nährten so in ihrem Herzen die Flamme der Liebe und des Glaubens. Bei Erwähnung dieses ergreifenden Zuges bricht Bischof Ullathorne in die Worte aus: „Welch erschütternder und erhebender Anblick, diese Männer der Trübsal geschaart um das Brod des Lebens, gebeugt vor dem Gekreuzigten! Keine Stimme wird laut, nur im Herzen redet der Glaube. Kein Priester auf 10 000 Meilen Entfernung, welcher die Opfergabe, deren nahe Gegenwart sie sahen und fühlten, für sie als ein Opfer der Sühne und eine Bitte um Verzeihung hätte darbringen können!"

Das Gebet des Glaubens beschleunigte die Zeit der Gnade, und gerade O'Flinns Verbannung sollte den verlassenen Katholiken Australiens Rettung bringen. Als der verbannte Erzpriester in seine Heimat zurückgekehrt war, traf er den berühmten Bischof England von Charleston in Nordamerika, der daselbst auf einem Besuche verweilte. Ihm erzählte O'Flinn die schmachvolle Behandlung und das Unrecht, das er von den Behörden Australiens zu erdulden gehabt. Groß war die Empörung, die sich der Seele des edeln, an Freiheit gewöhnten Bischofs bemächtigte bei der Schilderung der Quälereien, denen der gute Priester unterworfen worden, und des schreienden Unrechts, unter welchem die katholische Bevölkerung der Kolonie seufzte. Dr. England brachte die Sache zur Kenntniß Lord Donoughmore's, des damaligen Abgeordneten für Cork, und dieser trat im Unterhause so energisch für die Gewissensfreiheit der Katholiken ein, daß sich die Regierung, gern oder ungern, zur Sendung von zwei besoldeten und beglaubigten Priestern nach Australien genöthigt sah.

Die hochwürdigen Herren Johann Joseph Therry und Philipp Conolly erboten sich, ihr Leben dem Dienste ihrer verbannten Landsleute bei den Gegenfüßlern zu widmen. Therry, der sich den Namen eines „Apostels Australiens" verdiente, war aus Cork gebürtig und durch die Erzählungen O'Flinns zur Wahl dieses opfervollen Berufes begeistert worden. Er war erst seit vier Jahren Priester, als er mit Conolly am 5. December 1819 sich auf dem „Janus" nach Australien einschiffte. Sie erreichten den Hafen von Sydney Anfang Mai 1820 und übergaben sofort ihre Beglaubigungsschreiben dem Gouverneur, General Macquaire, demselben, der den Erzpriester so gehässig behandelt hatte. Den officiellen Befehlen seiner Regierung gegenüber mußte der General die beiden Priester anerkennen. Er that aber in seinem blinden Hasse gegen die katholische Religion das Menschenmögliche, um ihnen die Arbeit zu erschweren und ihre priesterliche Thätigkeit einzuschränken. Er stellte ihnen schriftliche Verhaltungsmaßregeln zu, denen sie unter Androhung der schwersten Strafen zu entsprechen hätten. Da hieß es nicht nur, sie sollten sich nicht unterstehen, Angehörige der Kirche von England oder anderer protestantischen Secten in die katholische Kirche aufzunehmen, sondern es war ihnen auch verboten, öffentlich Messe zu lesen, „mit Ausnahme der Sonn- und Festtage der Kirche von England", und, was den beiden Priestern am wehesten that, sie sollten sich nicht unterstehen, den katholischen Waisenkindern Religionsunterricht zu ertheilen, „indem alle Insassen der Waisenhäuser ohne Ausnahme in dem Glauben und in der Lehre der Kirche von England zu erziehen seien". Therry ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne auf das entschiedenste gegen diese tyrannische und schmachvolle Verordnung Protest zu erheben. Zur Strafe für seinen zähen Widerstand wurde ihm vom Gouverneur für lange Zeit die Ausübung seines priesterlichen Amtes verboten, und erst nachdem er Berufung bei der Regierung Englands eingelegt, wurde er abermals in sein Amt eingeführt. Der unerschrockene Vorkämpfer für die Gewissensfreiheit siegte endlich und erfocht der katholischen Kirche das Recht, ihre eigenen Kinder im Glauben unterrichten und überwachen zu dürfen.

Bald nach ihrer Ankunft in Australien trennten sich die beiden Priester, um der geistlichen Noth möglichst vieler Katholiken beispringen zu können. Conolly segelte nach Vandiemensland (Tasmanien), wo eine neue Kolonie mit zahlreichen Katholiken emporblühte. Tasmanien, die „schöne Insel" im Süden Australiens, hat einen Flächenraum von 67 894 qkm, ist also etwas größer als das Königreich Griechenland. Conolly landete zu Hobarttown, der Hauptstadt der Insel, im Jahre 1820 und war 15 Jahre lang der einzige Priester in ganz Tasmanien. Seine erste Gemeinde sammelte er um sich in dem Lagerhause Mr. Edward Currs, des angesehensten Katholiken. Bald aber verlangte er von dem Gouverneur, Colonel Sorell, ein Grundstück zum Bau einer



Ansicht von Sydney. (S. 41.)

Kirche. „Die Gesetze erlauben mir nur, an solche Grundeigenthum abzutreten, welche Kapital in die Kolonie bringen", lautete die Antwort des Gouverneurs. — „Nun gut", entgegnete der Priester, „als ich landete, hatte ich just 14 L. (280 Mark) in der Tasche." — „Dann will ich Sie als einen Kapitalisten betrachten," sagte Oberst Sorell lachend, „und will Ihnen einen entsprechenden Grundbesitz von 14 Acres anweisen." Auf diesem Grundstück errichtete Conolly sofort die erste katholische Kapelle, die Mutterkirche der jetzigen großen und schönen St. Mary's Kathedrale zu Hobart. Conolly arbeitete unter ganz denselben Schwierigkeiten unermüdet wie sein Mitbruder Therry zu Sydney. Auch in Tasmanien hatte mancher arme Gefangene, der sich weigerte, die protestantische Kirche zu besuchen, 50 Peitschenhiebe auszuhalten, und erst mit dem Jahre 1844, als der erste katholische Bischof, Dr. Wilson, nach Hobart kam, hörte dieser schmähliche Mißbrauch der Gewalt endgiltig auf.

Inzwischen verblieb Therry zu Sydney in der Mutterkolonie, wo bereits 10 000 Katholiken lebten. Fünf Jahre lang arbeitete er als einziger Priester dieser riesengroßen, über ganz Neu-Süd-Wales verbreiteten Gemeinde.

Zunächst galt es in Sydney den Bau der ersten katholischen Kirche, und er legte im Vertrauen auf Gott unter großer Freude seiner armen Pfarrkinder den Grundstein zur alten St. Mary's Kathedrale, der Vorgängerin des jetzigen prachtvollen Gotteshauses. Kaum glaublich sind die Strapazen, denen sich sein Feuereifer unterzog. Zu Weihnachten pflegte er seine erste Messe in Sydney, seine zweite in Liverpool, etwa 30 km südwestlich von Sydney, und seine dritte Messe in Campbelltown, abermals 20 km südlich von Liverpool, zu lesen; die ganze folgende Woche reiste er dann von Niederlassung zu Niederlassung, überallhin geistliche Weihnachtsfreude bringend; bei Katholiken wie Protestanten war er ein hochangesehener und allbeliebter Gast; Streitigkeiten wurden ihm zur Entscheidung vorgelegt; sein Schiedsspruch galt als unantastbar; er besaß unter den Gefangenen wie unter den Freien in seltenem Maße unbedingtes Vertrauen, setzte aber auch ohne Bedenken sein Leben ein, wenn seine Pflicht als Priester es erforderte. Zwei Züge, die das beweisen, wollen wir aus dem Leben dieses apostolischen Mannes hier anführen.

Einmal empfing er die Botschaft, ein Gefangener, der zum Tode verurtheilt sei, wünsche ihm seine letzte Beichte abzulegen. Die Frist war kurz, die Entfernung groß, die Wege elend, die Flüsse ausgetreten. Vater Therry bedachte sich keinen Augenblick; er schwang sich in den Sattel und ritt den ganzen Tag, so rasch er konnte. Aber am Abend sperrte dem Todmüden ein rasender Wildbach die Straße. Es war unmöglich, das Pferd in die schäumenden Wogen zu treiben, und ebensowenig konnte ein Kahn durch dieselben gesteuert werden. Allein der Priester war entschlossen, sein Ziel zu erreichen und der scheidenden Seele Trost zu spenden, koste es, was es wolle. Er rief, und da ein Mann am andern Ufer erschien, beschwor er ihn um Gottes willen, ihm hinüberzuhelfen. Als der Mann hörte, um was es sich handle, holte er einen Strick und brachte das eine Ende desselben mittels eines an einer Schnur befestigten Steines in die Hand des Priesters, der auch nicht einen Augenblick zögerte, sondern denselben um seinen Leib schlang, sich in den Fluß stürzte und durch die tobenden Wellen ans jenseitige Ufer ziehen ließ. Ohne sich auch nur die Zeit zu gönnen, die triefenden Kleider zu wechseln, bestieg er ein frisches Pferd und kam noch gerade recht, um dem Verurtheilten auf dem Schafott die letzte Lossprechung ertheilen zu können. Ein anderes Mal — es war in der Zeit, da ihm der Gouverneur die Ausübung des priesterlichen Amtes untersagt hatte — erhielt Therry die Nachricht, daß im Gefängnißspital ein Katholik am Sterben sei. Es war tief in der Nacht, als er an das Thor des Spitals kam, und eine Schildwache verwehrte ihm den Eintritt. „Ich muß hinein!" rief der eifrige Priester. — „Ich habe strengen Befehl, ich darf Sie nicht durchlassen," sagte der Soldat, indem er das Gewehr auf ihn anschlug. — „Aber", drängte Therry mit vor Aufregung bebender Stimme, „drinnen liegt ein Katholik am Sterben; ich bin der Priester, seine ewige Verdammung oder Rettung hängt möglicherweise von Ihnen ab, und nun sagen Sie mir, was ihre erste Pflicht ist!" Der Soldat konnte diesen ergreifenden Worten nicht widerstehen, er setzte sein Gewehr bei Fuß; Vater Therry trat ein und spendete der scheidenden Seele die Tröstungen der Religion.

Das Jahr 1826 brachte dem unermüdlichen Priester Hilfe in der Person des hochwürdigen Herrn Daniel Power. Noch wichtiger für Australien war die Ankunft des hochwürdigen Herrn John Mac Encroe; derselbe hatte sieben Jahre unter Bischof England in den Vereinigten Staaten mit so großem Eifer gearbeitet, daß seine Gesundheit ernsten Schaden genommen und er zur Rückkehr nach Irland gezwungen wurde. Ein Bischofssitz in Nordamerika wurde ihm angeboten, sobald er hergestellt war; er aber lehnte diese Würde ab und wählte statt ihrer die demüthige und beschwerliche Stellung eines Missionärs in Australien. Vor Jahren hatte er einmal das traurige Schauspiel der Einschiffung einer Karawane Verbannter mitangesehen. Einer glücklichen Eingebung folgend, war er in einen nahen Bücherladen geeilt, hatte rasch drei Dutzend katholische Gebetbücher gekauft und unter die Abreisenden hineingeworfen, als geistliches Brod auf der weiten Seefahrt. Viele Jahre nachher hatte er die Freude, mehrere dieser selben Gebetbücher in den Häusern wohlhabender Ansiedler im Innern von Neu-Süd-Wales zu finden. Abgesehen von seinen Arbeiten als Seelsorger, gründete und leitete der Erzpriester Mac Encroe eine Reihe von Liebeswerken in Sydney; auch ist er durch das Freeman's Journal der Begründer der katholischen Presse Australiens. Mac Encroe theilt sich mit Therry in das Verdienst, die Kirche Australiens gegründet zu haben.

Mit Bischof Ullathorne, der im Jahre 1832 nach Australien kam, und Erzbischof Polding, der 1835 als erster Apostolischer Vikar die kirchliche Leitung Australiens übernahm, brachen nun für die katholische Kirche des fernen Südlandes bessere und glücklichere Tage an, Tage des Trostes nach den Tagen der Trübsal, und das Samenkorn, das in Thränen ausgestreut wurde, hat auch dort herrliche und hundertfältige Früchte getragen. Mehr als 770 000 Katholiken und 600 katholische Priester leben jetzt in Australien!

10. Deutsche Kolonisten und deutsche Ordensleute in Australien.

Im Jahre 1848 ging aus Schlesien, Sachsen, Westfalen u. s. f. eine Auswanderer-Kolonie von nahezu 200 Katholiken nach Südaustralien. Diese wollten auch in der neu zu gründenden Heimat ihrem Glauben und der Uebung desselben treu bleiben, und wandten sich daher an den Vorsteher der österreichischen Jesuiten mit der Bitte, ihnen Patres als Seelsorger mitzugeben. Das geschah; am 15. August segelten zwei Patres mit den Auswanderern von Hamburg ab und langten nach glücklicher Fahrt am 7. December in Port Adelaide an. In Adelaide und der Umgebung hatten sich schon viele deutsche Katholiken niedergelassen;

auf den Wunsch des hochwürdigen Bischofes widmete sich einer der Patres der Seelsorge dieser; der andere, P. Kranewitter, zog mit seiner deutschen Kolonie an den Ort der Niederlassung, 90 englische Meilen nördlich von Adelaide, nach Clare, einem von Irländern und wenigen Deutschen bewohnten Dorfe. Dort wurde die erste Missionsstation der österreichischen Jesuiten in Australien gegründet; bald erhob sich in einer Entfernung von $1^1/_2$ Stunden das Jesuitencolleg Sevenhill nebst einer Unterrichtsanstalt. Kirche und Schule luden manchen Auswanderer zur Ansiedlung ein; besonders Deutsche ließen sich in der Umgebung nieder und gründeten in kurzer Zeit eine nicht unbedeutende Ortschaft. So war ein bleibender Mittelpunkt der deutschen Mission hergestellt. Verschiedene Stationen wurden von da aus gegründet und besorgt. So Mintaro, Wakefield, Sadleworth, Walleroo u. s. w., wo überall Kirchen und Schulen sich erhoben und die Missionäre von Zeit zu Zeit Besuche abstatteten.

Unter den eifrigen apostolischen Arbeitern, die in Südaustralien nicht nur für das Heil ihrer Landsleute, sondern auch der Eingeborenen unermüdet thätig waren, müssen wir vorzüglich den braven Oesterreicher P. Johannes Hinteröcker S. J. nennen. Derselbe war am 1. Januar 1820 geboren, trat 1839 in die Gesellschaft Jesu ein und landete am 1. Februar 1866 in Südaustralien. Seine erste Thätigkeit in der Mission zu Sevenhill war eine Fortsetzung der in Europa geübten Berufsarbeiten. Er erhielt eine Lehrstelle an der Studienanstalt daselbst und hatte Naturgeschichte vorzutragen. Wie er nun früher in gleicher Eigenschaft und als eifriger Botaniker nicht bloß die Umgegend von Linz durchstreift, sondern auch größere Reisen in- und außerhalb der österreichischen Kronländer — eine sogar in die Pyrenäen — unternommen und in mehreren Collegien botanische Gärten und Naturaliensammlungen angelegt hatte, so begann er auch in Sevenhill mit immer neuer Liebe zu den Naturwissenschaften dieselbe unverdrossene Arbeit. Mit ebenso viel Ausdauer als Geschick durchstreifte er tagelang Berge und Thäler und kehrte stets mit reicher und lohnender Ausbeute beladen zurück. Zeugen seines Fleißes waren auch zahlreiche und große Sendungen an die Collegien seiner Heimat. Er verstand es vortrefflich, auch die Ausflüge, welche er als Missionär von Zeit zu Zeit nach entlegenen Stationen hin zu machen hatte, im Interesse der Naturwissenschaften zu verwerthen. Mit Flinte, Fangnetz, Botanisirbüchse und dergleichen Ausrüstungen versehen, zog er aus, sammelte unterwegs, was ihm aus Pflanzen- und Thierreich Bemerkenswerthes aufstieß, bis er, am Orte seiner Bestimmung angelangt, seines höhern Amtes als Prediger und Missionär zu walten hatte.

Er war in Sevenhill gerade zu der Jahreszeit eingetroffen, in der das Land den ganzen Reichthum seiner Fruchtbarkeit entfaltet. Die aus Europa eingeführten Obstbäume waren mit Früchten beladen; allenthalben prangten die herrlichsten Südfrüchte; Mandel- und Feigenbäume brachen fast unter ihrer eigenen Fruchtbarkeit zusammen; die Weingärten, in denen an vierzig verschiedene Traubensorten gezogen wurden, erregten durch Anzahl und Größe der Trauben seine Bewunderung, und daneben dehnten sich reiche Weizenfelder und Maisäcker aus, die eine nicht minder lohnende Ernte versprachen. „Südfrankreich und Spanien", rief er aus, „sind mit ihrer Fruchtbarkeit weit übertroffen von diesem Australien."

Der üppige Ertrag dieses Bodens, der vor 15 Jahren noch als unbebaute Wildniß träge und unnütz dagelegen, rief in unserem Missionär einen andern Gedanken hervor. Warum soll man nicht, fragte er sich, auch auf dem geistigen Gebiete Versuche machen, um die armen wilden Ureinwohner für Christenthum und Gesittung zu gewinnen? Dieser Gedanke erfaßte ihn lebhaft, und von da an blieb der innigste Wunsch, sich ganz dem Heile der armen Eingeborenen zu widmen, die Grundstimmung und Sehnsucht seines Herzens, die bei allen Gelegenheiten sich geltend machte und trotz aller anderweitigen Arbeiten und Erfolge ihm stets als der begehrenswertheste Antheil erschien. Gleich in den ersten Wochen seines Aufenthaltes zu Sevenhill suchte er sich mit lebhaftem Interesse den Eingeborenen zu nähern, die in der Umgegend herumstreiften, oder mit denen er auf seinen Ausflügen zusammentraf. Durch herzgewinnende Freundlichkeit und kleine Geschenke hatte er in Bälde mehrere gewonnen, so daß sie ihm gern Besuche machten. Er begann allmählich sie in der Religion zu unterrichten, und suchte mit Hilfe der wenigen englischen Worte, welche diese von irländischen Ansiedlern erlernt hatten, sich selbst eine Kenntniß ihrer Sprache zu erwerben. Wirklich hatte er es bald so weit gebracht, daß er mit seinen neuen Freunden in ihrer Muttersprache verkehren konnte. Er trug sich längere Zeit mit dem Plane, fern von den europäischen Ansiedlern eine Niederlassung für die Eingeborenen nach Art der alten Reductionen in Paraguay zu gründen. Er setzte sich zu diesem Behufe mit dem damaligen Generalvikar der Diöcese Adelaide und mit der englischen Regierung ins Einvernehmen und nahm mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit und Thatkraft das Werk in Angriff. Seine Oberen bat er um die Bevollmächtigung dazu und um Mitarbeiter; an seine Freunde in Oesterreich schrieb er die dringlichsten Briefe, um Vereine zur Unterstützung der Mission in Central-Australien ins Leben zu rufen, die ihn mit Kleidung und Werkzeugen für seine Wilden, mit Kirchenschmuck für die zu bauenden Gotteshäuser versehen sollten.

In der besten Hoffnung auf die schließliche Verwirklichung seines Planes übte er sich sogleich in Sevenhill auf diesen neuen Zweig seiner Thätigkeit ein. Auf dem Grund und Boden des Collegs siedelte er zwei Familien von Eingeborenen an, übergab ihnen ein einfaches Haus nebst den dazu gehörigen Grundstücken und trug Sorge, daß sie in der Bebauung des Bodens und in der Führung einer ordentlichen Hauswirthschaft unterrichtet wurden. Er selbst besuchte sie, wenn es nur seine sonstigen Geschäfte erlaubten, täglich, erklärte ihnen die Glaubenswahrheiten und erlernte nebenbei ihre Sprache. Dieser Anfang, so klein er auch war, bereitete ihm die lebhafteste Freude. Unterdessen war in Sevenhill der Bau einer größeren, dem hl. Aloysius geweihten Kirche so weit fortgeschritten, daß sie am 18. November 1866 von dem Bischof von Adelaide, Dr. Laurentius Bonaventura Shiel aus dem Franziskanerorden, der am 16. September in seiner Diöcese angekommen war, eingeweiht werden konnte. Der hochwürdigste Herr besuchte am nächsten Tage auch die kleine Kolonie des P. Hinteröcker und gab ihr seinen Segen. Er lud sodann den Pater, dessen Eifer und Fähigkeiten ihm besonders wohlgefielen, ein, während der Ferienzeit (d. i. von Mitte December bis Lichtmeß) ihn auf einer Visitationsreise im südöstlichen Theile seiner Diöcese zu begleiten. Mit Freuden ging der Pater auf diesen Vorschlag ein, der ihm ja Gelegenheit bot, als Missionär und Naturforscher neue Erfahrungen zu sammeln. Die Absicht des hochwürdigsten Bischofes ging hauptsächlich dahin, zu untersuchen, ob und wo sich wohl in jenen Gebieten passende Plätze zur Gründung von Seelsorgerstationen und zur Anlegung von Niederlassungen für die Eingeborenen fänden. Am 2. Januar 1867 ward die Visitationsreise angetreten. Die Beschwerden derselben

waren nicht gering. Als Ansiedler trafen sie daselbst Engländer und Deutsche, — meist Protestanten, — auch Franzosen und Italiener. Die herrschende Hitze, die Mangelhaftigkeit der Wege und die oft aller Cultur noch bare Gegend, die kein gastliches Obdach bot, trugen dazu bei, die Reise zu einer ebenso mühevollen als sicher auch verdienstreichen vor Gott zu machen.

Den Zustand der Kolonisten fand P. Hinteröcker als einen durchweg befriedigenden; überall herrschte bei den reichen Erträgnissen des Bodens und der Zahl und Fruchtbarkeit der Heerden Wohlstand, und unter den irischen und schottischen Kolonisten gab es auch sehr fromme und wohlthätige Katholiken. Seine Kenntniß der englischen, französischen und italienischen Sprache kam ihm hier trefflich zu statten, er hörte zahlreiche Beichten. Bei seiner Rückkehr nach Sevenhill erwartete ihn eine besondere Freude. Vier Eingeborene hatten sich eingefunden und baten um die Aufnahme in seine kleine Kolonie und um Unterricht in der Religion; bald kamen auch noch andere dazu, so daß er an eine Erweiterung der Ansiedlung denken mußte. Er schreibt darüber in einem Briefe vom 25. Februar 1867: „Nach Rom mußte ich schreiben, sowohl an P. General, als an Seine Heiligkeit den Papst; Pflicht und Liebe trieben mich an; ich brauche den päpstlichen Segen für mich und meine Neubekehrten und Katechumenen. Zwar nicht zu Hunderten oder Tausenden, doch aber einzeln, paar- oder familienweise kommen die Schwarzen oder Halbschwarzen, besonders Knaben, was mich am meisten freut, und suchen Unterricht und Taufe und wollen einen Zuwachs bilden zur Ansiedlung. In dem kleinen steinernen Häuschen schlafen bereits zehn Personen und mehr, da es doch nur für fünf oder sechs gebaut war. Bei meiner Rückkunft von meiner fünfwöchentlichen Reise warteten schon vier schwarze Katechumenen auf mich, und seitdem kommen fast wöchentlich neue, alte und junge, mit aller Bereitwilligkeit und verlangen in der Religion Jesu Christi unterrichtet zu werden und ein Leben der Arbeitsamkeit an einem festen Wohnsitz zu beginnen. Der oft ausgesprochenen Behauptung, daß die Schwarzen für jede Bildung unfähig seien, muß ich nach mehr als halbjähriger Erfahrung mit den Neubekehrten auf das entschiedenste widersprechen. Die Weißen wollten sie nicht als ebenbürtig ansehen und ließen Tausende von diesen durch Christi Blut erlösten Seelen mit entsetzlicher Verantwortlichkeit in den Finsternissen des Heidenthums stecken und elend zu Grunde gehen. Es ist wahr, eine eiserne Geduld und Ausdauer gehört dazu, einem sinnlichen und *nur* sinnlichen Volke Begriffe von Gott, von der Ewigkeit, von der Menschwerdung, von Sünde, Versuchung und Tugend beizubringen, deren Namen und Bedeutung in ihrer Sprache nicht zu finden sind. Ich sende durch den P. General an Seine Heiligkeit die Uebersetzung der drei wesentlichsten Gebete, des Vaterunser, des Ave Maria, des Glaubens sammt den durch Zeichen angedeuteten Unterschriften meiner Neugetauften und Katechumenen. Ich hoffe, der Heilige Vater werde an diesen Erstlingen des verlassensten Volkes der Erde eine nicht geringe Freude inmitten seiner Trübsale haben ... Am Sonntag Sexagesima gingen meine Neugetauften zum zweitenmal aus eigenem Antrieb zur heiligen Beicht und Communion, und sind gewiß in der Kirche den Weißen zur Erbauung." Der Unterhalt der kleinen Kolonie verursachte dem Missionär nicht geringe Sorge. Das Colleg war selbst arm und in Schulden; die Regierung hatte sich wohl bereit erklärt, die Kosten einer förmlichen Ansiedlung im Innern Australiens zu bestreiten, allein für die in der Nähe von Sevenhill befindlichen Eingeborenen und deren Civilisirung wurde dem P. Hinteröcker jeder Beitrag verweigert. Um Ersatz für diesen Ausfall zu finden, gründete er unter den Einwanderern den Vincentius-Verein zur Unterstützung der Schwarzen. Die Sache fand Anklang; er erhielt die nothwendigste Aushilfe und brachte es dahin, daß mehrere brave Familien sich dazu verstanden, eingeborene Knaben und Mädchen in ihr Haus aufzunehmen, zu erziehen und zu unterrichten.

Während unser Missionär hoffte, bald zur Errichtung einer Reduction ins Innere von Australien abgehen zu können, und deswegen mit P. General unterhandelte, erging an ihn plötzlich ein Ruf nach einer andern Wirksamkeit. Der hochwürdigste Herr Bischof von Adelaide hatte den Pater auf der Visitationsreise kennen und schätzen gelernt; er wünschte ihn für einige Zeit als Dompredigter in Adelaide zu haben und wußte bei den Ordensoberen seinen Wunsch durchzusetzen. P. Hinteröcker erhielt den Auftrag, diesen neuen Posten zu übernehmen. Als Sohn des Gehorsams hatte er keine Einwendungen zu machen; er verließ sein Lehramt, seine begonnenen naturwissenschaftlichen Sammlungen, seinen botanischen Garten; am meisten schmerzte ihn aber die Trennung von seiner kleinen Kolonie. Doch auch dieses Opfer wurde gebracht. Er empfahl alle Bewohner, die ihn schluchzend umstanden, dem allmächtigen Gott und Erlöser und übergab sie der Sorge des P. Hager, um, wie er sagte, auf den Ruf des Gehorsams dorthin zu gehen, wo es zwar keine schwarzen Eingeborenen, aber wohl eine Menge kohlschwarzer Seelen gebe.

Von nun an mußte er auf seinen Herzenswunsch, sich ganz der Bekehrung der Eingeborenen widmen zu dürfen, verzichten und wirkte mit großem Erfolge in verschiedenen Gemeinden Südaustraliens und Tasmaniens. Auf dieser Insel sollte er das Ende seiner Arbeit finden. Im Herbste 1872 kam er nach Hobarttown, der bedeutendsten Stadt der Insel, in welcher für die zahlreichen Katholiken drei Kirchen stehen und wo die Salesianerinnen und barmherzigen Schwestern in Erziehung, Unterricht und Krankenpflege eine ersprießliche Regsamkeit entfalten. P. Hinteröcker hielt für die Weltgeistlichen, sodann für die Ordensschwestern die Exercitien ab; hierauf begann er die Volksmission. Es war eine Zeit der angestrengtesten Arbeit auf der Kanzel und im Beichtstuhl, aber auch des reichsten Segens. Von den Segenswünschen aller begleitet und anscheinend in der besten Gesundheit, verließ er Hobarttown am 26. September. Doch bereits in Campbelltown, 20 Stunden nördlich, befiel ihn ein Unwohlsein, so daß er seine Reise unterbrechen mußte. Weil aber für den 2. October in Launceston, einer Stadt 10 Stunden weiter nach Norden gelegen, die Priesterexercitien bereits anberaumt waren, machte sich der Missionär trotz des Abrathens der Aerzte auf den Weg, um rechtzeitig die heiligen Uebungen anfangen zu können. Ungeachtet seiner Schwäche begann er die Vorträge. Aber kaum hatte er am 2. October die Messe vollendet — es war seine letzte —, so ergriff ihn ein heftiges Fieber. Die Aerzte erklärten, eine gefährliche Lungenentzündung sei eingetreten. Der eifrige Pater gab und leitete von seinem Krankenlager aus die Exercitien. Nach deren Vollendung hatte er vor, eine Volksmission abzuhalten. Aber bereits am 6. October nahm die Krankheit eine so bedenkliche Wendung, daß er mit den heiligen Sterbesacramenten versehen wurde. Um Mitternacht hauchte er ruhig seine Seele aus, die Sterbekerze in der Hand und eine Reliquie des hl. Ignatius auf der Brust. Sein letztes vernehmbares Gebet war: „Vater, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist."

Der hochw. Herr Bischof ließ seine Leiche nach Hobarttown zurückbringen. Der Transport gestaltete sich unter allgemeinster Theilnahme der Bevölkerung, auch der nicht-katholischen, zu einer

großartigen Feier, die allein schon Zeugniß ablegen konnte, wie sehr der Pater in der kurzen Zeit sich die Verehrung aller gewonnen hatte. So war er denn fern von seinen Mitbrüdern, mitten in den Arbeiten seines Berufes gestorben, bevor er seinen Lieblingsplan, eine Mission unter den Eingeborenen, ausführen konnte. Wie sehr ihm diese am Herzen gelegen, bezeugte auch der hochw. Bischof in der Leichenrede mit folgenden Worten: „Niemals gab er den Missionsgedanken auf, und als ich ihm vor kurzem sagte, welche Schritte hinsichtlich einer Mission unter den südaustralischen Eingeborenen geschehen seien, da ergriff er in übergroßer Freude meine Hand und drückte sie mit seinen beiden Händen, indem er erwiederte: ‚Nun ist der Hauptzweck meines Lebens auf dem Punkte, verwirklicht zu werden.'"

Auch deutsche Ordensfrauen treffen wir im fernen Australien und zwar in dem wunderschön gelegenen Armidale in Neu-Süd-Wales. Der sogen. Culturkampf hat sie dahin verschlagen oder vielmehr die göttliche Vorsehung hat sie in dieses ferne Land geführt.

Zu Duderstadt in Hannover bestand seit dem Jahre 1701 ein Ursulinenkloster und überdauerte auch die stürmische Zeit, da der Bruder Napoleons I. im Lande herrschte. Der Culturkampf aber und sein Klostergesetz traurigen Andenkens kannten keine Gnade. 1877 verließen die Ursulinen nach vielen Aengsten und Sorgen mit blutendem Herzen die friedliche Stätte, an welcher sie zu leben und zu sterben gehofft hatten, ohne zu wissen, wo sie eine Zufluchtstätte finden würden. Drei todkranke Schwestern mußten sie im Spitale zurücklassen, neun fanden Aufnahme in französischen Klöstern, die übrigen, unter ihnen eine Schwester im hohen Alter von 76 Jahren, wandten sich nach England. Dort gründeten sie bei

Das Ursulinenkloster zu Armidale in Australien. (S. 50.)

Greenwich, gerade gegenüber der weltberühmten astronomischen Anstalt, ein Klösterchen und eine Lehranstalt.

Im Jahre 1878 wurde der hochw. P. Torreggiani aus dem Kapuziner-Orden, bisher Superior in Peckham, zum Bischof von Armidale in Neu-Süd-Wales ernannt. An ihn hatten sich schon früher die Ursulinen gewandt, um einen passenden Wirkungskreis in England zu finden. Jetzt kam der hochw. Herr vor seiner Abreise, ihnen Lebewohl zu sagen. Gern hätte er sie sogleich mitgenommen, aber er war noch zu wenig bekannt mit den Verhältnissen seines Sprengels, als daß er es sofort hätte wagen können. Nachdem er aber etwa drei Jahre hindurch mit unzähligen Schwierigkeiten gekämpft und den Weg geebnet hatte, schrieb er den Schwestern, er wolle ihnen Reisegeld schicken, wenn sie nach Australien kommen wollten, ein Haus mit Einrichtung solle für sie bereit stehen. Mit welch tiefen Gefühlen des Dankes gegen Gott, mit welch jubelnder Freude dieser Brief empfangen wurde, läßt sich nicht beschreiben. Er öffnete ihnen in der fernen Südsee wiederum den Wirkungskreis, den sie in Deutschland verloren hatten, und sie begrüßten diese Schickung der Vorsehung als ein Glück. Lange hatten sie darum gebetet, daß sie wieder ihrem Berufe entsprechend arbeiten könnten, und Gott hatte sie nicht verlassen. Er führte sie zunächst nach England, um sie auf ihre große Mission vorzubereiten, und jetzt nach fünf Jahren war die Vorbereitung beendet. Vier von den Chorschwestern hielten es für ihre Pflicht, die Schule in Greenwich zu erhalten, und blieben mit Erlaubniß der Oberin in England zurück. Die Oberin selbst aber, obschon bereits in vorgerücktem Alter, zog mit den zehn übrigen Ordensfrauen über den Großen Ocean dem fünften Welttheil zu. Am 24. Mai 1882, am

Fest Maria-Hilf, bestieg die kleine Schaar das Schiff und landete nach 14 Wochen, am 31. August, in Sydney. Bei den Schwestern vom hl. Joseph fanden sie hier die freundlichste Aufnahme und empfingen noch an demselben Tage den Besuch und den Segen des Erzbischofs der Stadt. Nach einigen Tagen der Rast kam dann der hochw. Bischof von Armidale selbst, um die Schwestern in die neue Heimat zu geleiten. Bis zur Station New-Castle mußte noch einmal für eine ganze Nacht der Dampfer benutzt werden, von dort aus führte dann die Locomotive, einen vollen Tag lang fortwährend bergan steigend, sie ihrem neuen Bestimmungsorte zu. Es war ½12 Uhr in der Nacht, als die Schwestern in Armidale anlangten. Sie erblickten ein schönes, hellerleuchtetes Haus (vgl. das Bild S. 49), und der hochw. Bischof sagte, indem er sie hineinführte: „Dieses ist Ihr Eigenthum für alle Zeiten; niemand sonst hat ein Recht darauf, niemand kann es Ihnen nehmen." Nach fünf Jahren der Verbannung hatten jetzt die Vertriebenen wieder ein Heim gefunden, und die Gefühle, welche ihr Herz durchdrangen, als sie in jener Nacht zum Dankgebet auf die Kniee sanken, lassen sich besser nachempfinden als beschreiben.

Das wunderschön gelegene Armidale ist zwar ein kleines, eigentlich erst im Werden begriffenes Städtchen, aber trotzdem bereits der Mittelpunkt des religiösen Lebens. Für die katholischen Gemeinden in Armidale und Umgegend sind außer dem Bischofe noch drei Priester da. Diese kleine Zahl kann natürlich nicht allen Bedürfnissen gerecht werden, doch hat man die Einrichtung getroffen, daß in jeder Gemeinde monatlich einmal des Sonntags die heilige Messe gelesen wird, während in Armidale selbst jeden Sonntag zweimal, um 8 Uhr und um 11 Uhr, das heilige Opfer dargebracht wird. Einer der Priester bleibt also immer des Sonntags in Armidale und muß allen Gottesdienst besorgen. Die anderen reiten tags zuvor auf die Filialen; die nächste, Uralla mit Namen, ist 15 englische Meilen entfernt, die anderen 30—50 Meilen. Bischof Torreggiani selbst ist fast stets auf Reisen und erweist sich auch in dieser Beziehung als wahren Nachfolger der Apostel.

11. Das herrliche Heranblühen der katholischen Kirche in Australien.

Wie unter Thränen das Samenkorn der Kirche in den Boden Australiens gesenkt wurde und wie das aufkeimende Reis unter vielen Mühen in der Seele der Eingeborenen sowohl als der Einwanderer gehegt und gepflegt wurde, haben wir ausreichend gehört. Wir können in unsere Reisebeschreibung unmöglich eine vollständige Kirchengeschichte Australiens einflechten, dürfen es aber nicht unterlassen, auf die herrlichen Früchte hinzuweisen, welche die Leiden und Arbeiten der eifrigen Priester zeitigten.

Das erste Plenarconcil, das die Bischöfe Australiens und Neuseelands vom 15.—29. November 1885 versammelte, zeigt uns die großartige Entwicklung der katholischen Kirche Australiens. Ihm wollen wir deshalb im Geiste beiwohnen. Die erhabene Versammlung trat gerade 50 Jahre, nachdem das ungeheure Festland von Australien als ein Apostolisches Vikariat in die Hierarchie der katholischen Kirche eingegliedert worden war, zur größten Freude der Katholiken zusammen. Wer hätte im Jahre 1832, da der 1885 noch lebende greise Bischof Ullathorne von Birmingham auf den Wunsch Gregors XVI. von der Insel Mauritius nach Australien segelte, um als erster Generalvikar das Hirtenamt Australiens zu übernehmen, sich eine so herrliche und fast beispiellose Entfaltung der katholischen Kirche in dem noch wilden Lande träumen lassen? Dr. Ullathorne fand auf dem ganzen Continente nur drei katholische Priester, eine unvollendete Kirche und zwei kleine Kapellen. Noch kaum besser stand es um die Lage der Kirche, als Dr. Polding im Jahre 1835 zum ersten Apostolischen Vikar ernannt wurde. Wie würden diese Männer gestaunt haben, wenn Gott damals ihrem Geiste einen Blick in die Zukunft gestattet und wenn ihr Auge die glänzende Versammlung der Hirten Australiens und Neu-Seelands in dem Prachtbau der Kathedrale von Sydney am 15. November 1885 geschaut hätte — nur 50 Jahre nach der Zeit des armseligsten und mühevollsten Anfangs! — Statt der 3 Priester standen jetzt im Chore der Kathedrale, angethan mit ihren Prachtgewändern und mit blitzenden Infuln auf dem Haupte, 1 Cardinal, 2 Erzbischöfe, 15 Bischöfe (mit den 3 Bischöfen von Neu-Seeland), 1 Apostolischer Vikar, 1 Abt als Apostolischer Präfect und ringsum die Hirten, Hunderte von Priestern und Clerikern, und die winzige Heerde des Jahres 1835 von wenigen Tausenden armen verbannten Irländern war zu einer Seelenzahl von über 600 000 Katholiken angewachsen. Sydney allein zählte 1885 schon 85 000 Katholiken mit 43 Kirchen. Gott sei Dank, der dem Saatkorne mehr als hundertfache Fruchtbarkeit verlieh!

Nach dem feierlichen Einzuge der hohen Prälaten und des Clerus in die Domkirche, woran die zahlreichen kirchlichen Vereine, Congregationen, Bruderschaften und Schulen Sydney's mit ihren Bannern und Bändern und viele Tausende Andächtiger aus der Stadt und aus weiter Ferne theilnahmen, begann Se. Eminenz Cardinal Moran das feierliche Hochamt. Dann erhob sich Dr. Redwood, Bischof von Wellington in Neu-Seeland, um die erste ergreifende Ansprache an die Väter des Plenarconcils, an die Geistlichkeit und das versammelte Volk zu richten. Kein passenderer Redner hätte dafür ausersehen werden können, als Bischof Redwood, welcher als kleiner Knabe schon nach Neu-Seeland gekommen ist und so die geistige Entwicklung der fernen Kolonie gewissermaßen in seiner Person verkörpert. Eine volle Stunde sprach der erhabene Prediger mit einem Ernste und einer Begeisterung, die seine schon durch die herrliche Feier begeisterte Zuhörerschaft mit sich fortriß. Es war, wie das Freeman's Journal von Sydney mit Recht betont, „eine großartige Rede, würdig einer großartigen Gelegenheit". Zum Vorspruche nahm er die Worte: „Siehe, ich werde bei euch sein alle Tage bis ans Ende der Welt" (Matth. 28).

„Wahrhaftig, ein denkwürdiger Tag!" begann er. „Die Eröffnung des ersten Plenarconcils von Sydney ist ein Ereigniß in der Geschichte Australiens, dessen volle Bedeutung und weitreichende Folgen wir kaum überschauen können. Ehrwürdige Hirten aus allen Gegenden dieses ungeheuern fünften Erdtheils sind auf den Ruf Sr. Eminenz des Cardinal-Delegaten, der den Vorsitz dieser Versammlung führt, Tausende von Meilen weit herbeigeeilt, weil sie in seiner Stimme die Stimme Petri und Christi selbst erkennen. Sie sind zusammengetreten mit Einem Herzen und Einer Seele und denken nur an das Eine: die Interessen der heiligen Kirche zu fördern und die Rettung der Seelen zu erleichtern. Wir alle fühlen den tiefen Ernst dieser Stunde, die Verantwortung, die sie uns auferlegt, aber auch die große Seelenfreude, mit der sie uns erfüllt. Welches katholische Herz könnte Zeuge der heutigen Feier sein und nicht lauter schlagen? Wer ist nicht voll Staunen, wenn er die heutige Lage der Kirche in diesem Erdtheile mit ihren traurigen Anfängen vor nur einem halben Jahrhundert vergleicht? Welch ein Abstand! Damals leitete ein einziger Apostolischer Vikar ganz Australien, Tasmanien, Neu-Seeland und Oceanien, während wir heute unter Feiergesängen und

erhabenen Ceremonien in dieser stolzen Kathedrale eine unabsehbare Menge von Gläubigen, ein strahlendes Heer von Priestern, sowohl aus dem Welt- als Ordensclerus, eine so große Zahl von Bischöfen, deren jeder der Vater eines blühenden Sprengels ist, mit einem Cardinal, einem Fürsten der Kirche, an ihrer Spitze erblicken. Wo könnten wir stärkere Beweggründe zur Dankbarkeit für die verflossenen, wo Beweggründe zur freudigsten Zuversicht für die zukünftigen Tage finden? Unwillkürlich kommen die Worte des königlichen Propheten auf meine Lippen: ‚Glorreiche Dinge sind von dir verkündet, o Stadt Gottes!' In tiefer Seele fühlen wir, daß Christus mit seiner Kirche ist, wenn wir solche Thatkraft und solche Lebensfülle erblicken. Indem ich mich nach einem Gegenstande umsah, welcher mit der Größe und Tragweite des heutigen Tages im Einklange wäre, entschloß ich mich, vor euern Augen mit wenigen Zügen den Weg der Kirche zu zeigen, den sie durch die stürmischen Jahrhunderte zu durchmessen hatte. Ihre Großthaten zeugen für das göttliche Leben, das in ihr pulsirt; aber unter allen ihren Eigenschaften zeigt keine ihre Lebenskraft, ihre Gewalt über die Herzen und ihre Erhabenheit in einem hellern Lichte, als die glorreiche Geschichte ihrer Concilien."

Nach dieser Einleitung zeigte Bischof Redwood, wie das unfehlbare Lehramt der Kirche auch in den trübsten Tagen die reine Lehre gleich einer hellleuchtenden Fackel hochhielt, so daß es dem Geiste der Lüge niemals gelang, sie in einen Irrthum zu verstricken.

Doch wir können unmöglich weder diese noch die folgenden Reden der Väter des Concils hier mittheilen. Nur aus dem großartigen Bilde, das Se. Eminenz Cardinal Moran bei der erhebenden Schlußfeier am 29. November über den Kampf der Kirche für die Wahrheit und über ihren Triumph entwarf, wollen wir noch die folgende Stelle ausheben, welche uns den Kampf und Sieg auf dem Boden Australiens schildert:

„Wer unter den Anwesenden könnte läugnen, daß die Kirche auch in diesem schönen Lande ihren Winter und Frühling, ihre Kämpfe und Mühsale hatte? Aber das Concil, das wir soeben schließen, ist der schlagende Beweis, daß die Kirche nicht unterlag. Vor einem Jahrhundert war die Sonne christlicher Gesittung über dieses ferne „Südland" noch nicht aufgegangen. Die wilden Eingeborenen durchzogen nach Laune seine weiten Ebenen, und der ganze Erdtheil lag noch in den Tiefen der Barbarei und des Götzendienstes begraben. Selbst als das Licht der christlichen Gesittung an seinen Ufern zu dämmern begann, wurde die katholische Kirche noch ein halbes Jahrhundert verfolgt und verboten. Als um 1787 zwei Priester um die Erlaubniß baten, nach Australien zu segeln, um ihren (deportirten) Glaubensbrüdern die Tröstungen der Religion zu spenden, wurde ihre Bittschrift verächtlich beiseite geworfen. Aber wenige Jahre später sorgte die Vorsehung auf unerwartete Weise, daß die segensreiche Wirksamkeit der Kirche diesen ihren leidenden Kindern zu theil werde. In unseren Tagen sahen wir eifrige und fromme Priester in Fesseln und Handschellen aus den Gefängnissen Polens nach den Wüsten Sibiriens schleppen. Das geschah unter dem Vorwande, sie seien Empörer gegen die Tyrannei Rußlands, welches ihre Heimat geknechtet hat; aber in den barmherzigen Absichten der Vorsehung sollten sie für ihre armen verbannten Landsleute in jenen traurigen Gegenden, in welche keinem Priester der Zugang gestattet war, die Tröster und Segensboten des Himmels sein. Gerade so erging es den drei ersten Priestern, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts, von den heimatlichen Gerichten als Empörer gebrandmarkt, durch ein gütiges Walten der Vorsehung an diese Küsten gebracht wurden, um der Seelennoth ihrer katholischen Brüder in Australien Hilfe zu bringen. Erst im Jahre 1817 erlaubte die Regierung einem Priester, als Missionär hierhin zu kommen. Kaum hatte aber derselbe das Land betreten, so wurde er von den eigenmächtigen, fanatischen Ortsbehörden eingekerkert und gezwungen, mit dem ersten Schiffe, das unter Segel ging, Australien zu verlassen. Vor nur 50 Jahren, am denkwürdigen Tage von Kreuz-Erhöhung 1835, landete der erste Apostolische Vikar zu Port Lincoln. Zwei Priester fand er als Seelsorger unter den Katholiken von Vandiemensland, und in ganz Australien waren nur drei. Einer dieser war der hochwürdige Herr Joseph Therry, der mit Recht der Apostel des Kreuzes in diesem Lande genannt werden kann; ein anderer der drei Priester war der ehrwürdige Bischof von Birmingham, Dr. Ullathorne, den wir alle als das lebendige Bindeglied der Gegenwart mit der Vergangenheit verehren, und der sich heute mehr als alle freuen wird, daß das winzige Samenkorn, welches er unter beispiellosen Mühsalen und Verdemüthigungen ausgesäet und über welches er mit Angst und Sorge wachte, unter dem Segen des Himmels zu einem so stattlichen Baume heranwuchs, der seine Aeste der Länge und Breite nach über den ganzen Erdtheil ausstreckt. Langsam war anfangs das Wachsthum des heiligen Glaubens. Manche vielleicht aus meinen Zuhörern werden sich der Tage erinnern, da es in ganz Australien nicht so viele Priester gab, als heute Bischöfe hier in diesem Gotteshause vereinigt sind. Einige der ehrwürdigen Prälaten sind selbst noch die ersten Bischöfe, welche die Fundamente ihrer Kirchen tief graben und den Bau zum Abschlusse führen mußten. Da steht der ehrwürdige Dr. Fitzpatrick, der Generalvikar von Melbourne. Als er seine priesterliche Thätigkeit begann, landete er in einem kleinen Boote zu Sandridge und mußte drei Meilen weit gehen, bevor er nur eine menschliche Wohnung traf. Im ganzen Bezirke gab es damals eine einzige Holzkirche. Welch ein Gegensatz zu der prächtigen Kathedrale, welche heute die große Stadt Melbourne schmückt! Vor 40 Jahren wurden einige Ordensmänner mit der Seelsorge des Morton-Bay-Landes betraut, zu welchem Brisbane, damals noch ein Dörfchen, gehörte; aber sie konnten daselbst nicht bestehen und waren gezwungen, in einem kleinen Boote längs der Küste nach Sydney zurückzukehren. Noch vor 25 Jahren mußte der erste Bischof jenes Sprengels fragen: ‚Wo ist denn Brisbane?' und zwar während er auf dem nämlichen Platze stand, den jetzt seine herrliche Kathedrale einnimmt. Vor 20 Jahren wurden die Grenzen der Sprengel Bathurst und Maitland festgestellt; heute stehen sie keinem Missionssprengel nach, sowohl was Einrichtung als Zahl ihrer Schulen und Kirchen, ihrer verschiedenartigen Wohlthätigkeitsanstalten und Klöster angeht. Als vor 15 Jahren der hochwürdige Bischof von Dunedin von seinem neu errichteten Bisthum Besitz ergriff, gab es daselbst, abgerechnet eine einzige Kirche mit Schule und Pfarrhaus, durchaus keine kirchliche Anstalt, ja nicht einmal heilige Gewänder oder Altarsteine, auf denen man die heilige Messe hätte feiern können. Heute sind seine schönen Klöster, seine blühenden Schulen, seine zahlreichen Pfarrhäuser und Kirchen, seine prachtvolle Kathedrale, welche soeben vollendet wurde — und all das ohne einen Heller Schulden —, Zeugen seines großartigen Wachsthums. — Und jetzt traten die Bischöfe aller dieser Sprengel, welche selbst die Last und Hitze und Mühe des Tages getragen haben, hier zusammen, als geistige Hochwächter auf den Thürmen Israels, um gemeinsam den Schatz der geoffenbarten Wahrheit zu bewachen, das Werk des göttlichen Dienstes zu vervollkommnen, die Voll-

werke des Glaubens neu zu befestigen und all dem Guten, welches schon so ruhmreich vollbracht ist, Kraft und Bestand zu geben."

Se. Eminenz führte hierauf des weitern aus, wie das Augenmerk des Concils ganz besonders gegen die grundstürzenden Glaubensirrthümer und die Sittenlosigkeit unserer Tage sowie auf die Frage der Erziehung und des katholischen Vereinslebens gerichtet sei. Endlich sprach er auch über die Missionsthätigkeit, welcher sich Australien immer eifriger zu widmen habe, und mit den ergreifenden Worten Cardinal Morans über diesen Gegenstand wollen auch wir die trostreiche Schilderung des Heranblühens unserer Kirche in dem großen „Südlande" schließen:

„Das Concil hat es für seine Pflicht erachtet, den Gläubigen ganz besonders Eifer und echte christliche Liebe bezüglich der Ausbreitung des Glaubens unter den Eingeborenen ans Herz zu legen. Es ist ein Schandfleck der Kolonialpolitik Großbritanniens, daß sie nur zu oft den wilden Völkern statt des Oelzweiges des Friedens den Vernichtungskrieg brachte. Laßt es unsere Sorge sein, daß wenigstens der letzte Rest von ihnen gerettet werde. Die Maristenpatres haben im Sprengel von Wellington für das Volk der Maori, das von Natur mit großer Tapferkeit und schönen Geistesgaben ausgestattet ist, schon viel gethan. Das eine Benediktinerkloster Neu-Norcia in Westaustralien (vgl. oben Kap. 8) hat für die große Sache der christlichen Gesittung unter den Eingeborenen Australiens wahrscheinlich mehr gearbeitet, als alle reich mit Geldmitteln ausgestatteten protestantischen Missionsvereine zusammen. Der sehnliche Wunsch der versammelten Bischöfe geht nun dahin, daß derartige Mittelpunkte religiösen Lebens, von denen aus den zu lange vernachlässigten Eingeborenen das Licht des Glaubens und der Segen wahrer Gesittung gebracht werden könne, nach Möglichkeit vermehrt würden. Die Bischöfe werden zu diesem Zwecke milde Gaben entgegennehmen; ein Comité von Bischöfen ist zur Verwaltung der gesammelten Summen gewählt, und eine jährliche Sammlung in allen Pfarrkirchen zu diesem Zwecke ist empfohlen. Glückliche Erfolge werden gewiß nicht ausbleiben für die Rettung der Seelen, die Ausbreitung christlicher Civilisation und den Sieg des heiligen Glaubens. Die jetzt so öden Gegenden werden in nicht ferner Zukunft vom Lobe des Allerhöchsten wiederhallen; die Engel des Himmels werden frohlocken und die Worte des Propheten sich erfüllen: ‚Wie schön auf den Bergen sind die Füße dessen, der frohe Nachricht bringt und den Frieden verkündet.' — So schreitet die Kirche hienieden auf ihrer himmlischen Bahn vorwärts, führt tagtäglich den Auftrag ihres göttlichen Stifters aus und dessen Werk der Vollendung entgegen, ‚bis daß wir alle gelangt sein werden zur Einheit des Glaubens und zur Erkenntniß des Sohnes Gottes, zu einem vollkommenen Manne, zum Maße des vollen Alters Christi' (Eph. 4, 13). Noch viel bleibt zu thun in allen Landen Australiens für die Sache der Religion und für Christi Sache. Eine große Zukunft steht diesem ‚Südlande' bevor. Seine unerschöpflichen Reichthümer und das Leben und die Thatkraft seiner Bewohner sichern ihm einen Herrscherberuf. Möge das Wachsthum der heiligen Kirche und der Segen des Himmels stets Hand in Hand gehen mit seinem irdischen Fortschritte! Noch so viele Völker Ostasiens und des Stillen Weltmeeres sind zur Stunde von dem Glücke christlicher Gesittung und katholischen Lebens ausgeschlossen. Sei es die Aufgabe Australiens, diesen Mitmenschen das Licht der göttlichen Wahrheit zu bringen! Und mögen die Pfade der heiligen Kirche in diesem schönen Lande stets eben sein! Mögen ihre Kinder immer Liebe, Frömmigkeit und Frieden pflegen und sei ihnen durch Gottes Barmherzigkeit und den Reichthum seiner Huld eine vollständige Erneuerung in allem gewährt, was ihr Herz wahrhaft groß, treu und edel macht, damit auch hier unter dem Kreuze des Südens jene Tugenden blühen, welche in der alten Heimat in den Tagen des Glaubens sich entfalteten. Denn das ist der Sieg, der allein die Angriffe und Fallstricke und Verdorbenheit dieser sündigen Welt überwinden kann — unser Glaube."

Genug! Diese Worte des erlauchten Kirchenfürsten zeichnen uns den herrlichen Fortschritt der katholischen Kirche Australiens. Sie bestand 1890 aus vier Kirchenprovinzen mit zusammen 770 260 Katholiken, 1385 Kirchen und Kapellen, 594 Priestern, 707 Schulen mit 74 734 Schülern.

12. Reisen im Innern Australiens.

Naturgemäß wurden die ersten Ansiedelungen an den Küsten des großen Südlandes gegründet; erst viel später führte der Drang, neue Ländereien, welche zum Anbau und namentlich als Weideplätze für die Heerden geeignet wären, in das unbekannte Innere. Mancher kühne Forscher fand seinen Tod, ehe es gelang, das Festland von Süd nach Nord und von Ost nach West zu durchqueren.

Unter den Reisenden, die sich ein großes Verdienst um die Kenntniß des Binnengebietes erwarben, zeichnete sich einer unserer Landsleute aus, Friedrich Wilhelm Ludwig Leichhardt, geboren 1813. Er widmete sich den Naturwissenschaften und ging 1841 nach Sydney. Nachdem er 1842 und 1843 Ausflüge in das östliche Bergland zwischen dem Hunterfluß und Brisbane unternommen, machte er vom August 1844 bis März 1846 eine große Reise, welche ganz unbekannte Strecken im Nordosten erschloß und einen Landweg von Queensland nach dem Carpentaria-Golf eröffnete. Gleich darauf versuchte er westlich vorzudringen, mußte aber nach vielen Mühsalen, ohne sein Ziel erreichen zu können, an die Ostküste zurückkehren. Doch das erschütterte seinen Muth nicht. Noch im gleichen Jahre 1847 faßte er den kühnen Plan, den ganzen Erdtheil von Osten nach Westen zu durchqueren — eine Strecke von nahezu 4000 km in der Luftlinie, d. h. eine Entfernung, die größer ist als die Entfernung von Gibraltar nach St. Petersburg oder von Madrid nach Archangelsk am Weißen Meer. Mit Classen, Hentig u. a. trat er den Weg in die unbekannten Wüsten des Innern an, in denen alle den Tod finden sollten. Wenigstens ist seit dem 3. April 1848 keine zuverlässige Kunde von den kühnen Reisenden mehr bekannt geworden. Sie sind verschollen, vielleicht von den Wilden erschlagen oder noch wahrscheinlicher in den öden, wasserlosen Gegenden elend verschmachtet. Hely, der 1851 zur Auffindung der Verschollenen ausgeschickt wurde, brachte keine genügende Kunde zurück. Auch von den 20 Maulthieren, 7 Pferden und 50 Ochsen, die Leichhardt als Last- und Schlachtthiere mit sich geführt hatte, fand sich keine Spur. Es bildete sich zu Sydney eine Leichhardt-Gesellschaft, welche auf das unausgesetzte Drängen einiger Deutschen noch im Jahre 1858, also volle zehn Jahre nach Leichhardts Abreise ins Innere, eine Expedition abschickte; diese scheint wirklich den Weg, welchen der verschollene Reisende verfolgt hat, gefunden zu haben. Wenigstens fanden sie in der Nähe des Flinders-River unter dem 20.° südlicher Breite mehrere mit einem L bezeichnete Bäume. Noch immer glaubte man an die Möglichkeit, die Verlorenen aufzufinden oder doch sichere Kunde über ihr Schicksal zu erlangen. Dr. Ferdinand Müller, der Vorsteher des botanischen Gartens zu Melbourne, ließ nicht nach, bis abermals eine Expedition zur Auffindung seines Landsmanns ausgerüstet wurde. Ein Damencomité brachte zu diesem Zwecke 3000 Pfd. Sterl. (60 000 Mark) zusammen, und Ende 1865

ging unter Führung Dr. Murray's die Karawane, bestehend aus 10 Mann mit 65 Pferden und 12 Kameelen, ins Innere ab. Unglücklicherweise war das Jahr außergewöhnlich trocken; so stellte sich bald Wassermangel ein. Die Pferde gingen verloren. Der Führer erkrankte am Malariafieber und starb, und auch diese Expedition endete ohne Ergebniß. Eine verrostete Flinte, deren Schaft von weißen Ameisen fast zerstört war und die man am obern Flinders-River fand, wurde als das Eigenthum Leichhardts betrachtet. In neuester Zeit endlich will ein Mr. Skuthorpe die Tagebücher Leichhardts und Classens gefunden haben; der letztere soll bis vor wenigen Jahren unter den Eingeborenen am Mullivan-River gelebt haben. Aber Skuthorpe's Angaben finden wenig Glauben, obschon man Beispiele hat, daß verirrte Europäer noch länger von den Eingeborenen festgehalten worden sind. So lebte ein gewisser William Buckley 32 Jahre lang unter den Eingeborenen von Port Phillip, ein anderer, Mr. Murell, 17 Jahre lang, von 1846—1863, wo es ihm endlich gelang, zu entfliehen und eine Ansiedlung in Queensland zu erreichen.

Doch das Schicksal Leichhardts und vieler anderer kühner Forscher schreckte vor der weiten und gefahrvollen Reise nicht ab. Ueberdies setzte die Regierung von Südaustralien einen Preis von 2000 Pfd. Sterl. (40 000 Mark) für denjenigen aus, der zuerst auf seine Kosten den australischen Welttheil von Süden nach Norden durchqueren würde. Macdonall Stuart, der schon früher zwischen dem Gardiner- und Torrenssee ungefähr bis an die jetzige Nordgrenze Südaustraliens vorgedrungen war, unternahm 1860 und 1861 die Reise nach

Ochsenkarren im Walde. (S. 57.)

dem Vandiemensgolfe, ein Weg etwa so weit wie von Rom nach St. Petersburg. Er drang das eine Mal bis zu 18½°, das andere Mal sogar bis zum 17.° südlicher Breite vor; war also nicht mehr so gar weit von seinem Ziele entfernt. Aber beide Male zwang ihn Wassermangel und die Feindseligkeit der Eingebornen zur Rückkehr.

Eine andere Expedition sollte ihm zuvorkommen, aber freilich dabei ein trauriges Ende finden. Zu gleicher Zeit, als Südaustralien den Preis von 2000 Pfd. Sterl. auf die Durchquerung Australiens setzte, versprach Ambros Kyte, ein Bürger der Kolonie Victoria, der sich vom einfachen Arbeiter zum reichen Mann emporgearbeitet hatte, 1000 Pfd. Sterl. für die Ausrüstung einer Karawane zum gleichen Zwecke, wenn eine öffentliche Sammlung 2000 Pfd. Sterl. zusammenbringe. So groß war der Eifer für die Erforschung des Innern, daß in kurzer Zeit über 3000 Pfd. Sterl. gesammelt waren und man also für die Ausrüstung der Karawane 80 000 Mark verwenden konnte. Ja die gesetzgebende Versammlung bewilligte darüber hinaus noch die Summe von 120 000 Mark, so daß die Expedition glänzend ausgestattet werden konnte. Eine große Anzahl Kameele wurde aus Indien geholt und mit Vorräthen für ein volles Jahr, im ganzen 420 Centner, beladen; dazu viele Pferde. 15 Mann begleiteten die beiden Führer Burke und Wills, zwei muthige Irländer. Robert O'Hara Burke war Befehlshaber der Kolonialpolizei, ein entschlossener Mann, dem es aber doch an der nöthigen Erfahrung zu einer solchen Reise gemangelt zu haben scheint; William Wills, ein junger Gelehrter der Melbourner Sternwarte, sollte die geographischen

Ortsbestimmungen und ähnliche wissenschaftliche Beobachtungen vornehmen. Auch zwei Deutsche, Dr. Beckler, Botaniker und Arzt, und Dr. Becker, Künstler und Naturforscher, begleiteten die Expedition. Dieselbe verließ Melbourne am 20. August 1860, und solange sie durch die von Europäern besiedelten Gegenden ging, glich die Fahrt einem Triumphzuge.

Es sollte bald anders kommen. Der ungeheure Troß erwies sich zu schwerfällig, als daß er die Fahrt durch das wüste Innere hätte unternehmen können. Schon am Ufer des Darling bei Menindee (32° südlicher Breite) ließ man daher einen Theil der Vorräthe unter Aufsicht der beiden Deutschen Beckler und Becker zurück, und am Cooper's Creek (28° südlicher Breite) errichtete man ein zweites ähnliches Depot, in welchem der größte Theil der Lebensmittel gelassen wurde. Nur die beiden Anführer Burke und Wills mit zwei Gefährten Gray und King unternahmen mit sechs Kameelen, einigen Pferden und einem knapp für drei Monate bemessenen Vorrath von diesem zweiten Depot, das sie Fort Wills nannten, die Weiterreise nach dem Carpentaria-Golfe. Am 16. December brachen sie auf. Anfangs ging alles gut. Nachdem sie eine steinige Wüste durchzogen, trafen sie auf Weideland und Wald, wo sich Wasser und Wild in Menge fand. Schaaren von Tauben flatterten in der Luft; die Sümpfe waren mit Enten bevölkert; auch Fische fanden sie in den Gewässern. Dann folgte aber ein zweiter Wüstenstrich mit überaus beschwerlichem Wege durch Dorngestrüpp und Stachelschweingras, über kahle Sandsteinhügel und durch wasserlose Oede. Endlich erreichten sie wieder Grasland; allein Wild wollte sich nirgends zeigen, und die mitgenommenen Lebensmittel schmolzen zusehends zusammen. Doch hielten die Männer tapfer aus, und am 11. Februar 1861 erreichten Burke und Wills die Flutgrenze des Carpentaria-Golfes. Ein Schiff, das die Erschöpften abgeholt hätte, war nicht gekommen, und sie sahen sich also nach kurzer Rast gezwungen, den Weg nach Fort Wills zurück zu versuchen. Sie hatten fast zwei Monate dazu gebraucht und bei ihrer Erschöpfung mußten sie wohl ebenso viel Zeit für den Rückweg veranschlagen; ihre Lebensmittel waren aber so zusammengeschmolzen, daß sie kaum für vier Wochen ausreichten. Dennoch mußte der Marsch als einzige Rettung gewagt werden; sie hofften, man werde ihnen von Fort Wills aus mit Vorräthen entgegenkommen, versprachen sich reiche Jagdbeute und rechneten als letzte Hilfe auf das Fleisch der Pferde und Kameele. Alle ihre Hoffnungen und Berechnungen schlugen fehl. Die Regenzeit kam mit furchtbaren Güssen und machte die Wege fast ungangbar. Bald hatten sie bei den schrecklichen Strapazen täglich nur mehr ein Viertel Pfund Brod und etwas getrocknetes Kameelfleisch. Sie hatten nun die steinige Wüste betreten, welche sie noch von Cooper's Creek trennte, und erwarteten stündlich von Fort Wills aus Hilfe zu erhalten. In der Nacht vom 16. auf den 17. April starb Mr. Gray an Erschöpfung; seine Gefährten rasteten einen Tag an seinem Grabe. Dann eilten sie mit Einsetzung der letzten Kräfte, alles, ihre Flinten und etwas Fleisch ausgenommen, zurücklassend, und erreichten das Fort — gerade neun Stunden zu spät!

Am gleichen Tage nämlich, am 21. April morgens 10 Uhr, hatte Brahe, der Befehlshaber des Depots, den Cooper's Creek verlassen, in der Ueberzeugung, Burke und seine Genossen seien schon längst todt oder auf einem anderen Wege nach Melbourne zurückgekehrt. Da er also wahrnahm, daß auch seine Vorräthe zur Neige gingen, glaubte er sich berechtigt, seinen Posten verlassen zu dürfen, um so mehr, da er und seine Gefährten kränklich waren. Doch hatte er die Vorsicht, am Fuße eines Baumes, den er mit dem Worte „Dig", d. h. „Grabet" bezeichnete, eine Kiste mit Lebensmitteln zu verscharren.

Man kann sich die furchtbare Enttäuschung vorstellen, welche Burke und dessen Gefährten erfuhren, als sie am Abende desselben Tages todmüde den Lagerplatz erreichten und ihn verlassen fanden. Umsonst erhoben sie ihre schwachen Stimmen, um einen Kameraden herbeizurufen, der etwa in der Nähe weile. Freilich lagerte Brahe nur zwei Stunden entfernt, aber so weit konnte weder der Schall ihrer Stimmen noch der Knall ihrer Büchsen dringen. Endlich entdeckten sie das Wort „Grabet" und fanden die Kiste mit den Lebensmitteln, 50 Pfund Weizen- und 60 Pfund Hafermehl, 60 Pfund Zucker, 20 Pfund Reis und 25 Pfund gesalzenes Fleisch. Ein beigelegter Zettel belehrte sie, daß Brahe erst vor neun Stunden den Platz verlassen hatte, und hätte derselbe nicht die unrichtige Angabe enthalten, Brahe und die Seinigen befänden sich „in guter Gesundheit", so hätte Burke gewiß den Versuch gemacht, die Abgereisten einzuholen. So aber verzweifelte er daran und entschloß sich, anstatt gerade südlich auf das zweite Depot bei Menindee los zu marschiren, dem Laufe des Cooper's Creek zu folgen, indem er auf diesem Wege rascher eine freilich noch etwa 300 km entfernte Ansiedelung europäischer Hirten zu erreichen hoffte. Sie hatten noch zwei Kameele und verhältnißmäßig mehr Lebensmittel als am Ufer des Carpentaria-Golfes, waren aber andererseits durch die Entbehrungen und Strapazen auf das äußerste erschöpft. Sie konnten also nur ganz kurze Tagereisen machen und sahen sich bald wieder dem Hungertode nahe. Elend und mit den Fetzen ihrer früheren Kleider kaum bedeckt, schleppten sie sich weiter; auch die Kälte der Nächte setzte ihnen hart zu. Zu ihrem Glücke trafen sie mit verschiedenen Banden von Wilden zusammen, welche sich ihrer mitleidig annahmen und ihnen Fische und Nardukuchen zu essen gaben. Nardu ist der Same eines Kryptogamengewächses, der aber fast keinen Nahrungsstoff enthält. Bald theilte sich der Fluß in viele kleine Arme und versiegte. Beide Kameele mußten geopfert werden. Dann fanden sie ein Feld, das dicht mit Narduspflanzen bestanden war; aber das Einsammeln des Samens war so beschwerlich, daß sie kaum den grimmigsten Hunger stillen konnten. Sie waren rathlos und mußten den Gedanken, eine europäische Niederlassung erreichen zu können, aufgeben. Die einzige Hoffnung lag noch darin, bei den Wilden, welche sich ihnen so mitleidig zeigten, zu verbleiben und sich, so gut es ginge, am Leben zu erhalten, bis ihnen etwa Hilfe durch eine Expedition käme, die man doch wohl zu ihrer Aufsuchung ausrüsten würde.

Um dieser einen Fingerzeig zu geben, wo man sie ungefähr zu suchen habe, beschlossen die drei Männer Ende Mai, Wills nach dem verlassenen Depot zurückzusenden und in die vergrabene Kiste einen kurzen Bericht über ihr Schicksal niederzulegen. Inzwischen hatte auch Brahe Fort Wills noch einmal aufgesucht, um zu sehen, ob Burke und dessen Genossen nicht doch noch eingetroffen seien. Am 8. Mai war er dort gewesen, hatte aber den Platz nach einer höchst oberflächlichen Besichtigung wieder verlassen. Nicht einmal die vergrabene Kiste hatte er untersucht, sonst hätte ihn ja ein in dieselbe gelegter Zettel belehrt, daß die Reisenden wirklich dagewesen, die Lebensmittel gehoben und dann ihren Weg flußabwärts fortgesetzt hatten, und die Unglücklichen wären noch zu retten gewesen. Am 30. Mai vergrub Wills in der Kiste einen Theil seines Tagebuches und mehrere Briefe und schleppte sich dann wiederum zu seinen Leidensgefährten zurück. Einige todte Fische, die er fand oder den Krähen abjagte, fristeten sein Leben. Dann traf er wieder mit Wilden zusammen und erhielt von ihnen

vier Tage lang Speise und Pflege. Endlich war er so weit erquickt, daß er seine beiden Freunde aufsuchen konnte; als sie aber in das Lager der Wilden zurückkehrten, fanden sie dasselbe verlassen und waren so kraftlos, daß sie ihnen nicht folgen konnten. Sie richteten sich also in der besten Hütte ein und versuchten abermals, mit dem elenden Nardusamen das Leben zu fristen. Bald sahen sie ein, daß sie ohne Hilfe der Wilden zu Grunde gehen müßten. Sie entschlossen sich also, dieselben aufzusuchen. Wills aber war so schwach, daß er nicht mitgehen konnte. Sie stellten Nardu und Wasser für acht Tage an sein Lager und nahmen Abschied. Der junge Mann gab Burke seine Uhr und einen Brief an seinen Vater mit und wartete dann einsam in der weiten Einöde nicht mehr auf Rettung, sondern auf Erlösung von seinen Leiden, die ihm Ende Juni der Tod brachte. Ungefähr zur selben Zeit hatte Burke ebenfalls ausgelitten. Einen Tag lang hatte er sich fortgeschleppt; dann klagte er über heftige Schmerzen in den Hüften und Beinen, verkroch sich unter einen Busch und war nicht mehr zum Aufstehen zu bewegen. Tags darauf starb er. King, der einzige Ueberlebende, ging nun zu der Hütte zurück, in welcher Wills geblieben war; er fand dessen Leiche und begrub sie im Sande. Dann gelang es ihm, die Wilden aufzufinden, die ihn freundlich behandelten und ihm gerne von ihrer Armuth Nardu und Fische zu essen gaben.

Auch bei der Abtheilung, welche Burke in Menindee gelassen hatte und welche später bis zum Bulloo Creek, etwa 120 km südlich von Fort Wills, vorgerückt war, herrschte das Unglück. Der

Rast im Schatten des Pferdes. (S. 58.)

Skorbut brach aus und mehrere Mitglieder fielen ihm zum Opfer, darunter auch Dr. Becker, der am 29. April 1861 starb. Die übrigen eilten nun südwärts, dem Darling und Melbourne zu, und brachten die Trauerkunde von dem muthmaßlichen Schicksal Burke's in die Victoria-Kolonie. Schon war man dort unruhig geworden und hatte Alfred Howitt mit einer kleinen Abtheilung den Reisenden entgegengeschickt. In Sandhurst traf derselbe am 21. Juni 1861 mit dem traurigen Reste der glänzenden Karawane zusammen, die ein Jahr früher wie im Triumphzuge die Kolonie verlassen hatte. Groß war in Melbourne die Bestürzung und Aufregung, als sich die Kunde von dem traurigen Ausgang der Expedition verbreitete.

Sofort wurden mit Aufwand großer Summen fünf verschiedene Expeditionen ausgerüstet, um Burke und dessen Gefährten aufzusuchen oder doch Sicherheit über ihr Loos zu bekommen. Einige derselben gingen zu Schiff nach dem Carpentaria-Golf, um dessen Ufer nach dem Verlorenen zu durchforschen. Howitt aber wandte sich in Begleitung Brahe's Fort Wills zu, das sie am 13. September erreichten. Unbegreiflicherweise wurde auch dieses Mal die Kiste nicht ausgegraben, deren Inhalt doch sofort über das Schicksal der Verlorenen Aufschluß gegeben hätte. Aber Howitt folgte dann, einer glücklichen Eingebung gehorchend, dem Laufe des Cooper's Creek und fand so schon am zweiten Tage unverkennbare Spuren der Verlorenen. Ein Eingeborner, den er traf, winkte ihm auch zu, rasch flußabwärts zu gehen, und bald darauf traf man auf ein Lager der Wilden und fand in einer der Hütten den unglücklichen King, den einzigen Ueberlebenden von Burke's Genossen, in

einem traurigen Zustande. Kaum noch einige Lappen bedeckten seinen zum Gerippe abgezehrten Leib, und geistig schien er, infolge des ausgestandenen Elendes, fast stumpfsinnig geworden zu sein. Doch erholte er sich bei besserer Nahrung bald und konnte schon nach zwei Tagen Howitt das Grab Wills zeigen und ihn dann zu dem Platze führen, wo Burke gestorben war. Sie hüllten dessen Leiche in eine Nationalflagge und begruben sie. Außer den Tagebüchern nahmen sie auch den hölzernen Napf, der King zum Reinigen des Nardusamens gedient hatte, und einige ähnliche Andenken mit sich. Dann belohnte Howitt die Wilden, die sich so liebevoll gegen die hilflosen Reisenden benommen hatten. Der Trupp bestand aus 30 bis 40 Köpfen. Man vertheilte unter sie einen halben Centner Zucker und ebensoviel Mehl; ferner Beile, Messer, Halsbänder, Spiegel, Kämme, farbige Tücher, Bänder u. s. w. Namentlich ein altes Mütterchen, das sich King besonders freundlich gezeigt hatte, wurde mit derartigen Geschenken überhäuft. Die Wilden begriffen recht wohl, daß sie diese Sachen als Lohn für ihre den Weißen erwiesene Freundlichkeit erhielten. Dann trat Howitt die Rückreise nach Melbourne an, wo King mit Auszeichnungen überhäuft wurde. Wills und Burke's Leichen ließ man auf öffentliche Kosten ebenfalls dahin überführen und am 21. Januar 1862 mit großen Ehren zur Erde bestatten. Ein Denkmal wurde ihnen errichtet, und ihre nächsten Anverwandten empfingen, als eine Gabe der dankbaren Kolonie, auf Beschluß des Parlaments lebenslängliche Renten.

Ein australischer Schafscheerer. (S. 58.)

Inzwischen hatte auch Stuart von Adelaide aus seine dritte Reise unternommen und vollführte die Durchquerung Australiens ebenfalls, aber glücklicher als Burke. Im Januar 1862 hatte er Südaustralien verlassen, erreichte Anfang April die öde Gegend unter dem 18.° südl. Breite, die ihn schon zweimal zur Rückkehr gezwungen, drang nun durch eines jener schrecklichen Dorndickichte nach Norden vor, erreichte einen schwachen Wasserlauf, der ihn zu einer Reihe schöner Teiche und schließlich an den Roger River führte, welcher ungefähr unter dem 15.° südl. Breite in den Carpentaria-Golf mündet. Der Fluß war aber so angeschwollen und sein Thalgrund so sumpfig, daß er ihn nicht abwärts verfolgen konnte, sondern weiter aufwärts eine Uebergangsstelle suchte und dann über die Höhen des Tafellandes in nordwestlicher Richtung weiter zog. Noch waren in den wüstenartigen Bergschluchten beim Ueberklettern der steilen Berge und bei manchem gefährlichen Abstiege in die tief eingeschnittenen Thäler viele Strapazen und Gefahren zu bestehen, bis sie von hoher Bergwand plötzlich eine weite Ebene erblickten, durch welche ein stolzer Fluß zwischen schönen Palmen- und Pinienwäldern, Pandanus- und Bambusgebüsch in anmuthigen Windungen hinfloß. Es war der Adelaidefluß, welcher der Melville-Insel gegenüber in die Albani-Bai, zwischen Port Darwin und dem Vandiemensgolfe, mündet. Bald begann das Mangrovedickicht, der Strandwald des Meeres, und auf einmal erscholl der Ruf: „Die See! die See!" Jubelgeschrei erfüllte die Luft. Am höchsten Eukalyptusbaume wurde die britische Flagge aufgehißt, Stuarts Name in dessen Rinde geschnitten und eine Flasche mit dem kurzen Berichte des gelungenen Unternehmens am Fuße des Baumes eingegraben. Dann trat man, nachdem Stuart, wie er es dem Gouverneur versprochen, „Gesicht und Hände im Indischen Ocean gewaschen hatte", den Rückweg an. Beinahe wäre auch dieser Forscher auf demselben den Strapazen erlegen. Es hatte sich nämlich bei ihm, schon bevor er die Küste erreichte, der Skorbut eingestellt; derselbe wurde nun so heftig, daß man wiederholt an seinem Leben verzweifelte. Auf einer zwischen zwei Pferden befestigten Bahre wurde er mühselig vorangebracht, erreichte aber im December 1862 Südaustralien glücklich und empfing den Lohn seines muthigen Unternehmens.

Diese mit so großen Opfern an Geld und Menschenleben unternommenen Reisen zur Erforschung des Innern waren übrigens nicht ohne Nutzen. Kaum war es beispielsweise bekannt geworden, daß Burke auf seinem Zuge auf einer weiten Strecke durch ein an Wasser und Wild reiches Grasland gekommen sei, so zogen auch schon Dutzende von unternehmenden Rinder- und Schafhirten mit ihren Heerden aus, um dasselbe als Weidegrund zu benützen. Ein amtlicher Bericht sagt, die Besitzergreifung dieser neuentdeckten nutzbaren Gegenden sei so rasch erfolgt, daß jetzt von den Ansiedelungen im Süden bis auf etwa 100 englische Meilen vom Carpentaria-Golfe schon eine fast ununterbrochene Reihe von Schäfereien bestehe. Schon zehn Jahre nach den Reisen Burke's und Stuarts war quer über den australischen Continent, von Port Augusta am Spencergolf im Süden bis Port Darwin an der Timor-See oder dem Indischen Ocean im Norden, der Draht des sogen. „Ueberlandtelegraphen" gespannt. Von dort trägt dann das unterseeische Kabel die ihm anvertraute Kunde hinüber nach den ostindischen Inseln und von Batavia weiter nach Singapur, Madras, Bombay, und von hier entweder über Aden und Suez oder über Teheran in Persien und Odessa nach Europa. Durch diesen Draht ist das ferne Australien, aus dem früher die rascheste

Nachricht wenigstens 40 Tage brauchte, geistig wunderbar nahegerückt. Es war aber auch ein Riesenwerk, diese Linie vom Südnach dem Nordufer Australiens zu legen. Die Länge derselben beträgt 3157 km, also ungefähr die Entfernung von Madrid nach St. Petersburg, und die Herstellungskosten beliefen sich auf 7 400 000 Mark. 36 000 Telegraphenstangen mußten, manche über 500 km weit, herbeigeschafft werden. Wo die Termiten die Errichtung hölzerner Stangen unmöglich machten, mußten eiserne, die in England gegossen waren, herbeigeschafft werden; eine Last von etwa 40 000 Centnern hatte man auf der Achse (vgl. das Bild S. 53), zum Theile 600 km weit, durch wüstes Land zu schleppen. Dazu kamen ganze Heerden von Schafen und Rindern, welche den Arbeitern zur Nahrung dienen mußten. Endlich sah man sich gezwungen, die Telegraphenlinie durch eine Reihe von Stationen zu beschützen; denn die Eingebornen fanden bald den Draht und die Eisenstäbe der Isolatoren sehr brauchbar zu Angelhaken und Speerspitzen. Die Telegraphenstationen mußten also wie kleine Festungen eingerichtet werden. Man baute sie daher ganz aus Stein mit schießschartenähnlichen Fenstern. Zum Unterhalte des Dienstpersonals verband man mit diesen Stationen wo möglich überall etwas Viehzucht und Gartenbau, und hat auf diese Weise eine Straße der Cultur längs des Telegraphendrahtes quer durch Australien gezogen. Diese denkwürdige Telegraphenlinie wurde 1872 nach nicht ganz zwei Jahren angestrengtester Arbeit vollendet.

13. Aus dem Leben der Squatter.

Unter dem Namen „Squatter" versteht man in Australien Ansiedler, welche sich an den äußersten Grenzen der ackerbau-

Hürde vor der Schafschur. (S. 58.)

treibenden Gegenden niederlassen und die weiten Grassteppen im Innern, im „Busch", wie man es nennt, als Weideplätze, namentlich als Schafweiden, ausnützen. In früheren Zeiten konnte man von der Regierung für 10 Pfd. Sterl. (200 Mark) eine ganze geographische Quadratmeile solcher Weidegründe, also ein kleines Fürstenthum, pachten; weniger wurde nicht vergeben. Der Squatter kaufte dann die wasserhaltigen Strecken seines Gebietes und machte dadurch alles angrenzende Land, das kein Wasser hatte, für jeden andern Käufer werthlos. Später wurden die gesetzlichen Bestimmungen zu Ungunsten dieser eingewanderten Hirtenfürsten wesentlich geändert; die Pachtzeit darf nicht über 15 Jahre hinaus gehen, und die Regierung behält das Recht, alle zum Ackerbau geeigneten Länder frei zu verkaufen. So ist der Gefahr, daß schließlich das ganze Innere Australiens eine einzige Schafweide geworden wäre, vorgebeugt. Dennoch finden sich unter den Squatter immer noch ungeheuer reiche Leute. Manche besitzen 200 000 Schafe und rechnen in guten Jahren auf einen Reingewinn von 400 Procent. Eine Reihe von dürren Jahren kann sie aber auch vollständig zu Grunde richten.

Um einen dieser Heerdenbesitzer zu besuchen, müssen wir uns einige hundert Kilometer landeinwärts begeben. Wir wählen den Westen der Kolonie Queensland, wo mehrere Bahnlinien die Küste mit den unermeßlichen Weidegründen wenigstens stellenweise verbinden. Freilich werden wir noch immer manche Meile zu Pferde oder im Ochsenwagen durch die eintönige, sonnendurchglühte Landschaft ziehen müssen, bevor wir eine der großen Schafzüchterstationen

erreichen. Der Himmel iſt beinahe immer wolkenlos und die Luft ſo durchſichtig, daß die fernen Hügel im tiefſten Blau erſcheinen. Auch die Nächte ſind wunderbar ſchön. Aber die Hitze bei Tag! häufig bis 40 Centigrade im Schatten, und die erdrückende Einförmigkeit des Lebens!

Das Wohnhaus des Squatters oder ſeines Verwalters iſt gewöhnlich aus Stein gebaut und mit einer ſchattigen Veranda verſehen. Rings um dasſelbe lagert ſich ein kleines Dorf, das aus den Wohnungen der Arbeiter, den Vorrathshäuſern für die Wolle, einer Schlächterei u. ſ. w. beſteht. Ein großer, umzäunter Viehhof, in welchen allabendlich die Pferde und zu beſtimmten Zeiten auch die Rinder eingetrieben werden, iſt unerläßlich. Die Station iſt immer am Ufer eines kleinen Landſees oder eines Fluſſes errichtet; denn Waſſer iſt für die Heerden unentbehrlich. Manchmal trifft man in der Nähe des Herrenhauſes auch einen ſchönen Garten, und dann kann man überzeugt ſein, daß ein fleißiger Zopfträger aus dem Reiche der Mitte als Gärtner die Pflanzen mit dem erquickenden Waſſer begießt. Da wachſen dann Weinſtöcke, Orangen und Feigen, Mangos und Ananas; als Zierbäume auch Kokos- und Dattelpalmen, deren Früchte nicht zur Reife kommen, und neben einheimiſchen Blumen wenigſtens zur Winterzeit auch unſere Levkojen und Reſeden, welche die auſtraliſche Sommerhitze nicht ertragen. Ein reiches und eigenartiges Thierleben entfaltet ſich auf den Seen und in den Sümpfen. Schaaren von Enten und Gänſen beleben ſie. Dazwiſchen ſchwimmen ſchwarze Schwäne, darüber fliegen weiße, graue und blaue Reiher; auf den breiten Blättern der Waſſerpflanzen hüpft der Lotosvogel, der die Größe einer Schwarzdroſſel hat und allerlei Geziefer aus dem Waſſer fiſcht, und in den Papyrusſtauden, die man aus Aegypten einführte, eine Rohrdroſſel, die als der beſte Singvogel Auſtraliens gilt. Weniger angenehm ſind die Myriaden von Mücken und Fliegen aller Art, die ſich in ganzen Wolken auf die Heerden ſtürzen und die Wohnungen füllen. Auch die Tauſende und Tauſende von Fröſchen mit ihrem ohrenbetäubenden Gequake, die überdies, faſt wie bei der ägyptiſchen Plage, ihren Weg in die Wohnräume finden, ſind keine angenehme Geſellſchaft. Die ſchlimmſten Gäſte aus der Thierwelt ſind aber die weißen Ameiſen, welche hier ihre Neſter gewöhnlich in den Baumwipfeln haben und von da aus durch eine Art Tunnel, den die Inſecten ſich höhlen, ihre alles verwüſtenden Raubzüge nach jeder Richtung unternehmen.

Der Squatter macht faſt alle ſeine Geſchäfte im Sattel ab. Er ſelbſt oder ſeine Aufſeher reiten Stunden und Stunden weit von Heerde zu Heerde, um die vielen Hirten, die in ihrem Dienſte ſtehen, zu beaufſichtigen. Ein breiter Schattenhut ſchützt vor den glühenden Sonnenſtrahlen; ein dünnes Merinohemd, darüber ein buntes, am Halſe offenes Leinenhemd und leichte, weiße, baumwollene Beinkleider bilden den Anzug auch des reichſten Squatters. Mehr Kleider oder ſchwerere erlaubt die Hitze nicht; doch müſſen hohe und ſtarke Stiefel gegen die vielen Dornen und Stacheln, die der auſtraliſche Boden hervorbringt, Schutz gewähren. Oft findet er auf den weiten Ritten über die unabſehbaren Weiden auch nicht einmal einen Baum, in deſſen Schatten er Raſt halten könnte; dann muß ihm, wenn er ein Stündchen der Ruhe pflegen will, ſein Reitpferd Schatten ſpenden (vgl. das Bild S. 55). Doch dem Squatter erlauben es ſeine Mittel, Abwechslung in die Einförmigkeit ſeines Lebens zu bringen; viele von ihnen halten ſich während eines großen Theiles des Jahres in Brisbane, Sydney oder einer andern großen Stadt auf und vergeuden oft in unerlaubten Genüſſen das Geld, das ihnen der Schweiß ihres Geſindes in den Schoß wirft.

Die Knechte und namentlich die Schäfer der Squatter haben ein überaus hartes Leben: nicht daß ſie ſchwere Arbeit zu verrichten hätten, aber die beſtändige Einſamkeit und Eintönigkeit iſt ſchrecklich. Der Schäfer ſchleicht, nur von ſeinem Hund begleitet, Tag für Tag der Heerde nach. Abends ſtellt er die Hürde (vgl. das Bild S. 57) zuſammen und legt ſich in ſeiner Rindenhütte oder in ſeinem Schäferkarren zur Ruhe. Raubthiere braucht er nicht zu fürchten; höchſtens ſtehlen ihm die Eingeborenen einige Schafe, und das iſt bei einer Heerde, die oft 1000 Stück zählt, kaum zu bemerken. So hat er alſo nichts zu thun; aber auch keine Seele, mit der er ein Wort der Unterhaltung oder des Troſtes reden könnte. Seine Mitknechte weiden ihre Heerden in einer Entfernung von vielleicht einer Tagreiſe ebenſo einſam. Niemals oder doch faſt nie haben dieſe Leute Gelegenheit, ich ſage nicht eine Kirche zu beſuchen, ſondern auch nur einen Prieſter zu ſehen. Die einzige Unterhaltung iſt die Mund- oder Ziehharmonika, auf welcher der Schäfer ſich tagein tagaus etwas vorſpielen mag. Ein ſo einſames Leben iſt nicht jedermanns Sache; wer aber Beruf zum Einſiedler hat, mag es wählen; er wird auf den Triften Auſtraliens in ſeiner Sammlung ebenſo wenig geſtört werden, als die Einſiedler in den Felsſchluchten der Thebais. Unter den Schäfern Auſtraliens finden ſich manche Deutſche, die ſich durch die Verſprechen irgend eines Agenten, welcher ihnen freie Ueberfahrt und leichte Arbeit bei gutem Lohne nebſt freier Koſt und Wohnung verheißen, dahin locken ließen. Nun die Wohnung koſtet freilich nicht viel, und da der Squatter außer der Koſt auch Kleider, Tabak u. ſ. w. verkauft, iſt es ihm ein Leichtes, das Geld für die Ueberfahrt dem armen Menſchen, den er ganz in ſeiner Gewalt hat, wieder herauszupreſſen und ihn zeitlebens in einer Art Sklaverei feſtzuhalten.

Neben der Schafzucht treibt der Squatter gewöhnlich auch Rinder- und Pferdezucht. Den Thieren wird ein Erkennungszeichen eingebrannt; dann läßt man ſie in Buſch und Wildniß frei ſchweifen ohne Hirt und ohne Aufſicht. Pferde, Fohlen, Stiere, Kühe, Rinder und Kälber, alles läuft bunt durcheinander. Gegen die wilden Hunde können ſich die Thiere ſelbſt ſchützen; Vorſichtsmaßregeln gegen Diebe anzuwenden, lohnt ſich der Mühe nicht. Einigemal im Jahre werden nun große „Viehjagden“ gehalten, um die Heerden zur Muſterung in den geräumigen Viehhof einzutreiben. Dazu bietet der Squatter nicht nur alle ſeine Leute auf, ſondern ladet auch ſämmtliche Nachbarn ein, die mit ihren Knechten kommen; denn auch ſie rechnen auf die gleiche Dienſtleiſtung, wenn ſie ihr Viehtreiben halten. Alles ſteigt zu Pferde, Herren und Knechte, und vorzügliche Renner werden zu dieſer wilden Jagd auserwählt. Die Reiter müſſen mehr als ſattelfeſt ſein; denn dieſe Art von Rennen durch Buſch und Wald, über Höhen und Tiefen fordert außerordentliches Geſchick. Mit kühnem Sprunge ſetzt das Roß über umgeſtürzte Baumſtämme, über Gräben und Bäche; darauf braucht der Reiter nicht zu achten; er muß nur für ſeinen Kopf ſorgen, daß dieſer nicht an einem Baumaſt zerſchelle, und auf das Vieh ſehen, daß dieſes nicht ausbreche oder daß er nicht ſammt ſeinem Pferde von einem wüthenden Stier über den Haufen gerannt werde.

In weitem Kreiſe umſtellen die Reiter, jeder mit einer gewaltigen Stockpeitſche verſehen, deren Hieb ganze Fetzen Haut von den Rippen der Rinder herunterreißen kann, den ausgedehnten Weideplatz. Dann beginnt auf ein gegebenes Zeichen das Treiben. Ringsum knallen die Peitſchen, bellen die Hunde, ſchreien die Reiter. Das Vieh ſchreckt auf und eilt mit hoch erhobenem Schwanze nach ſeinen Lagerplätzen. Den Flüchtigen nach ſetzen die Reiter, den

Kreis, den sie um die Heerde gebildet, immer mehr verengend, bis alles zusammengetrieben ist. Dann beginnt der zweite und weit gefährlichere Theil des Treibens. Jetzt heißt es, die oft nach Tausenden von Rindern zählende Heerde nach der Station und in den großen, umzäunten Viehhof zu bringen. Zu beiden Seiten und im Rücken wird sie von den Reitern umschlossen, und so geht es in tollem Jagen (vgl. untenstehendes Bild) über die Höhen, durch die Schluchten, über die weite Ebene, durch Flüsse und Bäche voran. Staubwolken verhüllen Jäger und Gejagte. Peitschengeknall, Rossegewieher, dumpfes Brüllen der Rinder, Hundegebell, Geschrei und wilde Flüche tönen aus dem aufwirbelnden Staube. Da stürzt wohl einer und bleibt mit zerschundenen oder gebrochenen Gliedern unter dem Pferde liegen. Später wird man ihn aufsuchen; jetzt ist kein Aufenthalt möglich. Am gefährlichsten wird die Jagd, wenn der umzäunte Viehhof in Sicht kommt. Da versuchen die Gejagten regelmäßig auszubrechen; denn die älteren Thiere erinnern sich der Qual, welche sie hier erlitten, als man ihnen das Mal aufbrannte. Es kommt auch vor, daß die Stiere in ihrer Verzweiflung einfach Kehrt machen und mit gesenkten Hörnern auf ihre Verfolger losgehen. Nur schleunige Flucht kann dann diese retten.

Wenn es endlich gelungen ist und die staubbedeckte Heerde in der Umzäunung gefangen liegt, beginnt die Musterung. Die zum Verkaufe bestimmten Stücke werden in eine besondere Einzäunung gebracht und später an die Küste in eine der Hafenstädte geführt, von wo man viele derselben in eigenen zum Viehtransport eingerichteten Schiffen nach Indien und in andere Länder verschickt. Es ist kein leichtes Stück Arbeit, namentlich die wilden Pferde an Zaum und Sattel zu gewöhnen. Mittels Schlingen werden

Eintreiben der Rinder.

sie im Viehhof gefangen und herausgebracht, wobei sie wie toll um sich schlagen und beißen; dann gilt es, ihnen starke Stricke um die Füße zu befestigen und diese so enge zu ziehen, daß sie wohl im Schritt gehen, aber nicht springen können. So bringt man sie nach und nach dazu, daß sie sich dem Menschen fügen. Wenn das zum Verkaufe bestimmte Vieh abgesondert ist, werden aus dem Reste auch diejenigen Stücke ausgeschieden, die zum Schlachten bestimmt sind, und in eine eigene Umzäunung gebracht. Die noch nicht bezeichneten Thiere werden dann gebrannt, worauf diese und der Rest wieder die Freiheit erlangen. In wilder Hast stürmen sie durch das geöffnete Thor hinaus in Busch und Weide, wo sie ihre alten Lagerplätze aufsuchen und frei in der Wildniß schweifen, bis wiederum der gefürchtete Tag der großen Viehjagd über sie kommt; die dem Tode geweihten Thiere werden alsbald erschlagen und abgehäutet. Durchschnittlich rechnet man nur auf die Häute, die Hörner und das Fett. Um das letztere zu gewinnen, sind großartige Auskochanstalten, oft mit Dampfbetrieb, eingerichtet. Die ungeheuern eisernen Kessel können auf einmal das Fleisch von zwei Dutzend Ochsen oder sechs Dutzend Schafen aufnehmen. Das ausgesottene Fleisch wurde früher einfach als Dünger benutzt; jetzt werden auch große Massen in künstlich erzeugtem Eis oder als Conserven in Blechbüchsen bis nach Europa verschickt. Viel größer sind aber die Summen, die der Squatter für Wolle und Talg erzielt. Großer Reichthum fließt ihm zu; anhaltende Dürre kann aber auch seine ganze Heerde tödten und ihn zwingen, sein wildes Leben von neuem zu beginnen.

Es liegt in der Natur ihrer Beschäftigung, daß die Knechte der Squatter entsetzlich rohe und verwilderte Gesellen werden und

sich nur zu oft bei ihrer sittlichen und religiösen Vernachlässigung den schlimmsten Leidenschaften überlassen, welche sie an Seele und Leib zu Grunde richten. Es ist daher nicht auffallend, daß die Mehrzahl der Unglücklichen, welche die Irrenanstalten Australiens bevölkern, solche verwilderte Hirten sind. So hat also auch die Wildniß und Einsamkeit, wie das Getriebe der Großstädte, ihre Gefahren und Versuchungen, und was den Einsiedlern der Thebais als Mittel zur Heiligkeit diente, wird dem Schäfer Australiens, wenn er nicht wie David bei seiner Heerde das Herz zu Gott erhebt, zum Verderben.

14. Ein kurzer Besuch der Großstädte.

Aus der ungeheuern Einöde, die das Innere Australiens noch viele Jahrzehnte bilden wird, versetzen wir uns noch einen Augenblick in die großen Städte, welche an der Küste im Laufe eines Jahrhunderts emporblühten. Welch einen Gegensatz bilden die fast menschenlose Einsamkeit und das Gedränge in diesen Hafenstädten mit ihren Prachtbauten, die sich kühn neben die Gebäude der Großstädte Europa's stellen können!

Da ist das stolze Brisbane, die Hauptstadt von Queensland. Vor einem Menschenalter noch ein elendes Dorf (vgl. untenstehendes Bild), zählt es heute eine Einwohnerschaft von 74 000 Seelen (von einigen wird dieselbe sogar auf 125 000 angegeben) und nimmt von Jahr zu Jahr mächtig zu. Sie hat eine wundervolle Lage auf den Uferhöhen des Brisbaneflusses, und ihr herrlicher Hafen (vergl. das Bild S. 61) ist zur Flutzeit auch für die größten Schiffe zugänglich; zur Zeit der Ebbe aber macht die vorgelagerte Sandbarre Schwierigkeit. Am Eingange der Stadt

Brisbane vor 40 Jahren.

nächst dem Hafen fällt uns ein schöner, stattlicher Bau in die Augen. Es ist das Kloster der Barmherzigen Schwestern, die auch hier als Engel der Liebe unendlich viel menschliches Leid lindern und manche Thräne trocknen. In der Nähe desselben steht die großartige, noch nicht ganz vollendete katholische Kathedrale und mahnt uns an die schon oben erwähnte immer wachsende Ausbreitung unserer heiligen Religion. Stolz schaut das Regierungsgebäude aus seiner höhern Lage auf Stadt und Hafen hinab; auch das Parlamentshaus ist ein schöner Bau. Die breiten Straßen, die sich in rechtem Winkel schneiden, und die niederen, mit Wellblech bedeckten Häuser, die fast alle nach derselben Zeichnung ausgeführt sind, beanspruchen weniger unsere Aufmerksamkeit. Zum Schutze gegen die weißen Ameisen sind sie alle auf mehrere Fuß hohe Pfähle gestellt, was nicht schön aussieht. Wie in unseren Städten, vermitteln Pferdebahnen und zahllose Cabs den überaus regen Verkehr. Sehr schön sind die mit großen Kosten unterhaltenen öffentlichen Parkanlagen, in denen man auf saftigen Rasenflächen — eine Seltenheit in Australien — herrliche Bäume und Büsche der verschiedensten Arten findet. Darunter steht ein berühmter Bunya-Bunya-Baum, eine Araucarie, deren Wuchs dem schlanken Bilde unserer Tanne gleicht, welche sie aber an Höhe weit übertrifft; trägt sie doch den stolzen Wipfel an die 80 m hoch in die Lüfte. Ihre Zapfen erreichen ein Gewicht von 30 Pfund, und die eßbaren Kerne haben die Größe einer Nuß. Die Heimat dieser Bäume ist die nach ihnen benannte Bunya-Kette und liegt etwa 300 km von Brisbane. Die Hügel in der Umgegend der

Ansicht von Brisbane. (S. 60.)

Stadt und die sanft abfallenden Ufer des Flusses bis zu seiner Mündung hinaus sind mit stattlichen Landhäusern, herrlichen Anlagen und Gärten bedeckt. Casuarien, Orangen- und Citronenbäume wiegen ihre Kronen über den zierlichen, mit schattigen Veranden umgebenen Villen und Schlößchen, in denen die reichen Kaufherren der Stadt und die Squatter aus dem Innern der Ruhe genießen und behäbig auf das bunte Treiben der Handelsstadt hinabschauen, an deren Hafendamm Dutzende von Schiffen ihre Ladung einnehmen oder löschen, um dann mit dem Rücktritt der Flut unter Dampf oder Segel die Stadt zu verlassen, die, wie Hübner sich ausdrückt, „den Eindruck eines jungen Gesellen macht, der weiß, was er werth ist und werth sein wird und der dessen kein Hehl macht".

Eine Fahrt von 500 Seemeilen südwärts längs der Ostküste bringt uns nach Sydney, der Metropole Australiens und Hauptstadt der Kolonie Neu-Süd-Wales. Die Geschichte ihrer Gründung im Jahre 1778 als der ersten Niederlassung der englischen Strafkolonie haben wir bereits erzählt. Heute zählt die Stadt, die sich an der Stätte, wo Admiral Phillip sein Zelt aufschlug, über die Uferhöhen der vielarmigen Bucht des Port Jackson hinbreitet, 386 000 Einwohner. Die Einfahrt zu dieser in ihrer Art fast einzigen Bucht wird durch ein ziemlich enges Felsenthor gebildet, an dessen schroff abfallenden Klippen die Wogen aufschäumen. Doch rasch breitet sich zwischen anmuthigem niederem Hügelgelände eine ungeheure ruhige Wasserfläche aus, von deren Größe man sich einen Begriff macht, wenn man erfährt, daß ein Boot, welches die Rundfahrt längs dem viel und tief ausgebuchteten Ufer der Bai vollenden will, eine Reise von etwa 400 Seemeilen zurücklegen muß. Im Hintergrunde dieses riesigen, von der Natur gebildeten Hafens münden die blauen Wasser der Paramatta. An ihrem Süduser erhebt sich an den Hängen einer niedern Hügelkette ansteigend das eigentliche Sydney (vergl. das Bild S. 45); am Norduser stehen zwischen wundervollen Gärten und Anlagen die Häuser der North-Shore genannten Vorstadt. Hübner beschreibt den eigenartigen Farbenton des großartigen Rundbildes also:

„Die Ufer, außer wo die Häusermassen sie roth und weiß färben, sind mit Vegetation, d. h. mit Eucalyptus, schwarzblauem und schwarzgrünem Eucalyptus, bedeckt. In den Gärten sieht man wohl einige Norfolkfichten und einige Sanct-Helena-Trauerweiden, welche in die düsteren und eintönigen Tinten etwas Abwechslung bringen; aber Schwarzgrün herrscht vor, und der Eindruck ist ein einförmiger und an trüben Tagen ein über allen Begriff melancholischer. Da der Ocean nur durch die Heads (Felsenvorsprünge), eine schmale Meerenge, gesehen werden kann, und diese Heads nur von den Höhenpunkten der Stadt aus sichtbar sind, bietet die Bucht den Anblick eines Landsees. Mit Verwunderung betrachtet man die Masse von Kriegsschiffen, riesigen Paketbooten und großen Segelschiffen, welche hier vor Anker liegen. Eigentlich ist die Landschaft nichts als ein Wasserbecken mit einem schön gemeißelten Rande, und doch bringt sie eine so gewaltige Wirkung hervor, daß man sie Rio de Janeiro, Neapel und Constantinopel zur Seite stellt. Eine schwache Analogie mit den niederen, baumreichen und zerklüfteten Ufern des Bosporus gebe ich zu; aber alle anderen Vergleiche scheinen mir ganz und gar verfehlt. Ich erwähne ihrer nur als eines Beweises, wie ungeheuer die mit so geringen Mitteln hervorgebrachte Wirkung ist. Der Himmel und die Abstufungen des Lichtes erklären das Wunder. Hier verläßt mich der Muth, weiter zu schreiben. Man muß nie das Unmögliche versuchen. An manchen Tagen, zu gewissen Stunden gleicht die Bucht einem erst angelegten Aquarell (Wasserfarbenbild): Grau auf Grau, Schwarz auf Schwarz. Dann zerreißen einige blasse Sonnenstrahlen das Gewölk, indem sie es verdunkeln. Je nach der Stimmung der Luft nähern oder entfernen sich die kleinen Wasserbecken und Nebenbuchten. Die ganze Landschaft ändert sich mit der Beweglichkeit der Züge eines Kindes, welches abwechselnd lacht, weint, in Zorn geräth und sich wieder besänftigt. Ein andermal, bei einer in dieser Jahreszeit seltenen Stimmung der Atmosphäre, würde man sich, wären die schwarzen Schatten nicht, nach den duftig blauen Gestaden unseres Mittelmeeres versetzt glauben. Ich wandle auf einem Pfade der Bucht entlang, am Fuße der Anhöhe, welche den botanischen Garten trägt. Zu meiner Linken erscheint die Silhouette (der Schattenriß) vom Gouvernment-House (Regierungspalast), dunkel, aber durchsichtig schwarz; hinter ihm, in größerer Entfernung, fällt ein anderes blaßschwarzes Vorgebirge in die Bai ab. Gegenüber zieht sich North-Shore, tief und undurchsichtig schwarz. Zwischen den Anhöhen und meinem Standpunkte fallen die Sonnenstrahlen fast senkrecht, aber ohne sie zu durchdringen, auf die Rauchwolken vorüberziehender Dampfer. Alles andere in dem Bilde ist Gold und Lapis lazuli" (kostbarer himmelblauer Stein).

Während die übrigen Städte Australiens mit ihren breiten, sich rechtwinklig schneidenden Straßen an die Städte Amerika's erinnern, gleicht Sydney vielmehr den Städten Altenglands. Seine Straßen sind nicht durchweg schnurgerade, noch übermäßig breit und steigen, wie der Boden es mit sich bringt, hügelan und hügelab. Einige der öffentlichen Gebäude ziehen durch ihre Größe und Pracht schon von ferne das Auge auf sich. So die Universität, welche die Anhöhe des westlichen Viertels krönt; der Palast des Gouverneurs, ein im sogen. Elisabethenstil vor etwa 40 Jahren aufgeführtes Meisterwerk der Baukunst, das von einem schönen Parke aus die Aussicht auf die Bai bietet. Uns zieht vor allem die prachtvolle katholische St. Mary's Kathedrale an, unter den zahlreichen Kirchen die schönste und größte. Sie erhebt sich im Mittelpunkte der obern Stadt und ist ein sprechendes Denkmal der begeisterten Opferwilligkeit der katholischen Bevölkerung Sydney's. Weitaus der größte Theil der Millionen, die sie schon gekostet, ist nicht aus dem Beutel der Reichen geflossen, sondern aus dem sauer erworbenen Lohne armer irischer Arbeiter und Dienstmädchen. Der liebe Gott wird also eine um so größere Freude an dem herrlichen Bau haben, den zum Ruhm seines Namens und zur Verehrung der seligsten Jungfrau Maria die opferfreudige Liebe meist armer Katholiken hier erbaut hat. Das große St. Vincentius-Hospital ist ebenfalls ein staunenswerthes Werk echt katholischer Liebe. Es wurde von den Katholiken gegründet und wird von den Barmherzigen Schwestern geleitet. Seine Thore sind Kranken und Elenden aller Art ohne Unterschied des Religionsbekenntnisses geöffnet, und in den 30 Jahren seines segensreichen Bestehens hat es Tausende und Tausende Kranker in seinen weiten, luftigen Räumen verpflegt. Aber auch viele Nichtkatholiken steuern reichlich zum Unterhalte dieses Hauses der Barmherzigkeit bei. Unter den großen katholischen Unterrichtsanstalten Sydney's seien nur drei genannt: das mit der Universität verbundene St. John's Colleg, das von den Jesuiten geleitete St. Ignatius' Colleg, das eine schöne Aussicht auf den Fluß gewährt, und das St. Josephs Colleg der Maristen auf Hunter-Hill. In den von Handel und Gewerbe belebten Straßen, die manche schöne Privatgebäude zieren, wollen wir uns nicht aufhalten; sie gleichen zu sehr denen unserer europäischen Städte; auch das bunte Gewühl am Hafendamm mit seinem Mastenwald, den rasselnden Dampfkrahnen, den vielen Last-

Swanstonstraße zu Melbourne.

trägern, Arbeitern, Matrosen, Handlungsdienern vermeiden wir lieber. Statt dessen lohnt es sich, den schönen botanischen Garten und so manche prachtvolle Anlage in den Vorstädten zu besuchen und durch das mit Gärten und Villen besäete Hügelland zu streifen, das die großartige Bai umgibt, eine der schönsten und wechselreichsten Landschaften Australiens.

Von Sydney nach Melbourne, der Hauptstadt der Kolonie Victoria, führt eine nahezu 1000 km lange Bahnlinie; etwa 200 km länger mag der Seeweg um die südlichste Spitze Australiens, Wilson Promontory, herum durch die Baßstraße sein. An Größe hat das jüngere Melbourne das ältere Sydney übertroffen; zählt es doch heute 445 000 Einwohner. Es liegt an der Mündung des Yarra-Yarra (d. h. „immer fließendes Wasser") in die 50 km breite Bai Port Phillip, welche, ähnlich wie Port Jackson bei Sydney, vom Lande fast ganz umschlossen und nur durch eine enge Einfahrt mit der Baßstraße verbunden ist, die Australien von Tasmanien scheidet. Von letzterem aus wurde die Stadt gegründet.

Ein Mr. Bateman, gebürtig aus der Umgegend von Sydney, aber in Tasmanien, das damals noch Vandiemensland hieß, ansässig, ließ sich 1827 an den schönen Ufern des Port Phillip nieder, wo sich vortreffliches Weideland fand. Ihm gesellten sich 1835 einige Männer von Launceston auf Tasmanien bei, darunter ein gewisser Mr. Fawkner, der sich just an der Stelle ansiedelte, wo heute Melbourne steht. Sie „kauften" von den Eingeborenen um einige wollene Decken, Aexte, Messer, Spiegel und ähnlichen Trödel nahezu eine Million Morgen Land; allein der Gouverneur von Neu-Süd-Wales anerkannte diesen Kauf nicht, weil die Regierung den ganzen Boden Australiens als Eigenthum der englischen Krone erklärt hatte. Sie mußten also Grund und Boden von der Regierung ein zweites Mal kaufen; das war aber schon der Mühe werth, und der Ruf des ausgezeichneten Weidegrundes lockte bald noch andere Squatter herbei. Im Jahre 1836 landete der erste britische Staatsdiener, und im darauffolgenden Jahr erhielt die Ansiedlung zu Ehren des damaligen Premierministers den Namen Melbourne. Die „Hauptstadt" bestand damals und noch eine Reihe Jahre später aus einigen Holzbauten, zwei „Gasthöfen", einem hölzernen Kirchlein, dem ein Baum als Glockenthurm diente. Bis 1850 zählte die Bevölkerung etwa 20 000 Seelen. Dann aber folgte 1852 die Entdeckung der Goldfelder, und nun nahm das Wachsthum der Stadt riesig zu; 1854 hatte die Stadt schon 70 000 Einwohner, 1870 mehr als das Doppelte und zählt heute beinahe eine halbe Million Seelen.

Wenn man sich der Stadt zu Schiff naht und die „Heads", die Spitzen der beiden Landzungen, welche Port Phillip bis auf eine schmale Oeffnung umschließen, einige Stunden hinter sich hat, kommt Melbourne, anmuthig auf die Uferhöhen zu beiden Seiten des Yarra hingelagert, allmählich in Sicht. Eines der ersten Gebäude, welches das Auge fesselt, ist die großartige St. Patrick's-Kathedrale, ein herrlicher gotischer Bau, das würdige Seitenstück der St. Mary's Kathedrale, die wir in Sydney bewundert haben. Sie krönt den Gipfel des Osthügels und ist, wie ihre Schwester in Sydney, ein Denkmal der Freigebigkeit der meist armen Katholiken. Mehr als ein Vierteljahrhundert hat man an ihr gebaut und über 4 Millionen Mark freiwillige Gaben auf sie verwendet. Sie steht an der Stelle eines armseligen Kirchleins, das in Eile aufgebaut wurde, als Melbourne noch ein elendes Dorf war. Hinter der Kathedrale stehen der erzbischöfliche Palast und das große St. Patrick's Colleg, das von den Jesuiten geleitet wird. Aus dieser blühenden Anstalt sind schon viele seeleneifrige Priester, Zierden des australischen Clerus, hervorgegangen. In jüngster Zeit sahen sich die Jesuiten gezwungen, noch eine zweite große Lehranstalt zu eröffnen, das St. Franziskus-Xaverius-Colleg, das in der Kew-Vorstadt in herrlicher Lage inmitten eines ausgedehnten Besitzthums errichtet wurde. Von den Fenstern dieses Baues aus schweift der Blick über ein herrliches Landschaftsbild: die glitzernde Fläche des weiten Wasserspiegels von Port Phillip, die von stolzen Dreimastern, riesigen Dampfern, Barken und Booten aller Art belebt wird; dann das malerische Panorama Melbourne's und seiner Vorstadt und im Hintergrund in blauer Ferne die schön geschwungenen Linien der Ausläufer der australischen Alpen. Sehr beliebt ist die Kirche des hl. Franz von Assisi, welche in dem Thalkessel erbaut ist, der die beiden Hügel trägt, auf denen Melbourne sich hinlagert. An dieser Stelle fand die erste gottesdienstliche Versammlung der Katholiken Melbourne's statt. Ein großes Kreuz in der Nähe der Kirche bezeichnet den genauen Platz, wo der Altar stand, an dem der jetzt verstorbene Patrick Bonaventura Geoghegan, der spätere thatkräftige Bischof von Adelaide, auf dem Boden der Victoria-Kolonie die erste heilige Messe las. Nur wenige hundert Schritte ostwärts von dieser Kirche ist der großartige palastähnliche Bau, der die Stadtbibliothek mit etwa 200 000 Bänden, das Museum und die Gemäldesammlung, die sogen. National-Galerie, enthält. Man gibt die Zahl der täglichen Besucher der Bibliothek auf 1000 an. Etwas unterhalb der Bibliothek, an der Ecke der Collins- und Swanstonstraße (vgl. das Bild S. 63), ist das Stadthaus (die Town-Hall); es wurde vor 20 Jahren gebaut und kostete 2 Millionen Mark. Noch neulich hat man in demselben eine Orgel aufgestellt, die 100 000 Mark kostete. Man sieht hieraus — und die vielen prachtvollen Privatgebäude bestätigen es —, daß es Melbourne nicht an Geld fehlt. Auch das Government-House, das Regierungsgebäude, welches eine Anhöhe außerhalb der Stadt am linken Ufer des Yarra-Yarra krönt, wurde mit einem Kostenaufwand von 2 Millionen Mark erbaut. Der Tanzsaal desselben übertrifft an Länge den großen Saal im Buckingham-Palast, dem Wohnsitz der Königin von England, um sechs Meter. Die Kolonisten von Victoria, stolz auf den Reichthum ihrer Goldminen, wollen nämlich in jedem Stücke alle überbieten.

Sehr schön sind die öffentlichen Gärten. Wir wollen Graf Hübner auf seinem Besuche des botanischen Gartens begleiten, und das Bild, das er von Melbourne gezeichnet hat, an dieser Stelle einflechten, bevor wir der Stadt am Yarra-Yarra Lebewohl sagen.

„Die Eucalyptus, welche in diesem Lande auf jedem Schritte daran mahnen, daß uns der Durchmesser des Erdballs von Europa trennt, sind hier durch andere aus der Ferne eingeführte Bäume ersetzt. Die Coniferen walten vor, und unter diesen nimmt natürlich die Fichte der Insel Norfolk den ersten Platz ein. Gut gezeichnete Pfade führen sanft abwärts zum Teich, auf welchem weiße und schwarze Schwäne, schwarz und weich wie Sammt, majestätisch umherschwimmen. Die Riesenbäume der Ufer und die exotischen Gewächse einiger Miniaturinseln spiegeln sich in der stillen Wasserfläche.

„Von den Höhenpunkten des Gartens übersieht man das Panorama von Melbourne. Die Stadt mit ihren Vorstädten verbreitet sich über zwei niedere Hügelzüge, steigt und sinkt mit den Bewegungen des Bodens, verliert sich allmählich zwischen anderen, ferneren Anhöhen. Das Auge, wohin immer es sich wende, gewahrt nur Häuser und Gärten und am Horizonte, wolkenähnlich, in zartem Farbenspiele, wechselnd mit der wechselnden Stimmung

AUSTRALIEN UND NEUSEELAND.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

Zu Spillmann, Über die Südsee.

der Atmosphäre, die ungewissen Umrisse eines weithin sich erstreckenden Gebirges. Dieser botanische Garten mit seinen Baumgruppen und Kiosken, seinen Bächen und Teichen, mit dem nahen Government-House, welches stattlich anzusehen ist und schön wäre ohne den unschönen Thurm, verdient in vollem Maße den Ruf, dessen er genießt. Ja man darf behaupten, daß er einzig in seiner Art ist. Sein frisches und mannigfaltiges Grün bildet einen angenehmen Gegensatz mit den grauen Massen von Häusern und Kirchthürmen, welche im Hintergrunde des Gemäldes aufragen. Der Yarra-Yarra fließt zwischen dem Garten und dem vornehmsten Stadtviertel; das übrige verduftet in der Ferne, und nur die Abstufungen des Lichts und der Schatten gestatten, die ungeheure Ausdehnung der jungen Metropole zu errathen. . . .

„Zwei Kategorien von Gebäuden zeichnen sich aus: die Banken durch einen pomphaften Palaststil, die Kirchen durch eine große Mannigfaltigkeit der Bauweise; die gotische ist vorherrschend. In den eleganten Gassen stören die vielen Lücken der unverkauften Bauplätze. Natürlich kreuzen sich die Straßen im rechten Winkel und verlängern sich unabsehbar. Treffen sie einen steilen Abhang, so erklettern sie ihn, ohne die gerade Linie zu verlassen, als ob sie den Himmel erstürmen wollten. Das erinnert an San Francisco. Ueberhaupt bietet Melbourne mehr Aehnlichkeit mit amerikanischen als mit englischen Städten; aber Männer und Frauen tragen ein britisches Gepräge. Die Gassen, in welchen sich keine Kaufläden befinden, sind mit Bäumen bepflanzt; in allen anderen ist der Baum aufs strengste verpönt. Der Gemeinderath, meist aus Kleinhändlern bestehend, findet, daß das Laub die Auslagen der Buden verhüllt und daher den Verkauf beeinträchtigt.

„Es gibt mehrere sehr schöne Gebäude. Offenbar haben die Architekten in Rom, in Frankreich, in England studirt. Es ist leicht, das Modell zu erkennen, welches ihnen vor Augen schwebte. So ist das Regierungshaus mit den Kanzleien der Ministerien ein schöner Renaissancebau; er, sowie die katholische Kathedrale im gotischen Stil und mehrere andere Kirchen sind wirkliche

Hindleystraße zu Adelaïde.

Kunstwerke. Allerdings mit Geld, und hieran fehlt es nicht, kann man monumentale Bauten aufführen. Aber hier wird mit Geschmack und Kunstsinn gebaut — ein Verdienst, seltener als man glaubt, und werth, erwähnt zu werden. Die Einwohner sind mit Recht stolz auf ihre Stadt. Wenn man bedenkt, daß sich hier vor 40 Jahren eine von Wilden und Känguruhs bewohnte Einöde befand, glaubt man zu träumen."

Noch erübrigt uns ein Besuch von Adelaide, der Hauptstadt der Kolonie Südaustralien; da sie aber in den meisten Stücken, auch in ihrer Geschichte, Melbourne gleicht, können wir uns kurz fassen. Sie zählt jetzt 133 000 Einwohner und wird die hübscheste Stadt Australiens genannt. In der That ist die Pracht ihrer modernen Gebäude, wie man aus dem beigegebenen Bilde ersieht, wohl darauf berechnet, diesen Eindruck hervorzubringen. Eine Seefahrt von etwa 900 km Länge bringt uns von Melbourne in den St.-Vincent-Golf, an dessen Ostufer wir in Port Adelaide einlaufen. Rasch führt uns von da die Bahn nach der 9 bis 10 km vom Ufer entfernten Hauptstadt. Oestlich von ihr erhebt sich ein kaum 500 m hoher Hügelzug, der einen gefälligen Abschluß des Landschaftsbildes bietet, aber doch nur sehr wenig den Namen Mount Lofty, d. h. „der stolze, erhabene Berg", rechtfertigt, den ihm die Australier in ihrer etwas großsprecherischen Weise beilegten. Wir durchschreiten einige der prunkenden Hauptstraßen, so die Hindley- (vgl. das obenstehende Bild), Glenell- und King-William-Straße, deren Häuser jeder europäischen Großstadt Ehre machen würden, und suchen dann die katholische Kathedrale auf, um in derselben dem im Tabernakel verborgenen Heilande für alle Gnaden zu danken, welche seine Barmherzigkeit seit einem Jahrhundert auch diesem fernen Continent, den wir nunmehr verlassen, spenden wollte, und ihn zu bitten, er möge dieselben in seiner Huld noch verdoppeln, damit der Segen seiner heiligen Kirche in immer reicherem Maße auf dieses große, in manchen Beziehungen so reiche, in den meisten und wichtigsten aber leider noch immer so arme Südland herabsteige.

II. Neu-Seeland.

Mitten durch die Baßstraße, welche Australien von Tasmanien trennt, geht der 40.° südl. Breite, d. h. wir befinden uns auf dieser Linie gerade so weit südlich vom Aequator, als Madrid in Spanien oder die südöstlichste Spitze Italiens nördlich von der Gleicherlinie liegt, die unsere Erde in eine südliche und nördliche Hälfte scheidet. Wenn wir nun auf diesem 40. Breitegrade der südlichen Erdhälfte von Adelaide aus etwa 2500 km östlich steuern, so treffen wir die schöne und große Inselgruppe Neu-Seeland. Ihr Flächenraum kommt mit 271 067 qkm an Größe dem Königreich Italien beinahe gleich; ihre Einwohnerzahl beträgt freilich noch keine Million (673 500 Seelen nach der neuesten Schätzung).

Steil und waldig, von den Wogen zerrissen und unterwaschen, erheben sich die Küsten aus der unabsehbaren Wasserwüste; dazwischen öffnet manche schöne Bucht dem Schiffer sichere Ankerplätze. Gewaltige Bergriesen, von vulkanischen Kräften aufgethürmt, ragen jäh aus den brandenden Wogen in die Wolken; den Fuß bespült das rauschende Meer, den Scheitel decken ewige Gletscher (vgl. das Bild S. 68), über die Flanken nieder stürzen schäumende Gießbäche. Dem 2500 m hohen Tongariro entsteigen heiße Dämpfe, und sein Krater wirft Lava und Bimssteine aus. Der Ruapahu und Mount Egmont übersteigen die Höhe unseres Säntis, und der Mount Cook oder Ahorangi, d. h. „Wolkenbrecher", der seinen Eisgipfel 4000 m emporreckt, kommt den höchsten Spitzen unserer Alpen nahe. Herrliche Thäler (vgl. das Bild S. 69), fruchtbares Gelände, Hügel und Wälder lagern sich um das Gebirge. Ein günstiges Klima macht diese der gemäßigten Zone angehörenden Inseln unter allen Eilanden der Südsee zu dem für Europäer weitaus geeignetsten Aufenthalt. Wir wollen also die Eigenart und geschichtliche Entwicklung dieser von der Natur in so vielfacher Beziehung begünstigten Inseln näher kennen lernen.

1. Entdeckung Neu-Seelands.

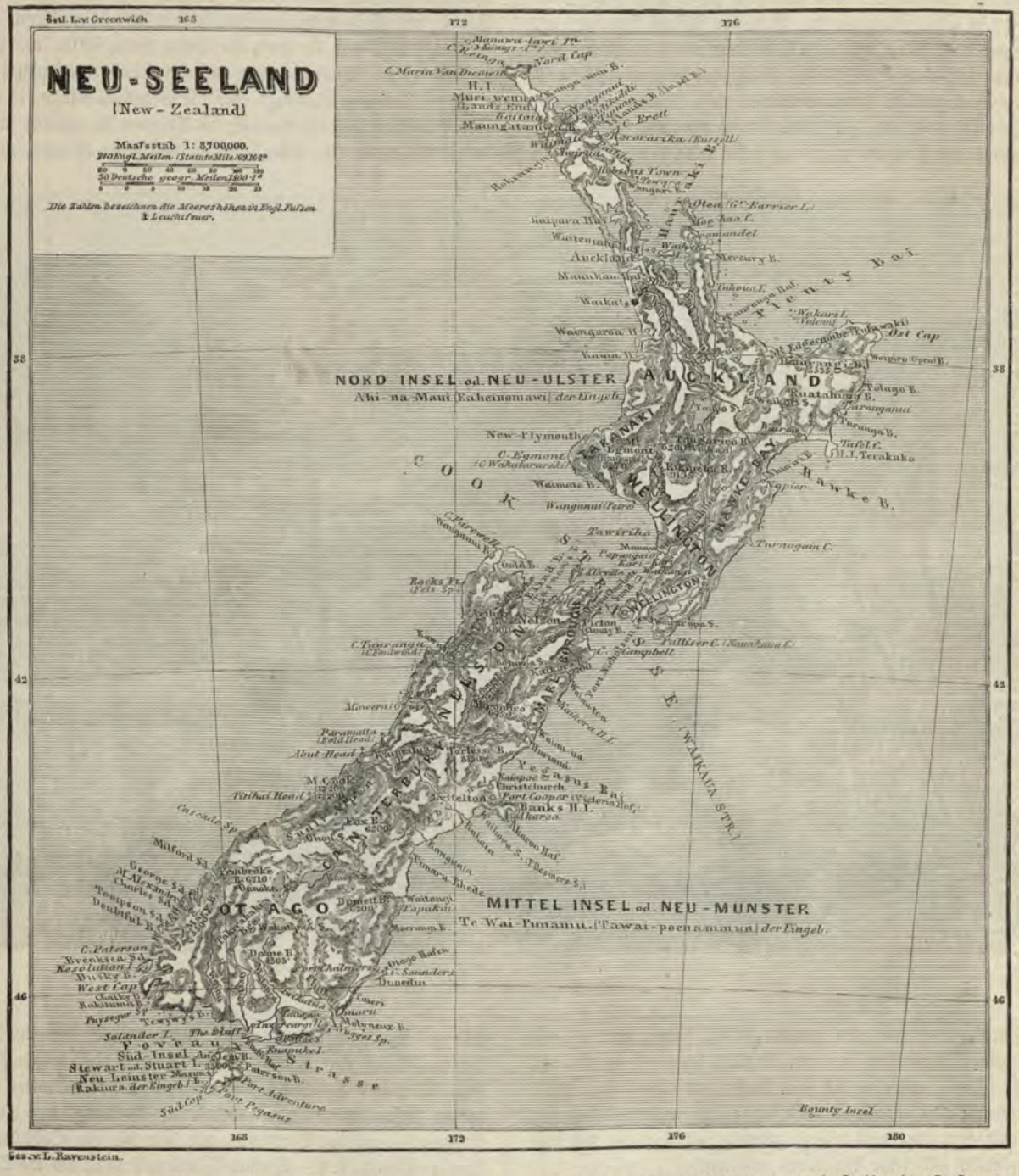
Es war am 13. December 1642, als der holländische Seefahrer Abel Tasman auf seiner Reise zur Aufsuchung des sagenhaften großen Südlandes mit seinen beiden Schiffen das Westgestade der südlichen von den beiden großen Inseln erreichte, welche wir jetzt Neu-Seeland nennen. Er sendete Boten zum Wasserholen ans Land; diese kehrten zurück, gefolgt von mehreren Pirogen, die mit Eingeborenen stark bemannt waren. Gegenseitig beobachteten sich die Holländer und die Insulaner mit großem Mißtrauen und forderten gleichsam einander heraus, indem die Eingeborenen auf ihren Seemuscheln bliesen und die Europäer mit Trompetenstößen antworteten. Als Tasman sah, daß jene sich stets in respectvoller Entfernung hielten, schickte er von seinem Schiffe aus ein Boot mit einem Officier und sechs Matrosen zu dem zweiten Schiffe, um eine Botschaft zu überbringen. Kaum bemerkten dieses die Eingeborenen, so flogen sie mit ihren Pirogen pfeilgeschwind herbei und fuhren so heftig an das Boot, daß dieses umschlug; vier der Matrosen tödteten sie sodann mit Keulenhieben; der Officier und die beiden übrigen Matrosen retteten sich schwimmend auf das Schiff. Tasman ließ zwar gegen die Pirogen einige Kanonenschüsse abfeuern, durch welche mehrere Insulaner getödtet wurden; aber da er nicht mehr hoffen konnte, mit den Eingeborenen in freundschaftliche Verbindung zu treten, verließ er das ungastliche Ufer, nachdem er der Bai den Namen Mörder-Bai (Moarderar Bay, Massacre Bay) gegeben, den sie noch neben ihrem heutigen Namen Golden-Bai führt. In nördlicher Richtung verfolgte er das Gestade weiter bis zum nördlichsten Cap der Nordinsel, das er nach dem Namen seiner Braut, C. Maria Van Diemen, nannte. Weil Tasman meinte, er habe hier einen Theil des großen Süd-Continents aufgefunden, gab er dem Gebiete den Namen Staatenland; allein als man bald diesen Irrthum entdeckte, erhielten die Inseln die heutige übliche Benennung Neu-Seeland.

Dieses war das erste Zusammentreffen der Europäer und Neu-Seeländer; Cook und Surville wurden 127 Jahre später nicht besser empfangen. Am 8. October 1769 gelangte Cook auf seiner ersten Entdeckungsreise an die Ostküste der Insel und landete in der Poverty- (Turanga-) Bai. Gleich am ersten Tage kam es zu einem blutigen Zusammenstoß, bei dem ein Eingeborener erschossen wurde; am folgenden Tage ging es nicht besser. Trotzdem unternahm es Cook, das entdeckte Land näher zu untersuchen, und während eines sechsmonatlichen Aufenthaltes gelang es ihm, die Küsten der zwei Hauptinseln der Gruppe so vollständig aufzunehmen, daß spätere Seefahrer nur wenig mehr zu verbessern hatten.

Im nämlichen Jahre mit Cook landete der Franzose Surville an der Ostküste (December 1769); zwar waren einige seiner Leute anfangs freundlich aufgenommen worden; aber weil er meinte, die Eingeborenen hätten ihm ein vom Sturme verschlagenes Boot geraubt, nahm er den Häuptling, welcher die französischen Matrosen gastfreundlich bewirthet hatte, als Gefangenen mit sich auf sein Schiff, wo derselbe bald dem Heimweh erlag. Die Rache hierfür blieb nicht aus. Im Monat Mai 1772 landeten wieder zwei Schiffe der Wui-Wui (Oui-Oui, diesen Namen gaben die Neu-Seeländer den Franzosen) unter dem Kapitän Marion in der Insel- (Islands-) Bai, ganz nahe dem Orte, wo Surville seine Händel mit den Eingeborenen gehabt hatte. Die Neu-Seeländer nahmen wieder die Fremdlinge freundlich auf und unterstützten sie bei ihren Arbeiten; allein diese Freundlichkeit war nur Verstellung, um die Franzosen sicher zu machen. Sobald sie dieses Ziel erreicht hatten und Marion mit 16 Matrosen unbewaffnet ans Land kam, wurden sie von den Wilden überfallen, getödtet und aufgefressen; ebenso erging es der Mannschaft eines zweiten Bootes, das ausgeschickt war, Marion und dessen Begleiter aufzusuchen. Ergrimmt richteten jetzt die Franzosen ein großes Blutbad unter den Neu-Seeländern an, verbrannten viele ihrer Dörfer, vernichteten deren Pflanzungen und steigerten dadurch nur den Haß. Im folgenden Jahre wurde wieder das Boot eines französischen Schiffes abgefangen, die Mannschaft getödtet und gefressen.

Etwas besser scheint sich das Verhältniß zu den Engländern gestaltet zu haben; bereits 1795 blieben einige englische Matrosen an der Küste Neu-Seelands zurück, und zu ihnen gesellten sich ver-

wegene Abenteurer, entsprungene Sträflinge, rohe Walfischfänger ꝛc. Weil diese erste europäische Niederlassung zu Kororarika, an der Inselbai, trefflich gedieh, entstanden bald ähnliche Sammelplätze verwilderter Europäer an anderen Punkten der Küste. Daß indessen solche Ansiedler auf die Sitten der Eingeborenen nicht günstig einwirken und denselben keine gute Meinung von der europäischen Civilisation einflößen konnten, ist selbstverständlich. Von einer Predigt unseres heiligen Glaubens auf Neu-Seeland ist während des ganzen 18. Jahrhunderts noch keine Spur; erst im Beginn des 19. machten die Protestanten den Versuch zu einer solchen. Bevor wir jedoch davon reden, müssen wir uns Land und Leute ein wenig ansehen.



2. Feuerspeier, heiße Seen und Gletscher.

Neu-Seeland besteht aus zwei großen und vielen umliegenden kleinen Inseln, von welchen letzteren die südlichste, Stewart-Insel oder Rakiura, die übrigen so sehr an Größe überragt, daß man früher immer von drei großen Inseln sprach. Der ganze Archipel hat, wie gesagt, ungefähr die Größe von Italien, an dessen Stiefelgestalt er auch erinnert, nur daß hier der Fuß gegen Nordwesten, bei Italien aber gegen Südwesten gerichtet ist und Sicilien hier durch eine Halbinsel vertreten wird. Auch darin hat Neu-Seeland eine gewisse Aehnlichkeit mit Italien, daß ein hohes Gebirge die ganze Südinsel, welche dem nördlichen Italien entspricht, durchzieht, und die Nordinsel, welche Süditalien und Sicilien darstellt, an Vulkanen reich ist, von denen der höchste, der Ruapahu, dem

Aetna an Höhe fast gleichkommt. Von den Hauptinseln ist die Mittel-, oder wie sie jetzt gewöhnlicher genannt wird, Südinsel die größere; bei den Eingeborenen heißt sie Te-Wahi-Punamu, d. h. Ort des Grünsteins, welcher hier häufig ist; die Engländer nannten sie ehemals New-Munster; sie übertrifft um etwa 40 000 qkm die Nordinsel (Te-ika-a-maui — der Fisch des Maui — oder Ahi-na-maui, New-Ulster). Die Nordinsel hat 115 165, die Südinsel 153 296 qkm Flächenraum. Von den kleinen Eilanden, die zu Neu-Seeland gehören, verdienen ihrer Lage wegen die Antipoden-Inseln einer besondern Erwähnung. Antipoden heißt nämlich soviel als Gegenfüßler, und die Inseln verdanken diesen Namen ihrer Lage; da sie nämlich nahe am 50.° südl. Breite und 180.° östl. (oder westl.) Länge aus dem Meere aufragen, so würden wir so ziemlich genau bei ihnen herauskommen, wenn wir einen Tunnel gerade senkrecht durch den Mittelpunkt der Erde graben könnten. Sie haben zusammen nur 52 qkm Flächenraum und sonst wenig Bedeutung.

„Der Seefahrer, welcher sich der neuseeländischen Küste nähert, gewahrt schon aus weiter Ferne die in die Regionen des ewigen Schnees hineinragenden Gipfel der vulkanischen Kegelberge im Norden oder die zerklüfteten, zackigen, eis- und schneebedeckten Hörner und Spitzen der neuseeländischen Alpen im Süden. Führt er aber sein Schiff in einen der vielen guten Häfen des Landes, so wird er mit Staunen erfüllt, wenn er in die romantischen Wildnisse des Urwaldes eindringt oder die Gegenden besucht, in welchen ‚der Pulsschlag des Erdkörpers', die Arbeiten der nimmer rastenden unterirdischen Kräfte, sich in mannigfaltigeren Formen offenbart,

Quellen des Waimakariri. (S. 66.)

als irgendwo sonst auf der ganzen weiten Erde; oder er wird von Entzücken hingerissen bei dem Anblicke blumiger Wiesen und lachender Fluren, wenn er sich den Wohnsitzen europäischer Kolonisten nähert; oder endlich er wird sich in die wildesten Gegenden der europäischen Alpenwelt versetzt glauben, wenn er die Gletscher Neu-Seelands und seine Bergriesen erklettert." [1]

Großartig in der That ist die vulkanische Thätigkeit auf der Nordinsel; allerdings sind von den vielen Vulkanen, deren Krater einst die Insel von Meer zu Meer durchsetzten, nur mehr zwei thätig, der Ruapahu und der Whakari; aber zwischen und an ihnen gibt es eine solche Menge von Solfataren, Dampfhöhlen, Seen mit siedend heißem Wasser und heißen Quellen, daß wir etwas Aehnliches nur in dem jüngst entdeckten Geysirgebiete Nord-Amerika's wiederfinden. Nördlich, am Fuße des Ruapahu, liegt der Tauposee; von hier bis zur Ostküste an der Bay of Plenty, d. h. auf einer Strecke von mehr als 20 Stunden, ist die Erde an Hunderten von Stellen von den vulkanischen Kräften durchbrochen. Gleich an der südwestlichen Ecke dieses Sees sprudelt heißes Wasser von 52 °, 62 ° und 67 ° C. aus dem Felsen hervor, und etwa 150 Meter oberhalb dieser Quellen dampft der Berg aus unzähligen Klüften, und unter einem Lärm, „wie wenn Hunderte von Dampfmaschinen im Gange wären", strömt überall kochendes Wasser hervor; die Bewohner eines Dorfes auf der

[1] Christmann, Neu-Seeland, das Großbritannien der Südsee. Leipzig 1873. S. 116.

Höhe benutzen die Dampflöcher als Kochöfen. Nur ein paar Stunden weiter steigt aus einer kesselförmigen Vertiefung eine Säule siedendheißen Wassers von einem halben Meter Durchmesser unter gewaltigem Zischen mehr als 12 Meter in die Höhe. Merkwürdiger noch sind die Springbrunnen vom Orakeikorako am Waikato (vgl. das Bild S. 70). Steil abstürzende Berge treten dicht von beiden Seiten an den Fluß, dem sie nur ein ganz schmales Thal übrig lassen, durch welches die Wogen in zahlreichen Stromschnellen schäumend und brausend dahinschießen. „An beiden Ufern aber steigen auf einer Strecke von beinahe einer halben Stunde überall weiße Dampfwolken empor, und eine Menge Brunnen, alle von einer weißlichen Steinmasse umschlossen, wird sichtbar. Die Brunnenwände, aus mannigfach gestalteten Kieselsintermassen bestehend, sind überall vom Wasser selbst aufgebaut. Da erhebt sich plötzlich aus einem dieser Brunnen ein dampfender Wasserstrahl vielleicht 8—10 Meter hoch in die Luft, nach einigen Minuten sinkt die Springquelle wiederum, und fast im nämlichen Augenblick fängt eine zweite zu spielen an; manchmal springen drei oder vier zu gleicher Zeit, eine unten am Fluß, die andere auf einer höher gelegenen Terrasse, die dritte gegenüber auf dem andern Ufer, und so geht das wunderbare Spiel unaufhörlich fort... Die Sinterablagerungen schillern dabei in den buntesten Farben, weiß, gelb und roth, und bedecken manchmal ziemlich große Strecken." [1] Sehr hübsch sind diese Ablagerungen namentlich an dem Te-Tarata (vgl. das Bild S. 71), dem „tätowirten Felsen". Etwa 25 Meter hoch liegt hier ein Sprudel, welcher

Landschaft am Flusse Teremakau. (S. 66.)

im Laufe der Jahrhunderte eine Fläche von vielleicht 6 Morgen in ein System von Kieselsinterterrassen verschiedener Höhe verwandelt hat, die einen ungemein malerischen Anblick gewähren. Sie sind blendend weiß, wie aus Marmor gehauen, und bilden eine Anzahl halbrunder Becken mit erhöhtem Rande, von welchem feine Tropfsteinbildungen auf die tiefere Stufe herabhängen, während die Teiche selbst mit dem durchsichtigsten, blau schimmernden Wasser gefüllt sind. Es sind die schönsten Badeplätze, und man kann sie tief und seicht nach Belieben sich aussuchen.

Graf Hübner, der uns die Städte Australiens so anschaulich schilderte, soll uns auch seine Eindrücke über die heißen Seen Neu-Seelands mittheilen. Von Tauranga, an der Ostküste, aus besuchte er im Jahre 1883 das Maoridorf Ohinemutu, das auf einer Landspitze in den großen heißen See Rotorua gebaut ist. Die Entfernung von Tauranga nach dem Rotorua-See beträgt 90 km, etwa 17 Stunden, und man kann sie mit guten Pferden in einem Tage zurücklegen. Mitten unter die Maorihütten hinein hat man einige Hotels gebaut; denn viele Gichtkranke besuchen in den Monaten November bis April die heißen Seen, da ihr Wasser von den Aerzten als heilkräftig angerathen wird.

„Der Boden gleicht ringsum einem Siebe," sagt der berühmte Reisende. „Aus den kleinen, mit siedendem Wasser gefüllten Oeffnungen steigt fortwährend Rauch auf. Daher ist ein Spaziergang in den Gassen sogar bei Tage schwierig, nachts gefährlich. Einige Europäer fanden hier in trunkenem Zustande ein jämmerliches Ende."

[1] Christmann a. a. O. S. 123.

Eine Stunde von Ohinemutu sind die großen Geysirs von Wakarewarewa, deren Anblick Hübner in Dante's „Hölle" versetzte: „Der Qualm blendet, die Hitze erstickt, der Lärm betäubt den Besucher. An den Arm eines Maori geklammert, blickt er in den gähnenden Pfuhl, der ihn zu verschlingen droht. Das Land, eine zerrissene, von Gräben durchfurchte, mit Heidekraut bewachsene Gegend, bietet wenig Anziehendes. Im Osten die dunkle Waldlinie, im Norden die weite Wasserfläche, eingerahmt von Hügeln, die durch den Vergleich mit dem See niedriger scheinen, als sie sind. Aber die Geysirs sind ein ergreifendes Schauspiel. Ich habe nichts ähnliches gesehen."

In dem benachbarten Maoridorfe Wakarewarewa steht ein katholisches Kirchlein, eine etwas geräumigere Hütte, die der katholische Priester Macdonald, ein Schotte, der hier als guter Hirt seiner Heerde lebt, mit eigenen Mitteln und zum Theile mit eigenen Händen erbaute. Nur das Kreuz auf dem Giebel verkündet, daß der ärmliche Bau ein Haus Gottes sei.

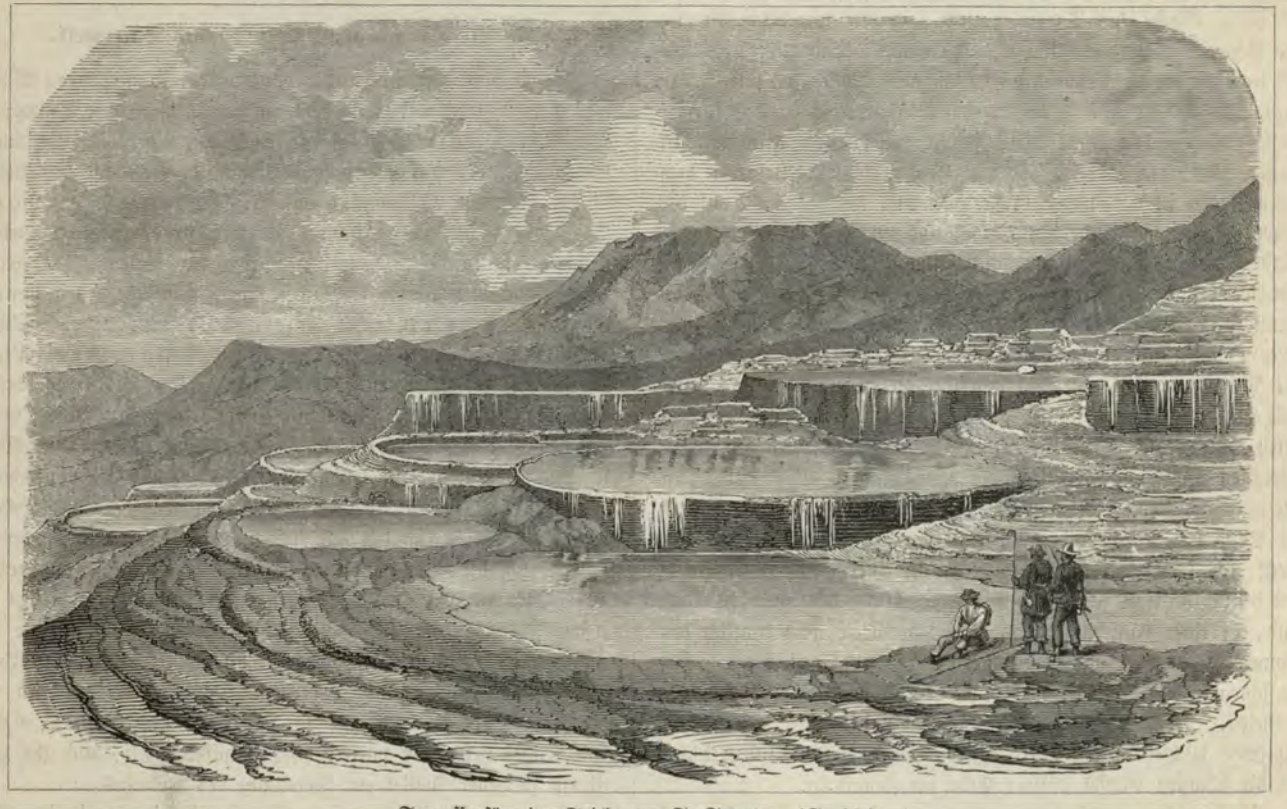
Nun noch eine Fahrt auf dem Tarawera-See! „Wir standen mit der Sonne auf und stiegen auf einem steilen Fußpfade in eine Schlucht hinab, welche sich gegen den verhältnißmäßig großen See Tarawera aufthut. Ein mit vier Maori bemannter Nachen und die unvergleichliche Kate harrten unser. Kate ist eine Halbblutmaori. . . . Sie rettete das Leben eines Touristen, welcher, ihrer Warnungen nicht achtend, in einen der kleinen Geisir stürzte.

Die heißen Springquellen vom Orakeikorako am Waikato. (S. 69.)

Daher die Medaille der Kolonialregierung, welche ihre Brust schmückt. Dieses in ihrer Weise hervorragende Geschöpf von dunkler Gesichtsfarbe, die Stirn und die Wangen geschmückt mit kunstvoller Tätowirung, anständig gekleidet und züchtiger Haltung, steuerte den Kahn; die Wilden führten die Ruder mit kräftigen Armen, und rasch glitten wir auf der weiten Wasserfläche dahin. Der See spiegelte das wolkenlose Himmelszelt, den grünen Gürtel, der ihn umspannt, und über diesem niedrige Berghalden, von den rosigen Tinten des blühenden Heidekrauts übergossen. In der Mitte des Sees angelangt, gewahrten wir sein östliches Ufer, einem grünen Damme ähnlich, überragt von den steilen Abhängen und dem Krater des Vulkans Edgecumbe. Bald darauf wandte sich das Boot südwärts, nahm in einem kleinen Dorfe Mundvorrath ein, Fische und Crevetten (Flohkrebse) und setzte uns an der Mündung des Flüßchens Kaiwaka an das Land. Der Kaiwaka ist der Abfluß der Wasser des berühmten heißen Sees Roto Mahana. Von diesem Punkte bis zu der Stelle, an welcher wir uns eingeschifft hatten, zählt man 7 (englische) Meilen (11 km). Wir gingen eine Weile am linken Ufer des Flüßchens entlang, setzten in einem ausgehöhlten Baumstamm nach dem jenseitigen Ufer über und erkletterten eine Anhöhe ohne Weg und Steg, so gut wir konnten, durch dick und dünn, durch Heidekraut und Tussack- und Manukabüsche, deren große weiße Blumen sich in der sanften Brise wiegten.

„So erreichten wir das Ufer des heißen Sees. Vor uns, in geringer Entfernung, erhoben sich staffelförmig die berühmten Weißen Terrassen; die Rothen verdeckte noch ein Vorsprung des Geländes. Von geringer Ausdehnung, umgeben von Hügeln, welche das Heidekraut blaßroth färbt, während ihr Fuß sich in grünes Laubwerk hüllt, kann der See Mahana auf Schönheit im gewöhnlichen Sinne des Wortes keinen Anspruch machen. Er gilt sogar für häßlich. Auf mich, ich gestehe es, wirkte er bezaubernd. Die Natur, diese große Künstlerin, verschmäht es hier, durch reiches Colorit und phantastische Zeichnung auf das Auge zu wirken. Einige Striche mit dem Stifte, einige Pinselstriche genügen ihr. Indem sie die Ufer des Sees, die nur ein Zubehör sind, herabdrückt, erhöht sie die Terrassen, welche den Hauptgegenstand des Gemäldes bilden. Und so ergreifend, so großartig ist die Wirkung dieser Bilder, daß ich verzichten muß, sie in Worten wiederzugeben.

„Wir befinden uns am Fuße der Weißen Terrassen, welche aber nicht weiß, sondern perlfarben sind; die höchste derselben nimmt einen kleinen Teich ein, der erst sichtbar wird, wenn man an seinem Rande steht; es ist der Krater; siedendes Wasser entströmt ihm, überfließt die breiten Staffeln der Terrassen und füllt, allmählich einen Theil der Hitze verlierend, eine große Anzahl kleiner, muschelförmiger Höhlungen. In diesen natürlichen, etwas über metertiefen, dem Anscheine nach alabasternen Badewannen nimmt das Wasser eine azur- oder opalblaue Färbung an; den Grund davon konnte man mir nicht angeben. Unzähligen kleinen, von der Natur in die Stufen der Terrassen gebohrten Oeffnungen entsteigen Wasserdünste in Form von Wölkchen, oben weiß wie frisch gefallener Schnee, tiefblau auf ihrer untern Fläche, vielleicht der Widerschein des in den Wannen enthaltenen Wassers. Aus letzteren erhoben sich von Zeit zu Zeit kleine flüssige Säulen,



Terrassenförmige Teiche am Te-Tarata. (S. 69.)

nach Art der Wasserkünste in altfranzösischen Lustgärten; auch mit Fallschirmraketen könnte man sie vergleichen. Oben am Krater gestattet die Hitze des Wassers und des Dampfes nur einen ganz kurzen Aufenthalt. Von unbeschreiblicher Schönheit und wundervoller Mannigfaltigkeit sind die an den Rändern der Stufen im Laufe der Jahrhunderte entstandenen Tropfsteingebilde. Von der trefflichen Kate geführt und durch eine eigenthümliche Fußbekleidung gegen das Ausgleiten geschützt, wateten wir fortwährend in dem heißen Wasser, welches die Eigenschaft besitzt, die Gegenstände in Stein zu verwandeln. Vor einigen Jahren verlor hier eine englische Dame einen Schuh; noch befindet er sich, vollkommen versteinert, an derselben Stelle; er ist (in den Augen der Maori) tabu, heilig, und wehe dem Verwegenen, der sich erkühnte, ihn zu berühren!

„Ein von Maori geruderter hohler Baumstamm hat uns an das andere Ufer gebracht, und wir landen am Fuße der Rosaterrassen, welche aber nicht rosenfarbig, sondern rothgelb sind. Wirklich rosen- und purpurfarbene Felsen sah ich nur im Steinigen Arabien. Diese zweiten Terrassen sind etwas niedriger und schmäler als die Weißen; aber die Staffeln sind vollkommener erhalten, und man erkennt hier deutlicher als dort die Hand des Architekten. . . . Gefrühstückt wurde im Schatten einiger blühender Manukabüsche, nicht im Grase, welches hier fehlt, sondern auf Bimssteinen sitzend, in Gesellschaft unserer Führerin und einiger Maorifischer; die letzteren brachten uns in ihrem Kahne nach der Stelle, wo wir unsern Nachen gelassen hatten. Der heiße Kalwaka, mehr Bach als Flüßchen, aber reißend und überreich an Stromschnellen, windet sich wie eine Schlange zwischen den grünen Vorhängen des Dickichts beider Ufer. Die Manuka sind hier zu Bäumen aufgeschossen. Die Tutu mit ihren giftigen Blättern, der einheimische Hanf und andere exotische Gewächse bilden den Rahmen und an mehreren Stellen

ein dunkles Tonnengewölbe, unter welchem unser Kahn pfeilschnell dahinglitt."

Seit Hübners Besuch hat sich allerdings die Gestalt des Roto-Mahana-Sees, der berühmten Sinterterrassen und die ganze Umgegend infolge eines Ausbruchs des nahen Tarawera bedeutend geändert. Der Tarawera ist ein 1100 m hoher Berg am östlichen Ufer des gleichnamigen Sees. Sein abgeplatteter Gipfel, der ihm die Gestalt eines Tafelberges gab, zeigte keine Spuren eines Kraters. An seinem Fuß hatten sich zwei Maoridörfchen, Te Aviki und Te Moura, angesiedelt; der kleine Roto-Mahana-See mit den Terrassen lag kaum 2 km von seinem breiten Fuße und das halb europäische, halb maorische Dorf Ohinemutu, das wir eben mit Graf Hübner besuchten, ist 25 km vom Tarawera entfernt. Der plötzliche Ausbruch dieses Berges erfolgte am 10. Juni 1886. Ohne irgend welche vorhergehenden Anzeichen öffnete sich um 2 Uhr morgens unter Erdbeben, donnerähnlichem Getöse und Sturmwind der flache Gipfel des Tarawera und spie drei ungeheure Rauch- und Feuersäulen gegen Himmel. In einer Stunde thürmten sich drei kegelförmige Kraterhügel auf, Wahanga, Ruawahia und Tarawera, 40—50 m hoch. Augenzeugen sagten, es sei das furchtbarste Schauspiel gewesen, das sie in dieser Welt gesehen. In großer Anzahl schleuderten die drei Krater Feuerkugeln aus; dieselben flogen in eine unglaubliche Höhe und stürzten dann auf die Maoridörfchen am Fuße des Berges und auf das 8 km entfernte Wairoa nieder, manche Einwohner erschlagend und die mit Gras bedeckten Hütten in Brand steckend. 105 Maori und 6 Europäer kamen bei der schrecklichen Katastrophe um. Bald fiel die ungeheure Masse vulkanischer Asche, welche in die Lüfte geschleudert war, mit Regen vermischt als Schlamm auf die Erde nieder und deckte viele Quadratkilometer in der Runde den Boden mit einer 1—2 m dicken Lage. Die ganze Gestalt der Umgegend änderte sich. Die Terrassen verschwanden völlig; der Roto-Mahana-See verwandelte sich in einen riesigen Dampf-Geysir. Eine Spalte öffnete sich in der Seite des Taraweraberges, geht durch diesen Krater und erstreckt sich 14½ km nach Südwesten in einer wechselnden Breite von 800—3000 m und einer Tiefe von 100—300 m. Zu Auckland, in einer Entfernung von 225 km, hörte man deutlich den Donner dieses vulkanischen Ausbruchs und sah drei Tage später die schwarze Aschenwolke, welche der Wind nach allen Richtungen vertheilte. Nach Messungen berechnete man die Höhe dieser Wolke auf über 10 000 m (44 700 englische Fuß), etwa 2000 m höher als die höchsten Gipfel unserer Erde im Himalaya.

Nicht minder merkwürdig als der vulkanische Charakter der Nordinsel ist die gebirgige Natur der Südinsel. Auf ihrer ganzen Länge nämlich wird sie von einer gewaltigen Gebirgskette durchzogen, deren höchster Punkt, der Mount Cook, mit 4025 m nur um 800 m unter dem Montblanc zurückbleibt, während in den Thälern großartige Gletscher sich weit herabschieben. Der größte Eisstrom Neu-Seelands ist der Tasmangletscher, dessen Gletscherthor sich auf der Südostseite der Insel 730 m über dem Meere findet. Viel tiefer herab reichen noch die Gletscher der Nordwestseite. Da endet der große Franz-Josephs-Gletscher (vgl. das Bild S. 73) nur 215 m über dem Meeresspiegel, während z. B. das Ende des Aletschgletschers in der Schweiz, dem er an Größe nicht viel nachsteht, in einer Höhe von 1350 m liegt. Schroff und steil fallen die Berge gegen die Westküste ab und bieten mit ihren an manchen Orten 1000—1200 m hohen senkrechten Felswänden einen überwältigenden Anblick. Man hat behauptet, Neu-Seeland vereinige in seinen Landschaftsbildern die schönsten Züge der Scenerien Norwegens, der Schweiz, Tirols und Italiens und breite über ihnen den Himmel und das sonnige Licht Griechenlands aus.

Indessen darf man nicht meinen, daß die beiden großen Inseln wegen ihres vulkanischen oder ihres alpinen Charakters unfruchtbar seien; im Gegentheil können sie ihrem größten Umfang nach mit den gesegnetsten Ländern der Erde an Fruchtbarkeit sich messen. Sie liegen ungefähr in der nämlichen Breite auf der Südhalbkugel, wie Italien auf der Nordhälfte, und haben deshalb in den niedrigeren Gegenden ein ungemein mildes, und da die Hitze des Sommers wie die Kälte des Winters durch das umgebende Meer gemildert wird, auch ein sehr stetiges Klima; die Nordinsel hat eine mittlere Jahrestemperatur von 15½°, die Südinsel eine solche von 10½° C.

Nicht ganz mit Unrecht, wenngleich ein wenig übertrieben, hat man daher wohl Neu-Seeland als ein wahres Paradies geschildert, in dem ein ewiger Frühling herrsche und das in den meisten seiner Theile einen wahren Garten bilde.

3. Neu-Seelands Pflanzen- und Thierwelt.

Schon Cook bewunderte die prachtvollen, immergrünen Wälder mit ihren vielfach seltsamen Pflanzen und großartigen Baumriesen. Die Pflanzenwelt ist in der That eine eigenthümliche, indem sich indische, australische und südamerikanische Gewächse hier treffen. Nichts fällt dem Ankömmling auf Neu-Seeland mehr auf als das Vorherrschen der Farrenkräuter und der strauchartigen Gewächse, während eigentliche Wiesengründe fast ganz fehlen. Die Felder, welche, von weitem erblickt, Weiden und Rasenplätze zu sein schienen, zeigen sich, wenn man näher hinzukommt, mit mannshohen Sträuchen und vorzüglich mit einer gleich hohen Farrenart (Pteris esculenta) bedeckt, deren eßbare Wurzel früher den Eingeborenen einen Haupttheil ihrer Nahrung lieferte. Nur mit Mühe dringt man durch dieses Farrendickicht, und gelangt man in den Wald, so sind es wieder die baumartigen Farren mit ihren prächtigen Kronen und die auf den Stämmen schmarotzenden Polypodien, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Unter den Nutzhölzern zeichnet sich die Kaurifichte (Kauri oder Dammara australis) aus; Stämme von 4 m Durchmesser und 30 m Höhe bis zu den ersten Zweigen oder 50—60 m bis zur Spitze der Krone sind nicht selten; doch ziehen die Holzhauer die nur etwa 200—300 Jahre alten Bäume vor, welche bei einem Durchmesser von 1 m und bei einer Höhe von 20—25 m sich besser als Maste ꝛc. eignen. Die Kauri liefert ein vortreffliches Schiffsbauholz, und ihr Harz ist ein gesuchter Artikel zur Bereitung des Firnisses.

Hübner beschreibt uns einen Kauriwald, den er in der Nähe der oben beschriebenen Geysirs fand: „Etwas weiter kamen wir in einen schönen Urwald. Da stehen in Reihe und Glied die schwarze Fichte und die rothe Fichte und vor allem der edle Kauri, welcher nur auf der Nordinsel vorkommt. Außerhalb Europa's sind der Kauri, die Wellingtoniana, die Fichte der Norfolk-Insel und die Ceder des Libanon die Könige des Waldes. Wir bewunderten einige prachtvolle Exemplare der Dammara australis; aber viele dieser Riesen scheinen dahinzusiechen; Leichenblässe bedeckte manchen, einer schönen Säule gleich aufsteigenden Stamm; der Feind ist die Rata. Diese Schlingpflanze schmiegt sich an die Stämme, und gleich der Boa Constrictor erstickt sie langsam, aber sicher den Baum in ihrer Umarmung; von ferne gesehen, gleicht sie einem dicken Seile. . . . Die Kauri, wie so viele andere Coniferen, erreichen eine bedeutende Höhe. Die Natur pflanzt sie gewöhnlich in einer gewissen Entfernung voneinander. Ihre Aeste sind zu kurz, um sich mit denen der Nachbarstämme zu verschlingen; aber das Unter-

Franz-Josephs-Gletscher.

holz bildet eine feste, undurchdringliche Masse. Das helle Grün der Sträucher sticht angenehm ab von dem Blaugrün der Kauri und bringt in das Colorit der Waldlandschaft eine dem Auge wohlthuende Abwechslung. Die Hauptschönheit der Kauri besteht in dem mächtigen, schlanken, glatten Stamme. In der Sonne leuchtet er wie Metall; der Schatten übergießt ihn mit warmen, lichtbraunen Tinten. Die einheimischen Bäume jedweder Gattung erneuern ihre Blätter fortwährend. Frische und Anmuth fehlen gänzlich. Der ‚Busch' dieser Insel hat im ganzen keine Aehnlichkeit weder mit unseren noch mit den tropischen Wäldern; er ist ein Unicum. Er gefällt, er fesselt, er überrascht, aber er stimmt zur Wehmuth. Er gleicht einem interessanten Kopfe mit dem Ausdrucke des nahen Todes auf den edlen Zügen. Die Maori selber sind wie ihr Wald. Die unbelebte wie die belebte Natur müssen, so scheint es, den Neuankömmlingen weichen."

Unter den kleineren Pflanzen ist neben dem vorgenannten eßbaren Farrenkraut der neuseeländische Flachs (Phormium tenax, vgl. nebenstehendes Bild) am nützlichsten. Er ist eine lilienartige Pflanze mit schwertförmigen Blättern und liefert Fasern, welche an Dauerhaftigkeit und Güte den Flachs und Hanf weit übertreffen und von den Eingeborenen zu den verschiedenartigsten Arbeiten verwendet wurden. Ihre ganze Kleidung bestand ehedem fast nur aus seinen Fabrikaten; die Blätter, einzeln neben- und übereinander an einem dünnen Netzwerk aus Fasern angebunden, so daß die einzelnen Schichten dachziegelförmig übereinander lagen, bildeten einen trefflichen, regendichten Mantel.

Neuseeländischer Flachs.

Auch die Thierwelt auf Neu-Seeland ist eine ganz eigenthümliche. Von Säugethieren kamen früher außer ein paar Fledermäusen nur eine kleine Ratte (die Kiore), eine Otterart (Waitorake) und ein kleiner Hund (Kararehe) vor. Viel reicher ist dagegen das Heer der Vögel vertreten. Ueber 150 verschiedene Arten sind bereits nachgewiesen, und ein Drittel davon sind nicht nur dem Archipel eigenthümlich, sondern gehören auch meistens zu Geschlechtern, welche anderweitig völlig unbekannt sind. Erwähnung verdienen hier der Huia-Vogel (vgl. das Bild S. 75), bei welchem das Männchen mit einem kurzen, geraden, das Weibchen mit einem doppelt so langen, gekrümmten Schnabel versehen ist; der Kakapo oder Erdpapagei, ein nächtlicher, eulenartiger Vogel mit nur verkümmerten Flügeln; ein eigenthümlicher Watvogel, dessen Schnabelende stets nach rechts gekrümmt ist, und endlich der Kiwi und die Moa. Der Kiwi (vgl. das Bild S. 76) ist wohl der sonderbarste unter den noch lebenden Vögeln. Nicht größer als eine Henne, ohne Flügel und Schwanz, mit einem langen Schnepfenschnabel, und den ganzen Leib gleichmäßig bedeckt mit langen weißen, haarartigen Federn, bietet er einen komischen Anblick. Alle Kiwiarten sind Nachtvögel, die den Tag in Erdlöchern zubringen und des Nachts ihre aus Insecten und Würmern bestehende Nahrung suchen. Sie leben paarweise; das Weibchen legt immer nur ein Ei, das aber ungemein groß ist, indem es fast ein Viertel soviel wie der Kiwi selbst wiegt — ein Beispiel, das sonst im Thierreich ohne Beispiel dasteht. Der heutige Kiwi oder Schnepfenstrauß ist nur mehr der letzte zwerghafte Vertreter eines ganzen Geschlechts, das ehemals auf Neu-Seeland auch durch wahre Vogelriesen vertreten war, nämlich durch die sogen. Moa. Bis jetzt hat man zwar nur erst Skelette aufgefunden von diesem Riesenvogel, und die Eingeborenen zeigen noch den Ort, wo ihre Vorfahren den letzten derselben getödtet hätten; allein es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß in den bisher unerforschten Dickichten und Schluchten noch einige Exemplare lebend aufgefunden werden. Nach den bis jetzt bekannten Skeletten muß dieser Vogel ausgewachsen die mittlere Höhe von 4 m erreicht haben, während der Strauß selten die Höhe von 3 m übersteigt. Eine fast vollkommene Eierschale, die man fand, hatte mehr als $^3/_4$ m im Umfang. Allerdings scheint Madagaskar früher noch größere Vögel beherbergt zu haben; in den Pariser Sammlungen findet sich ein auf der großen afrikanischen Insel gefundenes Ei, das bei einer Länge von 406 mm einen Umfang von 875 mm hat und $10^1/_2$ *l* faßt. Aus der ganz erstaunlich großen Menge von Knochenresten, die sich in Sümpfen, Höhlen ꝛc. der beiden Inseln Neu-Seelands finden, muß man schließen, daß die Moa früher außerordentlich zahlreich gewesen sind und alle Ebenen und Thäler Neu-Seelands bevölkerten. Nach den Ueberlieferungen schilderte der erste Entdecker dieser Inseln seinen Landsleuten dieselben als von Schaaren riesiger Vögel bewohnt und bewog sie durch diese Schilderung, mit ihm dorthin zu ziehen; auch besitzen die Eingeborenen noch jetzt Gedichte, in welchen die Jagdzüge gegen diese Riesen und die festlichen Schmausereien beschrieben werden, welche nach beutereichen Moajagden veranstaltet wurden.

4. Die Maori.

Indessen ist es Zeit, daß wir uns die ersten Bewohner dieser schönen Inseln etwas näher ansehen. Sie nennen sich zwar selbst Maori, welches in ihrer Sprache „Eingeborene" bedeutet, allein sie sind selbstverständlich auch eingewandert, und zwar von Norden her. Denn sie gehören zu dem großen polynesischen Stamme, welcher die östlichen Inseln des Stillen Oceans bewohnt; das bezeugen ihre Stammsagen, ihre Sprache und ihre Sitten. Ja ihre ganze äußere Erscheinung weist auf diese Zusammengehörigkeit hin.

Die alten Sagen berichten, ein Häuptling, Kupe genannt, sei von der Insel Hawaiki ausgezogen, seine Frau zu suchen, die ihm von seinem Bruder geraubt worden war. Nach langer Fahrt sei er auf der Nordinsel bei der Cookstraße, welche die Nordinsel von der Südinsel trennt, gelandet, ohne die Flüchtige zu finden. Das schöne Land habe ihn die Treulose vergessen lassen; er sei umgekehrt, um alle seine Landsleute zur Auswanderung nach dem reichen Lande aufzufordern. Viele hätten auf ihn gehört, und mit einer großen

Menge von Pirogen sei fast das ganze Volk von Hawaiki herübergekommen. Noch jetzt zeigen die Maori die Landungsplätze, an denen die einzelnen Kähne die Nordinsel erreicht hätten. Einer andern Sage zufolge sei Ngahue, ein anderer Häuptling von Hawaiki, der Entdecker Neu-Seelands geworden, als er, durch einen Krieg vertrieben, habe flüchten müssen, und er habe dann seine Freunde in diese neue Heimat abgeholt. Die Maori haben Stammtafeln ihrer Geschlechter, aus denen man diese Einwanderung etwa ins 14. oder gar erst ins 15. Jahrhundert n. Chr. berechnet. In der Insel Hawaiki, von der sie ausgewandert seien, will man die Insel Sawaii der Samoagruppe um so eher wiedererkennen, als die Neu-Seeländer und die Samoa-Insulaner fast ganz dieselbe Sprache reden, so daß sie einander vollkommen verstehen, obschon die beiden Inselgruppen durch 300 geographische Meilen offener See voneinander getrennt sind. Weil jedoch die Sprache der Maori der auf Rarotonga (im Cook- oder Hervey-Archipel) üblichen noch ähnlicher ist, lassen andere Forscher die Einwanderung von hier aus geschehen. Wie dem aber auch sein mag, daran kann nicht gezweifelt werden, daß die Neu-Seeländer von einer der nördlich gelegenen Gruppen herstammen und in den Bewohnern Polynesiens ihre Stammverwandten haben.

Ihr Aeußeres ist vortheilhaft: sie sind schlank, stark und wohlgebaut, wenngleich sie an physischer Kraft vielleicht den Europäern nachstehen. Die Hautfarbe ist gelblichbraun, findet sich aber in den mannigfachsten Schattirungen vom hellsten, dem Weiß sich nähernden Braun bis zum dunkeln Schwarzbraun. Das Gesicht ist wohlgebildet und erinnert oft an den europäischen Typus; das Haar ist glatt und weich, meistens schwarz, ebenso ist der Bart lang und schwarz; die Augen sind glänzend und durchdringend, die Nase kurz und etwas breit, der Mund groß und etwas dick, ihre Sinne scharf und wohlgeübt.

Die Kleidung der Maori (vgl. die Bilder S. 78 u. 79) wurde

Der Huia-Vogel Neu-Seelands.

wie oben bemerkt, ehedem fast ganz aus den Fasern des neuseeländischen Flachses gefertigt und war manchmal mit Federn besetzt oder auch mannigfach gefärbt. Gewöhnlich bestand sie aus zwei Theilen: einer Matte, die durch einen Gürtel um den Leib festgehalten wurde und bis zur Hälfte der Beine reichte, dem Tatata, und einem auf den Schultern — bei den Männern auf der rechten, bei den Frauen auf der linken — hängenden Mantel, dem Karowai. Schmucksachen waren sehr beliebt; das Haar, welches die Männer entweder in einen Knoten auf dem Wirbel zusammenbanden oder auch wie die Frauen lang herabhangen ließen, wurde mit Federn verziert, deren Zahl von dem Range der einzelnen abhing. Ganz allgemein war es, den Körper und ganz besonders das Gesicht zu bemalen und zwar mit einem Gemisch aus Haifischthran und Ocker; die Frauen färbten auch wohl das Gesicht, vor allem die Lippen, mit einem Eisenphosphat blau. Auch war die Kunst des Tätowirens in größter Vollkommenheit ausgebildet. Die zu erhaltenden Zeichnungen wurden zuerst auf dem Gesicht und dem ganzen Körper mit schwarzer Farbe aufgetragen, dann die Haut an den entsprechenden Stellen vermittels eines harten und spitzen Federkieles oder einer Fischgräte, die als Meißel dienten, und eines Holzhammers durchbohrt und endlich mit einer Mischung von Wasser und Kauriharz eingerieben. Diese Operation war nicht nur äußerst schmerzhaft, sondern auch so gefährlich, daß die vollständige Tätowirung nicht auf einmal ohne Lebensgefahr ausgeführt werden konnte. Es ist nur ein Fall bekannt, daß ein Maori das ganze Moko — so hieß auf Neu-Seeland die Operation — auf einmal an sich vollbringen ließ; indessen starb er, als die letzten Linien eingemeißelt wurden. So hat die Mode und Eitelkeit auch unter den Wilden ihre Martyrer. Die tätowirten Stellen schwellen an und veranlassen manchmal gefährliche Entzündungen; meistens jedoch heilen die Wunden nach zehn bis zwölf Tagen.

Die Wohnungen der Maori waren äußerst einfach, gewöhnlich klein und niedrig, aus Pfeilern von Holz und mit Wänden von geflochtenem Rohr. Die Thür war so niedrig, daß man fast nur in das Haus kriechen konnte; neben derselben befand sich ein Fenster, das auch dem Rauche freien Abzug gestattete. Alle Missionäre wissen nicht genug von dem Schmutz zu reden, den sie in diesen unbehaglichen Wohnungen der gewöhnlichen Maori fanden. Vortheilhaft unterschieden sich davon die Staatswohnungen der Vornehmen, die zwar ähnlich, aber viel größer, sorgfältiger gebaut und mit Schnitzereien aller Art, Figuren und Arabesken, kunstvoll verziert waren. Nur dienten diese „Paläste" bloß bei festlichen Gelegenheiten, und die Besitzer lebten gewöhnlich in anderen Wohnungen, die sich von denen ihrer Unterthanen nicht unterschieden.

Die Hauptbeschäftigung bildeten Ackerbau und Fischfang. Erstern trieben die Maori mit großer Vorliebe, so daß alle jedes Standes und Geschlechtes ihm oblagen. Sie reinigten das Land von Unkraut und Steinen, legten zwischen den Feldern ordentliche Wege an und umgaben die einzelnen Felder mit Rohrzäunen. Ihre Geräthe aber waren sehr einfach, aus Steinen und hartem Holz gefertigt. Ehedem pflanzten sie süße Pataten, Taro, Yamswurzeln, Kalabassen und den Papiermaulbeerbaum — lauter Pflanzen, die sie aus ihrer ursprünglichen Heimat Hawaiki nach Neu-Seeland eingeführt hatten; gegenwärtig haben auch bei ihnen schon Kartoffel sowie europäische Getreidearten und Gemüse das Uebergewicht gewonnen. Im Fischfang waren sie sehr geschickt und erfahren; sie hatten Netze von verschiedener Form und Größe, darunter so große, daß sowohl zu deren Anfertigung als Anwendung die Bewohner eines ganzen Dorfes sich vereinigen mußten. Außerdem benutzten sie Angelhaken aus Holz, Muscheln, Knochen und Haifischzähnen, und wußten die Fische des Nachts durch Fackeln anzulocken. Auch ihre Boote waren gut und geschickt gebaut; einzelne ihrer Kriegspirogen waren so groß, daß sie bis 100 Personen und mehr trugen, obgleich der Kiel aus einem einzigen ausgehöhlten Stamme gefertigt war. Die Jagd wurde von den Maori seit der Ausrottung der Moa in beschränktem Maße betrieben; seit aber jetzt europäisches Wild (namentlich Hirsche, Kaninchen, Fasanen, Wildenten) eingeführt wurde und sich unglaublich vermehrt hat, wissen die Eingeborenen auch hiervon Nutzen zu ziehen.

Die Kiwis und die Moa Neu-Seelands. (S. 74.)

Ein hervorstechender Charakterzug der Neu-Seeländer war ihre Kriegslust und Streitsucht; zwischen den einzelnen Stämmen, welche die Inseln besetzt hielten, herrschte fast beständige Fehde. Wenn sie auch manchmal in ihren Kämpfen eine gewisse Ritterlichkeit an den Tag legten, so war doch im allgemeinen die Art ihrer Kriegführung höchst wild, roh und grausam. Die erschlagenen Feinde wurden verzehrt, die Schädel dienten als die größten Zierden auf den „Palästen" der Häuptlinge. Die geringste Ursache war hinreichend, die Kriegsflamme auflodern zu lassen; eine kleine Beleidigung gegen ein Mitglied des Stammes, das Wegnehmen einiger Feldfrüchte von einem fremden Stammgebiet oder dergleichen genügten, um zwei Stämme gegeneinander ins Feld zu führen, und war ein Häuptling im Kampf gefallen, so hörte der Krieg nicht auf, bis der eine der beiden Stämme vollständig vernichtet war. Mit dieser Kriegslust hing auch ihre Rachsucht zusammen, die sie zu allen Greueln zu treiben vermochte. Wenn jedoch diese Leidenschaften sie nicht aufregen, erscheinen sie freundlich und gefällig, ja es fehlt ihnen sogar an einer gewissen Zartheit des Gefühles nicht; dann aber sind sie auch wieder stolz und sogar hochmüthig. Viel ehrlicher als die anderen Polynesier, sind sie erst durch den Einfluß der Europäer in dieser Beziehung verdorben und mit der Hab- und Gewinnsucht bekannt geworden. Zwar an Fleiß und Ausdauer fehlte es ihnen nie, aber arbeiten, bloß um reich zu werden, mochten sie nicht; viel lieber widmeten

sie, sobald sie sich ihren nächsten Unterhalt gesichert hatten, ihre Zeit dem Vergnügen.

An geistigen Fähigkeiten überragen sie weit die meisten uncivilisirten Nationen, und unbestritten gehören sie zu den bildungsfähigsten Völkern. Seit einer Reihe von Jahren haben die Engländer sie vollständig mit den Weißen gleichgestellt, und seit mehr als zwanzig Jahren sitzen Maori im neuseeländischen Unterhause (vgl. untenstehendes Bild). Ein Bericht aus Neu-Seeland vom Jahre 1871 (‚Mail', 29. December) ist ihres Lobes voll. „Die Maori", sagt derselbe, „steigen immer mehr in der allgemeinen Achtung; ihre durch die letzte Wahl ins Unterhaus beförderten Mitglieder zeigen sich als bemerkenswerth intelligente Leute; sie wissen alle zur Verhandlung gelangenden Gegenstände vortrefflich zu würdigen, nicht bloß jene, welche sich auf die Verhältnisse ihrer Landsleute beziehen. Alle ihre Reden zeichnen sich aus durch eine merkwürdige Klarheit im Ausdruck, durch Unabhängigkeit in der Auffassung und offenbare Sachkenntniß. Gegenwärtig handelt es sich darum, Maori als Mitglieder ins Oberhaus zu berufen. Noch vor einem Jahre würde man an dergleichen nicht gedacht haben; heute jedoch findet kein weißer neuseeländischer Lord dagegen etwas einzuwenden. Als über diese Berufung von Maori im Oberhause selbst verhandelt wurde, äußerte ein Mitglied, Mr. Waterhouse, indem er dieselbe befürwortete: ‚Was ich von den Maori bis jetzt kennen gelernt habe, macht auf mich den Eindruck, daß sich unter ihnen Männer von hoher Achtbarkeit, von festen Grundsätzen und von großer geistiger Begabung befinden, die jeder Volksvertretung in der Welt Ehre machen würden."

Ein Maori-Parlamentsmitglied.

5. Die religiösen und staatlichen Verhältnisse der Maori.

Obgleich das moralische Gefühl bei den Neu-Seeländern, wie bei den meisten Polynesiern, ziemlich abgestumpft war, so bildete dennoch eine gewisse religiöse Scheu den Mittelpunkt ihrer öffentlichen Einrichtungen sowohl als ihres Privatlebens. Auch die allergewöhnlichsten Handlungen wurden durch die Beziehung auf irgend eine göttliche Macht geleitet und bestimmt. An Göttern und Gottheiten fehlte es den Maori durchaus nicht; nicht nur jeder Stamm und jede Familie, sondern fast jedes Individuum, könnte man sagen, hatten ihren besondern Schutzgott; jede Handlung und Beschäftigung hatte wieder den ihren.

In den religiösen Ansichten tritt ganz besonders die Zusammengehörigkeit der Maori zu dem großen polynesischen Volksstamm hervor. Wie z. B. die Tuamotu-Insulaner, deren Heimat wir auf unserer Fahrt über die Südsee später besuchen werden, durch die Verbindung von Himmel und Erde alles entstehen lassen, so erzählen auch die Maori, daß der Himmel (Rangi) und die Erde (Papa) fünf Söhne hatten, welche alles hervorbrachten und deshalb auch als die obersten Götter galten: Rongo, den Gott der süßen Bataten, Tane, den Gott der Vögel, Tangaroa, den Gott der Fische, Tawiri, den Gott der Winde, und Tu, den Kriegsgott, welcher die Menschen erschuf. Wie nach der Ansicht der Tuamotu-Insulaner Maui, ein untergeordneter Gott, die Insel Tahiti mit seinem Angelhaken aus dem Meere erhob, so fischte nach den Maori-Sagen der nämliche Maui die Nordinsel Neu-Seelands aus dem Meere, weshalb dieselbe auch Te-ika-a-maui oder Ahi-ea-maui (der Fisch des Maui) hieß.

Maui war nämlich nach der Sage der Neu-Seeländer ein gewaltiger Held, der, ähnlich dem alten Herkules, viele wunderbare Thaten vollbrachte. Er hat die Maori gelehrt, Kähne und Häuser zu bauen, er war der erste Seiler und erfand die Kunst, Stricke zu drehen und Schlingen zu knüpfen, ja er hatte sogar der Sonne und dem Monde ihre Bahnen angewiesen, war Herr über Wasser, Feuer, Luft und Himmel und gilt endlich auch als Schöpfer der Erde, welche er, wie gesagt, aus dem Meere fischte. Die Maori erzählen sich die Sache also: Maui hatte fünf Brüder; während aber diese alle fleißig dem Fischfange oblagen, lag er träge zu Hause. Sie schalten ihn ob seiner Faulheit; da sagte er eines Tages, nun gut, so wolle auch er fischen gehen und er werde einen so großen Fisch fangen, daß ihn die Brüder niemals würden aufessen können. Weil nun aber Maui im Rufe eines mächtigen Zauberers stand, wollten ihn die Brüder nicht in ihr Schiff lassen. Da verwandelte er sich in einen kleinen Vogel und kam zu seinen Brüdern, als diese weit draußen im Meere waren. Dann nahm er wieder seine gewöhnliche Gestalt an und gab sich seinen Brüdern zu erkennen. Sofort schickte er sich zum Fischfange an und zog einen aus der Kinnlade seines Großvaters verfertigten Angelhaken hervor. Die Brüder wollten ihn nicht gewähren lassen und weigerten ihm Köder. Maui aber wußte sich zu helfen; er schlug sich auf die Nase, daß sie blutete, befeuchtete etwas Flachs mit Blut, wickelte das um seinen Angelhaken und warf ihn aus. Kaum war die Schnur abgelaufen, so zupfte es und biß und zog mit solcher Gewalt, daß die Brüder fürchteten, der Kahn werde kentern, und daher schrieen: „Maui, laß los!" Allein er entgegnete: „Was Maui einmal hält, läßt er nicht wieder los!" und zog aus Leibeskräften, und siehe, der Fisch war eine große Insel. Maui fragte seine Brüder, ob sie deren Namen wüßten, und da sie es verneinten, nannte er es „Das gesuchte Land", im Munde des Volkes aber erhielt es den Namen „Fisch des Maui". Als dieser sonderbare Fisch ganz aus dem Wasser gezogen war, stürzten sich

Kleidung der Maori-Häuptlinge. (S. 75.)

Kleidung und Köpfe von Maori-Frauen. (S. 75.)

die Brüder über ihn her, um ihn unter sich zu vertheilen; im Streite zogen und rissen sie ihn hin und her, wodurch Berg und Thal und die vielen Buchten und Baien der Insel entstanden. Der Kahn aber strandete, als das Land aus der Meerestiefe emporkam, und heute noch soll nach der Sage der Eingeborenen Maui's Schiff auf dem Gipfel des Berges Ikaurangi bei Waipiro, nahe dem Ostcap der Insel liegen, und dort soll auch Maui begraben sein.

Vielleicht liegt in dieser sonderbaren Sage, die wir unter verschiedenen Formen auch auf anderen Inseln der Südsee finden, trotz des vielen kindischen und läppischen Beiwerks, womit die Wilden sie umkleidet haben, dennoch eine Erinnerung an die Sündflut und die Arche Noe's. Hören wir auch noch, wie sich die Maori den Weg ins Jenseits vorstellen.

Sie glauben, am Nordcap der Nordinsel bei der Höhle Reinga sei der Eingang in das Reich der Todten. Neben jener Höhle steht ein uralter Pohutukanabaum; kein Lebender darf ihn berühren, noch viel weniger eine Axt ihn verwunden; denn er ist gebannt, d. h. mit dem strengsten „Tabu" belegt. Seine tief herabhängenden Aeste dienen den Geistern als eine Leiter, aber nicht als Himmelsleiter, sondern als Absteig zum Todtenpfade. Dieser führt erst tief hinunter in die Erde; dann steigt er wieder aufwärts und führt endlich auf dem Geisterpfade Rerenga wairu an ein Meer. Da harrt ihrer der Todtenkahn, der sie nach dem Lande Hawaiki übersetzt, der „Wiege des Volkes". Auch dieser Sage wohnt eine tiefe Wahrheit inne, die aber von den Maori nicht verstanden wird. Unaufhaltsam ziehen ja die Menschen durch den dunkeln Weg des Todes und Grabes nach dem Meer der Ewigkeit und der wahren Heimat. Daß sie dieselbe nur finden möchten! Auch an das Thor des Schattenreiches Hades und an den alten grimmigen Fährmann Charon mit seinem Todtenkahn, von dem die Griechen und Römer fabelten, mag vielleicht mancher meiner jungen Freunde denken.

Neben den oberen Göttern, die mehr in der Sage und den Liedern fortlebten, aber im ganzen nur wenig verehrt wurden, hatten die Maori, wie die anderen Polynesier, eine ganze Anzahl von Wairua, d. h. vergötterten Menschen und Vorfahren. Jeder Häuptling galt schon bei Lebzeiten als Gott und sah sich selbst als solchen an; nach seinem Tode aber erhielt er volle göttliche Verehrung. Auf diese Weise entstanden die Schutzgötter der einzelnen Stämme, Familien, Ortschaften, Wohnplätze, Beschäftigungen u. s. w., und ihre Zahl war natürlich in stetem Wachsthum begriffen. Weil aber die Häuptlinge als lebende Gottheiten betrachtet wurden, deshalb war auch alles, was ihnen gehörte, dem gemeinen Gebrauch entzogen und galt als Tabu oder Tapu; auch konnten sie alle anderen Dinge, sei es durch Berührung, sei es durch aufgestellte Zeichen, für Tabu erklären, und alles dieses blieb dem gewöhnlichen Gebrauche entzogen, bis sie das Tabu wieder aufhoben; der Bruch des Tabu aber wurde mit dem Tode bestraft. Gerade hierin gibt sich bei den Maori, wie bei den Polynesiern überhaupt, die religiöse Gesinnung kund; denn eigentliche Tempel und Feste zu Ehren der Götter hatten sie wenigstens zur Zeit, als die Europäer mit ihnen in Verbindung traten, kaum mehr. Doch brachten sie zuweilen noch Opfer, so namentlich im Kriege, wo der zuerst im Kampfe Getödtete dem Kriegsgott aufgeopfert wurde und deshalb nicht, wie die anderen Erschlagenen und Gefangenen, gefressen werden durfte.

Die neugeborenen Kinder werden bald nach der Geburt den Göttern geweiht; die Mutter bringt das Kind zum Ufer eines Flusses, wo ein Paura (ein alter Götzenpriester) es empfängt, nach verschiedenen Ceremonien mit unverständlichen Worten es in das Wasser taucht und ihm einen Namen beilegt. Auch bei der Heirat wird von einem Paura mit geheimnißvollen Worten der Segen auf das Paar herabgerufen; doch gilt dieses nur bei der Hauptfrau, nicht aber bei den Nebenfrauen, deren die Häuptlinge eine nach ihrem Range bestimmte Anzahl haben durften. Nicht weniger war das Begräbniß, namentlich der Häuptlinge, mit religiösen Feierlichkeiten verbunden. Die Leichen wurden prächtig geschmückt auf besondere Gerüste gelegt oder in Bäumen aufgehängt, bis alles Fleisch verfault oder eingetrocknet war; dann folgte das sogenannte Hahunga, d. h. die Ueberbleibsel wurden gesammelt, mit Oel gesalbt, in Matten gewickelt und unter lauten Trauerklagen an einen durch strenges Tabu geschützten Ort gebracht, an dem schon die Vorfahren ruhten, und der durch einen roth gefärbten Pfahl mit einem geschnitzten Menschengesicht kenntlich gemacht war; ringsherum legte man die Waffen und Geräthe des Verstorbenen, die Schädel erschlagener Feinde, sowie auch die der Sklaven, die bei der Bestattung eines Häuptlings geschlachtet und gefressen zu werden pflegten, und die der Frauen, welche sich beim Tode ihres Gatten etwa freiwillig getödtet hatten.

In politischer Beziehung scheinen die Häuptlinge ehemals eine unbeschränkte Gewalt ausgeübt zu haben; allein schon vor der Entdeckung Neu-Seelands durch die Europäer war diese Macht sowohl als der Standesunterschied, der sonst unter den Polynesiern sehr scharf ausgeprägt ist, beinahe ganz verschwunden. Es fanden sich nur mehr Freie und Sklaven, und obgleich noch die alten Häuptlingsfamilien unterschieden wurden, so war doch ihre politische Stellung die nämliche wie die aller Freien, und nur in religiöser Beziehung behaupteten sie noch einen Vorrang; denn sie allein konnten die priesterlichen Verrichtungen ausüben, ein allgemein giltiges Tabu auflegen ꝛc. Auch in der Kleidung zeichneten sie sich aus, indem sie das ausschließliche Recht hatten, gewisse Federn in den Haaren, den Tiki (eine Art Perlenschnur) um den Hals und den Hani (einen schön geschnitzten Stock) in der Hand zu tragen. In allem übrigen standen die Rangatira, die gewöhnlichen Freien, ihnen vollständig gleich, so daß kein anderer Unterschied bemerkbar war, als welchen ein größerer Wohlstand oder eine größere persönliche Tüchtigkeit naturgemäß mit sich führt. „Der leitende Grundsatz war, daß jeder thun konnte, was er wollte, wenn er die Macht dazu besaß," sagt Meinicke; „allgemeine Berathungen kamen oft vor, allein sie waren freiwillig und keine politische Institution und bezogen sich fast nur auf zu führende Kriege." Von einer eigentlichen Gesetzgebung findet sich daher auch keine Spur; nur von den Vorfahren her hatten sich einige allgemein giltige Vorschriften erhalten: so wurde z. B. der Diebstahl mit Verbannung oder dem Tode, der Ehebruch mit dem Tode bestraft, und gehörte der Verbrecher einem fremden Stamme an, so kam es zum Kriege. Sehr strenge wurde nur das Eigenthumsrecht gehandhabt; die Kinder erben den Besitz ihrer Eltern, ohne daß sogar die Häuptlinge das Recht hätten, sie dessen zu berauben. Als Familieneigenthum galten aber bloß die Häuser und die Geräthe, während das Land als Stammeseigenthum angesehen wurde, von dem jeder einen beliebigen Theil bebauen konnte.

6. Neu-Seeland wird eine britische Kolonie.

Wir haben oben gesehen (S. 67), welcher Art Leute die Europäer waren, die sich auf Neu-Seeland niederließen und die erste Ansiedlung zu Kororarika gründeten. Gern hätte die

englische Regierung von Australien dem Unfug jener verwilderten Kolonisten gesteuert; allein es fehlten ihr dazu die nöthigen Mittel. Der erste Anstoß zu einer Aenderung dieser traurigen Zustände ging von dem anglikanischen Bischof Marsden von Neu-Süd-Wales aus. Am 19. November 1813 landete dieser mit einigen seiner Prediger zu Kororarika in der Inselbai, um den Versuch zur Gründung einer Mission zu machen. Um den Preis von 12 eisernen Haken kaufte er von den Häuptlingen von Rangihu ein Stück Land von etwa 100 Hektaren, auf welchem er Häuser errichtete und eine kleine Kolonie von 25 Europäern gründete. Nachdem die Kolonie eingerichtet, die Gärten und Felder bestellt waren, wollte er mit dem Predigen beginnen, allein die Eingeborenen dachten mehr daran, sich Feuerwaffen von den Europäern zu verschaffen, als eine neue Religion anzunehmen. Allerdings war die Anwesenheit der wilden Gesellen aus Europa ein großes Hinderniß für die Prediger, und mit Recht suchten diese die Eingeborenen von dem Verkehr mit dem verdorbenen Gesindel von Kororarika (vgl. untenstehendes Bild) abzuhalten. Dazu kamen endlich noch die beständigen Kriege der Maoristämme untereinander. Jene, welche mit den Europäern am meisten verkehrten und von ihnen den Gebrauch der Feuerwaffen erlernt hatten, suchten die anderen Stämme zu unterwerfen, und die Sendboten standen diesen Zwistigkeiten nicht ganz fern. Es scheint, daß sie durch die Unterstützung des kühnen und unternehmenden Häuptlings Hongi (oder Schunghi, wie er auch wohl genannt wird) sich auf Neu-Seeland eine Art Herrschaft gründen wollten. Bereits früher (1817) hatten sie sich von dem Gouverneur von Neu-Süd-Wales richterliche Gewalt über alle englischen Unterthanen auf Neu-Seeland ertheilen lassen; in Hongi hofften sie den Arm zu finden, der ihre Urtheile auszuführen vermöge. Allein sie hatten sich in ihm getäuscht, indem er für sich selbst und nicht für die protestantischen Missionäre ein Reich zu gründen suchte. Im September 1821 begann er seine Kriegszüge; ein benachbarter, am Südufer der Inselbai wohnender Stamm wurde überfallen, dessen oberster Häuptling in der Schlacht getödtet, und Hongi, der auf das Betreiben und mit der Unterstützung der Missionäre im Jahre vorher eine Reise nach England gemacht hatte, um das englische Christenthum und die englische Civilisation kennen zu lernen, — Hongi riß dem erschlagenen Feinde das rechte Auge aus, verschluckte es und trank das aus der Wunde fließende Blut! 1300 Mann sollen in diesem ersten Kampfe getödtet und gefressen worden sein. Bis zum Jahre 1827 setzte nun Hongi, den man wohl „Neu-Seelands Napoleon" genannt hat, seine Eroberungszüge fort; jeder siegreichen Schlacht folgten die schrecklichsten Feste, bei denen der Häuptling und sein Heer im Menschenfraß förmlich schwelgten. „Trotzdem nannte sich dieser wilde Cannibale ‚Freund der Missionäre' und verhinderte auch in der That, soviel er konnte, jede Gewaltthat gegen ihr Besitzthum." Den ganzen nördlichen Theil der Nordinsel bis zum Waikato hatte er erobert, als ein Schuß im Jahre 1827 seinem Leben und Wüthen ein Ende machte.

Kororarika an der Inselbai.

Allein diese blutigen Kämpfe hatten die Maori erschöpft, und so trat nach dem Tode Hongi's ein allgemeines Bedürfniß nach Frieden ein, welches den Bestrebungen der Missionäre sehr günstig war. Seit im Jahre 1823 ein Beschluß des englischen Parlaments den obersten Gerichtshöfen von Neu-Süd-Wales und Tasmania die Gerichtsbarkeit über sämmtliche britische Unterthanen auf Neu-Seeland zugesprochen hatte, war dem Unwesen der europäischen Ansiedler in Kororarika ein Ende gemacht worden, und die protestantische Mission machte jetzt wirkliche Fortschritte. Die Zahl der Missionsanstalten wuchs; mit denselben wurden Schulen verbunden, in denen die Maorikinder ihre eigene Sprache lesen und schreiben lernten; stattliche Kirchen erhoben sich, an denen die Söhne der Häuptlinge als Missionsgehilfen angestellt wurden.

Zu gleicher Zeit suchten indessen die Missionäre politischen Einfluß zu gewinnen; ihr erster Versuch mit Hongi war allerdings gescheitert, aber darum gaben sie ihr Vorhaben nicht auf. „Im Jahre 1833, zu einer Zeit, als etwa 1200 Europäer auf Neu-Seeland lebten, setzten sie es zunächst durch, daß die englische Regierung ‚auf die Bitten von 13 neuseeländischen Häuptlingen', sowie ‚zum Schutze der Eingeborenen und für die Sache der Humanität und Civilisation' nach Kororarika, als dem Mittelpunkte der Pakeha-Maori, d. h. der halbverwilderten europäischen Kolonisten, in dem Konsul Busby einen Vertreter schickte, welchen sie bei den Missionären beglaubigte." [1] Damit anerkannte England thatsächlich die Sendboten als die officielle Regierungsbehörde Neu-Seelands. Zwei Jahre später erklärte die englische Regierung das von den protestantischen Missionären besetzte Gebiet Neu-Seelands als „Conföderation der vereinigten Maori-Stämme".

Im Jahre 1836 gründete Gregor XVI. das Apostolische Vikariat West-Oceanien, welches ein ungeheures Gebiet umfaßte, indem es alle Inseln östlich und nördlich von Australien vom 140.° östlicher bis zum 170.° westlicher Länge von Greenwich und vom 50.° südlicher bis zum 10.° nördlicher Breite einschließen sollte. Dieses neue Vikariat wurde der 1815 in Marseille ge-

[1] Christmann a. a. O. S. 44.

gründeten Congregation der Maristen übertragen, und Msgr. Pompallier, ein Priester dieser Congregation, zum ersten Apostolischen Vikar ernannt. Am Tage vor Weihnachten 1836 schiffte sich Msgr. Pompallier mit vier seiner Ordensbrüder ein, um für die katholische Kirche von der neuen Mission Besitz zu ergreifen. Bevor aber der neue Apostolische Vikar auf Neu-Seeland eintraf, hatte sich in England eine „Neuseeländische Compagnie" gebildet, welche sofort die Gründung Wellingtons am Port Nicholson in der Cooksstraße in Angriff nahm und damit den Schwerpunkt der Ansiedlungen von den Missionsstationen im Norden weg nach dem Süden hin verlegte. Zu gleicher Zeit dachte auch die französische Regierung daran, Neu-Seeland für sich in Besitz zu nehmen, um dort eine Strafkolonie zu gründen. Diese Umstände veranlaßten die protestantischen Missionäre, welche namentlich eine französische Besitzergreifung fürchteten, die ihnen näher stehenden Häuptlinge „durch Vertheilung von wollenen Decken, Schießwaffen, Branntwein und was dergleichen diplomatische Ueberredungskünste mehr waren" [1], zu bestimmen, daß sie im Februar 1840 den Vertrag von Waitangi unterschrieben, durch welchen sie alle ihre Souveränitätsrechte für immer an die Krone von England abtraten. „Die eigentliche Bedeutung dieses Artikels", sagt Christmann, „wurde sicherlich nur von einem Theile der Contrahenten, nämlich den Engländern, richtig aufgefaßt." Wie dem aber sein mag, am 21. Mai 1840 wurde die Königin von England feierlich als Souveränin auf Neu-Seeland proclamirt. Neu-Seeland war jetzt eine britische Kolonie, und so war der Boden vorbereitet, auf dem auch katholische Missionäre ihre Arbeit beginnen konnten.

7. Die Ankunft katholischer Missionäre.

Am Weihnachtsfest 1836 also verließ Msgr. Pompallier mit vier Priestern und drei Laienbrüdern der Maristencongregation sein Vaterland, um den armen Wilden in West-Oceanien den neugeborenen Heiland zu predigen. Die Zahl der abreisenden Missionäre stand allerdings in keinem Verhältnisse zu der ihnen gestellten Aufgabe; sie reichten kaum aus, um auch nur die kleinste der vielen Inselgruppen, welche das neue Vikariat bildeten, zu bekehren. Allein die muthigen Glaubensboten ließen sich durch solche Erwägungen nicht abschrecken, und Msgr. Pompallier beschloß, das große Werk auf möglichst vielen Punkten zu gleicher Zeit zu beginnen. Er selbst wollte seinen Sitz auf jener Insel nehmen, welche sowohl durch ihre Größe als durch den beginnenden regen Verkehr mit Europa, Australien und Amerika sich am besten zum Mittelpunkt der Mission eignete, nämlich auf Neu-Seeland; seine vier Gefährten dagegen gedachte er auf die anderen Inselgruppen zu vertheilen, und diesem Entschluß blieb er auch dann treu, als ihm der Tod einen seiner Priester raubte, bevor derselbe noch das Ziel seiner Reise erreicht hatte.

Vor vierzig Jahren war der Verkehr zwischen Europa und Neu-Seeland noch ein unsicherer, und die Reise dorthin war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Pompallier mußte zunächst mit seinen Gefährten um die Südspitze Amerika's herum nach Chili segeln, um in Valparaiso auf eine Gelegenheit zur Weiterfahrt zu warten. Bald fanden sie eine solche nach Tahiti, wo kurz vorher von der Congregation der heiligsten Herzen die Mission von Ost-Oceanien eröffnet worden war. Hier hatte der neue Apostolische Vikar von Neu-Seeland das Glück, die erste Seele aus dem seiner Hirtensorgfalt anvertrauten Gebiete für den Himmel zu gewinnen, indem er ein nach Tahiti verkauftes Maorikind taufte. Westwärts wurde dann die Reise fortgesetzt, und gleich auf der ersten Insel West-Oceaniens, welche das Schiff berührte, auf Wallis, der nördlichsten Insel der Tonga- oder Freundschaftsinseln, ließ Msgr. Pompallier einen seiner Missionäre, P. Bataillon, den Apostolischen Vikar von Central-Oceanien, mit einem Laienbruder zurück, um sofort die Mission zu eröffnen; ebenso setzte er den im Jahre 1890 feierlich seliggesprochenen P. Chanel mit einem zweiten Laienbruder auf Futuna aus, während er selbst mit P. Servant und dem dritten Laienbruder nach Neu-Seeland weitersegelte. Das Leben und den Martertod des seligen Chanel werden wir später erzählen, wenn wir auf unserer Fahrt die Insel Futuna, den Schauplatz seines Wirkens und Leidens, erreichen.

Von Futuna segelte Msgr. Pompallier mit seinen beiden Gefährten zurück nach Sydney; dort gründete Msgr. Pompallier ein Procurahaus, welches die Verbindung zwischen Europa und den auf den Inseln des weiten Vikariates zerstreuten Missionären vermitteln sollte. Im Januar 1838 endlich landete er mit P. Servant und einem Laienbruder an der Westküste Neu-Seelands, beim Ausfluß des Hokianga, ungefähr 25 deutsche Meilen nördlich von jenem Orte, wo sich nach wenigen Jahren Auckland, die erste Hauptstadt Neu-Seelands, erheben und Msgr. Pompallier als erster Titularbischof den Hirtenstab führen sollte.

Am Hokianga befand sich damals eine kleine europäische Niederlassung; mit großem Jubel wurden die Missionäre von den 40 bis 50 englischen und irischen Katholiken empfangen, die sich unter den Ansiedlern befanden; einer bot ihnen sein bestes Haus an, in welchem rasch ein Zimmer zu einer provisorischen Kapelle umgestaltet wurde, so daß Msgr. Pompallier bereits wenige Tage nach seiner Ankunft auf den Inseln Neu-Seelands das erste unblutige Opfer des Neuen Bundes darbringen konnte. Von weither kamen auch die irischen Katholiken, um wieder einmal die heiligen Sacramente zu empfangen. Selbstverständlich waren die protestantischen Sendboten, welche Neu-Seeland gleichsam als ihr Eigenthum betrachteten, über die Ankunft des Bischofs und seiner Begleiter nicht besonders erfreut; durch die Verleumdung, die Katholiken seien Götzendiener, suchten sie nicht nur die Ankömmlinge unter den Eingeborenen unmöglich zu machen, sondern auch diese letzteren gegen dieselben aufzureizen. Das gelang auch anfangs; kaum 14 Tage nach ihrer Ankunft stürmte bereits eine Schaar Maori, angeführt von einigen Häuptlingen, gegen die Wohnung der Missionäre, um sie zu zerstören. Durch die Dazwischenkunft einiger katholischen Ansiedler ließen sich jedoch die Anstürmenden bewegen, vorher mit dem Bischof in eine Unterhandlung einzutreten, die damit endete, daß die Maori die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen als schmähliche Verleumdungen erkannten und von ihrem Vorhaben abstanden; ja nach wenigen Wochen ging sogar ihre anfängliche Abneigung in Achtung und Liebe über. Nicht wenig kam es dem Bischof dabei zu statten, daß die protestantischen Ansiedler ihm freundlich entgegenkamen; von der englischen Regierung in Sydney war er den englischen Kolonisten dringend empfohlen worden, und diese Empfehlung hatte eine um so größere Wirkung, als die Kolonisten mit den Predigern in stetem Hader lagen. Ein protestantischer Engländer schenkte der katholischen Mission am Hokianga ein Grundstück von 10 Morgen für die Errichtung einer Kapelle und eines Missionshauses; die umwohnenden Katholiken brachten für den Bau 1500 Franken (1200 Mark) zusammen, und bald war ein regelmäßiger Gottesdienst eingerichtet. Der Bilderschmuck der kleinen Kapelle stand in

[1] Christmann a. a. O. S. 45.

einem grellen Gegensatz zu den leeren und kalten protestantischen Bethäusern; die feierlichen Ceremonien und schönen katholischen Lieder machten einen ganz andern Eindruck, als die eintönige protestantische Predigt. Kein Wunder also, daß die Eingeborenen von nah und fern zu dem neuen Gotteshause herbeiströmten und mit Eifer sich an dem katholischen Gottesdienste betheiligten. Mehrere, welche bereits auf ihren Reisen in Sydney die katholische Religion kennen gelernt hatten, ließen sich taufen. Das war der Anfang der katholischen Kirche auf Neu-Seeland.

Kaum waren am Hokianga die ersten Einrichtungen getroffen, als der Bischof beschloß, sogleich eine zweite Station zu gründen. Zu Kororarika an der Inselbai hatten sich neben den Engländern auch französische Ansiedler niedergelassen; an diese hatte der Prälat Empfehlungsschreiben des französischen Marineministers, welche bewirkten, daß er mit großer Auszeichnung empfangen wurde; ein gerade dort liegendes französisches Kriegsschiff salutirte sogar den Ankommenden mit neun Kanonenschüssen. Diese Aufnahme trug denn auch nicht wenig dazu bei, die Vorurtheile zu zerstreuen, welche die Protestanten unter den Eingeborenen zu verbreiten sich bemühten, und ermöglichten zugleich die Eröffnung der zweiten Station im Mai 1838. Allein damit waren die Mittel des Apostolischen Vikars erschöpft; sein Begleiter, P. Servant, hatte mehr als hinreichende Arbeit am Hokianga, er selbst an der Inselbai; bevor er daher zu neuen Unternehmungen übergehen konnte, mußte Hilfe aus Europa abgewartet werden.

Am Waikato. (S. 84.)

Während die beiden Missionäre auf neue Mitarbeiter warteten, erlernten sie die Landessprache mit solchem Eifer und solchem Erfolg, daß sie bald mit dem Unterricht und der Predigt beginnen konnten. Die Eingeborenen brachten ihnen das größte Vertrauen entgegen, sie nannten sie nur die wahren Missionäre. Wie groß ihr Einfluß schon nach kurzer Zeit war, zeigt folgender Zug, den P. Servant in einem Briefe vom October 1839 erzählt: „Ein Stamm hielt eine Berathung ab, um einen Krieg zu beginnen; alle Anwesenden waren schon in der größten Aufregung und der Oberhäuptling steigerte dieselbe noch durch seine blutgierigen Reden; man war nahe daran, den ganzen feindlichen Stamm dem Untergang zu weihen. Da kam einer der tüchtigsten Krieger zu mir und sagte mir ins Ohr: ‚Wahrer Missionär, wir sind böse; sprich, sprich für den Frieden.' Ich erhob mich in der That, um zu reden, und meine Worte hatten eine vollständige Aussöhnung zum Erfolge."

Den ganzen Tag waren die Missionäre durch Besuche von Eingeborenen in Anspruch genommen, die theils ihre Gewissensangelegenheiten vorlegen, theils tiefer in die Religionsgeheimnisse eindringen wollten. So ließ unter anderem ein Jüngling des Wirinikastammes dem Missionär sagen: „Ich zeige dir an, daß ich traurig bin wegen meiner Schlechtigkeit. Täglich bitte ich Gott um Verzeihung meiner Sünden. Ich muß nach Papakanan [so hieß der Wohnort P. Servants] kommen, um dich zu sehen und zu Rathe zu ziehen." Was könnte den Eifer der Neubekehrten besser kennzeichnen, als folgende Worte, die ein junger Häuptling an P. Servant richtete: „Wenn mein Leib hungrig ist, nachdem er anderthalb Tage gefastet hat, so fühlt meine Seele doch noch mehr den Hunger nach Unterricht. Laß mich die Beweise der katholischen Religion noch besser erkennen, damit ich nicht stumm bleiben muß, wenn man mich nach den Gründen meines Glaubens fragt." Um jene Zeit verbreitete sich das Gerücht, die protestantischen Prediger wollten die beiden Missionäre vertreiben; da sammelte sich eine große Anzahl Eingeborener vor der Wohnung Msgr. Pompalliers und harrte vor derselben mehrere Tage aus, um ihn im Nothfall zu beschützen. „Epicopo," sagte zu ihm ein hervorragender Häuptling, „du hast dein Vaterland und deine Familie verlassen, um uns das Licht zu bringen; bleibe, bleibe; wir sind hier, um dich zu vertheidigen, und wir werden alle bis zum letzten Mann umkommen, bevor man an dich die Hand legt."

Es war zwar nur ein falsches Gerücht gewesen, welches die Eingeborenen dieses Mal in Unruhe versetzt hatte; allein trotzdem war die Stellung der Missionäre noch keineswegs eine gesicherte; denn noch lag so ziemlich alle Gewalt in den Händen der protestantischen Sendboten, und diese ließen kein Mittel unversucht, um die katholischen Glaubensboten entweder zu verdrängen oder durch Verleumdungen aller Art bei den Eingeborenen unmöglich zu machen. Sie gingen sogar so weit, Schweine mit dem Namen „Pompallier" zu benennen, um die Insulaner mit Abscheu vor der katholischen Religion zu erfüllen. Allein auch dies Mittel hatte keinen andern Erfolg, als daß es den Erfindern selbst den größten Schaden zufügte, und glücklicherweise trat um die nämliche Zeit jene Veränderung ein, welche wir am Schlusse des vorigen Abschnittes angedeutet haben. Im Sommer 1839 kam ein Vertrag zu stande, welcher Neu-Seeland zur englischen Kolonie machte, und mit der Proclamirung der Königin von England als Beherrscherin Neu-Seelands im Mai 1840 fand die politische Macht der protestantischen Prediger ihr Ende.

Bevor jedoch diese für die katholische Mission so günstige politische Aenderung eingetreten war, hatte Msgr. Pompallier die ersehnte Verstärkung aus Europa erhalten; im Juni 1839 landeten drei Maristenpatres mit ebenso viel Laienbrüdern in Kororarika,

denen im December des nämlichen Jahres und im Juni 1840 noch mehrere folgten. Nun mußte er an die Gründung neuer Stationen denken; denn die Stämme, welche dringend und wiederholt um die Sendung eines Missionärs in ihre Mitte gebeten hatten, begannen ungeduldig zu werden. P. Servant blieb auf seinem Posten am Hokianga und erhielt in P. Baty einen tüchtigen Gehilfen. Der ganze Stamm Wirinika, etwa 300 Seelen stark, wurde von P. Servant getauft; als der Pater zum zweiten Besuche wiederkam, hatten die Insulaner selbst eine Kapelle gebaut, die bald durch eine größere Kirche ersetzt wurde. Der Stamm von Moto-tabu, etwa 120 Seelen stark, ward vorzugsweise durch einen Häuptling, der in der Taufe den Namen Franz erhalten hatte, bekehrt. Dieser entwickelte eine merkwürdige Gabe, zu unterrichten, und wurde einer der erfolgreichsten Missionäre.

Es war ein ergreifendes Schauspiel, wenn jeden Samstag die weitumher wohnenden Völkerschaften stammweise nach Ste-Marie am Hokianga zogen, um dort dem Gottesdienst am Sonntag beizuwohnen und Meer und Land von ihren Gesängen widertönen zu lassen. Msgr. Pompallier selbst hatte zu Kororarika seinen Sitz genommen, weil von hier aus die Verbindung mit Sydney und Europa sowohl als mit den übrigen Inseln seines Vikariates leichter unterhalten werden konnte. In religiöser Hinsicht war die Lage hier keine so günstige, als am Hokianga; denn gerade in der Inselbai hatten die ersten Ansiedler den schlimmsten Einfluß ausgeübt; doch auch hier faßte der katholische Glaube rasch feste Wurzel.

Von Kororarika aus suchte nun der Bischof in das Innere der Nordinsel einzudringen; begleitet von mehreren Neubekehrten, trat er zunächst eine Forschungsreise an, um einen passenden Ort für eine neue Station ausfindig zu machen. Ueber diese Reise berichtet er selbst in einem Briefe. Die ausgezeichnetsten Häuptlinge boten sich an, ihn auf seiner weiten Wanderung zu begleiten; der eine nahm den Tragaltar, der andere den Kasten mit dem Kirchenschmuck oder die Lebensmittel für 15—20 Reisegefährten. Es war schwer, nicht zu lachen, wenn man den Bischof so im Urwald erblickte, umringt von einer Schaar ehemaliger Cannibalen, die tätowirt, schlecht bekleidet, aber stets mit einer Keule oder irgend einer europäischen Waffe versehen waren. Man hätte sie für eine Räuberbande halten mögen, und doch waren es ganz harmlose Schafe, die sich zu dem ihnen vom Heiland gegebenen Hirten herandrängten. Alle möglichen Dienste erwiesen sie ihm mit der höchsten Achtung; sie bereiteten ihm die Speisen und wollten aus Ehrfurcht, daß er stets allein esse; wenn ein Bach oder ein Sumpf zu durchwaten war, stritten sie fast, wer ihn auf seine Schultern nehmen dürfe. Doch der größte Häuptling nahm stets diese Ehre für sich in Anspruch, und so wie in allem, so wurde ihm auch in diesem Stücke Gehorsam geleistet; brach die Nacht an, so wurde eine Hütte aus Baumzweigen für den Bischof errichtet, und nach einer kurzen Ruhe mußte dieser seinen Begleitern noch eine Unterweisung über die katholische Lehre geben. Darauf folgte das gemeinschaftliche Abendgebet und ein geistliches Lied, das, aus feurigem Herzen mit starker Stimme gesungen, in der Einsamkeit der Wälder das Echo weckte, und zum Schlusse ließ der Bischof alle feierlich das Kreuzzeichen machen. Mit diesen Uebungen war das eigentliche Tageswerk beschlossen; aber nicht selten geschah es, daß jetzt noch einige zum Prälaten kamen, um ihm einen Zweifel oder eine Frage vorzulegen, und dann zog sich das Gespräch hin bis tief in die Nacht hinein. Kam man zu einem neuen Stamme, so waren die Eingeborenen die feurigsten Missionäre, so daß sich der Ruf der katholischen Kirche bis in die fernsten Wälder und Gebirge des Innern verbreitete.

Kaum von seiner langen Reise zurückgekehrt, benützte Msgr. Pompallier die gewonnenen Kenntnisse zur Gründung von neuen Stationen. Am 4. Januar 1840 wurden die eben angekommenen Patres Epall und Petit-Jean nach Wangaroa, einem nördlich von Kororarika gelegenen Hafen, entsendet, zur Eröffnung der dritten Station. Die beiden Missionäre wurden dort gut aufgenommen; der Oberhäuptling wünschte sogar, der Bischof möge seinen Sitz dorthin verlegen, und bot sein eigenes Schiff an, ihn abzuholen; die katholische Lehre aber fand solchen Anklang, daß sogleich in Manganui eine Nebenstation mit einer Kapelle eröffnet werden mußte, zu deren Erbauung P. Petit-Jean unter den protestantischen Kolonisten eine Sammlung eröffnete, welche am ersten Tage schon 93 Pfd. Sterl. (1860 Mark) ergab. Im Juni 1840 wurde P. Petit mit einem Bruder gegen den Südwesten entsendet, um in der Nähe der Westküste am Kaipara zu Aka-Aka eine Station zu gründen. Es war eine schwierige und harte Reise quer durch die Nordinsel mitten durch die fast undurchdringlichen Wälder, über die steilen Gebirge und die breiten reißenden Ströme. Aber je größer die Strapazen, um so schöner auch die Früchte, welche von hier aus geerntet wurden, da der Glaube sich von Aka-Aka tief nach dem Süden der Insel bis an die Ufer des Waikato (vgl. das Bild S. 83) verbreitete.

Unterdessen hatte Msgr. Pompallier eine neue Reise nach dem Süden der Nordinsel gemacht. Er berichtet über dieselbe in einem Briefe vom 14. Mai 1840: „Soeben kehre ich von einer zweimonatlichen Reise zurück, die ich der Ostküste entlang gemacht habe, um neue Stämme zu besuchen, deren Häuptlinge mich schon lange um einen Besuch gebeten hatten. Der Erfolg dieser langen Reise ist, daß sich etwa 40 Stämme dem katholischen Glauben zuwenden. Darunter verstehe ich, daß sie unsere Kirche als die alte vom Erlöser gegründete Mutterkirche anerkennen, daß sie meistens auch sie als die allein wahre ansehen, außer deren Schoß man Gott nicht zum Vater haben kann, daß sie endlich wissen, der Papst sei der Nachfolger des hl. Petrus und die Bischöfe die Nachfolger der übrigen Apostel, eingesetzt, um im Namen Jesu Christi und in Uebereinstimmung mit dem Papst die Kirche zu regieren, bis der Herr selbst kommt, alle Völker zu richten. Sich dem katholischen Glauben zuwenden, heißt nach hiesigem Sprachgebrauch ferner, sich zum Glauben an die Einheit Gottes und die Dreiheit der göttlichen Personen bekennen, zum Glauben an die Schöpfung, den Sündenfall und die Erlösung, an die Jungfräulichkeit und göttliche Mutterschaft Mariens; sich dem katholischen Glauben zuwenden, heißt diesen Glauben bekennen durch tägliches Gebet des Vaterunser, Ave Maria und des apostolischen Glaubensbekenntnisses, durch das Singen einiger Lieder auf Gott, auf die göttlichen Vollkommenheiten und Wohlthaten, und durch Beobachtung des Sonntags; sich dem katholischen Glauben zuwenden, heißt endlich wissen, daß man Gott über alles und seinen Nächsten wie sich selbst lieben müsse. Allein diese Zuwendung zum katholischen Glauben schließt noch nicht den Empfang der Taufe ein, sondern nur den Wunsch nach derselben und die Vorbereitung auf dieselbe. Es mögen ungefähr 15 000 Eingeborene sein, welche sich auf dieser meiner letzten Reise auf diese Weise dem Glauben zugewendet haben."

Leider konnte Msgr. Pompallier nur wenige Tage bei jedem Stamme verweilen. Von den wenigen Mitarbeitern jedoch, die ihm noch zur Verfügung standen, ließ der Bischof den P. Viard zu Tauranga, etwa 50 Meilen südlich von Kororarika, zur Eröff-

nung einer fünften Station zurück. Fünf Stämme wurden von ihm gleich anfangs beinahe ganz für die Kirche gewonnen; nach sechsmonatlichem Aufenthalte hatte er nicht nur schon alle Kinder, sondern auch eine große Anzahl von den Erwachsenen dieser Stämme getauft. Diese Mission wurde aber besonders dadurch von Wichtigkeit, daß sie sich nach Westen hin in das Innere der Insel so weit ausdehnte, daß am Waikato hinab eine Verbindung mit der Station am Kaipara hergestellt werden konnte. Ungefähr in der Mitte zwischen Tauranga und Kaipara, doch etwas mehr nach der westlichen Abdachung der Insel hin, liegt der große und prachtvolle See von Rotorua. P. Viard drang bis dorthin vor und unterrichtete und taufte eine große Anzahl; die Häuptlinge aber gaben sich nicht zufrieden, bis eine eigene Mission am See gegründet wurde. Diese kam im Frühjahr 1842 zu stande und erhielt den Namen Station von Makatu oder vom See Rotorua; sehr bald hatte sie das Ansehen einer geordneten Pfarrei, und die Bekehrungen dehnten sich von hier nach allen Richtungen hin weit aus.

Neue Verstärkungen, die aus Europa anlangten, ermöglichten es auch dem Bischof, seine Eroberungen fortzusetzen. Die im Jahre 1838 gegründete neuseeländische Compagnie hatte, wie wir früher bemerkten (oben S. 82), ihr Hauptaugenmerk auf den Süden gerichtet und durch die Anlegung von Wellington an der Cooksstraße und von Nelson auf der Südinsel den Schwerpunkt der Ansiedlungen dorthin verlegt. Viele Katholiken fanden sich in den dortigen Niederlassungen; natürlich mußte auch für sie gesorgt werden. So segelte denn Msgr. Pompallier der Ostküste entlang bis zur Halbinsel Banks, auf welcher zu Akaroa eine kleine französische Kolonie von etwa 60 Seelen bestand. Diesen ließ er den P. Tipe als Seelsorger zurück, der aber zugleich den Eingeborenen die frohe Botschaft verkündigen sollte. Doch wurde P. Tipe bereits im Herbste 1841 durch die PP. Comte und Regnier ersetzt, welche von Akaroa aus über 50 Stunden weit ins Innere vordrangen, in Gegenden, die noch nie der Fuß eines Europäers betreten hatte. Die Wilden waren überall freundlich und liehen der Predigt geneigtes Gehör; neben Akaroa mußten zwei Stationen im Innern gegründet werden, welche bloß Eingeborene als Mitglieder zählten.

„Die Verbreitung der katholischen Religion in Neu-Seeland", sagt Eduard Michelis mit Recht, „gehört zu den merkwürdigsten Begebenheiten der neuern Kirchengeschichte. Erst eigentlich mit der Besetzung der Inseln durch die Engländer im Jahre 1839 beginnend, war sie im Jahre 1842, also im vierten Jahre, bereits so weit gediehen, daß das entschiedene Uebergewicht auf ihrer Seite war. Die protestantischen Missionsgesellschaften verdoppelten während dieser Zeit ihre Anstrengungen; sie vermehrten ihr Personal und streuten eine außerordentliche Menge von Bibeln und Flugschriften aus; jedoch vermochten sie nur dort etwas auszurichten, wo weit und breit kein katholischer Priester seinen Aufenthalt hatte. Hätte der Bischof statt 20 Priester deren 200 zur Verfügung gehabt, so würde den Protestanten nur ein geringer Anhang geblieben sein."

8. Der Maorikrieg von 1845.

Das so glücklich begonnene Werk nahm in den folgenden Jahren einen ebenso glücklichen Fortgang; selbst die inneren Kriege, welche von 1844—46 die Nordinsel verheerten, thaten ihm keinen Eintrag, sondern zeigten vielmehr, wie große Achtung sich die katholischen Missionäre sowohl bei den Eingeborenen als auch bei den englischen Behörden erworben hatten. Der Maorikrieg von 1845 steht mit der Missionsgeschichte Neu-Seelands in zu enger Verbindung, als daß wir ihn hier übergehen könnten.

Im Februar 1840 hatten 58 Häuptlinge der Nordinsel zu Waitangi einen Vertrag unterschrieben, in welchem sie alle ihre Souveränitätsrechte an die Krone Englands übertrugen. Auf diesen Vertrag gestützt, dehnten die englischen Kolonisten ihre Besitzungen immer weiter aus und verdrängten die Eingeborenen von dem angestammten Boden. Bereits gleich anfangs hatten die protestantischen Sendboten in dieser Beziehung schlechtes Beispiel gegeben, indem sie ganz ungeheure Landstrecken theils für ihre Missionsgesellschaften, theils für sich selbst als persönliches Eigenthum in Besitz nahmen. „Mit bekehrenden Decken- und Tabakschenkungen", sagt uns ein protestantischer Reisender, „hatten die 13 conföderirten Spitzen der (hochkirchlichen) Mission 300 000 Acres Landes erworben", d. h. einen Gütercomplex gleich dem ganzen hohenzollernschen Gebiete. Unter den vielen aber, die bis zum Jahre 1841 Ansprüche auf Land erhoben, befanden sich die protestantischen Sendboten J. Matthews mit 2503 Acres, R. Matthews mit 3000 Acres, Davis mit 6000 Acres, T. Aitkans mit 7670 Acres, King mit 10 300 Acres, Shepherd mit 11 860 Acres, Kemp mit 18 000 Acres, Clarke mit 19 000 Acres, Fairburn mit 20 000 Acres, Williams zuerst mit 11 000, dann mit 22 000 Acres. Der Reverend A. Taylor, der ein Buch voller Salbung über die protestantische Mission von Neu-Seeland geschrieben hat, war im Jahre 1838 nach diesen Inseln gekommen und erhob bald Anspruch auf 50 000 Acres (etwa ein Gebiet wie das ganze Fürstenthum Reuß ältere Linie). Bidwill behauptet sogar, mehrere Sendboten hätten Landstriche bis zu 600 000 Acres beansprucht. Alle diese „Käufe" waren natürlich bloß gegen Kleinigkeiten gemacht worden; einige Glasperlen, Decken, eine Muskete, etwas Pulver und Kugeln genügten, um Landstriche zu erwerben, die nach Meilen gemessen wurden. Dieses Beispiel der protestantischen, der hochkirchlichen sowohl als der methodistischen Sendboten wurde von den Kolonisten nur gar zu gut nachgeahmt, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Eingeborenen sich bald um ihren ganzen Besitz, man darf wohl sagen, betrogen sahen. Als sie nun darüber Klage erhoben, wurden sie auf den Vertrag von Waitangi verwiesen; allein die Häuptlinge erklärten, es sei nie ihre Absicht gewesen, den Fremdlingen so ausgedehnte Rechte auf ihr Land zu geben, und wenn dergleichen in jenem Vertrage stünde, so habe man sie betrügerischerweise unterschreiben lassen, was sie nicht verstanden hätten.

Diese Einrede nutzte jedoch nichts, die Lage der Dinge blieb die nämliche, und die Eingeborenen beschlossen, zur Selbsthilfe zu greifen. Es waren hauptsächlich die protestantisch gewordenen Stämme, bei denen die Unzufriedenheit sich am lautesten äußerte, und gerade im Mittelpunkt der protestantischen Mission, zu Waimate, wo der oben angeführte Williams ein herrliches Gut besaß, brach der Aufstand los. An der Spitze der Aufrührer stand Johannes Heki, ein von den protestantischen Missionären getaufter und erzogener Häuptling; es war derselbe ein Verwandter Hongi's, des neuseeländischen Napoleon, von dessen Verhältniß zur protestantischen Mission wir früher gesprochen haben. Dieser suchte auch die katholischen Stämme in die Verschwörung zu ziehen; aber vergebens, denn die Katholiken hatten sich nicht in gleicher Weise zu beklagen und hörten auf die Worte ihrer Missionäre, welche sie zur Ruhe mahnten. Nur einzelne, meistens Verwandte Heki's oder anderer protestantischer Häuptlinge, ließen sich verleiten, an dem geplanten Aufstande theilzunehmen. Msgr. Pompallier machte da-

gegen einen Versuch, Heki von seinem Vorhaben eines gewaltsamen Aufstandes abzubringen. Nur mit dem Ansehen bewaffnet, das ihm die bischöfliche Würde verlieh, begab er sich zu den feindlichen Häuptlingen, die, obwohl alle Protestanten oder Heiden, ihn zwar mit hoher Achtung und Ehrfurcht empfingen, aber auf seine Vorstellungen, einen friedlichen Weg zur Abhilfe der bestehenden Uebelstände einzuschlagen, durchaus nicht eingehen wollten. Der Bischof eilte daher zu den Stämmen an der Ost- und Südküste, um wenigstens diese von jeder Theilnahme an den Gewaltsamkeiten abzuhalten, und hier hatte er bessern Erfolg.

Unterdessen begannen die Feindseligkeiten im Norden der Insel; Heki riß in Kororarika zu wiederholten Malen die englische Flagge herunter und errang in einzelnen Scharmützeln einige Vortheile über die Kolonisten. Er lud nun selbst den Bischof zu einer Unterredung ein; wahrscheinlich hoffte er, durch dessen Anwesenheit in seinem Lager seiner Sache ein größeres Ansehen zu verleihen und die noch immer ruhigen katholischen Stämme zu gewinnen. Allein Msgr. Pompallier sah wohl ein, daß seine persönliche Anwesenheit unter den Aufrührern zu nichts nutzen würde; daher nahm er die Einladung nicht an, richtete aber einen Brief an Heki, um ihn noch einmal zum Frieden zu ermahnen.

„Du sollst wissen," schrieb er unter anderem, „daß meine Worte nicht die eines Häuptlings sind, der über die Dinge dieser Welt zu gebieten hat, und sei überzeugt, daß sie auch keine List verbergen. Ja, Johannes Heki, ich liebe alle Neu-Seeländer, sowohl jene, die sich blindlings in den Protestantismus haben hinein-

Auckland.

locken lassen, als diejenigen, die noch zu keiner Religion sich gewendet haben. Ich liebe aber auch alle Fremden, und es ist mein innigster Wunsch, daß sie ein rechtschaffenes Leben führen, und daß alle Bewohner dieser Insel glücklich seien. Deshalb erfüllt tiefe Traurigkeit mein Herz beim Anblick des Samens der Zwietracht und des Krieges, der auf Neu-Seeland wächst. Kaum hier angekommen, habe ich erfahren, daß Du zu Kororarika die englische Flagge herabgerissen hast, und siehe, jetzt wird vermuthlich die Luft voll Feuer sein (d. h. der Krieg wird entbrennen) und die Maori werden unterliegen.

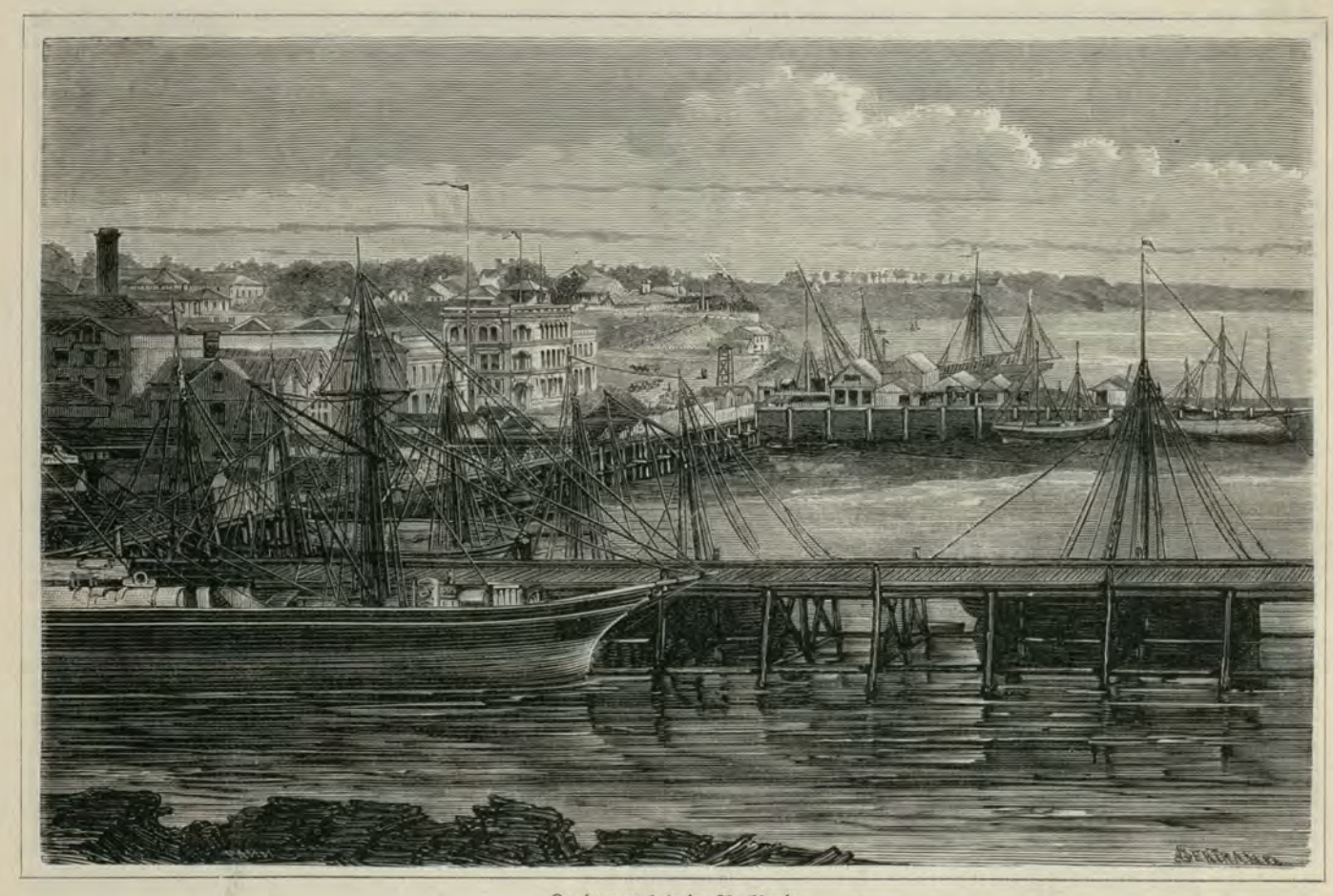
„Siehe, ich verhehle meine Gedanken nicht gern; ich sage Dir daher: Ihr seid nicht mächtig genug, um den Engländern zu widerstehen, die Tausende von Soldaten jenseits der Meere haben. Das Pulver wird Euch bald ausgehen, und zudem sind ja nicht alle neuseeländischen Häuptlinge mit Herz und Hand vereinigt. Deswegen suche ich irgend ein Mittel, Euch zu retten; das Beste wäre vielleicht, eine Bittschrift an die Verwaltung der Kolonien und an die Königin von England zu senden, um Eure Rechte auf das Land geltend zu machen. . . .

„Wäre ich ein Engländer oder hätte ich Euch ehemals angerathen, die Herrschaft Eurer Insel an die Fremden abzutreten, so könnte Dein Herz mit Recht an der Güte meines Rathes zweifeln. Nun ist es aber gerade das Gegentheil: ich bin von einer andern Nation, und ich habe Euch nie aufgefordert, Euch einer fremden Macht zu unterwerfen, weder den Engländern, noch den Franzosen, noch den Amerikanern. Das ist meines Berufes nicht; ich bin

nicht gekommen, im Namen eines Königs der Erde die Angelegenheiten dieser vergänglichen Welt unter den Häuptlingen in Ordnung zu bringen; ich bin gesandt worden durch den Fürsten der Bischöfe der Mutterkirche, um ganz allein an dem Heile der Seelen zu arbeiten. Auch waren dieses meine Worte in der Versammlung zu Waitangi: ‚Eure Landesherrschaft ist Eure Sache; darin habe ich nichts zu thun; wollt Ihr Eure Rechte an eine fremde Nation abtreten oder wollt Ihr sie behalten, so geht das Euch an. Was mich anbelangt, so bin ich bereit, an dem Heile Eurer Seelen zu arbeiten, ob Ihr die Herrschaft der Engländer anerkennt oder die Unabhängigkeit Eurer Nation festhaltet. Euch gehören die Sorgen dieses zeitlichen Lebens, mir aber jene des Himmels, den ich Euch verschaffen soll.‘

„Johannes Heki, erwäge wohl, daß mein Aufenthalt auf Neu-Seeland ein Beweis ist, wie sehr ich Euch alle liebe, Eure Kinder und Eure Nachkommen. Meine Priester, meine Katecheten und ich werden unaufhörlich beten, daß diese Wolken, die jetzt den Himmel verfinstern, sich wieder zerstreuen. . . . Endlich wiederhole ich, was ich Dir schon gesagt habe: ‚Thue Einspruch, bevor Du den Krieg anfängst.‘ Wort und Schrift sind besser als das blutige Schwert.“

Heki war nicht der letztern Ansicht, und die schriftliche Abmahnung des Bischofs hatte keinen bessern Erfolg, als die mündlichen gehabt hatten. Die Aufrührer rückten somit gegen Kororarika, den Hauptsitz der Kolonisten an der Westküste. Zwei Forts beschützten die Stadt, im Hafen lagen zwei Kriegscorvetten, die Besatzung der Stadt betrug an Soldaten, Milizen und Matrosen nur 250 Mann;



Landungsplatz in Auckland.

aber der Angreifer waren auch nur 400—500. Am 11. März 1845 führte Heki seine Schaar zum Angriff vor, und nach fünfstündigem Kampf war er Sieger. Die Maori drangen in die Stadt ein, die Einwohner flüchteten auf die beiden Schiffe; was sich nicht retten konnte, wurde niedergemacht. Darauf begann die Plünderung, und dann wurde die Stadt eingeäschert und dem Boden gleich gemacht. Nur die katholische Kirche und das katholische Missionshaus blieben auf Heki's Befehl unberührt, und auch diejenigen wurden verschont, die sich dorthin geflüchtet hatten. Ja, weil die Wilden fürchteten, das Missionshaus könne Schaden leiden, wurden auch die 15 um dasselbe herumliegenden englischen Privathäuser verschont. Wahrlich ein sprechender Beweis von der allgemeinen Achtung, welche die katholischen Missionäre genossen!

Nachdem die Kolonie an der Inselbai vernichtet war, wendete sich Heki gegen Auckland an der Westküste, den Sitz der englischen Regierungsbehörde, um dieser aufblühenden Stadt ein gleiches Schicksal zu bereiten. Sein Heer war infolge der ersten glücklichen Kämpfe auf 6000 Mann angeschwollen. Vergebens erklärte der Gouverneur den Anführer Heki als Rebellen, vergebens setzte er einen Preis von 100 Pfd. Sterl. auf dessen Kopf; Heki antwortete, indem er einen Preis von 1000 Pfd. auf den Kopf des Gouverneurs setzte. Die Einwohner waren in der größten Angst und schleppten ihre Kostbarkeiten in die Kirchen, in der Hoffnung, diese würden, wie die katholische Mission in Kororarika, verschont bleiben. Unter diesen Umständen hätte der Gouverneur Fitz-Roy sehr gern den katholischen Bischof in Auckland (vgl. die Bilder S. 86 u. 87)

gesehen, weil er wohl wußte, welchen Eindruck dieses auf alle Einwohner gehabt hätte. Deshalb ließ er ihn durch den Capitän Hone unter dem Vorwande einladen, er sei mit seiner kleinen Heerde in Kororarika nicht sicher. Allein Msgr. Pompallier konnte diese Einladung nicht annehmen, wenn er das Vertrauen, das die Maori ihm bisher bewiesen hatten, nicht völlig vernichten, und die katholischen Stämme, die bis jetzt unbetheiligt geblieben waren, nicht der Rache der Aufrührer aussetzen wollte. Daher lehnte er in einem ausführlichen Schreiben an den Capitän die Einladung ab.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar", schrieb er, „für das Anerbieten, das Sie mir in Ihrem eigenen Namen und im Namen Sr. Excellenz des Gouverneurs Fitz-Roy machen, mich mit meiner kleinen Heerde an einen sichern Ort zu bringen. Allein ich zweifle, daß auf Neu-Seeland solch ein Zufluchtsort zu finden ist für Personen, die keinen andern Schutz hätten, als den die Streitkräfte der Kolonie bieten können.

„Meine Heerde besteht fast nur aus Eingeborenen, von denen die allermeisten sich an den Feindseligkeiten gar nicht betheiligt haben, und diese haben mir zu verstehen gegeben, daß sie nur wenig auf den Schutz der Engländer zählen, solange diese nicht einmal ihre eigenen Landsleute zu beschützen vermöchten. Was aber mich, meine Priester und meine Katecheten betrifft, so haben wir alles verlassen, Familie und Vaterland, um dieses Volk für den Himmel zu gewinnen, wir haben weder Weib noch Kind, die uns abhalten könnten, wenn wir zum Opfer hingehen; zudem ist es für jeden rechtmäßigen Hirten eine Pflicht, sein Leben für seine Heerde

Maori-Krieger.

hinzugeben. Ich verlange also nicht, anderswo hingebracht zu werden. Unser Zufluchtsort ist im Himmel, dorthin allein geht unser Wunsch. . . .

„Obschon man die katholische Religion vielfach verleumdet hat, haben dennoch die Neu-Seeländer eingesehen, daß wir nicht unser eigenes Interesse bei ihnen suchen; deswegen haben sie auch, sogar in der Hitze des Kampfes, meine Person, meine Mitarbeiter und alles, was zu mir gehört, geschont. Dieser Ehrfurcht gegen den katholischen Bischof, dessen Sendung so sehr verschrieen wird, hat man es zu danken, daß noch gegen 15 englische Häuser, in der Nähe meiner Wohnung, von der Zerstörung gerettet wurden. Sie stehen noch unverletzt; die Maori haben sie nicht angezündet, weil der Brand auch meine Wohnung hätte erreichen können. Mitten in dem Unglück, das diese Stadt getroffen, freut mich der Anblick dieser Häuser, die dem katholischen Bischof ihre Erhaltung verdanken. So zeigt sich die katholische Religion in meiner Person erkenntlich gegen den Gouverneur für den Schutz, den er den Bewohnern Neu-Seelands angedeihen läßt. Möchten doch alle Europäer die Vorurtheile gegen die römisch-katholische Kirche ablegen, welche überall rettet, was sie kann, aus den Trümmern, die sie nicht verursacht hat. . . ."

Heki rückte mit seinen 6000 Mann gegen Auckland vor, um dieser Stadt ein gleiches Schicksal wie Kororarika zu bereiten. Bestürzung und Rathlosigkeit bemächtigten sich der Einwohner, und die schauderhaften Erzählungen der Flüchtlinge, welche die Greuel der siegreichen Maori (vgl. obenstehendes Bild) schilderten, trugen viel dazu bei, die Angst auf das höchste zu steigern. Die Handvoll Soldaten, über welche die Regierung verfügte, konnte nicht

Ansiedelung im Walde Neu-Seelands. (S. 96.)

einmal den Versuch einer Vertheidigung wagen. Wer konnte, schiffte sich ein und flüchtete nach Australien. Die werthvollste Habe wurde in die Kirchen geborgen; denn man hoffte, Heki werde dieselben wie an der Inselbai verschonen. Inzwischen kamen die blutdürstigen Maorischaaren immer näher, und die Verzweiflung in Auckland erreichte den höchsten Grad. Da, als das Schicksal der bedrohten Stadt schon besiegelt schien, kam unerwartete Hilfe. Te-Whero-Whero, ein Häuptling aus dem Gebiete des Waikato-Flusses, kam den Engländern mit 4000 wohlbewaffneten Maori zu Hilfe und nahm in der Nähe der Stadt eine so günstige Stellung, daß Heki den Angriff nicht wagte. Später kamen Truppen und schweres Geschütz aus Australien. Nun konnten die Engländer zum Angriff übergehen. Aber erst nach langwierigen Kämpfen und nachdem sie wiederholt Verstärkungen empfangen hatten, gelang es ihnen, den Widerstand zu brechen und im Januar 1846 den Frieden herzustellen.

9. Gründung der Bisthümer Auckland und Wellington.

Im October 1845 war ein neuer Gouverneur angelangt, welcher die Maori besser zu behandeln verstand als sein Vorgänger, und unter welchem sich die Kolonie ruhig entwickeln konnte. Auch die Mission ging ihren Weg weiter; hatte Msgr. Pompallier schon während des Krieges seine Missionäre aussenden können, wie in ruhigen Zeiten, so trat nach der Herstellung des Friedens die Hinneigung der Eingeborenen zur katholischen Kirche noch deutlicher hervor. Es war daher nöthig, die Zahl der Missionäre bedeutend zu verstärken; diese Verstärkung wurde aber noch dringender er-

Weg durch den Urwald. (S. 96.)

heischt durch die Entwicklung der Kolonie. Zahlreiche Engländer und Irländer wanderten ein, und namentlich auf der Südinsel entstanden viele neue Niederlassungen. Unter den Einwanderern aber befanden sich auch manche Katholiken, und dieser Umstand nöthigte die Missionäre, ihre Thätigkeit auch diesen zuzuwenden. Auf diese Weise vollzog sich langsam eine vollständige Umwandlung der Mission, die sich bisher fast ausschließlich mit den heidnischen Eingeborenen abgegeben hatte. Um dieser Aenderung Rechnung tragen zu können, hielt Msgr. Pompallier es für nöthig, persönlich der Propaganda in Rom die Lage der Dinge zu schildern. Nachdem er daher am 4. Januar 1846 zu Sydney den Maristen P. Viard, welcher zu seinem Coadjutor ernannt worden war, zum Bischof von Orthosia i. p. i. geweiht und denselben in Auckland eingeführt hatte, trat er selbst eine Reise nach Rom an. Das Ergebniß seiner Verhandlungen in Rom war die Errichtung von zwei Bisthümern auf Neu-Seeland, Auckland für den Norden und das an der Cooksstraße (aber noch auf der Nordinsel) liegende Wellington für den Süden. Vorerst wurden Msgr. Pompallier mit der Administration von Auckland, Msgr. Viard mit der von Wellington betraut.

Sobald Msgr. Pompallier seine Geschäfte in Rom beendigt und eine Pilgerfahrt zum Heiligen Lande gemacht hatte, bemühte er sich, in Europa Kräfte für die neuen Diöcesen zu gewinnen, und am 14. August 1849 konnte er von Antwerpen aus mit 12 jungen Priestern (4 Irländern, 5 Franzosen und 3 Deutschen) und 8 englischen Barmherzigen Schwestern die Rückreise nach Neu-Seeland antreten. Gleich nach seiner Rückkehr wurden die neuen

Diöcesen organisirt. Msgr. Viard begab sich in Begleitung des P. Petitjean, welcher bisher an der Inselbai gewirkt hatte, in das ihm anvertraute Arbeitsfeld, auf welchem bisher aus Mangel an Missionären kaum noch von einer eigentlichen Mission die Rede gewesen war. Am 1. Mai 1850 landete er mit seinem Begleiter in Wellington (vgl. das Bild S. 92—93); vier Monate später schrieb dieser letztere über den Stand der neuen Diöcese:

„Nach viermonatlichem Aufenthalt dürfen wir schon mit sicherem Vertrauen auf manche günstige Hoffnungen für unsere heilige Kirche hinblicken. Die Ankunft des Bischofs hat zunächst Leben in die hiesigen europäischen Katholiken gebracht. Ihre Zahl in Wellington beträgt zwar nur etwa 200, aber sie haben doch nahe an 15 000 Franken für den Bau einer zweiten Kirche zusammengebracht; diese war unumgänglich nöthig, weil die Katholiken auf der ungeheuer großen, für die erst beginnende Stadt gewählten Ebene weit zerstreut sind. Die Vorsehung hatte im voraus aus England und Irland einige katholische Familien hierhin geführt, die sich ebensosehr durch die Festigkeit ihres Glaubens, wie durch den Adel ihrer Geburt auszeichnen; dadurch gewinnt die Kirche an Achtung in den Augen der Protestanten. Besonderes Lob verdienen diese irischen und englischen Katholiken durch ihre Großmuth für alle frommen Unternehmungen. So entstehen denn auch unsere frommen Anstalten mit einer Schnelligkeit, die alle in Erstaunen versetzt. Am 1. September werden bereits 4 Ordensschwestern ihr neues Kloster beziehen und eine Schule eröffnen. Viele andere Unternehmungen sind an verschiedenen Orten in der Ausführung

Brücke über die Manavatuschlucht. (S. 96.)

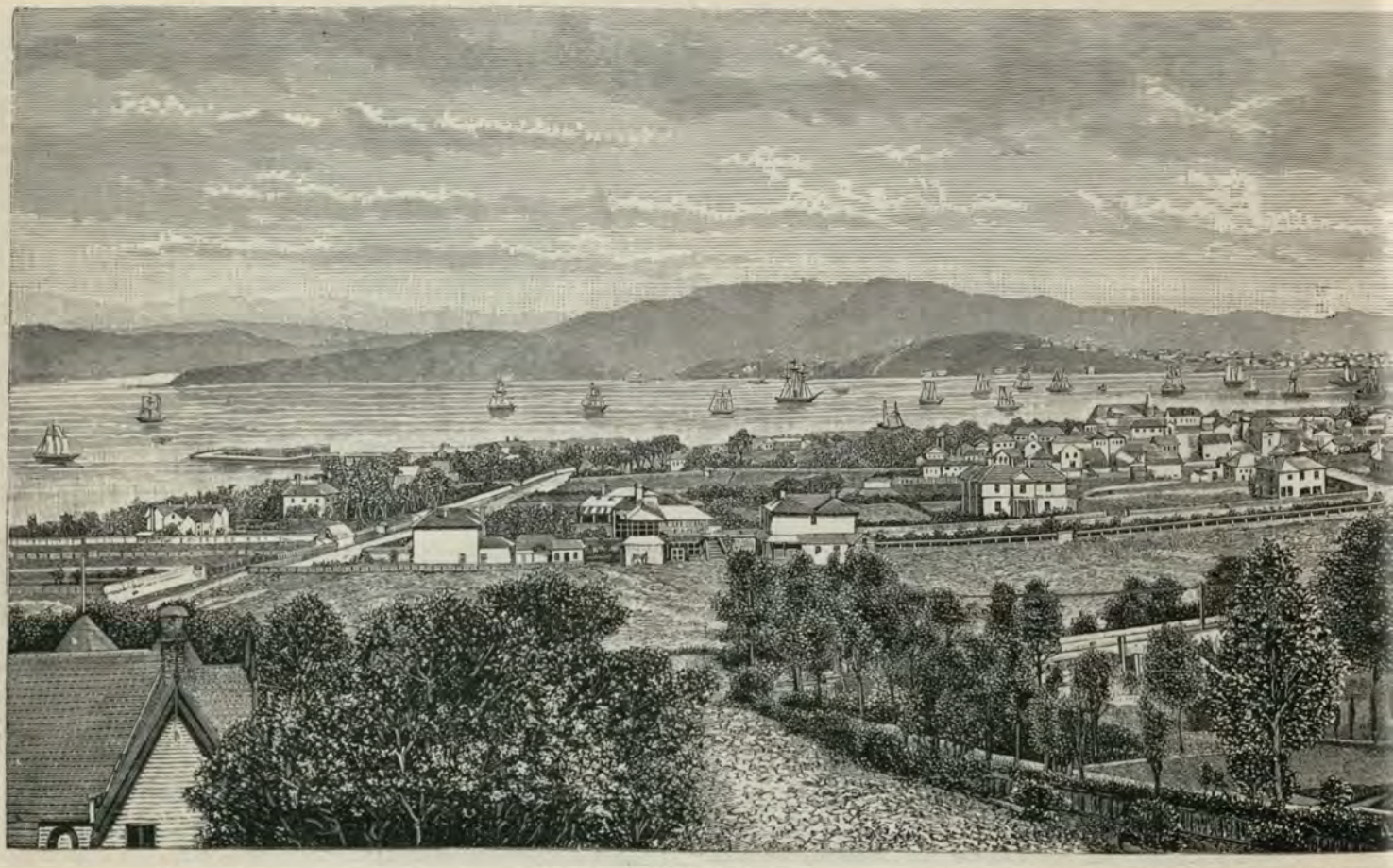
begriffen. Am Flusse Hult, nur wenige englische Meilen von Wellington entfernt, baut ein Missionär Kirche und Schule, ebenso zu Nelson, Akansa und auf der Halbinsel Banks. Auch darf ich nicht ein hübsches Dorf von 200 Neu-Seeländern übergehen, das ganz den Anblick einer katholischen Ortschaft in Europa gewährt; es hat seinen Priester, seine Kapelle und seine Schule. Unsere Patres haben diese Maori zum Ackerbau angeleitet, eine große Anzahl Felder sind bereits bebaut und auch eine Mühle ist schon errichtet. Ebenso haben andere kleine Stämme sich unserer heiligen Kirche angeschlossen, und beinahe jeder Tag führt uns aus dem Norden Neubekehrte zu, die dann unter ihren noch heidnischen Landsleuten den Glauben verbreiten. Es ist wahr, der Protestantismus ist uns auch hier zuvorgekommen und hat Vorurtheile und Verleumdungen gegen uns verbreitet; aber er macht keine tiefer gehenden Bekehrungen, und wenngleich wir erst in dritter Stunde gekommen sind, können wir doch noch den Kampf gegen ihn aufnehmen. Uebrigens haben die Sendboten des Protestantismus mehr für ihren Säckel als für das Evangelium gearbeitet; noch jüngst mußte die Gesellschaft der anglikanischen Missionäre eines ihrer Mitglieder entlassen, das zum großen Aergerniß aller christlichen Genossenschaften nicht einmal mit 2500 Acres Landes sich zufriedengeben wollte. Uebrigens muß unsere Kirche sich beeilen, den rasch wachsenden Bedürfnissen zu entsprechen. Die Kolonie entwickelt sich mit reißender Schnelligkeit; wo vor zehn Jahren nur einige Abenteurer wohnten, erheben sich jetzt große Städte und Flecken; die reichen Kupfer- und Kohlengruben, die ergiebige

Fischerei, die fruchtbaren und namentlich für die Viehzucht geeigneten Ländereien locken zahlreiche Kolonisten herbei."

Die beiden Bischöfe, Msgr. Pompallier von Auckland und Msgr. Viard von Wellington, ließen es auch nicht an den nöthigen Anstrengungen fehlen, um die neuerrichteten Diöcesen fest zu begründen. Indem sie sich aber mit allem Eifer der katholischen Einwanderer annahmen, versäumten sie nicht, ihre früheren Arbeiten unter den Maori fortzusetzen. Allein bald trafen zwei Ereignisse ein, welche den begonnenen Umschwung noch mehr beförderten und die katholischen Missionäre zwangen, ihre Thätigkeit fast nur mehr den Einwanderern zuzuwenden. Es waren dieses der große Maorikrieg von 1858—1865 und die Entdeckung der reichen neuseeländischen Goldfelder im Jahre 1861.

10. Der große Maorikrieg.

Wie zu dem frühern Maorikriege im Jahre 1845, so bildete auch zu dem letzten die Landfrage den Hauptanlaß. Die Einwanderer ließen nicht nach, bei ihren Ankäufen von Ländereien die Eingeborenen nach Kräften zu übervortheilen; die Maori aber lernten im Laufe der Zeit, mit ebenso großer Verschlagenheit aus ihren Ländereien den größten Nutzen zu ziehen. Wenn die Kolonisten nur den dritten oder vierten Theil des wahren Werthes bezahlten, hielten sich die Eingeborenen schadlos, indem sie ein Stück Land gleichzeitig an mehrere verschiedene Personen verkauften und von jeder einzelnen den Kaufpreis einzogen. Daher eine Unzahl von Processen und Streitigkeiten, welche zuletzt die Kolonialregierung



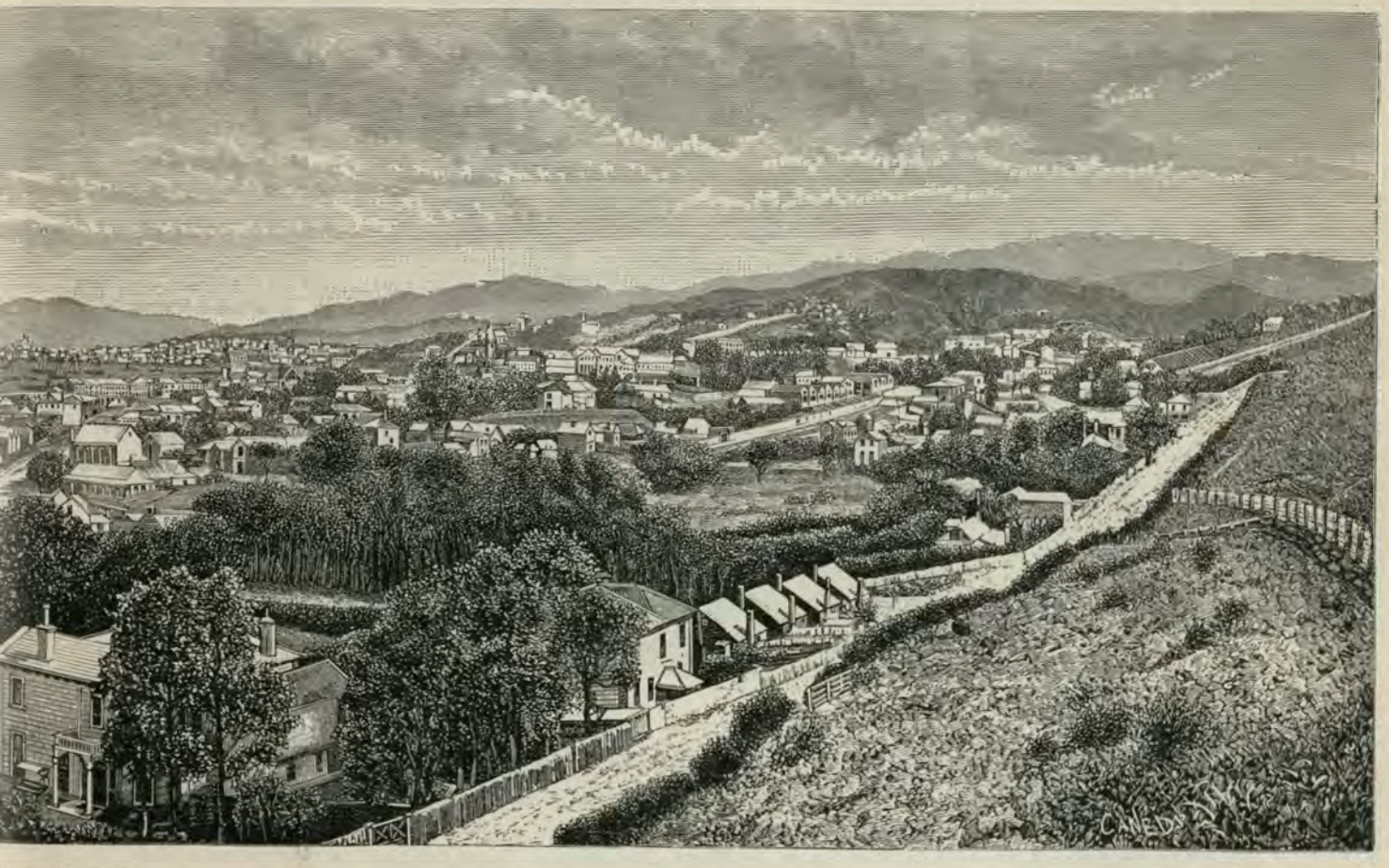
Ansicht von A

bewogen, die ganze Landfrage in ihre Hand zu nehmen. Es wurde also gesetzlich bestimmt, daß die Regierung allein das Recht habe, von den Eingeborenen Land zu kaufen; gleichzeitig wurde verfügt, daß alle früher von den Einwanderern abgeschlossenen Käufe nur bis zur Höhe von 350 Acres als rechtsgiltig angesehen werden sollten, und daß die Käufer alles Land über 350 Acres wieder herauszugeben hätten und zwar an die Regierung. Diese doppelte Bestimmung war keine glückliche. Indem die Regierung die Einwanderer zwang, ihre großen Besitzungen wieder herauszugeben, gestand sie offen zu, daß die Eingeborenen um diese Ländereien betrogen worden seien, und weder die Maori noch die Kolonisten konnten begreifen, mit welchem Rechte denn nun die Regierung dieselben für sich beanspruche, statt sie den Eingeborenen, als den ursprünglichen und einzig rechtmäßigen Eigenthümern, zurückzugeben. Noch weniger aber wollten die Maori einsehen, weshalb sie an die Regierung ihr Gebiet zu 3 oder höchstens 6 Pence (25—50 Pf.) den Acre überlassen sollten, während die Regierung dann dieses nämliche Gebiet an die Kolonisten zu 10 Sh. bis 3 Pfd. Sterl. (10 bis 60 Mark) den Acre verkaufte. Dazu kamen noch andere Klagen der Eingeborenen über Bedrückung durch ungerechte Steuern, über Beschränkung des Verkaufes von Schießwaffen und über Beförderung der Einfuhr von Branntwein u. s. w.

Diese Uebelstände veranlaßten die Maori im Jahre 1857, sich ein gemeinschaftliches Oberhaupt zu wählen, welches ihre Interessen der Kolonialregierung gegenüber vertreten solle. Die Wahl fiel auf den Häuptling Ta-Whero-Whero, wohl in der Meinung, die Engländer würden ihren Retter anerkennen. Derselbe nahm den Namen „Ta kingi ota marintanga tu Arua", d. h. „der

Friedenskönig der Zweite", an und zeigte dadurch schon den Einfluß der protestantischen Sendboten auf seine Ernennung; denn als Zweiten bezeichnete er sich mit Beziehung auf Melchisedech, den ersten Friedenskönig (König Salems). Auch die drei Sterne in der Nationalflagge, die angenommen wurde, deuteten auf den Einfluß der nämlichen Strömung; die drei Sterne sollten nämlich Whakapone, Arohe, Ture, d. h. Glaube, Liebe und Gesetz, als Grundlagen des neuen Königthums bezeichnen. Möglicherweise würde die englische Regierung diese Königswahl als eine bedeutungslose Maßregel haben hingehen lassen, wenn nicht die Maori zur nämlichen Zeit einen Bund geschlossen hätten, dessen Hauptzweck war, der Regierung unter keiner Bedingung irgend ein Stück Landes zu verkaufen; dadurch wurde aber die Regierung nicht nur ihrer Haupteinnahmequelle beraubt, sondern zugleich auch die Einwanderung ganz gehemmt, da die Ankömmlinge keine Niederlassung mehr gründen konnten und sich daher sobald als möglich nach Australien oder Californien wieder einschifften.

Infolge dieser doppelten Maßregel der Maori konnte der Krieg nicht ausbleiben; er brach aus im Jahre 1860 und wurde mit abwechselndem Glücke geführt[1]. Alle Missionen, sowohl die katholischen als die protestantischen, litten schwer, weil der Krieg gerade in jenem Theile der Nordinsel wüthete, in welchem sich die meisten und blühendsten Stationen befanden, und weil sich die christlichen Maori so gut als die heidnischen am Kampfe betheiligten. Es war vorauszusehen, daß die Eingeborenen auf die Dauer der englischen Macht nicht widerstehen konnten; mochten sie daher auch



gton. (S. 90.)

in kleineren Gefechten oft den Sieg davontragen und zeitweilig die Engländer fast auf die nächste Umgebung von Auckland, New-Plymouth u. s. w. zurückdrängen, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß mit der Zeit ihre Anstrengungen erlahmten. So war denn um den Beginn des Jahres 1864 der Aufstand der Maori in der That gebrochen und eine dumpfe Verzweiflung hatte sich der unglücklichen Eingeborenen Neu-Seelands bemächtigt. In den am Kriege betheiligten Stämmen, d. h. auf dem größern Theile der Nordinsel, gab es kaum eine Familie, die nicht irgend ein Glied im Kriege verloren hatte; die besten Krieger waren erschlagen. Dazu gesellte sich eine Hungersnoth, weil die Felder in den Kriegsjahren großentheils nicht hatten bestellt werden können. Dennoch warteten die Engländer vergebens darauf, daß die Maori um Frieden bäten; vielmehr lebte im Mai 1864 der Krieg aufs neue auf, und die Eingeborenen riefen jetzt den religiösen Fanatismus zu Hilfe, indem sie eine ganz neue Religion einführten. Christmann erzählt den Ursprung dieser neuen Religion in folgender Weise:

„Der englische Hauptmann Lloyd war mit 100 Mann von New-Plymouth abgeschickt worden, um die in der Umgegend der Stadt sich herumtreibenden Maori zu verjagen. Er hatte den Feind nach verschiedenen Richtungen hin aufgesucht; da er ihn jedoch nirgends finden konnte, so hatten sich die Soldaten mehr zerstreut, als sie unter anderen Umständen gethan hätten. Plötzlich

[1] Die Erzählung „Liebet eure Feinde", welche in den Tagen dieses Maorikrieges spielt, dürfte meinen jungen Freunden wohl allen bekannt sein. Sie erschien bei Herder (Freiburg) 1891 als erstes Bändchen einer Reihe illustrirter Erzählungen für die Jugend unter dem Titel: „Aus fernen Landen."

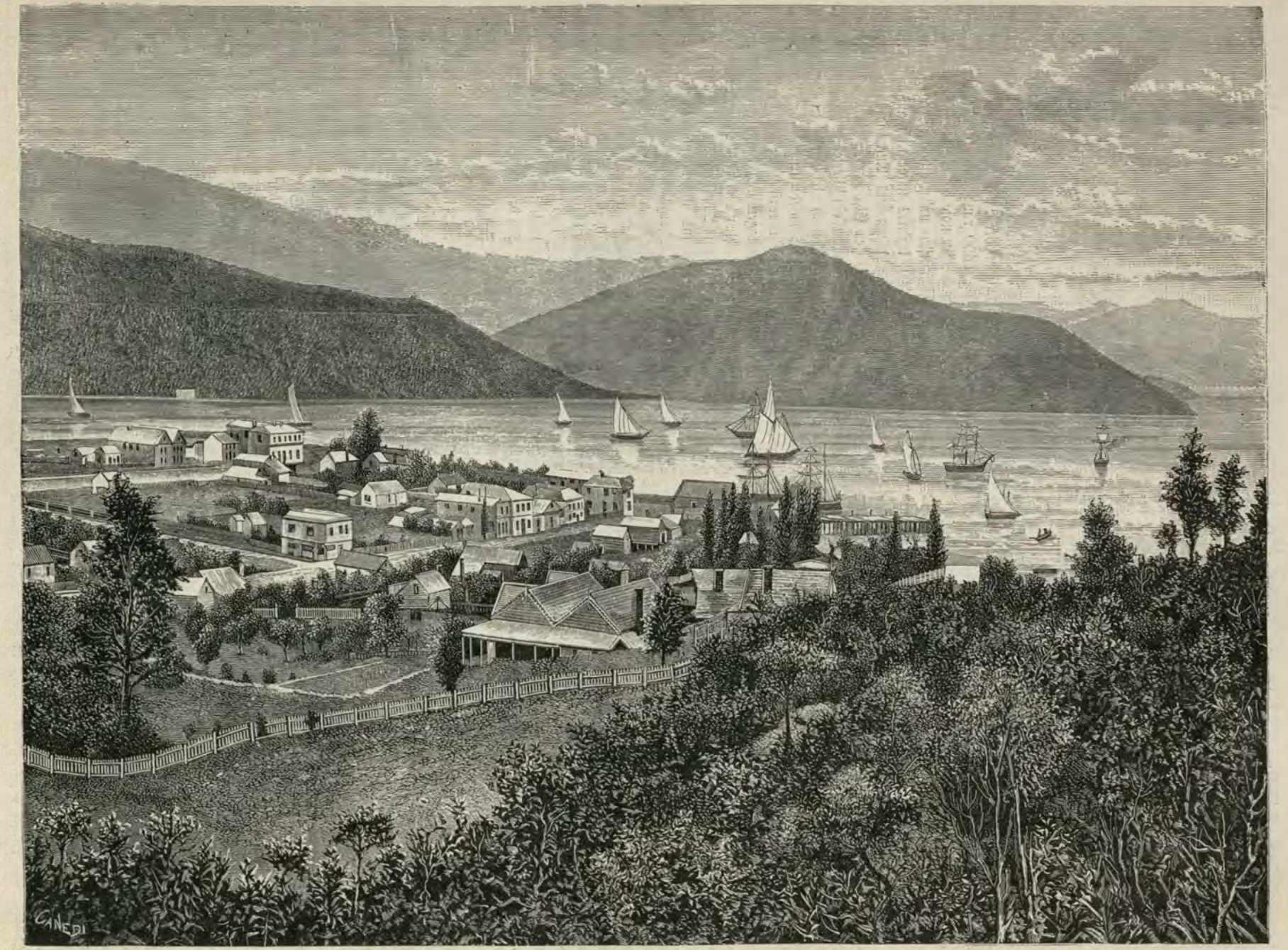
aber wurde der Capitän, der nur einige Leute bei sich hatte, von einem Haufen Maori umringt, und alle Gegenwehr half nichts. Lloyd und sieben Soldaten wurden erschlagen und die übrigen Engländer, die meisten schwer verwundet, nach New-Plymouth getrieben. Die Wilden zerrissen in einer Art wahnsinniger Wuth die Leiche des erschlagenen Hauptmannes, tranken sein warmes Herzblut und schnitten ihm darauf den Kopf ab, den sie neben dem Körper in die Erde verscharrten. Diejenigen, welche Blut getrunken hatten, erzählten dann folgenden Tages, daß ihnen in der Nacht der Erzengel Gabriel erschienen sei und ihnen befohlen habe, Lloyds Kopf wieder auszugraben und nach alter Maoriweise zu trocknen und zu räuchern. Wenn dieses geschehen, so werde der Geist des Getödteten aus diesem Kopf sprechen und als Mittel eines unmittelbaren Verkehrs zwischen den Menschen und dem allmächtigen Gott dienen. Endlich müsse dieser Kopf den Maorischaaren vorausgetragen werden, wenn diese gegen die Pakeha (Europäer) zögen, um sie zu vernichten. In der That wurde nun auch Lloyds Kopf ausgegraben, und kaum war dies geschehen, so fing derselbe nach der Behauptung der Maori zu sprechen an — ein Umstand, der sich wohl am besten erklären läßt, wenn man berücksichtigt, daß es unter den Maori viele ausgezeichnete Bauchredner gibt. Der Kopf verkündete, daß die Maori einen neuen Glauben annehmen, den Krieg gegen die Pakeha von neuem beginnen und so lange fortsetzen müßten, bis diese vollständig aus dem Lande vertrieben wären. Gleichzeitig ernannte der Kopf die drei Oberpriester, und — so abenteuerlich alles klingt — die neue Religion wurde gestiftet und fand ungemein rasch eine große Verbreitung auf der ganzen Nordinsel."

Dunedin. (S. 96.)

Die drei Oberpriester dieser neuen Religion, die den Namen Pai-marira (d. h. gut und friedfertig) erhielt, aber meistens die Hau-Hau-Religion genannt wird, da die Maori den Namen Jehova in Hau-Hau corrumpirten, wußten sich in kurzer Zeit eine unbegrenzte Herrschaft über ihre Landsleute zu verschaffen; als Hauptmittel dazu dienten ihnen die Offenbarungen, welche sie durch den Engel Gabriel von Hau-Hau (Jehova) zu erhalten vorgaben. Alle diese gingen aber darauf hinaus, die Weißen auf Neu-Seeland zu vertilgen. „Jeder ihrer Anhänger wurde dadurch zum Paimarire eingeweiht, daß er Wasser trank, in welches Lloyds Kopf eingetaucht worden war; solches Wasser wurde ihm auch unter verschiedenen Ceremonien über den Kopf gegossen, wobei der Aufzunehmende namentlich den Eid ablegen mußte, bei der Vertilgung der Weißen aus allen seinen Kräften mitzuhelfen."

Es ist kaum denkbar, daß eine solche Religion sich Eingang verschaffen konnte, und doch that sie es, und zwar nicht nur unter den heidnischen und protestantischen, sondern auch unter den katholischen Stämmen. Der Einfluß der katholischen Stämme drückte sich sogar auch in dem neuen Glaubensbekenntniß aus; denn einer ihrer Sätze, der offenbar auf eine mißverstandene und verdrehte Aeußerung eines katholischen Missionärs zurückzuführen ist, lautete: „die Hau-Hau-Anhänger ständen unter dem besondern Schutze der Jungfrau Maria; dieser Schutz Maria's aber sei so mächtig, daß keine Kugel den Gläubigen treffen und keine Waffe ihn im Kampfe verwunden könne, wenn er nur das heilige Erkennungswort Hau-Hau recht schnell und oftmals ausspreche". Die Erklärung dieses Abfalles ist wohl einzig darauf zurückzuführen, daß die Missionäre, deren Zahl, wie wir früher bemerkten, viel zu gering war, nicht die nöthige Zeit gefunden hatten, alle einzelnen Neophyten hinlänglich zu unterrichten. So mochten manche zur heiligen Taufe zugelassen sein, die nur sehr verschwommene Begriffe von den religiösen Wahrheiten besaßen. Infolge nun der offenbaren Ungerechtigkeiten, welche die Maori von den europäischen Einwanderern zu erleiden hatten, der daraus entstehenden Kriege, die von beiden Seiten mit großer Grausamkeit geführt wurden, und der durch diese Kriege nothwendig ins Grausenhafte wachsenden Verwilderung ging der Same, welcher bei sorgfältiger Pflege zu einer schönen Ernte Hoffnung gegeben hätte, vollständig zu Grunde.

Natürlich konnte auch die neue Hau-Hau-Religion den endlichen Sieg nicht den Maoriwaffen zuwenden; sie trug nur dazu bei, den Untergang der Eingeborenen zu beschleunigen. Als Cook zum erstenmal Neu-Seeland berührte, soll die Maoribevölkerung mehr als eine halbe Million Seelen betragen haben; im Jahre 1842 war dieselbe auf 106 000 zusammengeschmolzen, 1850 auf 70 000, und im März 1874 wurden bei der Volkszählung nur noch 43 538 Eingeborene auf der Nordinsel und 1932 auf der Südinsel gezählt; 1891 schätzt man sie auf nicht viel über 30 000 Seelen. Die Maori Neu-Seelands theilen das Loos der Eingeborenen Tasmaniens und müssen vielleicht bald zu den verschwundenen Volksstämmen gerechnet werden. Wie bereits bemerkt, hatten sich an diesen letzten Kriegen sowohl als auch an der neuen Hau-Hau-Religion ebenfalls die katholischen Stämme betheiligt; es ist also nicht zu verwundern, daß diese auch mit den protestantischen und heidnischen Stämmen das traurige Geschick des Unterganges theilten und daß die einheimische Kirche, welche so herrliche Hoffnungen gegeben hatte, fast vollständig zu Grunde ging. Im Juni 1869 bat Msgr. Pompallier nach 33jähriger unermüdlicher Missionsthätigkeit den Heiligen Vater, seine Stelle als Bischof von Auckland niederlegen zu dürfen; er hatte unter unsäglichen Anstrengungen eine blühende Kirche gegründet und mußte noch vor seinem Tode (1871) den Schmerz empfinden, diese schöne Stiftung zu Grunde gehen zu sehen durch die Ungerechtigkeiten und Laster der europäischen Ansiedler. Als sein Nachfolger wurde ein Irländer, Msgr.



Ansicht von Picton. (S. 96.)

Thomas Crooke, ernannt, welcher am 17. December 1870 in Auckland eintraf; in seinem ersten Berichte über den Zustand der Mission (am 15. Juli 1872) konnte er nur den Untergang der Maorimission constatiren. „Ich darf wohl sagen," schreibt er, „daß eine katholische Mission unter den Maori nicht mehr besteht; ich habe nur noch einen Priester unter ihnen, und dieser hat nicht viel mehr zu thun, als einige Kinder zu taufen ... Jüngst besuchte ich einen Ort, an welchem vor 25 Jahren über 5000 eingeborene Katholiken lebten; im Jahre 1863 [also nach drei Kriegsjahren, unmittelbar vor der Gründung der Hau-Hau-Religion] waren ihrer noch mehr als 1500 dort, und jetzt habe ich nur mehr einen einzigen gefunden, der im Hause des Missionärs wohnt."

In jüngster Zeit ist die Mission unter den leider immer mehr zusammenschmelzenden Maoristämmen nicht ohne tröstlichen Erfolg wieder aufgenommen worden.

11. Politischer und kirchlicher Aufschwung Neu-Seelands.

Während der traurige Krieg für die Maori nahezu die Vernichtung bedeutete, folgte ihm für die europäische Kolonie eine Zeit überraschender Entfaltung. Auf der Südinsel wurden nämlich noch während des Krieges 1861 Goldfelder entdeckt, und nun lenkte sich ein ganzer Strom von Einwanderern nach den früher öden Gestaden des wilden Berglandes. Zwar hatte man schon früher sowohl auf der Nord- als auch auf der Südinsel einzelne Goldfunde gemacht, aber diese waren nicht bedeutend genug, um den Strom der Einwanderer von Californien und Australien ab- und nach Neu-Seeland hinzuleiten; erst als in der ersten Hälfte des Jahres 1861 zwei Männer an den Ufern des Molyneux und seiner Nebenflüsse in weniger als drei Monaten 87 Pfund reines Gold gesammelt hatten, brach das neuseeländische Goldfieber aus und zog aus aller Herren Länder eine Menge von Einwanderern in diese bisher ganz öde Gegend; um die Mitte September 1861 brachten schon 23 Schiffe nicht weniger als 12 000 Menschen nach Dunedin (vgl. das Bild S. 94), und da die Goldfelder von Otago wirklich die auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllten — bis zum Juni 1862, also in einem Jahre, wurden 250 000 Unzen Goldes im Werthe von etwa 20 Millionen Mark aus den Goldfeldern von Otago nach Dunedin gebracht —, so nahm auch die Einwanderung nicht ab. Bald entdeckte man an anderen Stellen der Südinseln, namentlich in der Provinz Canterbury, ebenfalls reiche Golddistricte (1865), so daß sich auch dorthin ein Theil des Einwanderungsstromes ergoß. Bis Ende 1889 betrug die Goldausfuhr einen Werth von 880 Millionen Mark. Welche Umgestaltung der neuseeländischen Verhältnisse dadurch hervorgerufen wurde, kann man leicht schließen aus der überraschenden Zunahme der europäischen Bevölkerung, wie sie aus folgender Uebersicht erhellt.

Europäische Bevölkerung Neu-Seelands:

1851	28 865	1871	256 393
1861	109 262	1881	489 702
		1891	660 000.

Wie für Australien, so war auch für Neu-Seeland das Gold der stärke Magnet, der die Masseneinwanderung anzog; aber wie dort, so ist auch hier Viehzucht und Ackerbau der eigentliche Reichthum des Landes. Ueberall entstanden Ansiedelungen (vgl. das Bild S. 89). Im Mai 1890 schätzte man die Zahl der Schafe auf über 16 200 000, die der Rinder auf 774 000. 1890 betrug die Ausfuhr von Schafwolle 101 Millionen Pfund im Werthe von 83 444 520 Mark. Ueberdies hat man jetzt die Erfindung gemacht, das Fleisch geschlachteter Schafe in gefrorenem Zustande bis nach England zu senden. Im Jahre 1888 kamen 30 000 Schafe in dieser Zubereitung nach London, und das Fleisch wurde vollständig gut befunden. Im Jahre 1890 waren 32 große Dampfer einzig mit der Ausfuhr solchen Fleisches beschäftigt. Das mag uns einen Begriff von der Bedeutung der Schafzucht in Neu-Seeland geben. Auch der Ackerbau wird keineswegs vernachlässigt. Am blühendsten ist er in den Gegenden an der Hawkesbai; die Ausfuhr betrug 1889 rund 20 Millionen Mark. Auch der neuseeländische Flachs liefert ein reiches Erträgniß; er wird in dritthalbhundert Fabriken im Lande selbst verarbeitet. Ferner werden jährlich noch immer für Millionen Kaurifichten und andere kostbare Holzarten und Harze ausgeführt; leider wird der edle Kauri, der nur mehr auf der Nordinsel sich findet, immer seltener. Auch die reichen Kohlenlager der Insel werden fleißig abgebaut; aus 130 Gruben wurden 1890 rund 600 000 Tonnen zu Tage gefördert. Große Schätze bergen noch die Silber-, Kupfer-, Quecksilber-, Antimonium-, Magnesia- und Zinnlager, die sich an verschiedenen Stellen der Insel, letzteres namentlich auf der Stewart-Insel, vorfinden. An den Ufern des Auckland- und Taranaki-Bezirks liegen ungeheure Massen Eisensand, Eisen in Verbindung mit Titanium, gemischt mit etwa ein Viertel gewöhnlichem Kieselsand; aber erst 1889 ist es nach vielen theuren Versuchen gelungen, diesen Eisensand in Schmiedeeisen zu verarbeiten. Zur leichtern Verbindung wurden überall Straßen (vgl. das Bild S. 90) durch den Urwald geschlagen und kunstreiche Brücken (vgl. das Bild S. 91) über Schluchten und Flüsse gespannt.

An reichen Quellen irdischen Wohlstandes und Gedeihens fehlt es also der Kolonie Neu-Seeland nicht, und ihre rührigen Bewohner haben es wahrlich keineswegs an Eifer fehlen lassen, aus denselben zu schöpfen. Handel und Schifffahrt, Ackerbau und Viehzucht, Bergbau und Industrie nahmen einen gewaltigen Aufschwung; wie durch Zauber sind, wo vor zwei oder drei Jahrzehnten noch kaum einige Hütten standen, volkreiche Städte mit Straßen und Palästen, Kirchen und Kapellen wie aus dem Boden gewachsen. Die jetzige Hauptstadt Wellington hat bereits 28 000 Einwohner, Auckland, der frühere Sitz der Regierung, 22 000, Christchurch, unweit der Ostküste der Südinsel, 15 000, Dunedin an der Südostküste, die größte, schönste und volkreichste Stadt Neu-Seelands, über 40 000 Einwohner. Unter den vielen vortrefflichen Hafenplätzen ist auch Picton (vgl. das Bild S. 95) an der Cooksstraße zu nennen.

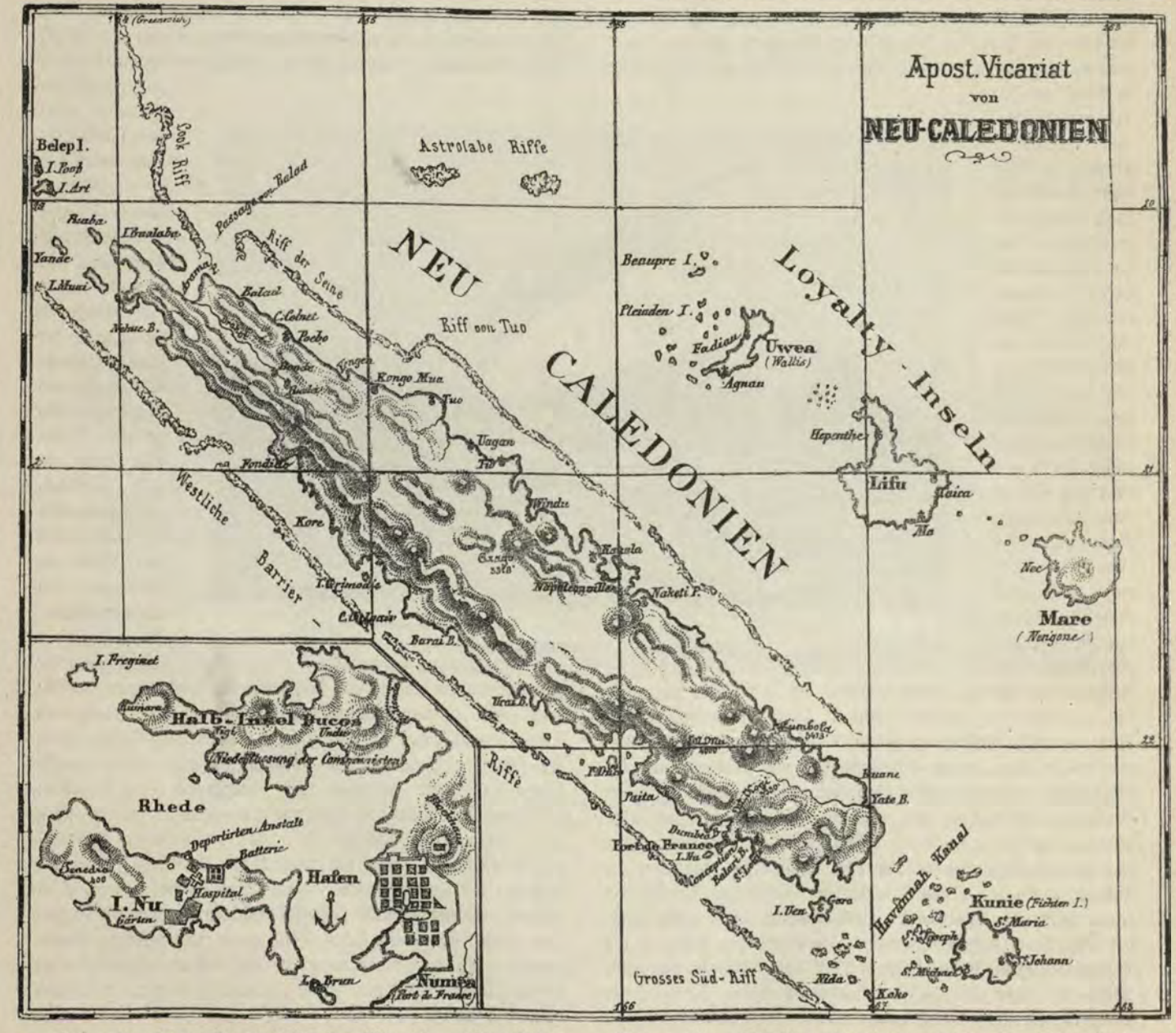
Mit dem materiellen Aufschwung hat das Wachsthum der katholischen Kirche Schritt gehalten. Anstatt auf die Maori-Mission, welche doch nicht ganz außer Acht gelassen wurde, mußte jetzt das Hauptaugenmerk der Seelsorge für die katholischen Einwanderer und deren Kinder zugewendet werden. Jahr für Jahr wurden Kirchen, Schulen, Waisenhäuser, Spitäler gebaut. Neben den beiden schon früher gegründeten Bisthümern entstanden neue, und heute umfaßt Neu-Seeland eine blühende Kirchenprovinz, an deren Spitze das Erzbisthum Wellington steht, dem die Sprengel von Auckland, Christchurch und Dunedin untergeordnet sind. Die Zahl der Katholiken Neu-Seelands beträgt 88 000, darunter 5000 Maori, die der Priester 117, die der Schulkinder 6—7000.

So möge denn die große Doppelinsel Neu-Seeland, die Perle der britischen Besitzungen Oceaniens, die wir nunmehr verlassen, in weltlicher wie in kirchlicher Hinsicht blühen und gedeihen! Ihre Berge und Thäler mit dem Reize einer schönen und fruchtbaren Natur unter einem gesunden und kräftigenden Himmelsstriche sind ganz geeignet, die Heimat eines fleißigen und glücklichen christlichen Volkes zu sein.

III. Neu-Caledonien.

1. Weiterfahrt.

Nordwestwärts geht unsere Fahrt. Vom Nordcap Neu-Seelands bis zur Südspitze Neu-Caledoniens, das unser nächstes Ziel ist, dehnt sich 1500 km weit die Fläche der Südsee. Nichts als Wasser und Himmel! Selten wühlt ein Sturm dieses ruhige Meer auf, das mit Recht den Namen wie des Großen, so des Stillen Oceans trägt. Vom Himmel leuchtet bei Tag die glühende Sonne, die ihre Strahlen immer senkrechter auf das Verdeck hernieder sendet, je mehr wir vorwärts kommen und uns der Gleicherlinie nahen. Herrlich sind die Nächte mit dem Sternenhimmel, an dem das Südliche Kreuz funkelt, zu unseren Häuptern



und den in mildem Glanze leuchtenden Wogen zu unseren Füßen. Millionen und Millionen winziger Thierchen bringen diesen Phosphorglanz hervor, erzürnt über die rücksichtslose Gewalt, mit der sich unser Kiel mitten durch ihr kühles Reich Bahn bricht. Die gefährlichen Windstillen, früher der Schrecken der kühnen Segler, welche diese Meere zuerst durchfurchten, brauchen wir nicht zu fürchten; Dampf und Schraube treiben uns rastlos vorwärts.

Auf der Hälfte unserer Fahrt kommen wir nahe an der Norfolk-Insel vorbei, ebenfalls eine englische Besitzung, die zu Australien gehört, von welchem sie immer noch rund 1000 km entfernt liegt. Das kleine Eiland ist berühmt durch die herrliche Fichtenart, der es seinen Namen gegeben hat. Diese schöne Insel, die, nur etwa eine deutsche Meile breit, einsam aus den Fluten der Südsee aufragt — 600 km im Umkreise nichts als Himmel und Meer, wenn wir die winzige neben ihr liegende Philipp-Insel abrechnen —, könnte ein weltverlorenes kleines Paradies sein, wenn es nicht von England zum Aufenthaltsorte der schwersten, todeswürdigen Verbrecher ausersehen wäre. Außer einer kleinen Besatzung, dem Commandanten und den Gefängnißwärtern wohnen nur Deportirte auf dieser Insel. Wir haben schon früher (S. 42) erzählt, wie 1803 der katholische Priester Harold auf diese Insel kam und das Loos der katholischen Gefangenen linderte. Ein Menschenalter später besuchte Wilhelm Ullathorne aus dem Benediktinerorden, der nachmalige Bischof von Birmingham, der erst 1889 im Alter von 83 Jahren starb, die des geistlichen Trostes so sehr bedürftigen Sträflinge. Welche Verzweiflung in diesen verwilderten Herzen wohnte, zeigt die Thatsache, daß sie von Zeit zu Zeit unter sich das Todesloos warfen. Derjenige, den es traf, mußte in Gegenwart der übrigen einen Mitgefangenen oder Gefängnißwärter ermorden, einzig aus dem Grunde, damit die Zuschauer als Zeugen nach Sydney vor Gericht geführt würden und so für eine kurze Zeit den trostlosen Ort verlassen könnten. Unter diesen tiefgefallenen Menschen erschien Ullathorne 1835 als Friedensengel. Das Schiff, mit dem er kam, brachte 13 Verbrechern ihr Todesurtheil. Die Verurtheilten warfen sich auf die Kniee und dankten Gott für ihre Erlösung; die übrigen aber weinten, daß sie noch länger leben müßten. Ullathorne wußte die harten Herzen zu erweichen. Unter den Verurtheilten befanden sich drei Katholiken; aber auch die übrigen baten den liebevoll tröstenden katholischen Priester um seinen Beistand. Die Gnade wirkte mächtig. Die ganze Nacht vor dem Tode brachten sie wachend im Gebete zu; bevor sie den Galgen bestiegen, küßten sie voll Dank und Ehrfurcht dem Missionär, der ihnen den Frieden gebracht, die Füße. Noch auf der Leiter wiederholten sie laut und gemeinsam die schönen Worte, die er sie gelehrt hatte: „In deine Hände empfehle ich meinen Geist; o Jesus, nimm auf zu dir meine Seele!“ Viele Bekehrungen waren die Frucht dieses ergreifenden Schauspiels, und dieselben waren ernstgemeint und von Bestand. Als P. Ullathorne 15 Monate später die Norfolk-Insel wieder besuchte, hatte er den Trost, zu hören, daß seine Schützlinge während dieser Zeit nicht nur den Aufsehern keinen Grund zur Klage gegeben, sondern auch, daß sie trotz alles Spottes und Hohnes seitens der Unverbesserlichen den Uebungen der Frömmigkeit treu geblieben waren. So können wir denn auf unserer Fahrt von ferne dieses Eiland mit dem Bewußtsein grüßen, daß es, trotz aller Verworfenheit, deren Stätte es ist, doch oftmals den Engeln im Himmel ein Schauplatz süßen Trostes geworden. Der Heiland sagt ja: „Wahrlich, sage ich euch, es ist größere Freude unter den Engeln des Himmels über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen!“

Wir überschreiten auf unserer Fahrt den Wendekreis des Steinbocks und gelangen somit in die Zone der Tropen, die wir auf unserer ganzen übrigen Reise kaum mehr verlassen werden; denn fast alle Inseln, die wir noch zu besuchen haben, liegen innerhalb der beiden Wendekreise. Neu-Caledonien, dem wir uns nunmehr nahen, gehört zu den Inselgruppen Melanesiens. Der Name kommt von den griechischen Wörtern Melas = schwarz und Nesos = Insel her und bezieht sich auf die dunkle Hautfarbe ihrer Bewohner, welche sich dadurch und durch andere körperliche Eigenschaften von den heller gefärbten, glatthaarigen Eingeborenen der übrigen Inseln unterscheiden. Am nächsten verwandt sind sie mit den Australnegern, die wir auf unserer Reise durch das große Südland kennen lernten; doch gelten sie mit Recht für geistig viel begabter, wenn auch außerordentlich roh. Es sind muthige Krieger; als Schiffer jedoch bei weitem nicht so geschickt und unternehmend als die benachbarten Polynesier. Landbau wird von ihnen eifrig betrieben; als Hausthiere halten sie Schweine und Hühner, und sie liegen dem Fischfange mit Geschick ob. Trotz ausreichender Pflanzen- und Fleischspeisen findet sich überall die schrecklichste Menschenfresserei, auf einigen Inseln sogar in dem Grade, daß selbst die Glieder derselben Familie sich nicht verschonen. Doch wir werden hinreichend Gelegenheit finden, ihre guten und schlechten Eigenschaften aus den Schilderungen der Missionäre, welche sich auch in die Dörfer und Hütten dieser Cannibalen wagten, ausführlich kennen zu lernen.

Neucaledonische Doppelpiroge. (S. 100.)

Bevor wir ihnen auf den Boden Neu-Caledoniens folgen, wollen wir uns noch einen kurzen Ueberblick über die Gruppen Melanesiens zu verschaffen suchen. Die südlichste dieser Gruppen, der wir uns also zunächst nähern, ist eben Neu-Caledonien

mit den dazu gehörigen Inseln; der Flächenraum (19 823 qkm) ist etwas größer als derjenige Schleswig-Holsteins, die Einwohnerzahl wird auf 62 714 Seelen angegeben; die Gruppe ist französischer Besitz. Die nächstfolgende Inselgruppe bilden die Neuen Hebriden (13 227 qkm), die an Größe dem Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin gleichkommen, aber viel mehr Einwohner als Neu-Caledonien haben, nämlich 87 000 (nach anderer Angabe sogar 95 000). 1886 wollte Frankreich auch diese Gruppe besetzen; allein England erhob Einsprache, und vorläufig sollen französische und britische Seeofficiere gemeinsam „die Ordnung auf den Neuen Hebriden aufrecht halten". Nördlich von den Neuen Hebriden werden wir auf die Salomons-Inseln treffen. Die Hälfte derselben, 22 255 qkm mit 89 000 Einwohnern, also ein Gebiet größer als Westfalen, ist jetzt deutscher Besitz; die andere Hälfte, 21 645 qkm mit 87 000 Einwohnern, ist noch unabhängig. Unmittelbar an die deutschen Salomons-Inseln grenzt im Norden die wichtige Inselgruppe, die früher Neu-Britannia-Archipel hieß, jetzt, seit 1885, Bismarck-Archipel genannt wird. Derselbe umfaßt einen Flächenraum von 47 000 qkm und kommt somit Rheinland und Westfalen zusammen an Größe gleich. Die Einwohnerzahl wird auf 188 000 Seelen angegeben. Endlich gehört zu Melanesien die große Papua- oder Neu-Guinea-Insel, welche einen Flächenraum von 785 362 qkm (mit den Nebeninseln 807 956 qkm) und eine Bevölkerung von 837 000 Seelen hat, also größer ist als Schweden und Norwegen. Deutschland besitzt davon 181 650 qkm mit 110 000 Einwohnern, England 229 102 qkm mit 489 000 Einwohnern und die Niederlande endlich 397 204 qkm mit 238 000 Einwohnern.

Der Kagu. (S. 101.)

Nach dieser trockenen Aufzählung wollen wir uns nun die Inseln selbst, ihre Bewohner, Sitten und Sagen betrachten und den Muth der Glaubensboten bewundern, der auch diesen Wilden das Licht des Evangeliums gebracht hat. Neu-Caledonien, das wir nun besuchen, ist zuerst von katholischen Missionären betreten worden.

2. Apostolischer Muth.

Cook, der kühne Seefahrer, entdeckte Neu-Caledonien am 4. September 1774. Aber erst 69 Jahre später siedelten sich die ersten Europäer auf der von gefährlichen Riffen umschlossenen, von Menschenfressern bewohnten Insel an. Am 21. December 1843 erschien das französische Kriegsschiff „Bucephalus" auf der Höhe von Balad an der nordöstlichen Küste von Neu-Caledonien. Französische Missionäre aus der Maristen-Congregation befanden sich an Bord und mögen wohl mit banger Hoffnung nach der großen Insel geschaut haben, die allmählich vor ihren Augen aus dem Meere emportauchte. Diese schroffen, kahlen Berge, diese mit Wald bedeckten Niederungen, diese weite, grüne Wildniß, umschlossen von einem Gürtel von Korallenriffen, an denen sich die Wogen des Oceans schäumend brechen und die dem Schiffer nur wenige Zugänge zum Ufer bieten — dieses damals noch kaum bekannte Eiland sollte ja der Schauplatz ihrer apostolischen Mühen sein. Die muthigen Glaubensboten waren Msgr. Douarre, Bischof von Amata i. p. i., P. Rougeyron und P. Viard nebst zwei Laienbrüdern. Dem Bischofe war vom Heiligen Stuhle die äußerst schwierige und gefahrvolle Sendung geworden, dieser entlegenen Insel der Südsee das Kreuz Jesu Christi zu predigen. Er kam als „Apostolischer Vikar von Neu-Caledonien", aber seine Heerde mußte er sich erst sammeln; zur Stunde irrte sie noch wild und nackt

in den Bergen und Wäldern umher, die sich soeben zum erstenmal seinem Blicke zeigten. So glich er jenen Seekönigen der nordischen Sage, die, mit nichts als einer Königskrone ausgestattet, den heimischen Strand verließen, um an fremden Gestaden sich selbst ein neues Reich zu gründen. Der Missionär zog freilich nicht aus für einen irdischen Thron, nur seinem himmlischen Könige wollte er mit den Waffen des Friedens dieses wilde Volk erobern. Diese Aufgabe forderte apostolischen Muth. Nur das Wort des Herrn: „Gehet hin und verkündet das Evangelium jedem Geschöpfe", konnte die Missionäre bestimmen, dieses von der Heimat und dem Umgange mit gesitteten Menschen so weit entlegene Land zum freiwilligen Verbannungsorte zu wählen.

Inzwischen war der Capitän, La Ferriere, in die Bucht von Balad eingelaufen und hatte Anker geworfen. Alsbald bevölkerte sich das von schlanken Kokospalmen und breitwipfligen Bananenbäumen beschattete Gestade mit Schaaren fast ganz nackter Eingeborenen. Ueber eine Weile sah man viele Doppelpirogen (vgl. das Bild S. 98) — Fahrzeuge, die aus zwei durch Planken verbundenen ausgehöhlten Baumstämmen bestehen — vom Lande abstoßen und dem Schiffe zusteuern. Es waren die Häuptlinge der anwohnenden Stämme, welche die „weißen Männer" sehen und begrüßen wollten. La Ferriere nahm sie freundlich auf und bewirthete sie. Die Missionäre suchten durch kleine Geschenke das Herz der Wilden zu gewinnen. Unter den anwohnenden Häuptlingen ragten besonders hervor: Pakili-Puma, der Häuptling von Koko, Taneundi, der Häuptling von Kuma, und namentlich Tschapea, der „König" von Bonde. Die nächsten Tage wurden zu einer Untersuchung des Landes verwendet; in einem Kahne fuhren die Missionäre den Fluß Diahot hinauf und besuchten das Königreich Bonde und das Thal von Koko, wo sie mehrere mit Bananen, Yamswurzeln und Taros in guter Ordnung bepflanzte Aecker fanden. Das schien auf einen gewissen Grad der Cultur zu deuten, und man entschloß sich, die Mission in dieser Gegend zu beginnen. In der Nähe des Hafens von Balad, bei Mahamata, kaufte der Bischof vom Häuptling Tea-Païama, dem Schwiegersohn des eben genannten Taneundi, ein hinreichend großes Grundstück und erhielt, mit Freuden, wie es schien, die Erlaubniß, Haus und Kapelle zu bauen und die christliche Religion zu predigen.

Am Weihnachtstage 1843 nahmen die Missionäre feierlich Besitz von ihrem Eigenthume. Auf dem von Kokospalmen umgrenzten Platze hatte man einen Altar errichtet, auf welchem der Bischof das unblutige Opfer darbrachte. Es war zum erstenmal, daß Christus der Herr unter den eucharistischen Gestalten seinen Einzug auf dieser weitentlegenen Insel hielt und in die Mitte ihrer wilden Bewohner trat. „Der Tempel war schön," schreibt Msgr. Douarre; „er hatte zum Gewölbe den blauen Himmel. Der Altar sah in seiner Armuth der Krippe von Bethlehem nicht unähnlich, und die Wilden, die ihn in tiefem Schweigen umstanden, erinnerten mich unwillkürlich an die Hirten, die herbeigeeilt waren, um das Gotteskind zu sehen, nachdem sie den Gesang der Engel gehört hatten: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind."

Das war die erste Weihnachtsfeier in Neu-Caledonien. Rasch wurde nun von den Matrosen des „Bucephalus" das Missionshaus und die Kapelle gebaut, welche der Bischof am 21. Januar 1844 einweihte. Bei diesem Anlasse ließ La Ferriere seine ganze Mannschaft unter Waffen treten, um den Wilden einen Begriff von der Macht der Weißen zu geben und so die Zurückbleibenden zu schützen. Die Kanaken — so nennt man die Eingeborenen der Südseeinseln — schienen sehr günstig gestimmt; Pakili-Puma hielt eine Anrede, der seine Unterthanen durch stetes Pfeifen nach Landessitte ihren lebhaftesten Beifall bezeugten. Dann lichtete der „Bucephalus" die Anker, grüßte zum Abschiede die Wohnung des Bischofs mit neun Kanonenschüssen und verließ die Rhede von Balad. Mit den Wilden werden wohl auch die fünf Missionäre dem fortsegelnden Schiffe nachgeschaut haben, bis die letzte Spitze des Mastes am fernen Horizonte verschwand.

Nun waren die fünf Männer hilflos und allein in dem wildfremden Lande, dessen Sprache und Sitten sie nicht kannten, ohne andern Schutz und Schirm als denjenigen, den der Allmächtige seinen Dienern angedeihen läßt, die im Vertrauen auf ihn und zu seiner Ehre sich mit apostolischem Muthe den Gefahren entgegenwerfen.

Die Insel, auf der sie sich befanden, ist nächst Neu-Guinea und den neuseeländischen die größte des Stillen Oceans und hat rund 400 km Länge bei einer Breite von etwa 60 km und einem Flächeninhalt von 17 350 qkm. Sie ist die Hauptinsel eines Archipels, der sich ungefähr 1200 km östlich vom Festlande Australiens zwischen dem 163.° und 168.° östl. Länge (Greenwich) und dem 20.° und 23.° südl. Breite erstreckt und außer vielen kleineren umliegenden Eilanden namentlich noch die Fichteninsel und die Loyalty-Inseln umfaßt.

Cook benannte diese Inselgruppe nach dem nördlichen Theile Schottlands „Neu-Caledonien". Indessen von jeder Handelsstraße entlegen und von dem breiten Gürtel der Barrier-Riffe mit einer fast unzugänglichen Mauer umschlossen, blieb das Land, das keine besonderen Schätze zu bergen schien, den Europäern gleichgiltig. Kaum daß hin und wieder ein abenteuernder Seemann an seinen Küsten ankerte, bis der katholische Missionär auch diese Einöde der Gesittung öffnete und den civilisirten Völkern näher brachte.

Das Klima Neu-Caledoniens ist ein gemäßigtes Tropenklima; das Thermometer schwankt zwischen 20 und 28° C. Der Pflanzenwuchs, namentlich in den feuchten und oft sumpfigen Niederungen, ist großartig. Da wächst der riesige indische Feigenbaum mit seiner weitästigen Krone, das geschätzte Sandelholz, am Strande die Mangrove mit ihrem seltsamen, hoch über den Sumpfboden sich aufbauenden Wurzelwerk, die Morinde, der indische Maulbeerbaum, aus deren Fasern sich die Eingeborenen eine Art Gewebe verfertigen, die schlanke Kokospalme, die ihre mit süßen Früchten beladene Krone hoch in den Lüften wiegt, und zwischendurch ziehen sich in üppiger Fülle riesige Farrenkräuter und farbenprächtige Schlingpflanzen. Auch herrrliche Fichtenarten, darunter der Kauri und Araucarien, wachsen namentlich im Süden der Hauptinsel und auf der nach ihnen benannten Fichteninsel. Schon Cook berichtete: „Auf keiner Insel des Stillen Oceans, mit Ausnahme Neu-Seelands, kann sich ein Schiff besser mit Masten und Raaen ausrüsten als hier. Die Entdeckung dieses Landes ist daher kostbar, und wäre es auch nur aus diesem Grunde. Das Holz dieser Bäume ist weiß, hart, leicht und von sehr festem Wuchse. Der aus der Rinde quellende Terpentin umgibt Stamm und Wurzeln mit einem Harzkleide. Sie haben kürzere und dünnere Aeste als die europäischen Fichten, so daß man die Knoten im Stamme bei der Bearbeitung kaum bemerkt. Die Krone, die den Wipfel bildet, verleiht ihnen von ferne ein eigenthümliches Aussehen, das an Basaltsäulen erinnert."

Zu dieser reichen Pflanzenwelt steht die neucaledonische Thierwelt in gar keinem Verhältniß. Die größten Säugethiere waren Ratten und der fliegende Hund, gewöhnlich Vampyr genannt.

Aus seinen langen Haaren drehen die Kanaken Schnüre, die ihnen die Stelle des Geldes vertreten; für eine so und so lange Schnur kauft man sich einen Kahn, eine Frau u. s. w. Von Vögeln verdienen eine Entenart, eine riesige Taube von der Größe eines Huhnes, der „Notu“, und der seltsame, Neu-Caledonien eigenthümliche „Kagu“ (vergl. das Bild S. 99) genannt zu werden. Sein Gefieder ist aschgrau und rothgelb, die Haube weißlichgrau, der Schnabel roth und sehr spitz; die Flügel bilden ausgespannt einen radförmigen Fächer, dienen aber dem wehrlosen Thiere nicht zum Fluge, sondern nur zum Schutze seines Kopfes, den es in der Gefahr unter ihnen verbirgt.

Die Zahl der Eingeborenen wurde 1870 auf 53 000, jetzt auf 58 000 geschätzt; die der Europäer beträgt 15 000, darunter 10 000 Sträflinge. Die Hauptfarbe der Eingeborenen ist ein dunkles Kupferbraun, das Haar ist kraus, doch nicht wollig, die Gesichtszüge sind unangenehm. Ihr Charakter wird als mißtrauisch, zu Hinterlist und Verrath geneigt geschildert, dabei aber beweisen sie Muth und Tapferkeit und mehr Verstand als die meisten Wilden der Südseeinseln. Grausamkeit und scheußliche Gier nach Menschenfleisch machen diese Unglücklichen zum Gegenstande des Abscheues in den Augen der Reisenden. In der That ist der Hang zum Cannibalismus unter ihnen so stark, daß nicht nur die einzelnen Stämme in beständigen Kämpfen Jagd aufeinander machen, sondern daß die Häuptlinge ihre eigenen Stammgenossen hinwürgen, damit die gräßliche Speise bei ihren wilden Gelagen nicht fehle.

Neu-Caledonier.

Die Neu-Caledonier (vgl. untenstehendes Bild) zerfallen in viele Stämme, die für sich selbständig, oft aber zu Schutz und Trutz verbündet sind. Jeder Stamm steht unter einem Ober-Häuptling, den das Volk mit großer Ehrfurcht behandelt. Seine Person gilt für heilig und unverletzlich; ein schön geschmücktes Beil ist das Zeichen seiner Würde. Unter-Häuptlinge stehen den einzelnen Dörfern vor; dann gibt es aber auch eine Adelskaste, welche, wie die Häuptlinge, Grundbesitz hat und von welcher die übrigen Kasten abhängen. Kriege sind unter den einzelnen Stämmen sehr häufig. Als Waffen führen sie Keulen von hartem Holze, oft künstlich verziert und polirt; lange Speere (vgl. die Bilder S. 102 u. 103), an beiden Enden gespitzt und manchmal gezähnt; Schleudern aus Kokosfasern mit ovalen polirten Steinen. Heutzutage haben sie auch Flinten und eiserne Beile. Zum Kriege beruft der König das ganze Volk, fordert den Gegner heraus und bestimmt Zeit und Ort des Kampfes. Gewöhnlich sind es Zweikämpfe, kein allgemeines Treffen, und nach dem Tode weniger Krieger wird Friede geschlossen. Die Leichen der Erschlagenen gehören dem Sieger zum Festschmause; ihre Schädel schmücken als Trophäen die Häuser.

Die Insulaner kennen die Heiligkeit der Ehe nicht; ihre Verbindungen werden nach Lust und Laune des Mannes gelöst, zudem ist die Vielweiberei allgemein. Doch machen auch bei diesen wilden Stämmen gewisse Verwandtschaftsgrade die Eheschließung unmöglich und kann eine Ehebrecherin mit dem Tode bestraft werden.

Das Loos des Weibes ist ein überaus drückendes, fast alle Arbeit fällt ihr zu, und bei den Wanderungen vertreten sie die Stelle von Lastthieren; auch dürfen sie nicht mit den Männern zusammen essen. Die Bestattung der Todten erfolgt unter großen Feierlichkeiten. Gewöhnlich werden die Leichen begraben, nachdem man den Schädel lostrennte, um ihn als Reliquie aufzubewahren; auf den Grabhügel stecken sie hohe, je nach dem Range des Todten, mit Muscheln geschmückte Stangen. Zeichen von Trauer sind das Tragen langer Haare, welche auf eine gewisse Art gefärbt werden, Brandwunden, das Aufschlitzen des Ohrläppchens. Einem Häuptlinge folgen dessen Frauen gewöhnlich in den Tod, indem sie auf seinem Grabhügel erwürgt werden. Auch kommt es vor, daß man kranke und schwache Greise lebendig begräbt. Näheres über die Sitten dieser Wilden werden wir alsbald erzählen, nachdem wir vorerst das Schicksal der ersten Glaubensboten und ihres Werkes kennen gelernt haben.

Waffen und Werkzeuge aus Neu-Caledonien und den Salomons-Inseln. (S. 101.)

a Lanzenspitze von Ysabel (Salomons-Inseln); b Hammer; c Nadel von den Salomons-Inseln; d Streitaxt; e Speer; f Keule; g Bogen; h Hacke von Neu-Caledonien; i Karst; k Ruder; l Wurfspieße von den Loyalty-Inseln; m Hacke; n Keule.

Unter diesem wilden Volke hatten sich also die fünf Missionäre niedergelassen. Sie begannen ihre Riesenarbeit damit, daß sie das angekaufte Land um ihre Hütte durch ihrer Hände Arbeit urbar machten und die Sämereien anpflanzten, die sie aus Europa mitgebracht hatten. Dann bauten sie sich eine Art Backofen, um die drei Tönnchen Mehl benutzen zu können, welche mit Pökelfleisch ihren vorläufigen Mundvorrath bildeten. Bald lernten sie auch den Hang der Eingeborenen zum Diebstahl kennen; es verging fast kein Tag, an dem ihnen nicht etwas ihrer geringen, nothdürftigen Habe entwendet wurde. Bitterer Mangel stellte sich ein. Ihre Saat war noch lange nicht reif, als sie das letzte Stücklein Brod genossen. Die Tauschartikel waren bald erschöpft, und oftmals mußten sie von Hütte zu Hütte betteln, aber die Kanaken litten selber Mangel und konnten nichts geben. Es ist unbegreiflich, mit welcher Sorglosigkeit die Insulaner in den Tag hinein leben. Sie verstehen zwar etwas Ackerbau, aber sie pflanzen so kleine Strecken an, daß der Ertrag kaum für ein Vierteljahr reicht; die übrige Zeit leiden sie Mangel und fristen ihr Leben mit den ekelhaftesten Speisen, mit Ratten und Käferlarven und dem Fleische des neucaledonischen Vampyrs. Mitunter liefert ihnen der Fischfang reiche Beute; aber dann rufen sie ihre Freunde zusammen und alles wird auf einem Schmaus verzehrt. Dazu kommt noch, daß sich die einzelnen Stämme bei ihren beständigen Kriegen gegenseitig die Pflanzungen muthwillig verderben und sogar die Kokospalmen und den Brodfruchtbaum nicht schonen. Man wird die Lage der Missionäre begreifen; mehr als einmal glaubten sie, Hungers sterben zu müssen. P. Rougeyron schreibt in einem seiner Briefe, die in den Annalen des Vereins der Glaubensverbreitung mitgetheilt sind:

„Am Feste des hl. Franz Xaver (1844) waren wir in der äußersten Noth. Der Stamm, der uns bisher mit Lebensmitteln versehen hatte, konnte oder wollte uns nichts mehr geben. So bereiteten wir uns auf den Hungertod vor. Aber nein, derjenige, der die Vögel des Himmels ernährt, läßt seine Diener, die sich zu seiner Ehre so vielen Entbehrungen hingeben, nicht Hungers sterben. Der Apostel von Indien und unsere Schutzengel schickten uns Wilde, welche drei Stunden weit herkamen, um uns reichliche Nahrungsmittel anzubieten. Der Finger Gottes ließ sich nicht verkennen, denn die Eingeborenen gehörten einem feindlichen Stamme an; es war das erste Mal, daß sie uns besuchten, und sie kamen gerade im Augenblicke der größten Noth. Beim Anblicke dieses Mundbedarfs blickte ich auf den Bischof, und wir vergossen Thränen des Dankes gegen Gott."

Auf den eigentlichen Zweck ihrer mühseligen Anwesenheit in diesem Lande konnten sich die Missionäre vorderhand nur durch Erlernung der äußerst schwierigen Landessprache vorbereiten. Wie viel Geduld und Fleiß dazu gehörte, ohne Grammatik und Wörter-

buch diese unverständlichen Laute sich zugänglich zu machen, ist begreiflich. Zum Glücke verstand P. Viard ein wenig die Sprache der Insel Uwea (Wallis), und es fanden sich einige Kanaken, welche von dorther eingewandert waren. Ihr Häuptling, der von beiden Sprachen etwas wußte, diente dem Missionär als Dolmetscher. Erst nach einem Jahre konnten die Missionäre damit beginnen, den Wilden die ersten Wahrheiten des Christenthums zu verkünden.

Die religiösen Ansichten der Neu-Caledonier waren, wie leicht begreiflich, von dem crassesten Aberglauben entstellt. Doch scheinen sie ein alles leitendes und regierendes Wesen, das sie Neuengut heißen, anzuerkennen. Neben diesem höchsten Gotte verehren sie sehr viele andere Götter, namentlich die Seelen verstorbener Häuptlinge; ja sie beten sogar noch lebende Häuptlinge an. Für jeden Stamm nehmen sie eine besondere Gottheit (Dianua) an, zu welcher die Seelen der Verstorbenen gehen. Vor ihr müssen sie sich einer Prüfung unterziehen; die größten Genüsse sind ihnen gestattet, aber trotzdem können sie das Stehlen nicht lassen. Darüber erzürnt, tödtet sie Dianua, und hierdurch erst werden sie in Schatten verwandelt, die auf die Oberwelt zurückkehren und den Menschen als Götter erscheinen. Diese Sage enthält wohl einen schwachen Anklang an die folgenschwere Prüfung unserer Voreltern im Paradiese, durch die sie dem Tode verfielen und aus den Gefilden der Glückseligkeit verstoßen wurden. Götzenbilder kommen vor, scheinen aber wenig verbreitet zu sein. Haare und Zähne verstorbener Häuptlinge sind nicht selten Gegenstände des Cultus. Statt in Tempeln, versammeln sie sich an bestimmten Plätzen im Walde, wahrscheinlich an Grabstätten, deren Betretung durch nicht dazu Berechtigte die Götter mit dem Tode bestrafen. Sie haben Priester von verschiedenem Range oder vielmehr Zauberer, deren Aufgabe es ist, Wind und Regen herbeizurufen, Krankheiten zu verhängen und abzuwenden. Der Cultus besteht in Gebeten und Opfern, die sie meist an heiligen Plätzen darbringen, auch wohl in das Meer werfen, und in der Feier von scheußlichen Tänzen, unter dem Namen „Pilupilu" bekannt, bei denen sie Dämonen ähnlicher sind als Menschen.

Auch den „bösen Du" verehren die Insulaner und bringen ihm reichliche Opfer dar. Gewöhnlich ist der Opferplatz eine Waldlichtung mitten im größten Dickicht. Dort bauen sie einen Altar, eine Art großen Tisches, 2—3 m im Geviert, und beladen ihn mit Früchten aller Art, mit Taros, Yamswurzeln, Zuckerrohr ꝛc. Rundum hängen von den Zweigen der Bäume Fische, Schildkröten und Geflügel. So glauben die armen Leute die Wuth des bösen Geistes besänftigen zu können. Den Insulanern zufolge bewohnt der Du die Wälder; er hat menschliche Gestalt von riesiger Größe und ungeheurer Corpulenz. Glücklicherweise kann er nur während der Nacht seine Beute erhaschen, aber wehe, wenn er den Menschen zufällig ohne Waffen überrascht! Krankheiten, Hungersnoth, Unglück aller Art kommen vom bösen Du; seine Macht zu schaden ist um so größer und furchtbarer, je mehr die giltigen Gesetze und besonders das Ansehen und der Gehorsam gegen den Häuptling mißachtet werden. Der Wahnsinn ist der Geist des bösen Du. Ein Missionär schreibt, man habe ihm die Ueberreste einer unglücklichen Familie gezeigt, die ganz ausgerottet wurde, weil das Familienhaupt einen eigenthümlichen, unheimlichen Zug in seinem Gesichte hatte. Das mußte der Du sein. Erst fürchtete und floh man den Unglücklichen; aber als ein plötzlicher Tod den Häuptling Watschuama wegraffte, erhob sich allerwärts der Ruf: „Der böse Geist des Du hat Watschuama getödtet." Alsbald wurde der arme Verdächtigte und nach ihm einer seiner Söhne unbarmherzig getödtet. Kurze Zeit darauf beging man ein Fest; der ganze Stamm war versammelt, und unter die Menge mischte sich auch ein Kind des neulich Ermordeten. Sofort war sein Schicksal beschlossen. Ein Weib, das Mitleid mit dem armen Wesen hatte, theilte ihm die Gefahr mit und sagte ihm, es solle so rasch als möglich fliehen. Das Kind versucht, diesem Winke zu entsprechen; aber man bemerkt seine Flucht, und sofort ertönt der Ruf: „Der Du, flieht! der Du, flieht!" Ein Häuptling eilt ihm nach, schleudert ihm seinen Speer in den Rücken, daß die Spitze durch die Brust hervordringt; dann machen Keulenschläge seinem Leben ein Ende, und die Leiche wird von den Unmenschen aufgezehrt.

Schmuckgegenstände ꝛc. aus Neu-Caledonien.

1 u. 3 Hüte; 2 u. 9 Schleudern; 4 u. 5 Keulen; 6 Maske; 7 Halsring; 8 Leibgurt; 10 Messer; 11 Taschen; 12 Angelhaken; 13 u. 15 Kämme; 14 Ring.

Gerade diese Roheit und dieser angeborene Hang zu Menschenfleisch bereitete den Missionären die größten Hindernisse. Das natürliche Gefühl war in der Brust dieser Wilden so sehr abgestumpft, daß alle Vorstellungen wenig fruchteten. Wie peinlich muß es den Glaubensboten gewesen sein, sich von allen Seiten von den scheußlichen Denkmälern des Cannibalismus umringt zu sehen! Fast vor jeder Hütte waren Menschengebeine aufgethürmt und grinsten Todtenschädel. Und wenn dann die Verkündiger des Kreuzes trotzdem in die Hütten der Barbaren eindrangen, so fanden

sie den langen Rost, dessen scheußliche Bestimmung der in eine Matte eingewickelte, gebratene Leichnam darauf, wie die Missionäre schaudernd schreiben, nur zu deutlich kundthut. Und da konnten „Gebildete" den Missionären, welche sich eben zu Havre einschiffen wollten, um diesen verworfenen Stämmen die Religion zu predigen, die Christus vom Himmel auf die Erde herabbrachte, zurufen: ob es denn erlaubt sei, das Gewissen und den Frieden dieser Völker zu stören, welche so glücklich im Zustande der Natur lebten?!

Die Missionäre selbst lebten in beständiger Todesgefahr. Oefters wurden Steine und Wurfspieße nach ihnen geschleudert, und P. Rougeyron erhielt einmal aus dem Hinterhalte eine schwere Verwundung. Als die Missionäre später der neucaledonischen Sprache mächtig waren, erschöpften sie oft umsonst alle Beweggründe, um die Wilden mit Abscheu gegen den Cannibalismus zu erfüllen. „Es mag sein," antwortete einst ein Kanake dem Bischof Douarre, „daß es Sünde ist, seinen Mitmenschen zu essen; aber sage nicht, daß es nicht gut schmecke, denn du würdest lügen." Nach und nach erst und mit unendlicher Geduld konnte es den Missionären gelingen, die Roheit dieser Insulaner zu brechen. Jahrelang mußten sie sich begnügen, die sterbenden Kinder zu taufen. Jahrelang waren diese unschuldigen Seelen, die sie dem Himmel zusandten, die einzigen Früchte ihrer sauren Arbeit. Die Erwachsenen mußten, so sehr auch einige die Taufe verlangten, ein langes Katechumenat bestehen. Wie nöthig diese saure Vorsicht war, zeigt folgender Vorfall. Ein Wilder, der dringend die Taufe begehrte, antwortete auf die Frage, wie viele Frauen er habe: „Zwei." Man sagte ihm nun, es könne niemand getauft werden, der sich nicht nach dem Gesetze des Evangeliums mit einer Frau begnüge. Ohne eine weitere Erklärung abzuwarten, lief der Wilde fort. Am Tage darauf aber kam er wieder und stellte dieselbe Bitte. „Du hast ja zwei Frauen, also kannst du nicht getauft werden", sagte man ihm. — „Ich habe nur eine", erwiederte der Kanake. — „Was hast du denn mit der andern gethan? Gestern hattest du zwei." — „Ich habe sie getödtet," sagte der Taufcandidat mit einer Ruhe, als ob sich seine Handlungsweise von selber verstünde. So war es in der That: er hatte das arme Weib bei seiner Rückkehr sofort erschlagen und wahrscheinlich auch aufgezehrt. Aber nichts entmuthigte unsere Missionäre; sie streuten den Samen aus und sein Gedeihen überließen sie der göttlichen Gnade, die ja, wie der Prophet es verkündete, machen kann, daß auch die Wüste wie eine Lilie blüht.

Die Hütte, welche die Missionäre bewohnten, war nach der ersten Regenzeit baufällig geworden. Das Holz war wurmstichig und faulte unter dem Einflusse der Feuchtigkeit und Wärme. Sie mußten also an einen Neubau denken; sie wählten einen Hügel in der Nähe des Dorfes Baïao, etwa eine Meile von der Küste entfernt. Um dauerhafter zu bauen, führten sie die Kapelle in Stein auf, und bei dieser langwierigen Arbeit wurde Bischof Douarre Handlanger des Laienbruders Johannes. Dafür war aber auch das Bauwerk bei all seiner Unvollkommenheit der schönste Palast der Insel. Die Eingeborenen leben nämlich in Hütten, die wie Bienenkörbe aussehen (vgl. das Bild S. 105). Sie haben in der Mitte einen hohen Pfeiler, der über das Dach emporragt und oben mit Zweigen und Muscheln, auch wohl mit den Schädeln erschlagener Feinde geschmückt ist. An diesen Pfeiler lehnen sich rundum die Dachsparren, die mit einer dichten Lage von Gras bedeckt und mit Rindestreifen überzogen werden. Eine ganz niedrige Oeffnung führt in das Innere, wo stets ein Feuer zur Vertreibung der Moskitos raucht. Zum Baue seines Hauses versammelt der Kanake alle seine Verwandten und Freunde; natürlich ist die Arbeit bald gethan, und somit läßt sich auch begreifen, wie sehr sich die Eingeborenen über den Neubau der Missionäre wunderten, der fast zwei Jahre in Anspruch nahm.

Inzwischen lief am 27. September 1845, also 19 Monate nach der Abfahrt des „Bucephalus", die französische Corvette „Le Rhin" im Hafen von Balad ein. Mit welcher Freude die Missionäre nach so langer Abgeschlossenheit unter den Wilden wieder gesittete Menschen begrüßten, läßt sich denken, zumal da zwei neue Missionäre, die PP. Grange und Montrouzier, ebenfalls der Maristen-Congregation angehörend, eintrafen. Freilich wurde diese Freude durch Briefe etwas getrübt, welche P. Viard, der durch seine Sprachkenntniß so vieles gewirkt, nach seinem alten Arbeitsfelde Neu-Seeland abberiefen, wo ein Schreiben des Apostolischen Stuhles seiner harrte, das ihn zum Bischofe von Orthosia und zum Coadjutor des Bischofs Pompallier ernannte. Aber das Beste der Gesammtkirche muß dem Wohle einer Einzelkirche stets vorgehen, und so gaben sich die Missionäre von Neu-Caledonien in ihren harten Verlust.

Der Capitän des „Rhin" versorgte die Missionäre mit neuem Mundvorrath und machte ihnen noch ein anderes sehr wichtiges Geschenk, eine gewaltige Dogge, die ihr neues Haus als treuer Wächter gegen die diebischen Kanaken vertheidigte. Die Angst, welche dieses Thier durch sein Gebell den Wilden einjagte, die noch nie einen so großen Vierfüßler gesehen hatten, war überaus groß. Später benutzten die Missionäre die Furcht vor Hunden, um den Wilden das nöthigste Anstandsgefühl beizubringen; diese Thiere, die abgerichtet waren, die Kanaken anzubellen, welche es an der nothdürftigsten Bekleidung mangeln ließen, trugen wirksamer zur Erreichung dieser ersten Stufe der Gesittung bei, als alle Ermahnungen der Glaubensboten.

Da nun das neue Haus zu Baïao stand und für den Unterhalt der kleinen Genossenschaft gesorgt war, gingen die Missionäre eifrig an die Predigt des Evangeliums. P. Viard hatte viel vorgearbeitet, indem er das Vaterunser, den Englischen Gruß, das Apostolische Glaubensbekenntniß und die zehn Gebote Gottes in die Landessprache übertrug. P. Rougeyron, der sich seiner scherzhaften Einfälle wegen einer großen Popularität unter den Eingeborenen erfreute, ging dem Bischofe Douarre treulich in der apostolischen Arbeit an die Hand, und Gott segnete seine Mühen. Schon vor der Ankunft des „Rhin" hatten sie zusammen eine apostolische Reise in das Innere der Insel unternommen und manche zur Annahme der christlichen Religion geneigt gefunden. Das Crucifix, das sie auf der Brust trugen, erregte gewöhnlich die Neugierde der Wilden und gab den Missionären Gelegenheit, von Jesus Christus und seiner Liebe zu den Menschen zu sprechen. Auf Mariä Himmelfahrt waren bereits 20 Personen aus verschiedenen Stämmen gekommen, um der heiligen Messe beizuwohnen; sie konnten schon das Kreuzzeichen machen, sowie das Vaterunser und das Ave Maria beten. Bald gingen die Missionäre nicht mehr von Hütte zu Hütte, sondern versammelten die Katechumenen im Hause des Häuptlings von Balad zu gemeinsamem Unterricht. Sie zeigten meist einen klaren Verstand, und bei ihrer Anlage zur Musik lernten sie rasch mehrere Lieder zur Ehre der Mutter Gottes. Bei der Ankunft des „Rhin" zählten die Patres bereits einige Erwachsene, welche zum Empfange der Taufe hinlänglich vorbereitet schienen. Auch der Verkehr mit dem Festlande von Australien gestaltete sich besser. Noch während der „Rhin" vor Anker lag, trafen mehrere andere Schiffe ein, durch welche der Bischof Sämereien und verschiedene Hausthiere beziehen konnte.

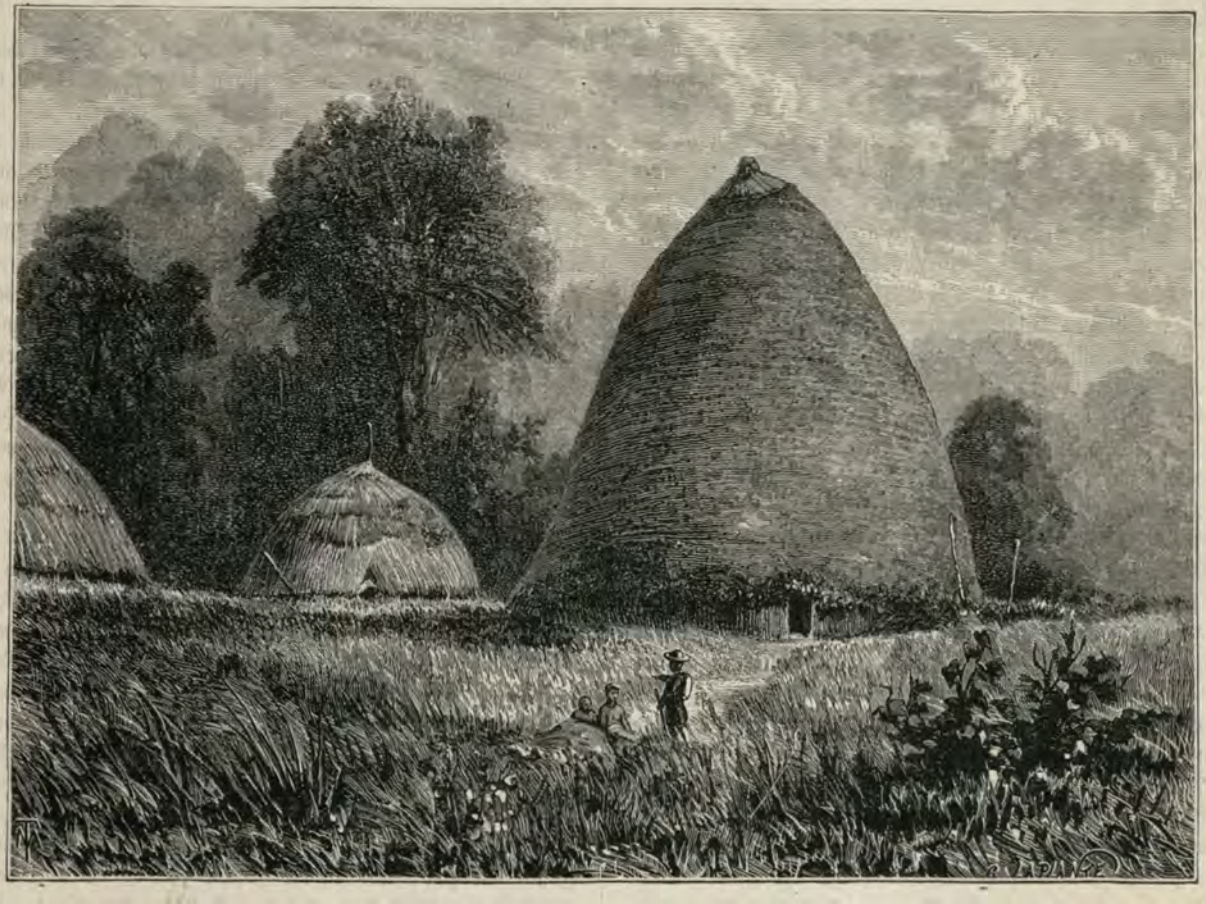
So schien der apostolische Muth dieser Männer die ersten Schwierigkeiten glücklich überwunden zu haben; die Mission begann emporzublühen, und man wiegte sich in der Hoffnung einer baldigen und reichen Ernte.

Aber der wilde Charakter der Eingeborenen ließ sich nicht mit einem Schlage ändern, und die Zeit der schwersten Prüfungen sollte erst kommen.

3. Die Katastrophe von 1847.

Der Sturm der Verfolgung, der sich gegen die Mission erhob, hatte verschiedene Ursachen, die wir kurz erwähnen müssen, bevor wir sein Toben und seine Verwüstung schildern. Vom Jahre 1846 an landeten ziemlich viele englische und amerikanische Schiffe, um mit den Eingeborenen Tauschhandel zu treiben und das gesuchte Sandelholz der Insel auszubeuten. Die Engländer von Sydney fürchteten, es möchte sich um die Mission eine französische Kolonie sammeln; dazu kam, daß auch protestantische Glaubensboten ihr Augenmerk auf Neu-Caledonien zu richten begannen. So wurden den Eingeborenen unvorsichtige Beschuldigungen gegen die Franzosen und die katholischen Missionäre eingeflüstert, sei es nun, daß Handelsinteressen oder religiöse Eifersucht zu diesen traurigen Verleumdungen führten.

Man sagte den abergläubischen Kanaken, die Missionäre seien „Tapu", d. h. Zauberer, welche die Menschen nach Belieben dem Tode überantworten könnten. Dieses Schlagwort, das bald unter den Eingeborenen von Mund zu Mund ging, machte um so größern Eindruck, als gerade damals eine Seuche unter den Kanaken an der Baladbai wüthete, welche fast ein Drittel der Bevölkerung hinwegraffte. Das kann bei der Art und Weise, wie die Insulaner ihre Kranken zu behandeln pflegen, nicht auffallen. Die Kanaken sind besonders zur Regenzeit einer Entzündung der Luftröhre und der Lungen ausgesetzt. Sobald sie sich nun krank fühlen, schnüren sie sich mit einer Leine die Lenden fest zusammen und ziehen sich in die mit Rauch gefüllten Hütten zurück. Dann wird der Dorfarzt herbeigerufen. Dieser beginnt gewöhnlich damit, dem Kranken eine große Menge Blut zu entziehen; darauf wird der Patient auf den Rücken gelegt und seine Brust gerieben und geknetet, daß die Rippen krachen und dem armen Manne der kalte Schweiß ausbricht. Zum Schluß muß er endlich eine gehörige Portion Kräuterwasser trinken. Die so behandelten Patienten sterben gewöhnlich am zweiten oder dritten Tage. Das ist gewiß nicht auffallend. Allein rohe Völker sind nun einmal geneigt, alles Unglück der Zauberei zuzuschreiben; um so leichter glaubten also jetzt auch die Eingeborenen den englischen Sandelholzkrämern, als diese versicherten, die Oui-Oui (d. h. die französischen Missionäre) seien Zauberer. Hatten die Patres durch ihr Verfahren ja der Verleumdung gewissermaßen Vorschub geleistet! Um nämlich keinen Unwürdigen zu taufen, schoben sie die Spendung dieses Sacramentes möglichst hinaus, und so kam es, daß mehrere Neophyten sehr bald nach dem Empfang der Taufe starben. Selbstverständlich wurden diese als Opfer der Zauberei betrachtet. Wenn sich daher die Missionäre den Hütten der Eingeborenen näherten, versteckte man eilends die Kranken vor ihnen, und oftmals bat man sie flehentlich, sie möchten doch das Leben der Insulaner verschonen.



Neucaledonische Hütten.

Noch eine größere Erbitterung gegen die Weißen rief der schmähliche Menschenraub hervor, den um diese Zeit einige englische Rheder zu treiben begannen und in dem sie leider bis auf unsere Tage Nachahmer gefunden haben. Englische Seeleute kamen an die Küsten Neu-Caledoniens, lockten die Eingeborenen durch Geschenke an Bord und segelten dann mit denselben nach Australien, um sie dort den Ansiedlern gegen einen hohen Lohn abzutreten. Das mußte zur Rache reizen, zumal die Kinder mächtiger Häuptlinge von den Seelenverkäufern fortgeschleppt wurden. So kam es, daß der Haß gegen die Fremden von Tag zu Tag sich steigerte. Im Mai 1847 erschlugen die Wilden einen Engländer, Namens Sutton; dann zog eine Bande triumphirend vor das Haus der Missionäre, schreiend, sie hätten den Weißen aufgezehrt, und er sei gut zum Essen gewesen; bald würde dasselbe Loos die Patres treffen.

Unterdessen hatte sich die äußere Lage der Mission bedeutend verbessert. Außer dem Hause zu Baïao hatten sie eine zweite Niederlassung zu Puébo gegründet, wo die Einwohner milder gesinnt waren als der rohe Stamm von Puma, in dessen Marken das erstere Haus lag. Die Wohnung zu Puébo wurde auf einen Hügel nahe an der Küste gebaut und rundum ein schöner Garten angelegt. Süße Kartoffeln, Tarowurzeln, der Paradies-Feigenbaum und Zuckerrohr gediehen vorzüglich. P. Montrouzier entdeckte im Innern der Insel eine Kupfermine, Spuren von Eisen und Kohlen und eine Mineralquelle. Nicht lange nachher, Anfang Juli 1846, strandete die französische Corvette „die Seine" nicht weit von der neugegründeten Niederlassung zu Puébo; die Mannschaft wurde gerettet, es waren 230 Mann unter Capitän Lecomte. Die Missionäre gewährten zwei Monate den Schiffbrüchigen ein gastfreundliches Heim, bis sie über Sydney in die Heimat zurückkehren konnten. Inzwischen nahmen die Officiere nautische Karten auf, und die Matrosen bearbeiteten die Felder der Missionäre.

Es scheint, daß die Eingeborenen diese große Zahl von Fremden nur ungern sahen. Zwei Häuptlinge, Buarate, der grausame Häuptling von Yengen, der seine eigenen Unterthanen seiner scheußlichen Gier nach Menschenfleisch opferte, und Thindin, ein würdiger Bundesgenosse des erstern, beriefen damals mehrere andere Häuptlinge zu einem Kriegsrathe. Es wurde die Frage erörtert, ob es nicht an der Zeit sei, sämmtliche Europäer niederzumetzeln. Der Gedanke wurde von den wilden Kanaken mit großem Beifall aufgenommen, aber der Häuptling Goa vereitelte durch seine Gegenvorstellungen für dieses Mal den Anschlag. Indessen gereichte der Mission diese Verzögerung zum Verderben. Ihren beiden Hauptfeinden, den Häuptlingen Buarate und Thindin, gelang es, durch Tauschhandel in den Besitz von besseren Waffen und sogar von einem Doppelgewehr und von Schießbedarf zu gelangen. Alsbald überfielen sie nun die Nachbarstämme und erlegten die armen Wilden nach Herzenslust.

Die Missionäre ahnten noch immer nichts von dem Sturm, der sich gegen sie vorbereitete. Bischof Douarre hielt sogar die Zeit für günstig, die nach Europa zurückkehrenden Schiffbrüchigen der „Seine" zu begleiten, um neue Kräfte für sein Vikariat anzuwerben. Er sollte die mit so vieler Mühe gegründete Niederlassung nur in Trümmern wiederfinden. Bald nach der Abreise des Apostolischen Vikars errichtete eine französische Gesellschaft eine kleine Handelsniederlassung zu Balad; die dort lagernden Vorräthe reizten die Habsucht der Kanaken und führten den Ausbruch des offenen Kampfes herbei. Zwar wurde dieser noch etwas hinausgeschoben, als ein englisches Schiff anlangte, welches Bischof Collomb, den Apostolischen Vikar der Salomons-Inseln, und P. Vergunt an Bord hatte, die hier auf eine Fahrgelegenheit in ihre Mission zu warten gedachten. Allein kaum war am 17. Juli das englische Schiff abgesegelt, als zwei Christen herbeieilten und den Missionären meldeten, die Wilden hätten für den folgenden Tag den Angriff auf das Haus von Baïao beschlossen.

Damals befanden sich in der Niederlassung von Baïao Bischof Collomb, P. Grange, die Laienbrüder Blasius und Bertrand, Doctor Beaudry, ein französischer Schiffsarzt, der wissenschaftlicher Nachforschungen wegen bei den Missionären wohnte, und zwei Matrosen der „Seine"; das übrige Personal der Mission war bei P. Rougeyron in Puébo. P. Grange hat in einem Briefe ausführlich die Katastrophe beschrieben; wir theilen sie hier in kurzem Auszug mit:

„Am 18. Juli ließ der Oberhäuptling uns wissen, die Eingeborenen seien bereit, die in jüngster Zeit gestohlenen Gegenstände zurückzugeben und sich mit uns auszusöhnen. Wir nahmen dieses Anerbieten gerne an. Wirklich kamen kurz nach Mittag zwei Häuptlinge und zwei Kinder, deren jedes ein Bündel gestohlener Waaren trug. Die beiden Häuptlinge waren bewaffnet, der eine mit einer Lanze, der andere mit einer Keule. Während wir nun unterhandelten, stürzte auf ein gegebenes Zeichen ein mit Lanzen, Keulen und Streitäxten bewaffneter Haufen über uns her. Auf den Bruder Blasius und mich war es hauptsächlich abgesehen. Ich konnte einem Keulenhieb glücklich ausweichen, aber der Bruder empfing durch einen Lanzenstich eine tödtliche Wunde. Es gelang uns jedoch, den Schwerverwundeten in das Haus zu flüchten, da ein blind abgefeuerter Flintenschuß die Wilden zerstreute. Allein dieselben flohen nicht, ohne den uns als Kirche dienenden Schuppen niederzubrennen.

„Am folgenden Tage sollte ein gemeinsamer Angriff des ganzen Stammes gegen uns stattfinden. Früh am Morgen schon waren die Boote, welche uns der Capitän der „Seine" zurückgelassen hatte, in Brand gesteckt worden. Da dieser Tag leicht der letzte unseres Lebens sein konnte, bereiteten wir uns durch den Empfang der heiligen Sacramente auf den Tod vor, und der Bischof consumirte die noch vorhandenen heiligen Hostien. Um 2 Uhr nachmittags waren wir von den Wilden eingeschlossen, die zuerst unter wildem Geheul schwere Steine gegen unsere Hütte schleuderten, dann aber näher rückten und Feuer an die Pfosten legten, welche das Erdgeschoß stützten. Wir fühlten das Feuer schon unter den Füßen und zogen uns in die Kapelle zurück, um dort den Tod zu erwarten. Auch der auf den Tod verwundete Bruder Blasius schleppte sich noch dorthin. In dieser äußersten Noth gab der Herr uns den Gedanken ein, uns dadurch zu retten, daß wir den Wilden unser Haus zur Plünderung hingäben. Wir warfen ihnen deshalb den Schlüssel der Vorrathshäuser zu, und während die Kanaken sich auf denselben stürzten, bot sich uns eine Gelegenheit zur Flucht. Ich verließ zuerst das Haus; der Häuptling Undo stellte sich mir in den Weg; ich unterhandelte mit ihm, und unterdessen entkamen Bischof Collomb, der Bruder Bernard, der Arzt und die beiden Matrosen; Bruder Blasius dagegen wurde von den Wilden ermordet. In der Verwirrung fand sich auch für mich die Gelegenheit, loszukommen und über die Trümmer der tags zuvor niedergebrannten Kirche zu entfliehen.

„Wir wendeten uns gegen Puébo; zwar fürchteten wir, auch diese Station möge das Schicksal der unsrigen getheilt haben; aber wir wurden bald beruhigt, als uns zwei Neophyten trafen, welche

P. Rougeyron auf das Gerücht von dem Ueberfalle der Station Baïao abgeschickt hatte, um Kundschaft einzuziehen. Von ihnen geleitet und unterstützt, kamen wir auf versteckten Pfaden abends 9 Uhr in Puébo an; wir waren so erschöpft, daß wir kaum stehen konnten."

Die Wilden hatten aber das Haus von Baïao nicht ganz niedergebrannt; da dasselbe von der See aus gesehen werden konnte, schienen sie es gleichsam als eine Falle benutzen zu wollen, durch welche sie die Mannschaft von landenden Schiffen in einen Hinterhalt locken könnten. Die Missionäre erwarteten um diese Zeit die Ankunft zweier Missionsschiffe, und um den Plan der Wilden zu vereiteln, beschlossen sie, selbst das von den Wilden begonnene Zerstörungswerk zu vollenden. In der Nacht vom 5. auf den 6. August vollzogen einige Neophyten diesen Beschluß.

Unterdessen reizte der glückliche Erfolg des Angriffes auf Baïao die Kanaken zu einem ähnlichen Versuch gegen Puébo; die Missionäre schwebten mehrere Wochen lang in steter Lebensgefahr, bis am 9. August ein französisches Kriegsschiff erschien. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es den Bedrängten, sich mit demselben in Verbindung zu setzen, und der Capitän war sofort bereit, ihnen hilfreiche Hand zu leisten. Allein die ganze Hilfe konnte vorläufig nur darin bestehen, daß er ihnen die Gelegenheit bot, die Mission vorläufig zu verlassen. Sogar dieses konnten sie nicht ohne die größte Gefahr ausführen, und auf dem Wege von der Station bis zum Seeufer hörten die Wilden nicht auf, die vom Schiffe gesendete Bedeckungsmannschaft mit Steinwürfen und Wurfspießen zu verfolgen.

So war die Mission von Neu-Caledonien zerstört, die Arbeit von vier mühevollen Jahren scheinbar verloren. Ich sage: scheinbar verloren; denn das Christenthum gleicht nicht einem leblosen Gebäude, dessen Mauern, einmal zerstört, sich nicht wieder durch innere Kraft zu einem neuen Tempel vereinen. Es ist vielmehr ein lebenskräftiger Baum, der, wenn auch vom Sturme zerbrochen, doch wieder aus seiner Wurzel neue Sprossen treibt, die mit der Zeit Blüten und Früchte tragen. Auch in Neu-Caledonien hatte das Christenthum bereits diese lebenskräftigen Wurzeln gesenkt. Mitten in der Betrübniß der letzten Tage waren die Missionäre nicht wenig getröstet worden durch zahlreiche Züge der kindlichen Anhänglichkeit und Liebe vieler Neophyten. Weder durch Drohungen noch durch Verfolgung ließen sich die Neubekehrten — und unter ihnen manche noch junge Kinder — von ihren geistlichen Vätern trennen und auch im schwersten Kampf standen sie auf deren Seite. Daher konnten denn auch die Glaubensboten, als sie für dieses Mal den Schauplatz ihrer Thätigkeit verließen, die feste Ueberzeugung hegen, daß das Christenthum noch nicht alle Hoffnung auf Neu-Caledonien verloren habe.

„Es ist wahr," sagt P. Rougeyron in einem seiner Briefe, „wir verlassen Neu-Caledonien, den Schauplatz unserer Mühen und unserer Leiden, aber nicht für immer; bald, so hoffe ich, wird der Augenblick kommen, wo wir dieses unglückliche Land wieder sehen werden; wir lassen ja ein Samenkorn des Christenthums zurück. Ach, diese armen Wilden wissen nicht, was sie thun, sie verdienen unser Mitleid. Je mehr sie uns verfolgen, desto mehr werden wir sie lieben in Jesus Christus, der für sie so gut gestorben ist wie für uns. Wir werden nicht aufhören, für ihre Bekehrung zu beten, und würden tausendmal das Leben hingeben für ihre Rettung und ihr Glück."

Das sind Gesinnungen eines christlichen Missionärs! Männern, die so im Geiste Gottes arbeiten, konnte der endliche Erfolg nicht mangeln.

4. Neue Versuche.

Der harte Schlag, den die Katastrophe von 1847 der Mission von Neu-Caledonien versetzt hatte, war nicht im Stande gewesen, den Muth der Missionäre zu brechen; wenige Monate später treffen wir sie an der Südwestküste beschäftigt, sich ein neues Feld der Arbeit zu gründen.

Allein vergebens landeten sie an verschiedenen Punkten, nirgends zeigte sich ihnen eine geeignete Stelle; sie mußten sich begnügen, auf einer Anhöhe ein Kreuz aufzurichten, späteren Glaubensboten zur Kunde, daß schon früher Missionäre diese Küste betraten.

So segelten sie denn, von dem Gedanken geleitet, Neu-Caledonien so nahe als möglich zu bleiben, zunächst nach Annatom, einer der Neuen Hebriden, wo eine englische Niederlassung den Handel mit Sandelholz betrieb; allein auch hier war ihre Mühe fruchtlos, theils weil zwei protestantische Prediger ihnen aus allen Kräften entgegenwirkten, theils weil das Fieber das Missionshaus beständig mit Kranken füllte. Da schien sich den Patres eine günstige Gelegenheit zu bieten, auf den Loyalty-Inseln festen Fuß zu fassen. Der Capitän der „Arche d'Alliance" hatte nämlich aus christlicher Liebe 32 Eingeborene der Insel Halgan (Uwea) an Bord genommen, welche von englischen Seefahrern geraubt worden waren, und führte sie in ihre Heimat zurück. Unter den Geraubten befand sich auch der Sohn eines Häuptlings. Die Missionäre hofften von den Eingeborenen mit offenen Armen aufgenommen zu werden. Allein nur durch Wachsamkeit und schnelle Flucht gelang es dem Capitän, Schiff und Mannschaft von einem verrätherischen Ueberfalle der undankbaren Wilden zu retten. So war auch dieses Unternehmen gescheitert.

Glücklicher war P. Goujon auf der Fichteninsel (Kunie) an der Südostspitze Neu-Caledoniens; er gründete eine Niederlassung, die ein Quell des Segens für die Insel wurde, welche heutzutage ganz zur katholischen Religion bekehrt ist. So war es den Missionären wenigstens gelungen, in einem Vorwerke Neu-Caledoniens — von Kunie kann man die große Insel Neu-Caledonien mit freiem Auge sehen — festen Fuß zu fassen. Da traf im Herbste 1849 Msgr. Douarre wieder in seiner Diöcese ein und gab den Versuchen eine andere Richtung. Der Bischof war nicht geneigt, die früher begonnenen Unternehmungen ganz fallen zu lassen; es drängte ihn vielmehr, die Stationen von Balad und Puébo wieder aufzunehmen. Mit P. Rougeyron und drei anderen Patres schiffte er sich dorthin ein und landete zunächst zu Yengen, im Gebiete des berüchtigten Cannibalen Buarate. Da dieser sie freundlich empfing, schien ihnen ein neuer Hoffnungsstrahl zu leuchten. Es wurde beschlossen, in Yengen eine Niederlassung zu gründen, während drei Patres in Balad und Puébo einen wiederholten Versuch machten. Allein an der Ausführung des letzten Theiles dieses Planes wurden sie verhindert durch die Nachrichten, die sie in Yengen einziehen konnten. Sie erfuhren, daß die Wilden auch das Haus von Puébo dem Erdboden gleich gemacht, und daß erst jüngst wieder die Bewohner von Balad ein europäisches Schiff überfallen und dessen Mannschaft ermordet und verzehrt hätten. Augenblicklich schien es deshalb nicht gerathen, die Stationen von Puébo und Balad wieder aufzunehmen; vielmehr beschloß Bischof Douarre, die wenigen dort noch lebenden Neophyten zu sammeln und im Süden von Neu-Caledonien anzusiedeln. P. Rougeyron wurde mit der Ausführung dieses Planes beauftragt. Er erzählt selbst diese kleine Expedition in einem Briefe. Er wurde mit seinen Begleitern in Balad gut aufge-

nommen. Allein der Gesinnung der Eingeborenen war nicht zu trauen; denn der erste Häuptling Nemona, der eigentliche Urheber des Ueberfalles von 1847, zeigte sich noch immer wild und unbeugsam.

„Wir verließen daher Balad," schreibt P. Rougeyron, „nachdem wir den größten Theil der Neubekehrten, 23 an der Zahl, Männer und Frauen, an Bord genommen hatten. Wir hatten keine Mühe, sie zu sammeln; denn sie waren die ersten, welche uns am Strande begrüßten. Während unseres Exils hatten sie die Gebete und frommen Uebungen treu fortgesetzt. Diese Treue während einer Verlassenheit von zwei und einem halben Jahre läßt uns viel von diesem Volke hoffen, wenn es einmal bekehrt sein wird, zumal die Neophyten nach unserer Abreise offen bekriegt wurden. Der Häuptling Michael, unser Katechist, hatte ihnen gerathen, sich im Kampfe mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu bezeichnen, was sie gläubig thaten. In der That, sie hätten in Anbetracht ihrer kleinen Zahl unterliegen müssen; aber auch nicht ein einziger verlor sein Leben, und doch wurden sie oftmals so von allen Seiten bedrängt, daß sie Gott allein ihre Rettung zuschrieben. Michael selbst war von einer Lanze getroffen und schon stürzten sich die Feinde auf ihn, um ihn mit Keulenschlägen zu tödten, schon stritten sie unter sich um ihre Beute; trotzdem gelang es ihm, sich ganz allein den Händen der Rasenden zu entreißen."

Yate, an der Südküste Neu-Caledoniens, war der von P. Rougeyron für die Niederlassung dieser Neophyten ausersehene Ort. Während er mit ihnen dorthin segelte, versuchte Msgr. Douarre mit seinen Gefährten zu Yengen eine Station zu gründen. Die Goelette „Marianne", die er für den Dienst der Mission gemiethet hatte, schickte er nach Sydney, um die nothwendigen Bedürfnisse herbeizuschaffen. Aber kaum war das Schiff abgesegelt, da entdeckten die Missionäre, daß Buarate nur Freundschaft geheuchelt hatte, um sie desto sicherer zu plündern und für seine Tafel zu schlachten. Eingeborene der Insel Wallis (Uwea), welche dem Fischfange in diesen Gewässern oblagen, hatten die Kanaken belauscht und hinterbrachten den Patres den Plan des gefürchteten Cannibalen. Was war zu thun? Die Flucht war unmöglich, bevor die „Marianne" zurückkam. Allein die Vorsehung wachte auch diesmal über die Missionäre. Ganz unerwartet erschien das Schiff wieder vor Yengen. Es hatte auf seiner Fahrt nach Sydney an der Fichteninsel angelegt und dort alles gefunden, was es in Australien suchen sollte. Gerade im entscheidenden Augenblicke traf es wieder ein; denn bereits war Tag und Stunde des Mordanfalles festgesetzt, und schon waren mehrere benachbarte Häuptlinge zum Festmahle eingeladen. Der leiseste Verdacht eines Fluchtversuches mußte die Katastrophe augenblicklich herbeiführen. Das Missionshaus war inzwischen vollendet und die Missionäre luden Buarate ein, dasselbe mit ihnen zu besichtigen. Der Häuptling nahm den Vorschlag mit Freuden an; bei dieser Gelegenheit wollte er die Unthat vollführen. Um von dem Hause Buarate's, neben welchem bisan die Missionäre gewohnt hatten, das neue Missionshaus zu erreichen, mußte man quer über eine Bucht fahren. Das Boot der „Marianne" kam und wurde mit der ganzen Habe der Mission beladen, anscheinend um sie nach der neuen Wohnung zu überbringen. Gleichzeitig bestieg der Häuptling mit seinen Vertrauten eine große Doppelpiroge. Die Missionäre beschleunigten die Abfahrt und nahmen unversehens statt der geraden Richtung quer durch die Bucht eine mehr schräge nach der Goelette hin, welche der Felsenriffe wegen außerhalb der Bucht ankerte. Kaum merkten die Wilden die Absicht, stießen sie, wüthend darüber, daß ihnen ihre Beute entgehen sollte, ein furchtbares Geheul aus und verdoppelten die Anstrengung im Rudern. Die Piroge flog über das Wasser hin; ängstlich sah man vom Schiffe aus der Wettfahrt zu und bereitete sich, dem Boote Taue zuzuwerfen. Allein so verzweifelt auch seine Ruderer arbeiteten, es war zu schwer beladen und jede Minute wurde der Raum kleiner, der die Verfolger von den Verfolgten trennte. Schon glaubte man das Boot verloren; da machte plötzlich die Piroge Halt; die Wilden fürchteten, in die Schußweite der „Marianne" zu kommen und in den Grund gebohrt zu werden. So begnügten sie sich, den Geretteten ihr Wuthgeheul nachzusenden. Aber bald verließ ein ganzes Geschwader von Doppelpirogen die Küste und umschwärmte drohend die Goelette. Sie lichtete rasch die Anker und suchte mit günstigem Winde die offene See; bei der schwachen Bemannung des Schiffes hätte ein gemeinsamer Angriff der Wilden dasselbe in ihre Hände gegeben.

Bischof Douarre segelte nun auch mit diesen Missionären nach Yate. Daselbst war anfangs alles trefflich gegangen. Unter Leitung des P. Rougeyron waren von den Neophyten große Strecken urbar gemacht worden; auf einmal aber hatte sich die Ansiedlung in dieser Einöde, die man kaum bewohnt geglaubt, von einer Masse Wilder umringt gesehen, welche aus der ganzen Gegend mehr als zehn Stunden in der Runde zusammengeströmt waren. Von Drohungen war es schon zu offenen Feindseligkeiten gegen die Niederlassung gekommen, als Msgr. Douarre anlangte. Er erkannte bald, daß Yate wenig Hoffnung für die Zukunft verspreche, und daß man die Ansiedelung früher oder später, jedenfalls zur Erntezeit, der Plünderung preisgeben müsse, wenn man nicht bereit wäre, von der Feuerwaffe gegen die Wilden ernsten Gebrauch zu machen. Dazu konnte sich aber der Bischof nicht entschließen, er wollte lieber Neu-Caledonien ganz aufgeben, als mit Gewalt festen Fuß erzwingen.

Bevor aber die Missionäre den Staub dieses unseligen Landes, das die Gnade Gottes nicht annehmen wollte, von den Füßen schüttelten, ließen sie den Neubekehrten die Wahl, ob sie lieber mit dem Schiffe, das vor Anker lag, in ihre Heimat zurückkehren, oder mit den Missionären nach der Insel Futuna segeln wollten. Alle antworteten: „Wir gehen mit euch, wohin immer ihr geht." So schifften sich die Missionäre mit ihrer kleinen Heerde abermals ein und erreichten glücklich die Freundschafts-Inseln, wo die Neubekehrten mit offenen Armen aufgenommen und inmitten einer eifrigen Christengemeinde in dem Glauben, um dessentwillen sie ihre Heimat verlassen hatten, bekräftigt wurden. Dann eilte P. Rougeyron abermals nach Neu-Caledonien zurück, um noch mehr Insulaner für seine Kolonie auf Futuna zu werben. Am 8. September 1850 traf er wirklich mit 43 neuen Katechumenen beiderlei Geschlechts, darunter 7 einflußreichen Häuptlingen, auf Futuna wieder ein. Hier sollten die Neu-Caledonier seinem Plane gemäß zu recht wohlunterrichteten Katecheten herangebildet werden; sie sollten das Glück eines christlichen, gesitteten Lebens aus Erfahrung kennen lernen, um dereinst eine Pflanzschule des Christenthums für ihre Heimat zu werden. Die muthigen Glaubensboten hatten nämlich trotz aller fehlgeschlagener Versuche immer noch den Plan nicht aufgegeben, Neu-Caledonien selbst dem Glauben zu erobern. Im Beginn des Jahres 1852 wagte es Bischof Douarre, mit einem Theile der Neophyten von Futuna nach Balad zurückzukehren. Diesmal glückte das Unternehmen. Die Christen konnten sich ruhig niederlassen, und es dauerte nicht lange, bis ihr heilsamer Einfluß

Hafen von Numea. (S. 110.)

ans Licht trat. Ringsum gewann man Liebe zum Ackerbau, eine bessere Bodencultur machte sich bemerkbar, die Sitten der Einwohner milderten sich, und die christliche Religion gewann von Tag zu Tag mehr Anhänger.

Allein es war dem eifrigen Bischofe nicht vergönnt, die Früchte seiner zehnjährigen Missionsthätigkeit einzuheimsen. Eine Seuche, welche im Frühjahre 1853 ausbrach, machte ihn zu einem Martyrer der Liebe, sein Tod jedoch wirkte auch segensreich auf die sonst so verstockten Insulaner. Beim Beginn der Seuche hatte man allenthalben die Krankenbesuche der Missionäre nur mit eisiger Kälte aufgenommen; die Kranken verbargen sich vor ihnen, und die Gesunden fragten grinsend, warum wohl die Europäer von der Seuche verschont blieben. Einige riefen sogar dem Apostolischen Vikar zu: „Dein Gott mordet uns.“ Es schienen dieses schlimme Anzeichen eines drohenden Sturmes zu sein, wie sie auch der Katastrophe von 1847 vorangegangen. Wenige Tage aber nach dem gottseligen Tode des Bischofs war alles geändert. Man kam dem P. Forrestier, welcher jetzt allein die Krankenbesuche machte, mit Freundlichkeit entgegen und bat ihn, einzutreten; die Kranken drückten ihm die Hand und beweinten den Tod des Bischofs. Noch mehr, drei einflußreiche Heiden, die bis jetzt allein im Dorfe der Gnade Widerstand geleistet, kamen der Reihe nach und baten um Aufnahme in die Kirche. Sogar der erste Zauberer des Stammes bekehrte sich. Bald konnten die Missionäre außer den beiden Niederlassungen zu Bainap (bei Balad) und Puëbo unterhalb Yengen noch die Station von Tuo gründen. Das Christenthum durfte in diesem Theile von Neu-Caledonien als sicher begründet angesehen werden, als im Herbste dieses Jahres (1853) ein Ereigniß eintrat, welches alle bisherigen Erfolge wieder zu vereiteln drohte. Die französische Regierung beschloß die Besitzergreifung der Inselgruppe von Neu-Caledonien, und der Contre-Admiral Febvrier-Despointes vollzog dieselbe.

Am 29. September 1853 erschien derselbe mit einem kleinen Geschwader im Hafen von Balad und ergriff davon Besitz, indem

St. Louis, die Hauptstation der Maristen auf Neu-Caledonien. (S. 112.)

er feierlich die französische Fahne entfaltete. Im Hintergrunde der Bucht von Arama wurde ein starkes Blockhaus sammt Kaserne für 600 Mann zum Schutze der französischen Niederlassung gebaut. Dann segelte Febvrier-Despointes nach der Südwestküste der Insel, wo er den schönen Hafen von Numea (vgl. das Bild S. 109) befestigte und auf dem terrassenförmig ansteigenden Gestade eine Stadt anlegte, die er Port de France nannte. Diese Besitzergreifung hätte, so scheint es, fördernd auf den Fortgang der Mission einwirken sollen, und wirklich schreiben ihr die protestantischen Berichte ausschließlich den Erfolg der katholischen Missionäre unter den Insulanern zu. Allein das Christenthum pflegt nicht mit Waffengewalt ausgebreitet zu werden; in der That war gerade die Besitzergreifung der Insel geeignet, alle bisherigen Bemühungen der Missionäre wieder völlig zu vereiteln.

Die Insulaner hatten nämlich kaum bemerkt, daß die bewaffneten Fremdlinge sich als die Herren des Landes benahmen, als ihre Liebe zur Unabhängigkeit aufflammte und sich in einer lebhaften Abneigung gegen das Christenthum Luft machte. Bald klagt P. Rougeyron, der seit dem Tode des Bischofs Douarre als Apostolischer Provikar die Mission verwaltete, in seinen Briefen, daß der heidnische Oberhäuptling zu Puëbo allen seinen Unterthanen befahl, den Rosenkranz abzulegen, d. h. dem Christenthum zu entsagen. Zwar leisteten nur sechs Neophyten diesem Befehle Folge, und auch von ihnen zeigten sich drei, welche aus Furcht schwach gewesen, reumüthig. Aber die Mission von Puëbo war von nun an in einem beständigen Belagerungszustand; die Christen, welche von anderen Dörfern zur Messe kamen, wurden von den Heiden mit Steinwürfen empfangen. Man wollte sie hierdurch zu Thätlichkeiten hinreißen, um sie dann durch die Ueberzahl zu erdrücken. Noch schlimmer war die Lage zu Balad, wo es dem christlichen Häuptlinge an aller Thatkraft gebrach. „Sie sehen,“ schreibt deshalb tiefbetrübt der Provikar, „daß unsere Lage sich verschlimmert hat: fast niemand steht auf unserer Seite. Freilich könnten wir heute mit Waffengewalt vorgehen; aber wir sind gekommen, den Frieden zu bringen, und eher werden wir dieses Land verlassen, als die Ursache eines Krieges sein.“

Um die Christen dieser beiden bedrohten Missionen ohne Blutvergießen zu retten, beschloß nun P. Rougeyron zur Ausführung eines Planes zu schreiten, den er schon lange mit sich herumgetragen hatte. Sollte es ihm nicht noch glücken, auf einem anderen Punkte der Insel einen unbewohnten Landstrich zu finden, der für eine Reduction geeignet war, wie sie früher die Jesuiten in Paraguay zu gründen pflegten? Die Einwohner von Balad waren ihm halben Weges entgegengekommen, indem sie, der ewigen Plackereien müde, den Missionär baten, sie in ein anderes Land zu führen, wo sie ungestört Gott dienen könnten. Aber wie groß waren die Schwierigkeiten, als der Plan ausgeführt werden sollte! Der Provikar hatte im Herbste 1855 mit großen Unkosten ein Schiff mit Vorräthen für hundert Personen auf sechs Monate kommen lassen, und nun am Vorabende der Einschiffung war allen, die er am meisten zuverlässig glaubte, der Muth entfallen. Einer nach dem andern kam und sagte ab. Man denke sich die Verlegenheit des eifrigen Missionärs! Da nahm er seine Zuflucht zur allerseligsten Jungfrau, und sein Vertrauen wurde nicht getäuscht. Als er sich am folgenden Tage allein einschiffte, stiegen fast zugleich hundert Christen mit ihm an Bord, die sich den Händen ihrer Verwandten entrissen hatten. Aber auch hier mußte die Gnade noch einen harten Kampf mit der Natur bestehen. Kaum waren die Neophyten auf dem Schiffe, als ein Schwarm von Pirogen das Fahrzeug umringte: es waren die Eltern und Anverwandten der Auswanderer, die durch Bitten und Thränen die Ihrigen zum Bleiben bewegen wollten. Endlich wurden die

Palast des französischen Gouverneurs in Numea. (S. 113.)

Anker gelichtet und die Segel gespannt; 120 Neophyten zogen mit P. Rougeyron fort, um eine neue Heimat zu suchen. Eine unbewohnte, jedoch nicht unfruchtbare Gegend an der südwestlichen Küste, nur $3^1/_2$ Stunden von Numea entfernt, wurde für die neue Reduction gewählt. Die Nähe der sich erhebenden Kolonialstadt Port de France versprach große Vortheile für den Verkauf der Producte, während der Ort doch wieder so entfernt lag, daß die Nachbarschaft der Weißen den Neubekehrten kein Aergerniß bot. Anfangs lebte der Missionär mit den Neubekehrten unter Zelten; aber bald entstand ein schönes Dorf mit breiten, geraden Straßen, mehreren öffentlichen Plätzen und bequemen, nach europäischer Art gebauten Häusern; es erhielt den Namen „La Conception". Auch kamen neue Auswanderer von der Missionsstation Tuo, die auf Anstiften des Häuptlings Buarate, dieses geschworenen Feindes des Christenthums, mit Krieg überzogen worden war. Und als im Juli 1856 P. Rougeyron noch eine Schaar von Puébo herbeigeholt hatte, zählte die Reduction 370 Einwohner. Große Arbeiten wurden unternommen, Sümpfe ausgetrocknet und bedeutende Landstrecken urbar gemacht.

Allein auch hier hatten die Missionäre mit ernsten Schwierigkeiten zu kämpfen. Bald stellte sich unter den Eingeborenen eine große Sterblichkeit ein, welche Muthlosigkeit und Trauer in den Gemüthern verbreitete. Wir haben oben (S. 105) bereits die Behandlung beschrieben, welche die Kanaken ihren Kranken zuwenden, und die Missionäre konnten ihr nicht überall steuern.

Als die Seuche sich etwas verloren hatte, brach dann der Krieg der Insulaner gegen die französische Kolonisation und na-

türlich in erster Linie gegen die neue christliche Niederlassung aus und hielt während zehn Monaten alles in Furcht und Waffen. Der Gouverneur, welcher die Bedeutung der Reduction für die nahe Hauptstadt erkannte, gewährte ihr militärischen Schutz; aber natürlich hemmten die unruhigen Zeitläufe die Arbeiten der Missionäre nicht wenig. Doch fand P. Poupinel auf seiner Visitationsreise im Herbste 1857 die ganze Niederlassung in einem recht blühenden Zustande, obwohl auch damals die große Sterblichkeit unter den Eingeborenen ihr Opfer forderte.

„Die Mission," schreibt er, „liegt im Hintergrunde einer Bai (der Bai von Bulari). Die Wohnungen, welche nach den verschiedenen Stämmen drei Quartiere bilden, erheben sich am Strande und längs den Abhängen eines Höhenzuges, welcher am Meere hinläuft. Mitten im Dorfe am Hauptplatze steht die Kapelle; die Wände sind aus Lehm gemacht und mit Kalk geweißt; das Innere ist noch nicht vollendet; sie wird recht geräumig und kann wohl dienen, bis es möglich sein wird, eine Kirche in Stein zu bauen. Die Wohnung der Patres liegt etwas höher, sie beherrscht die Bai und die Niederungen; eine offene Galerie zieht sich rund um das Haus und gestattet den Genuß der schönen Fernsicht und der frischen Luft. Die Spitze des Hügels krönt das Blockhaus, wo 20 Mann vom zweiten Marineregiment stationirt sind. Die Lage gefällt den Neophyten sehr, und sie ist in der That recht freundlich."

Ein Stunde von Conception gründeten die Missionäre bald eine neue Reduction St. Louis (vgl. das Bild S. 110). Obschon dieses Werk im Jahre 1857 von den Wilden zerstört wurde, erhob es sich schnell wieder aus den Trümmern und ist heute die Hauptniederlassung der ganzen Mission. Ein Protestant beschreibt sie uns wie folgt:

„Jenseits Conception breitet sich in großen Wellenschwingungen die Ebene von St. Louis aus, wo die zahlreichen Heerden der Mission auf dem fetten Grase weiden, und von da gelangt man nach einem Stündchen Weges nach der eigentlichen Mission, welche auf einer Anhöhe liegt. Die Väter, regelmäßig ihrer drei, haben geräumige, gut eingerichtete Wohnungen; am Fuße der Anhöhe dehnt sich die wohlbewässerte und angebaute Ebene bis ans Meer aus. Der Fluß St. Louis treibt eine große Schneidemühle, welche Bretter zum Vertrieb an die Holzhandlungen zu Numea liefert."

Ja in der Folge errichteten die Patres sogar eine Schiffswerfte, wo größere, seetüchtige Fahrzeuge unter ihrer Leitung gezimmert werden. Auf ihr wurde z. B. die der Mission gehörende Goelette „Arche des Bundes" von 61 Tonnen Gehalt gebaut.

5. Erfolge.

Seit 1857 kann die Mission in Neu-Caledonien als fest begründet betrachtet werden. Wir wollen die Hauptstationen auf einer Rundfahrt kurz besuchen.

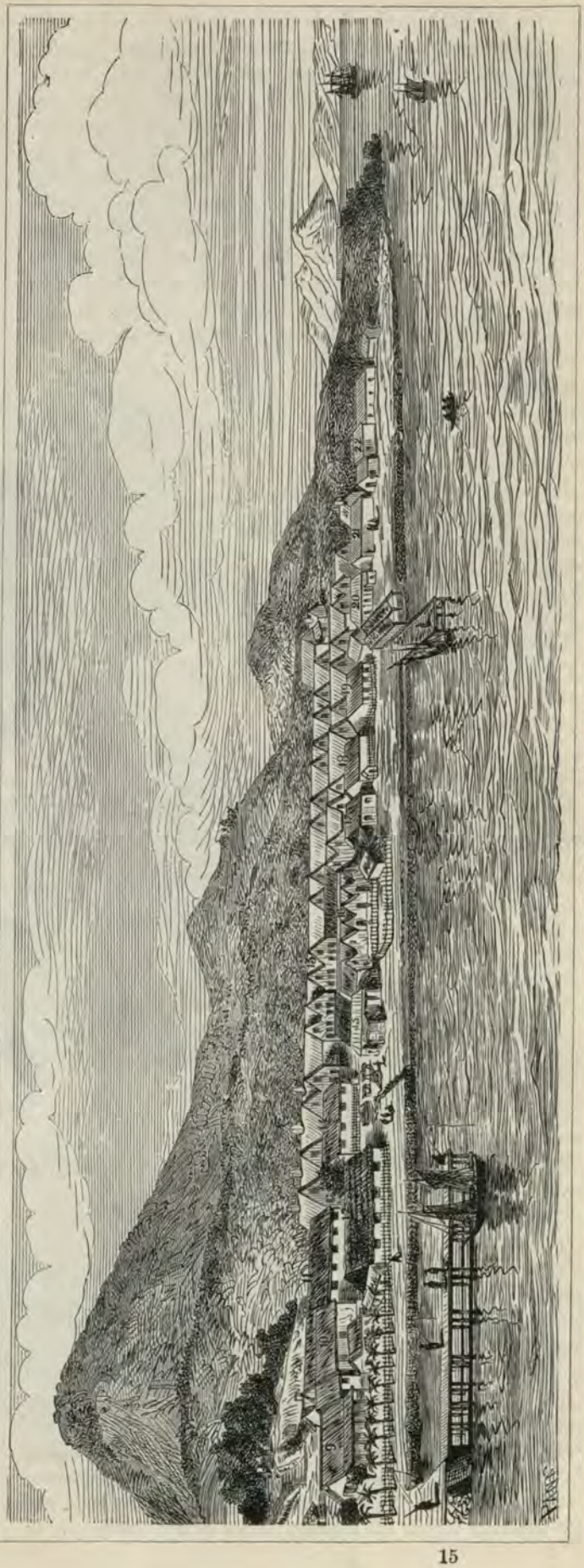
Die Fichteninsel, von den Eingeborenen Kunie genannt, unfern der Südspitze Neu-Caledoniens, wurde seit 1848 missionirt. Das durch seine schönen Fichten berühmte Eiland mißt etwa 10 Stunden im Umfang. Der Häuptling Djeny nahm die Glaubensboten freundlich auf. Dieselben verlegten sich vorläufig auf den Ackerbau, in der Absicht, durch ihn die Eingeborenen dem Christenthum zuzuführen. Bald erhob sich auf einer Anhöhe, welche den Hafen von Assumption beherrscht, die Wohnung der Missionäre. Am Fuße des Hügels dehnten sich große Pflanzungen aus, die aus künstlichen Teichen bewässert wurden. Eine Sägemühle wurde von P. Chappuy gebaut, eine Schafheerde gehalten und Bienen-

Ansicht von Numea.

zucht getrieben. Erst nach sieben Jahren langer und mühseliger Arbeit schlug der Samen des Christenthums Wurzeln in den Herzen der Wilden. Sterbend empfahl der Häuptling seinen Stammesgenossen 1855 die Annahme der christlichen Lehre, und sie folgten seinen Worten. Bald konnten die Patres vier christliche Dörfer gründen: St. Joseph und St. Michael im Westen am Fuße eines mit Fichten gekrönten Hügels, St. Maria an der Ostküste auf einem malerischen Plateau und St. Johann mit seiner schönen Steinkirche am Hafen.

Steuern wir nun von der Fichteninsel quer durch den Havannah-Kanal nach der Südwestspitze der Hauptinsel, so treffen wir an der Balari-Bai zunächst die beiden uns schon bekannten großen Missionsanstalten St. Louis und La Conception. Nach Umschiffung eines weit ins Meer vorspringenden Vorgebirges gelangen wir in den schönen und großen Hafen von Numea (vgl. das Bild S. 112), wo sich der Sitz der französischen Verwaltung (vgl. das Bild S. 111) befindet. 1854 wurde daselbst Port de France gegründet. Der Hauptstadt gegenüber und die Bai von Numea gegen das hohe Meer hin abschließend liegt eine kleine Insel, Nu (vgl. nebenstehendes Bild) genannt; hier errichteten die Franzosen ein großes Gefangenendepot, bestimmt, die aus Frankreich anlangenden Gefangenen zuerst aufzunehmen und an das Klima zu gewöhnen; erst wenn sie sich hier acclimatisirt haben, werden sie je nach den Bedürfnissen der Kolonie und je nach den verschiedenen Klassen, zu denen sie ihrer Aufführung nach gehören, entweder in die Lager vertheilt, die über die Insel hin mit Straßenbau oder mit anderen öffentlichen Arbeiten beschäftigt sind, oder auch als halbfreie Arbeiter an die Kolonisten vermiethet. Meistens bleiben sie daher nur kurze Zeit im Gefangenendepot, in welchem doch noch immer durchschnittlich 1000 sich befinden. Außer diesem Depot und dem für die bewachende Mannschaft bestimmten Fort befindet sich auf der Insel Nu auch noch das große Hospital für die Transportirten, welches von Schwestern des hl. Joseph (Cluny) verwaltet wird. Eine ähnliche Anstalt für die Deportirten befindet sich auf der Halbinsel Ducos, welche den Hafen von Numea im Norden begrenzt. Ein Palissadenwall versperrt den Gefangenen den Zugang zur Insel (vgl. die Karte S. 97). 1888 waren 1477 Sträflinge und 2515 zwangsweise Angesiedelte nebst 9023 Freien in Neu-Caledonien.

Die Westküste Neu-Caledoniens ist im allgemeinen für Ansiedelungen weniger geeignet als die Ostküste. Wir wenden also unsern Küstenfahrer um die Südspitze herum und suchen das ruhige Fahrwasser zwischen dem Barrierriffe und der Ostküste zu gewinnen. Diesmal wollen wir aber an der kleinen Insel Uëa, die ganz christlich ist, nicht vorübersteuern, ohne anzulegen. Die Einwohnerschaft besteht freilich nur aus etwa 400 Seelen. Als die Missionäre 1846 das Eiland betraten, wären sie von den Wilden beinahe erschlagen worden. Jetzt haben sich die Wölfe in Lämmer verwandelt, und auch die wilde Natur ist milder und schöner geworden. Wo früher dichter Wald stand, erheben sich jetzt die Kirche und zwischen Gärten die anderen Gebäude. Es gelang nämlich P. Chappuy, einen Brunnen zu bohren, vermittelst dessen Wasser er das öde Erdreich in Gärten und Felder umschuf. „Die Schönheit der Lage, das Gezwitscher der Vögel, die harmlose Fröhlichkeit der Christen, die uns umgaben," sagt P. Rougeyron, „machten einen lebhaften Eindruck auf mein Gemüth; ich glaubte mich fast in die Heimat und in die Tage meiner Kindheit zurückversetzt."



Strafanstalt auf der Insel Nu.

Um die Südspitze Neu-Caledoniens herumsteuernd und zwischen den schützenden Korallenriffen und dem östlichen Gestade hinsegelnd, bringt uns der kleine Küstenfahrer an das Cap von Nakati. In einem Boote folgen wir den Krümmungen eines schönen breiten Flusses und erreichen nach etwa zwei Stunden das Missionshaus. Die Gemeinde besteht aus einigen Hundert bekehrten Kanaken. In dem nahen Kanala haben französische Soldaten eine schöne Steinkirche gebaut. Der benachbarte Stamm von Tio zeigte ganz besondere Neigung, das Christenthum anzunehmen; sie schickten selbst einen Gesandten nach der Insel Uëa um einen Missionär und schmückten die Grabhügel mit Kreuzen, wie sie es bei den Christen gesehen, noch bevor ein Glaubensbote zu ihnen gekommen. P. Morris gründete bei ihnen eine blühende Gemeinde. — Immer nördlich längs der Küste steuernd, erreichen wir Uagap oder Huagap, eine der größten Gemeinden Neu-Caledoniens, zu der mehrere Filialen, so Tie und Tuo, gehören. In Huagap besteht seit kurzem auch eine Trappisten-Niederlassung. Tuo hat unter dem Einflusse der Mission einen bezaubernden Anblick gewonnen. Schöne Straßen verbinden die Häusergruppen des Dorfes, das ein breiter Gürtel von Orangen, Bananen, Kokospalmen, Citronenbäumen, Zuckerrohr- und Yamspflanzungen umgibt.

Die nächste große Station ist das schon oft genannte Puëbo oder Poëbo. Unser Bild S. 115 zeigt die Niederlassung, wie sie im Jahre 1867 war; sie hat sich seither bedeutend vergrößert. Schwestern leiten daselbst eine Schule, die von etwa 200 Kanakenkindern besucht wird; wir sehen dieselben mit dem Missionär P. Villard vor dessen kleinem, aber schmuckem Häuschen. „In der Kirche", sagt uns der Missionär, „finde man zu jeder Stunde des Tages und der Nacht eingeborene Christen, die ihr Herz im Gebete vor Gott ausschütten. An der Nordspitze Neu-Caledoniens endlich angelangt, gehen wir in der Aramabucht vor Anker und rudern dann den Diahotfluß, die weitaus bedeutendste Wasserstraße der Insel, hinauf, um auch noch der Station Bonde, der weitesten in das Innere vorgeschobenen, einen kurzen Besuch zu machen, und steuern dann quer durch die gefährlichen Klippen und Korallenriffe nach den kleinen Belep-Inseln Art und Poob, die zusammen an Einwohnern etwa 500 Kanaken haben.

„Gleich bei der Einfahrt in den Hafen von Art erblickt man eine Statue U. L. Frau von La Salette", sagt uns P. Rougeyron. „Glockengeläute verkündete unsere Ankunft, und P. Montrouzier stand, von seinen Pfarrkindern umgeben, zur Begrüßung am Ufer. Das Dorf auf der Insel Poob, wo ich tags darauf P. Gilbert besuchte, liegt in einem Walde von Brodbäumen und Kokospalmen versteckt und wird von schönen Straßen durchzogen, in deren einer ich einen Kreuzweg errichtete. Hier verbrachte ich das Fest Mariä Heimsuchung und spendete 60 Kanaken die heilige Taufe. Es war ein Jubeltag für die ganze Insel! Als ich am Abende mich in einem schattigen Laubgang erging, trug das Echo der Berge die frohen Gesänge der Christen an mein Ohr. ‚Mein Gott!' rief ich aus, ‚welche Veränderung in diesem Volke, das noch jüngst im Rufe der schlimmsten Barbarei stand!'" Auch auf der Insel Art feierte der Missionär ein ähnliches Fest mit den glücklichen Eingeborenen, die alle das Christenthum angenommen haben.

Ein christlicher Neu-Caledonier.

6. Ein Besuch auf den Loyalty-Inseln.

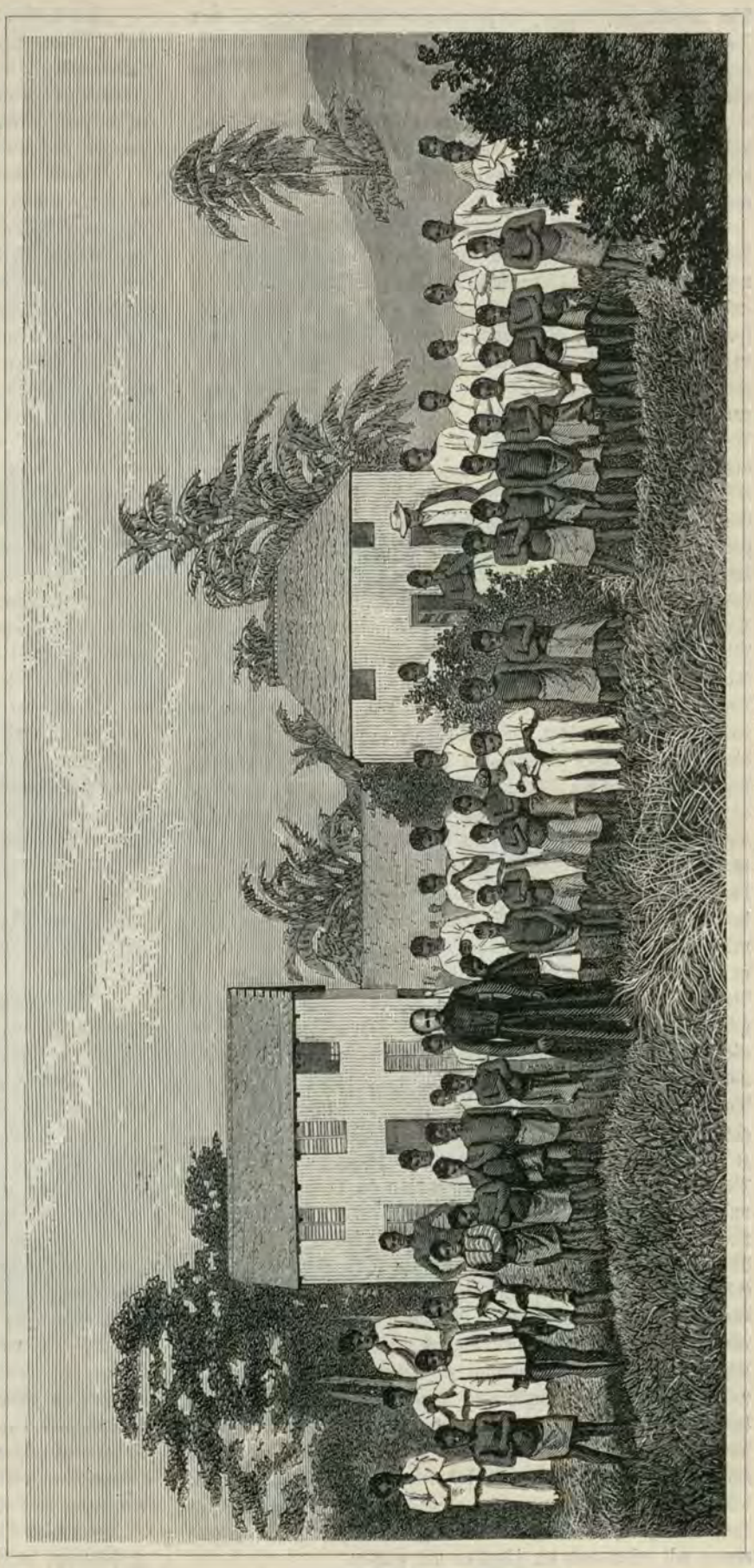
Zu Neu-Caledonien gehört die Gruppe der Loyalty-Inseln; sie liegt etwa 80 bis 100 km von seiner Ostküste entfernt und besteht aus 3 Hauptinseln, Mare, die südlichste, Lifu, die mittlere, und Uwea, die nördlichste, mit einer Reihe von Riffen und unbedeutenden Eilanden, worunter die Astrolaben die nennenswerthesten sind. Wir wollen auch dieser Gruppe einen kurzen Besuch machen. Hundert Fuß hoch steigen die Korallenwände aus den schäumenden Wogen empor, nur wenige Ankerplätze und fast keinen Hafen gewährend. Nördlich von Uwea bilden zahlreiche kleine Eilande, die Plejaden genannt, einen seichten Sund. Eine davon führt den Namen Eo; wie ein Lustwäldchen erhebt sie sich aus dem Wasser. Ihre Einwohner nähren sich von Kokosnüssen, vom Ertrage des Fischfangs und der Jagd; ganze Wolken von Vögeln nisten hier, so daß auch der schlechteste Jäger nie um ein Abendessen verlegen ist. Das kleine Völkchen hängt sehr an der heimischen Scholle. Ein in La Conception gebildeter Katechist hat binnen 2 Jahren fast alle zum Christenthum bekehrt; sie haben eine kleine Kapelle erbaut, in welcher der Missionär die heilige Messe liest, so oft er sie von dem nahen Uwea aus besucht.

Auf der Insel Uwea (auch Wallis genannt und nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Insel, die uns später im Archipel der Freundschaftsinseln begegnen wird) finden wir eine dreischiffige, solid aus Lehmziegeln erbaute und geschmackvoll verzierte Kirche und eine Gemeinde von etwa 800 Seelen. Eine zweite Gemeinde besteht in Fadiau, überdies eine Anzahl Filialen. Protestantische Missionäre haben sich daselbst und auf den beiden anderen großen Inseln niedergelassen und die Mehrzahl der Eingeborenen für sich gewonnen. Leider sind viele Reibereien und auch blutige Schlägereien die Folge gegenseitiger Erbitterung. Auf der großen Insel Lifu, deren Einwohner auf 6000 angegeben werden, gehören nur etwa 1000 zur katholischen Religion. Am unerquicklichsten gestaltete sich die Lage für die in der Minderzahl befindlichen Katholiken

auf der Insel Mare. Ja die katholischen Glaubensboten mußten mit etwa 100 Katholiken vor den verhetzten protestantischen Kanaken zeitweilig sogar nach der wohl 150 km entfernten Fichteninsel flüchten. Trotzdem hat sich einer der katholischen Missionäre, P. Guitta, um Mare hochverdient gemacht.

Es fehlt nämlich der Insel an Trinkwasser; wenn der Regen, der sich in Löchern und Gruben gesammelt hatte, erschöpft war, schauten die Wilden nach den Wolken aus, die ihnen neuen Vorrath bringen sollten, und riefen ihre Zauberer, daß sie doch, wie weiland Vater Zeus, die Wolken sammelten. Ja, wenn die neuen Glaubensboten ihnen Wasser verschaffen könnten — dann wollten sie ihrer Predigt wohl Glauben schenken. Da beschloß P. Guitta zu versuchen, das Wunder auf natürlichem Wege zu wirken. Er begann, einen Brunnen zu bohren, ein Riesenwerk mit Rücksicht auf seine Mittel und den Umstand, daß eine wohl hundert Fuß mächtige harte Schichte Korallenkalk zu durchbrechen war. Man lachte und spottete über den Priester, dem es nur mit Mühe gelang, seine wenigen katholischen Arbeiter zur Ausdauer in dem überaus mühseligen Werke zu bestimmen. Schon hatte man viele Klafter tief gebohrt, und noch immer zeigte sich kein Wasser. Das Gespötte der feindseligen Zuschauer stieg mit jedem Tage; aber der Muth des Missionärs hielt stand. Da, in der Tiefe von 34 m, sprudelte plötzlich den Arbeitern ein reichlicher Quell entgegen. Der Triumph war vollkommen und die Beschämung der Gegner groß. P. Guitta vollendete sein Werk, indem er Pumpen verfertigte, welche das Wasser in einen großen Behälter fördern, aus dem es zum täglichen Gebrauche der Eingeborenen und zur Bewässerung der Gärten abfließt.

Neu-Caledoniens Missionsgeschichte und seine Hauptniederlassungen haben wir nun kennen gelernt. Bevor wir aber seine Gestade verlassen, wollen wir noch eingehender die religiösen Anschauungen seines Volkes und dessen Sitten und Sagen kennen lernen. Der Maristenmissionär P. Lambert, der seit 1856 auf den Belep-Inseln weilt, welche wir vorhin besuchten, und der die Kanaken bei allen ihren Beschäftigungen jahrelang sah und begleitete, wird uns seine Beobachtungen erzählen. Wir verweilen etwas länger bei seinen Schilderungen, weil sie uns einen Begriff von dem verworrenen Glauben der Südseevölker im allgemeinen und dem durch eine Unmasse von traurigem Aberwitz durchsetzten Leben dieser armen Wilden zu geben im Stande sind.



Missionsstation in Puébo.

7. Götter- und Todtenverehrung.

„Im Jahre 1862", erzählt P. Lambert, „lebte auf der Insel Poob ein alter Zauberer, Paia mit Namen, der von allen gefürchtet war. Nachdem ich eines Tages seine lange Geschichte

über die Klagen, Tänze, Geschenke und Gelage, welche bei dem Tode eines Verwandten oder eines Freundes veranstaltet werden, angehört hatte, sagte ich zu ihm: ‚Aber die Seelen? Wohin, glaubst du, gehen die Seelen nach ihrem Tode?'

„‚Kaum haben sie den Körper verlassen, so schlagen sie den Weg nach Tsiabilum, dem Lande des Doibat, ein. Das Loos aller, sowohl der Guten als der Schlechten, ist, dort zu verweilen.'

„An das äußerste Ende der Insel Poob hat die Phantasie der Wilden einen bösen Geist, eine Art Cerberus, den sie aber Kiemua nennen, versetzt. Er beherrscht das Land Tsiabumbon. Er ist weder ein Mensch, noch irgend ein menschlicher Geist; sein Ursprung ist unbekannt. Er thront auf einem Felsen, und die Lanze in der Hand, steht er beständig auf der Lauer, um die Seelen, die vorübergehen, in seine Netze zu verstricken; keine kann ihm entgehen. Und sind die Seelen einmal in das verhängnißvolle Netz gerathen, so quält sie Kiemua mit mancherlei Leiden: hat er aber seine Wuth an ihnen gekühlt, so läßt er sie ihren Weg nach Tsiabilum fortsetzen. Tsiabilum ist ein großes Land, das unsere Eingeborenen auf den Meeresgrund im Südosten der Insel Poob versetzen. Seine Schönheit und Fruchtbarkeit übersteigt jeden Ausdruck: Ignamen, Taro, Zuckerrohr reifen dort fortwährend, ohne daß der Mensch eine Hand zu rühren braucht. Es gibt auch wilde Orangenwälder, deren Früchte den glücklichen Bewohnern dieser Orte als Spielzeug dienen. Im Verhältniß zu der Zahl der Seelen, die sich dort vereinigen, erweitert und dehnt sich dieses Land aus, und nach der Meinung unserer Insulaner wird es bald ihr Land berühren. Der Dunkelheit ist es nicht gestattet, die Lieblichkeit dieses Aufenthaltes zu trüben, und niemals unterliegen die Augen den Forderungen des Schlafes.

„Tsiabilum steht unter einem Oberhaupt. Wie Kiemua, ist dieses weder ein Mensch, noch ein menschlicher Geist. Sein Name ist Doibat (vgl. das Bild S. 117). Er ist ungeheuer groß, steht immer aufrecht und unbeweglich auf seinem Platz, sieht alles, was in seinem Reiche vor sich geht, duldet keinen Schlaf und muntert ohne Unterlaß diejenigen, die bei ihm wohnen, zum Vergnügen auf. Schon so lange führt er bei diesen rauschenden Festen den Vorsitz, daß in seinem gigantischen Körper die Bäume Wurzel geschlagen haben. Daher rührt auch sein Name Tea maïa nan diet (der große, theilweise umholzte Häuptling). Seine Füße und Beine sind zwischen Felsen verborgen, woher sein anderer Name Tea maïa nan buang (der große, theilweise in Stein gehüllte Häuptling) kommt. Doibat ruft die Seelen gar nicht zu sich; sie fühlen sich von selbst zu ihm hingezogen. Denn alle Bewohner dieses seligen Landes schwelgen in Wonnen, wie sich unsere Eingeborenen keine höheren denken können: sie essen, was man nur wünscht, in Hülle und Fülle. Die früher ankommenden Mitglieder einer Familie harren freudig ihrer Verwandten, die Eltern ihrer Kinder, die Kinder ihrer Eltern; der Gatte seiner Gattin, die Gattin des Gatten. Beständig haben sie den gandiomawan, einen wohlgefüllten Tragkorb, zur Hand, um den ankommenden Freunden Erquickung zu bieten. Die Zahl der Bewohner dieser Welt ist unzählbar. Langeweile, Traurigkeit, Zwietracht, Krankheit, Altersschwäche sind hier völlig unbekannt. Gegenseitig betrachtet und bewundert man sich. Alle spielen Ball mit Orangen. Die Verschiedenheit des Alters erkennt man nur an den Früchten, die man zwischen den Fingern rollt. Die ersten Ankömmlinge spielen mit trockenen Orangen, die später gekommenen mit reifen und die jüngsten mit grünen.

„Die Seelen bringen aber nur die Nacht im Tsiabilum zu. Bei Tagesanbruch gehen sie in das Land ihrer Verwandten zurück und bewohnen die Friedhöfe, auf denen sie geehrt werden; bei einbrechender Nacht eilen sie wieder nach Tsiabilum. Nur auf der ersten Reise fürchtet man die Netze des Kiemua. Kommt ein Verwandter zum Sterben, so führen sie ihn ins Tsiabilum.

„Das ist zweifelsohne ein sehr reizendes Paradies für unsere Wilden. Es ist gar leicht, dorthin zu kommen; denn Gute wie Böse ohne Unterschied sind zusammen im Gefängniß des Kiemua und in den glücklichen Gefilden des Doibat.

„Von den Lebenden wird ganz besonders Kabo Mandalat gefürchtet.

„Auf der Insel Poob ist ein Plätzchen geweihten Landes, dem die Eingeborenen den Namen Tsiabuat gegeben haben. Dieses Stück Landes ist von einigen Bäumen umgeben und mit Buschwerk bedeckt, das sich bis zu den Binsen am Ufer erstreckt. Man fragt, was all' die kleinen Pakete sollen, die hier und da an den Zweigen der Bäume aufgehängt sind. Es ist der Lebensunterhalt für Kabo Mandalat. Aber wer ist Kabo Mandalat? Es ist eine Dianua, eine weibliche Gottheit, ein von der Furcht erzeugtes und vergrößertes Ungeheuer, ein riesiger Schmarotzerkrebs, dessen ungeheure Scheeren so groß sind wie der Stamm eines Kokosnußbaumes. Diese Gottheit hält sich, wie der Schmarotzerkrebs der Naturkundigen, niedergekauert in einer ungeheuern Muschel; Kabo Mandalat besitzt in ihren gewaltigen Scheeren eine furchtbare Kraft. Sie schlägt den Verwegenen, der über sie dahinschreitet, mit der Elephantiasis; das gilt ganz besonders für die Männer und die verheirateten Frauen. Solange man Kabo ehrt, indem man derselben ihre Nahrung in kleinen Paketen bringt, ist sie gutmüthig und verläßt ihre Dela nicht; unterläßt man es aber, so kommt sie ans Land, macht am sandigen Ufer einen Spaziergang, läuft öfter hin und her und vermehrt so die Zahl ihrer Opfer. Die Eingeborenen sind auch beständig darauf bedacht, ihr Gaben zu opfern, und hüten sich soviel als möglich, sich dem Tsiabuat zu nähern; ja sie fürchten sogar das Zusammentreffen mit den kleinen Uferkrabben, die etwa von ihr ausgeschickt sein könnten.

„Diese Gottheit hat bei dem Stamm auch ihre eigenen angestellten Diener, die man Puala Mandalat nennt. Solche erfreuen sich zahlreicher Vorrechte und haben als einzige Beschäftigung die Besucher beim Tsiabuat einzuführen; sie haben auch die Macht, den Elephantenfuß zuzuschicken.

„Will ein Neugieriger den Tsiabuat besuchen, ohne die Unbilden der Kabo zu fürchten, so muß er sich vor allem zum Puala Mandalat begeben. Beide schlagen dann den Weg zum Tsiabuat ein, und wenn sie zum Ufer gekommen sind, empfängt der Fremde aus der Hand seines Führers einen frischen Sproß von einem besondern Baum, den er kauen muß, während er über seine Gelenke, Arme und Beine haucht. Seinerseits nimmt der Puala Mandalat Raspelspäne von einem andern Baume in seinen Mund, geht zuerst und haucht stark aus zur Rechten wie zur Linken, um die Luft um sich herum zu reinigen. Auf diese Weise allein kann man den Tsiabuat ungestraft besuchen. Dank dem Christenthum, das allmählich bei diesem armen Volke Boden gewinnt, ist dieser Aberglaube im Abnehmen; aber man trifft doch oft noch Eingeborene, die an allen Gliedern zittern, wenn sie diese oder jene Arbeit an dem ehemals so gefürchteten Meeresufer verrichten sollen.

„Um seine Opfer, die er schädigen will, mit der Elephantiasis zu schlagen, verschafft sich der Puala Mandalat die trockene und

hohle Frucht einer Pflanze, die zu den Kürbisarten gehört und die man Tsiaba nennt. Alsdann sucht er zwei Bäume von einer besondern Art auf, nimmt von jedem vier junge Sprößlinge, deren Bruchstücke er zusammenbindet. Von den Raspelspänen dieser Bäume macht er ein zweites Päckchen, von den Trümmern von vier Nestern einer Art von Wespen, die im Lande sehr gefürchtet ist, ein drittes, und endlich bringt er das Ganze in ein Paket und trägt es auf die Grabstätte. Da, im Angesicht der Schädel der Voreltern, legt er das Zaubermittel in die Tsiaba und beginnt dann seine Anrufungen an die Todten. ‚Was ich thue,' sagt er, ‚thue ich, damit er ein solcher werde, daß er nicht mehr gehen kann.'

„Nach dieser Anrufung legt der Puala Mandalat sein Paket auf die Grabstätte, und um sich das Uebel nicht selbst zuzuziehen, nimmt er eine Reinigung vor. Er faßt in seine rechte Hand die Kürbisblätter, steigt weit abseits ins Meer, taucht unter und reibt sich unter dem Wasser die Gelenke und Fußsohlen ein; darauf steigt er aus dem Wasser, trocknet sich Brust und Gesicht ab, wirft die Ueberbleibsel der Blätter hinter sich und kehrt, ohne einen Blick zurückzuwerfen, ins Dorf zurück. Gleich nach seiner Rückkehr nimmt er zwei Stengel von dem Tsiaba, reibt und zerdrückt sie in der Hand und trinkt das Wasser, welches er aus ihnen gewonnen hat. Das alles geschieht am Morgen, bevor er etwas genossen hat.

Doibat, der Herrscher des neucaledonischen Paradieses.

„In der folgenden Nacht, oder einige Tage nachher begibt sich der Puala Mandalat, während noch jedermann schläft, wieder zu den Gräbern, nimmt ein Zauberpaketchen mit sich zurück und kauert sich dann vor der Thüre derjenigen nieder, die er bezaubern will. Er breitet dann leise die Strohmatte, welche gewöhnlich die einzige Oeffnung der Hütte schließt, auseinander, schiebt die verhängnißvolle Mischung unter die Thürschwelle und zieht sich ohne Geräusch zurück. Wenn am folgenden Morgen bei Tagesanbruch die Bewohner der Hütte die Thürschwelle überschreiten, werden sie plötzlich am ganzen Körper ein Jucken und an allen Gelenken ihrer Glieder einen lebhaften Schmerz fühlen; die Geschwulst wird sich ohne Verzug ausbilden.

„Außer Doibat, Kiemua und Kabo Mandalat kennen unsere Eingeborenen noch andere Geister: die Diewes, eine Art Waldgötter oder Satyren, welche in den Wäldern und an den Meeresküsten ein gemeinschaftliches Leben führen. Ihr Ursprung ist unbekannt; aber weder sie selbst noch ihre Kinder sind dem Tode unterworfen. Die Eingeborenen behaupten, ihre Unterhaltung und den Lärm ihrer Tänze gehört und die Spuren ihres Zuges entdeckt zu haben. Ich habe in den Bergen eine Höhle gesehen, die vorgeblich ihnen gehört. Wer sie zum erstenmal besucht, unterläßt niemals, eine Opfergabe dort zu hinterlassen. Die Diewes haben weite Lippen und aschgraue Haare. Sie sind der Fischerei leidenschaftlich ergeben. Wer in den von diesen bösen Geistern bewohnten Wäldern Holz fällt, setzt sich der Gefahr starken Erbrechens aus. Falls eine Frau hier einschläft, werfen sie derselben während des Schlafes eine Binde über das Gesicht und berauben sie des Verstandes. Die Eingeborenen sagen alsdann: Der Diewe hat den Geist dieser Frau entführt.

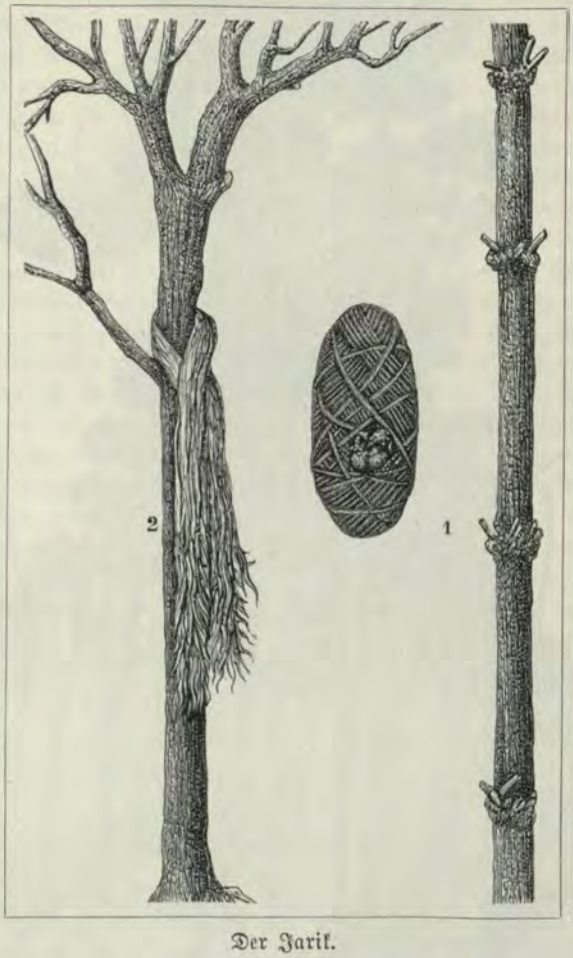
„Will der Puala-Diewe eine Person von dem Wahnsinn heilen, so nimmt er von einer gewissen Pflanze zwei Wurzeln, verbindet sie mit einem Grashalm und bewegt sie wie eine Art Fächer um das Haupt der Kranken, um die Diewes zu vertreiben; dann reißt

er von einer andern Pflanze zwei Theile und verbindet sie ebenso; einen Theil davon kaut er, flüstert etwas in die Ohren der Frau, legt ihr die Wurzeln der Pflanze in Nase und Hand und läßt sie stark aufathmen, während er sie vom Kopf bis zu den Füßen anhaucht. Dabei wendet er sich an die Diewes und bittet sie, diese Frau zu verlassen, da sie ihrer nicht würdig sei.

„Unsere Eingeborenen kennen noch gewisse andere Gottheiten, die einsam in den Felsenhöhlen wohnen und den Namen Pouenebous tragen. Man schreibt ihnen dieselben Gewohnheiten und Schlechtigkeiten wie den Diewes zu. Einer der berühmtesten Pouenebous heißt Goaomaman. Er hat Siebenmeilenstiefel, denn auf seinen Reisen überschreitet er Berge, und er tritt so fest auf den Boden, daß selbst die Steine seine Fußstapfen sehen lassen. In einem Dorf zeigt man seine Fußspur, die in einem Felsen eingedrückt ist. Noch viele andere Geister, Diawas genannt, fürchten die armen Insulaner und beschwören dieselben durch eigene Puala-Diawas; es würde aber ermüden, wenn ich die fast ganz gleichen Gebräuche, wie bei den Diewes, wiederholen wollte.

„Natürlich ist bei den Neu-Caledoniern auch jede Art Zeichendeuterei und Wahrsagerei im Schwange. Sie haben dafür das Wort ‚Jarik'. Man bedient sich derselben sowohl für die Vergangenheit, z. B. um einen Dieb ausfindig zu machen, als für die Zukunft, namentlich um den Ausgang eines Kampfes, einer Schifffahrt, einer Krankheit, eines Fischzuges zu erfahren. Der Wahrsager übt sein Handwerk wo möglich auf einem Begräbnißplatze, immer unter Anrufung der Geister der alten Wahrsager, von denen er seine Macht herleitet."

Auch die abergläubischen Gegenstände, deren sich der Wahrsager bedient, heißen Jarik (vgl. nebenstehendes Bild). Wir geben die Abbildung der gewöhnlicheren. Die nebenstehende Fig. 1 ist ein eiähnliches, kleines Paket. „Der Zauberer, von dem ich über alles dieses belehrt wurde, übergab mir ein solches Ding mit den Worten: ‚Dieses Paket, das du siehst, erhielt ich von einem Manne der großen Insel (Neu-Caledonien); er hat mir nicht gesagt, was es enthält; er lehrte mich nur die Art und Weise, dasselbe zu gebrauchen. Ich stecke ein Rohr aufrecht in die Erde und befestige an einem der Knoten das kleine Paket; dann nehme ich Blätter von zwei verschiedenen Baumarten in meinen Mund, reibe mit Blättern einer dritten Art meine Herzgrube und befrage gleichzeitig die Geister. Wenn der Jarik auf meine Frage zu Boden fällt, so ist das ein günstiges Zeichen, wenn nicht, ein schlimmes. Will das Ding nicht fallen, so kann ich den Geistern Gewalt anthun. Ich raffe ein paar Zweige zusammen, zünde sie an und beräuchere das Paket, um es zum Fallen zu bringen und so die erwünschte Antwort zu erhalten.'



Der Jarik.

„Eine zweite Art des Jarik besteht aus einem Bündel Pflanzenfasern (Fig. 2). Der Zauberer nimmt hierzu die jungen Schößlinge von drei verschiedenen Pflanzenarten, zerreibt sie in seinen Händen und schlingt die Fasern um einen Baumast. Dann schürzt er mit gelindem Rucke den Knoten und stellt gleichzeitig die Fragen: ‚Hat dieser gestohlen? Wird dieses Unternehmen gelingen?' Reißt das Band, so ist der Verdächtige schuldig oder glückt das Vorhaben; reißt es nicht, so ist seine Unschuld bewiesen oder wird das Unternehmen mißlingen.

„Da fällt mir eine Geschichte ein, die sich im ersten Jahre meines Aufenthaltes auf der Belep-Insel zutrug. Wir hatten auf der Insel Poob ein kleines Häuschen gebaut und daneben einen großen mit Stroh bedeckten Schoppen errichtet, der als Kapelle diente. Daselbst brachte ich stets die Hälfte des Monats zu und eilte dann nach Art zurück, um auch diese Station zu versehen. In meinem Häuschen hatte ich zwei verschließbare Kisten, die eine für Kirchengeräth, die andere für sonstige Habseligkeiten. Wenn ich abreiste, verschloß ich diese Kisten sorgfältig und verbarg die Schlüssel. Als ich nun am 31. Januar 1857 wieder nach Poob zurückkam, fanden sich die Schlüssel nicht mehr, so daß ich die Kisten aufbrechen mußte. Richtig, da fehlten verschiedene Gegenstände. Gleichwohl war ich meiner Sache nicht ganz sicher; ich konnte sie ja auch verlegt haben. Bei meiner nächsten Abreise vernagelte ich die Kisten und klebte überdies einen Papierstreifen über die Fugen. Als ich zurückkam, holten mich am Strande einige der Häuptlinge ab und geleiteten mich zu meiner Hütte. Ich ließ sie mit mir eintreten und schaute sofort nach meinen Kisten — der Papierstreifen war zerrissen. Da wandte ich mich an die Aeltesten und erklärte, man sei in meiner Abwesenheit in meine Hütte eingedrungen und habe mich bestohlen; damit das in Zukunft nicht wieder geschehe, sollen sie mir die Thäter zur Stelle schaffen. Dieser Auftrag war ihnen keineswegs nach der Mütze; sie wollten mich mit einem Geschenke Ignamen zufriedenstellen; allein ich wies die Gabe zurück und bestand auf der Bestrafung der Schuldigen.

„Kurze Zeit darauf hörte ich, sämmtliche Aelteste seien auf dem Begräbnißplatze und gäben sich alle Mühe mit dem Jarik. Ich ließ ihnen sagen, sie sollten lieber ihre Hütten durchsuchen, so würden sie die Diebe leichter finden als mittelst des Jarik.

„Inzwischen war den Leuten kein so übler Gedanke gekommen. Der Diebstahl ließ sich nun einmal nicht läugnen; einen der Ihrigen anklagen ging doch nicht gut. Was thaten sie? Sie fragten den Jarik, ob etwa die Geister den Diebstahl vollführt hätten, und zogen dabei so stark an den Fäden, daß sie rissen. So mußten die Geister, die sie fragten, gegen sich selbst Zeugniß ablegen.

„Mit dieser Entdeckung fielen sie mir nachts 11 Uhr in mein Haus. ‚Vater,' sagten sie, ‚wir haben in unseren Hütten nichts gefunden; aber wir wissen jetzt, daß nicht Menschen, sondern die Geister dich bestohlen haben.' — ‚Wie, die Geister? Aber die Geister haben keinen Körper und können in die Häuser und Kisten eindringen, ohne sie zu öffnen.' — Die Antwort machte sie einen Augenblick stutzig, dann erwiederten sie: ‚Die Geister unseres Landes haben die Gewohnheit, zu öffnen, wenn sie stehlen wollen.' Dabei blieben sie und ließen sich nicht aus der Fassung bringen. Als ich aber die Sache dem Häuptling der Insel Art erzählte und dieser herüberkam, machte er ohne Jarik die Schuldigen ausfindig und züchtigte sie."

So verworren übrigens die Ansicht der Neu-Caledonier über Gott ist, so liegt ihr doch der Gedanke des geoffenbarten einzig wahren Gottes zu Grunde. In der That hat der große Häuptling ihres unterseeischen Paradieses Eigenschaften, welche an die Eigenschaften Gottes erinnern. Er ist nur einer; er ist kein Mensch und auch nicht die Seele eines Menschen; der Anfang seines Reiches verliert sich in der Nacht der Zeiten, und es wird nie aufhören — also eine Ahnung seiner Ewigkeit; unbeweglich steht er auf seinem Platze — ein Schatten von Unveränderlichkeit; sein Auge sieht alles in seinem Reiche — Allwissenheit; er hat den Willen und die Macht, alle Unterthanen glücklich zu machen — Allgüte und Allmacht. Selbst der Idee des Kiemua, der vor dem Eintritte in das Paradies alle peinigt, liegt der Gedanke zu Grunde, daß nur nach Sühne und Reinigung dem gefallenen Menschengeschlechte die

Häuptlingshütte. (S. 120.)

Pforten des Himmels geöffnet werden. Man sieht, diese armen Insulaner haben mehr gerettet, als manche Ungläubigen bei uns zu Lande.

Auch in ihrer Kenntniß von der Wesenheit und Unsterblichkeit der Seele unterscheiden sie beim Menschen den Körper, der sichtbar und greifbar ist und den sie „Dieran" nennen, und die Seele, die ungreifbar ist und die sie „Aiwan" heißen. Der Tod ist auch ihnen die Trennung von Leib und Seele, nur schreiben sie dieselbe der Wirkung eines bösen Zaubers zu. Von der Fortdauer der getrennten Seele sind sie völlig überzeugt, ihr Todtencult, so abergläubisch er ist, beweist es augenscheinlich. Freilich, eine Vorstellung von der getrennten Seele wird ihnen, wie uns, sehr schwer. Wie sollen sie sich auch ein einfaches, ungreifbares und unsichtbares Wesen denken? Sie schreiben ihr daher menschliche Gestalt zu, und so wollen ihre Geisterbeschwörer dieselbe sehen.

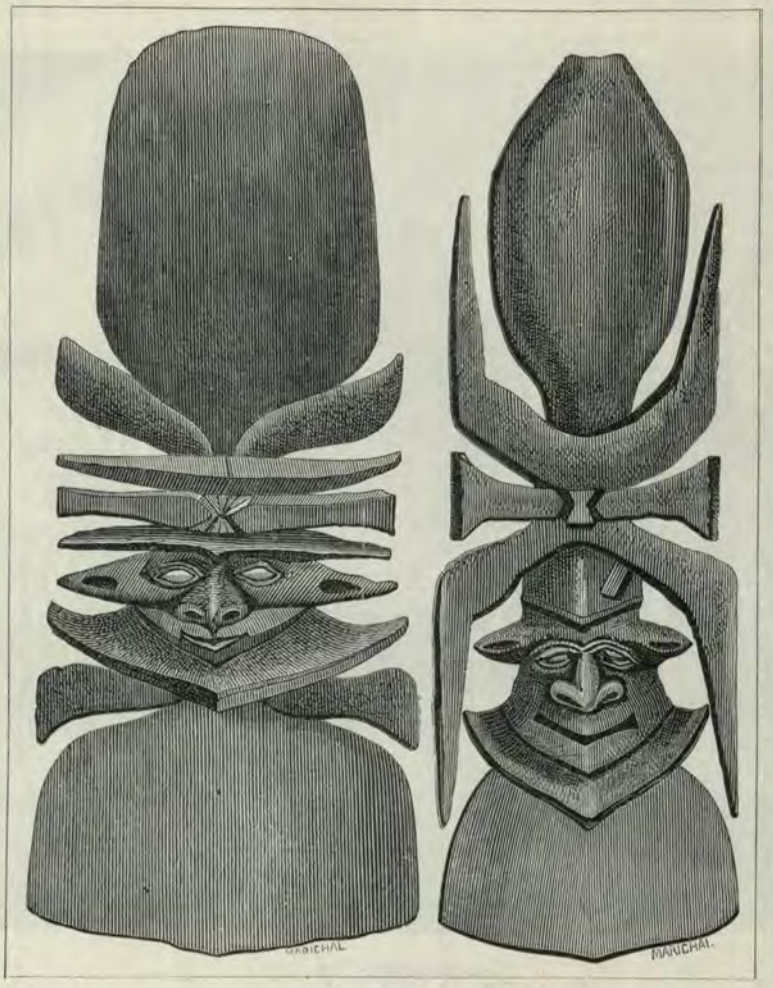
Mit Bezug auf die Seele und ihre körperliche Form erzählt P. Lambert folgende originelle Anekdote. Die Missionäre ertheilten einer Anzahl junger Leute neben dem religiösen Unterricht auch kurze Unterweisungen über die gewöhnlicheren Naturerscheinungen; denn sie sind in der Physik gerade keine Helden. Am Abende wurden dann von jung und alt in langen Gesprächen, welche die Belep-Insulaner über alles lieben, die wunderbaren Dinge, die der Missionär gesagt, besprochen. Dabei bildeten sich zwei Parteien, die Jungen, welche die Erklärung der Missionäre annahmen, und die Alten, die derselben widersprachen und an der überlieferten Meinung festhielten.

Eines Abends wurde die Redeschlacht beider Parteien heiß; es handelte sich um die wichtige Frage, was das eigentlich sei, das man sehe, wenn man im Wasser oder in einem Spiegel sich selbst erblicke. „Das ist unser Bild", sagten die Jungen. „Nein, das ist unsere Seele", behaupteten die Alten. Wie ein Rottenfeuer scholl es Ja und Nein von allen Seiten; dann wurden Beweise und Erklärungen gefordert. „Was habt ihr für Gründe, daß es die Seele ist?" riefen die Jungen. — „Es ist die Seele; so haben unsere Vorfahren uns gelehrt, und die mußten es wissen." — „Das ist kein Grund; die Vorfahren haben auch hierin, wie in vielen anderen Punkten, Unwahres gesagt." — Aber die Alten hielten fest, es sei die Seele. „Dann sind auch unsere Kleider ein Stück der Seele," rief einer der Jungen; „denn auch diese sehen wir im Wasser." — „Dann haben auch die Kokosbäume Seelen wie wir," rief ein Zweiter; „denn auch diese sehen wir im Wasser." — „Dann haben wir zwei Seelen," schrie ein Dritter; „denn wenn ich dir ins Antlitz sehe, so erblicke ich mich in deinen beiden Augen." Da wußten die Alten zwar keine Antwort mehr, zähe aber, wie sie sind, hielten sie fest, es sei doch die Seele.

Ja, es wurde den Missionären recht hart, Schritt für Schritt die eingewurzelten Irrthümer auszurotten!

8. Ihre politische Verfassung.

An der Spitze aller Inselbewohner steht der Teama, der erste Häuptling, und der Mueau oder zweite Häuptling. Der älteste Sohn und Nachfolger des Teama heißt Tea und seine älteste Tochter Kabo; wenn er keine Kinder hat, so adoptirt er einen Knaben und ein Mädchen des nächsten Anverwandten, die dann sofort den Namen Tea und Kabo führen und sehr geehrt sind. Die übrigen Glieder seiner Familie führen den Titel Aon, während alle anderen Leute Jambuet, d. h. einfache Unterthanen heißen. Die Häuptlingswürde ist erblich.



Thürpfostenverzierungen von einer Häuptlingshütte.

Jedes Familienhaupt genießt großes Ansehen, vor allem aber der Teama. Wenn er stirbt, so läßt sein Nachfolger seinen Tod in allen Hütten mit den Worten verkünden: „Die Sonne ist untergegangen." Alle Männer grüßen ihn mit tiefer Verbeugung; die Weiber gehen ihm aus dem Wege, kauern auf den Boden und wagen nicht, ihn anzusehen; müssen sie an ihm vorübergehen, so kriechen sie auf allen vieren.

Macht und Vorrechte des Häuptlings gründen sich auf ein ungeschriebenes, aber strenge beobachtetes Gewohnheitsrecht. Gewöhnlich hat er einige Vertrauensmänner in seiner Umgebung; größere Unternehmungen, wie Kriegserklärung und die Veranstaltung der Hauptfeste, bringt er vor die Ulaia-mebu, die Versammlung der Aeltesten, obschon schließlich die Kriegserklärung und die Einladung der fremden Häuptlinge ihm zusteht. Ebenso bestimmt er, welches Dorf für die Errichtung der Hütten zu sorgen habe und wer die Lebensmittel beschaffen müsse. Endlich steht ihm das Strafrecht zu. Die Strafe besteht darin, daß die Hütte des Schuldigen niedergebrannt und seine Felder verwüstet werden; manchmal wird sogar die Todesstrafe verhängt. Die Untersuchung wird mitunter von der Versammlung der Aeltesten geführt oder man nimmt, wie wir gesehen, seine Zuflucht zur Wahrsagerei.

Auch die Hütte des Häuptlings (vgl. das Bild S. 119) zeichnet sich vor den Wohnungen seiner Unterthanen durch Größe und Schmuck aus. Während die gewöhnlichen Wohnungen einen Durchmesser von etwa 3 und eine Höhe von 4 m haben, gibt man der des Häuptlings drei- und vierfache Dimensionen. Der Mittelpfahl, der schlanke Stamm einer bedeutenden Palme, trägt oben eine mit Schnitzerei verzierte Spitze, an welcher runde Muscheln einer bestimmten Art und schwarze Wimpel die Oberhäuptlingswürde bekunden. Doch werden diese Wimpel häufiger in der Nähe der Thüre an einem Baumast angebracht. Kein untergeordneter Häuptling würde es wagen, Fähnchen von dieser Farbe zu gebrauchen; das hieße soviel als dem ersten Häuptling den Krieg erklären; sie müssen sich mit weißen Lappen begnügen. An den Mittelpfahl, der dem ganzen Baue Halt und Stärke verleiht, werden rundum die Dachsparren gelehnt und mit Fachwerk verbunden, das dann mit trockenem Gras und Röhricht kunstreich gedeckt wird. So gewinnt das Ganze das Ansehen eines riesigen Zuckerhutes, der die anderen bienenkorbartigen Hütten hoch überragt. Auch der Eingang, sonst so niedrig, daß man nur kriechend in das Innere eindringen kann, wird größer gemacht; ja an den Thürpfosten (vgl. obenstehendes Bild) finden sich sogar bizarre Schnitzereien, die, mit weißer, rother und schwarzer Farbe grell bemalt, für den wilden, aber keineswegs talentlosen Kanakenkünstler charakteristisch sind. Auch sonst zeigen unsere Insulaner künstlerische Anlagen; so sind z. B. die Töpfe (vgl. das Bild S. 121), welche sie zu verfertigen verstehen, immerhin bemerkenswerth. Uebrigens

hat selbst die Hütte des Häuptlings bloß diese einzige Oeffnung; Luft und Rauch, Mensch und Mosquito muß durch sie ein und aus.

Seine Aufträge läßt der Teama den einzelnen Dörfern durch den angesehensten Einwohner verkünden, und dieser ist entweder einer seiner Vettern, oder ein Zauberer, manchmal auch das Haupt einer Stammfamilie. Die Belep-Insulaner halten nämlich große Stücke auf die ursprünglich eingewanderten Familien und vererben ihre Namen von Geschlecht zu Geschlecht. Dieselben bilden eine Art Adel, und der jeweilige Aelteste hat unter seinen Namensgenossen einen gewissen Vorrang.

Der Teama ist aber in seinem Inselreiche durchaus nicht Herr von Land und Leuten. Seine Unterthanen haben ihr Privateigenthum, und ihre Begriffe über Mein und Dein sind recht gut entwickelt. Der Belep-Insulaner weiß sehr wohl, daß die Hinterlassenschaft seines Vaters sein ist, und daß herrenloser Boden, den er in Besitz nimmt, in Wahrheit ihm gehört. Als ich mich zuerst auf der Insel Poob niederließ, kaufte ich mir in der Nähe eines Flüßchens ein kleines Stück Land und wollte mir daselbst eine Hütte (vgl. das Bild S. 122) errichten lassen. Allein die Arbeiter, die ich gedungen und die nicht Zeugen des Kaufes gewesen, weigerten sich, daselbst irgend etwas anzurühren; denn die Grundstücke sind recht wohl bekannt. Ich mußte den frühern Eigenthümer und überdies den Familienältesten kommen und in Gegenwart meiner Arbeiter den Kauf bestätigen lassen; dann erst legten sie Hand ans Werk. — Das Eigenthum ändert durch Erbschaft und Schenkung, seltener durch Tausch und Kauf seinen Herrn. Pachtzins kennen sie nicht; sie leihen wohl eines ihrer Grundstücke, überlassen aber die ganze Ernte dem Bebauer.

Das unbebaute Land rings um die Dörfer und die Wälder bis zu bestimmten Grenzen wird als eine Art Allmende der Dorfbewohner betrachtet. Da darf jeder sein Holz zum Bau seiner Hütte und seiner Piroge holen. Die Allmende des Nachbardorfes wird respectirt. Einige bekehrte Insulaner wollten sich in der Nähe des Missionshauses auf der Insel Art niederlassen. Ich forderte

Töpfe der Belep-Insulaner. (S. 120.)

sie auf, in den Wald zu gehen und Holz für ihre Hütten herbeizuschaffen. Allein sie sagten, die Leute von hier könnten es übel nehmen, und trotz meiner gegentheiligen Versicherung zogen sie vor, das Holz aus den Allmenden ihrer eigenen entlegenen Dörfer herbeizuholen. Was vom Holze gilt, gilt auch von den Waldfrüchten, vom Jagd- und Fischrecht. Streitigkeiten, die vorkommen, schlichtet der Häuptling entweder gütlich, oder auch mit Lanze und Streitkolben.

9. Familienleben, Familienfeste und öffentliche Belustigungen.

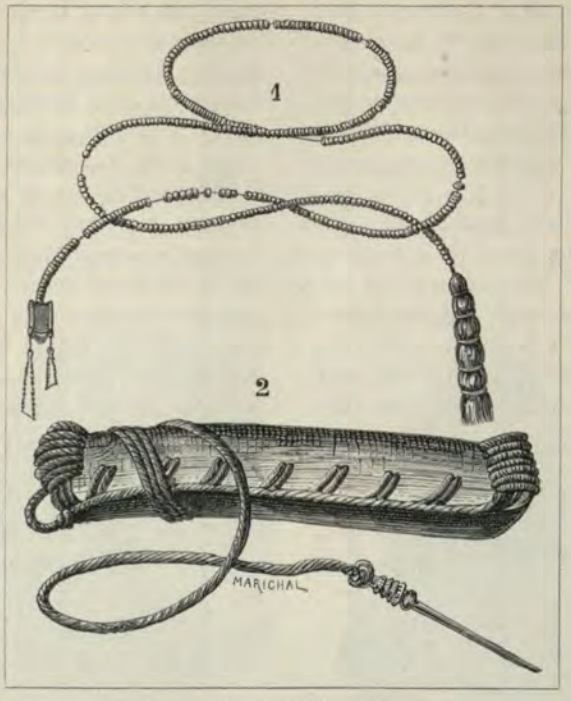
Nicht so klar, wie über Mein und Dein, sind die Begriffe der Belep-Insulaner über die Ehe; von der durch Christus wiederhergestellten Einheit und Unauflöslichkeit des Ehebundes hatten sie, als die Missionäre zu ihnen kamen, keine Ahnung. Dennoch sind ihre Verbindungen nicht ganz der Willkür und Regellosigkeit anheimgegeben.

Gewöhnlich werden die Ehen von den beiderseitigen Eltern abgemacht; ob die Kinder wollen oder nicht, darauf kommt wenig an. Die Eltern des Bräutigams schicken den Eltern der Braut einen Bündel Zuckerrohr oder einen Korb Ignamen, und sobald die Früchte angenommen und gegessen sind, betrachtet man das Mädchen als vermählt, ob es nun noch in der Wiege liege oder erwachsen sei. Im erstern Falle, der nicht so selten vorkommt, wird das Kind manchmal von den Eltern des Bräutigams großgezogen. An einem festgesetzten Tage trägt die ganze Verwandtschaft die Geschenke nach der väterlichen Hütte der Frau. Daselbst werden die Früchte schön geordnet, auf Haufen gelegt und oben darauf das kostbarste aller Geschenke: der Beutel mit dem an Schnüre gefaßten „Perlengeld“ (vgl. das Bild S. 122). Die Verwandten der Frau zählen dem Gebrauche gemäß die Früchte; einer nimmt den Beutel und stellt die Frage: „Soll man diesen Beutel öffnen?“ Gewöhnlich antwortet die ganze Familie einstimmig: „Ja.“ Dann werden die Perlen, kleine Korallenstücke, die sie mit einem Steinbohrer zu durchbohren verstehen, gezählt, und die Eltern der Frau erlegen für den Fall einer spätern Ehescheidung eine gleiche Summe. Wenn der Vater der Frau aber

erklärt, er nähme das Geld ohne Gegenleistung, so wird die Scheidung schwieriger. Noch schwieriger und seltener wird sie durch die Geburt von Kindern. Wer sich dann noch von seinem Weibe trennen wollte, würde öffentlichem Tadel verfallen.

Die nächsten Grade der Verwandtschaft gelten auch bei diesen wilden und bei der Ankunft der Missionäre dem Cannibalismus ergebenen Menschen als Ehehindernisse; dahin gehören alle Grade der directen Abstammung und von den Seitenlinien Geschwister, Oheim, Tante, Neffe, Nichte und die Kinder zweier Brüder oder zweier Schwestern. Das Adoptivkind wird wie das wirkliche Kind betrachtet.

Bruch der ehelichen Treue wird an dem Weibe strenge gestraft, manchmal mit dem Tode. Ich bin aber auch einmal Zeuge gewesen, wie der Häuptling in diesem Punkte eine Verleumderin züchtigte. Er ließ sie an einen Palmbaum binden, versetzte ihr eine Tracht Hiebe, hieß sie dann die Zunge herausstrecken und schabte mit seinem Messer dieselbe ab, indem er sagte: „Verstehe wohl, was ich thue; ich nehme die Bosheit deiner Zunge hinweg, auf daß du nie mehr böse und zum Schaden eines andern redest."



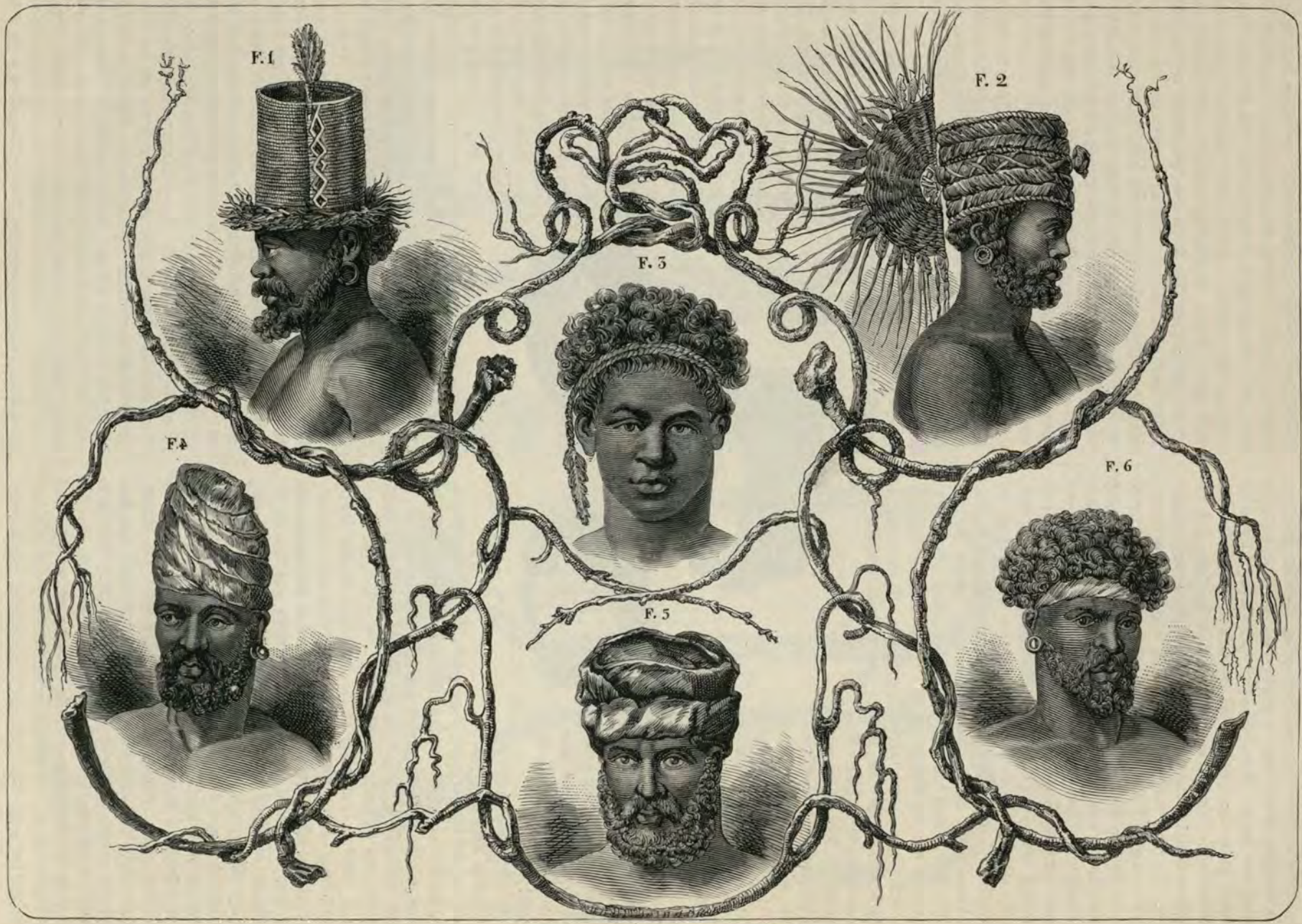
1 Perlengeld. 2 Börse. (S. 121.)

Tritt im Familienleben eine Erkaltung der ursprünglichen Neigung ein, so nimmt der Mann oder die Frau die Zuflucht zu abergläubischen Mitteln.

Auch auf den Belep-Inseln ist die Geburt eines Kindes ein freudiges Familienereigniß, und viele merkwürdige Gebräuche dienen zu seiner Feier. Kaum kommt das Kind zur Welt, so wird es mit den Blättern des Zauberbaumes beräuchert und dann gebadet. Nach dieser Art von Weihehandlung denkt man daran, das Kind nach Kanaken-Begriffen recht schön zu machen. Zu diesem Zweck drückt eines der Weiber dem armen Wesen Daumen und Zeigefinger in die kleinen Nasenlöcher, damit sie hübsch weit und die Nase recht breit werde, was dort zu Lande für eine besondere Schönheit gilt; ist das Kind ein Knabe, so zieht man ihm das Kinn in die Länge, das soll ihm einen männlichen Ausdruck geben; ist es ein Mädchen, so wird das Kinn im Gegentheil einwärts gedrückt, damit das Gesicht recht rund und lieblich werde. Die Kniee des Knaben werden tüchtig gebogen, damit er später leichter mit unterschlagenen Beinen sich setzen könne; die des Mädchens werden gestreckt, denn die Frau darf sich nicht setzen, wie der Mann. Einige Wochen muß die Mutter mit dem Neugeborenen in einer getrennten Waldhütte leben; während dieser Zeit gilt sie für unrein; dann aber kehrt sie im Triumphe in das Dorf zurück und zeigt bei den Festlichkeiten sich und das Kind in seiner groben, mit Palmblättern austapezierten Wiege, welche „Wangalo", d. h. Kinderschiffchen, genannt wird. In diesem Geräthe tragen die Mütter ihre kleinen Kinder auf dem Rücken mit sich herum. Sofort ladet der Vater die ganze Verwandtschaft zum „Puagoalo", d. h. zur Geburtsfeier des Kindes, ein. Von allen Seiten kommen die Vettern und Basen zusammen, aber nicht mit leeren Händen, sondern mit Perlengeld, Matten und Lebensmitteln beladen, und einer aus der Schaar hält, bei der Hütte des Vaters angekommen, eine mehr oder weniger lange Rede, in welcher stets der unvermeidliche Satz vorkommt: „Unsere Reichthümer sind nicht groß und unsere Nahrungsmittel dürftig; aber was wir können, bringen wir." Der Vater seinerseits muß sich bei diesem Anlasse immer nobel zeigen und allen Anverwandten irgend ein Geschenk, der Familie seiner Frau aber das Vierfache geben. Zu diesem Zwecke hat er bei seiner Thüre ganze Stöße von Ignamen, Taros, Bananen, Matten, Mänteln, Binden aufgehäuft,

Kanakenhütte. (S. 121.)

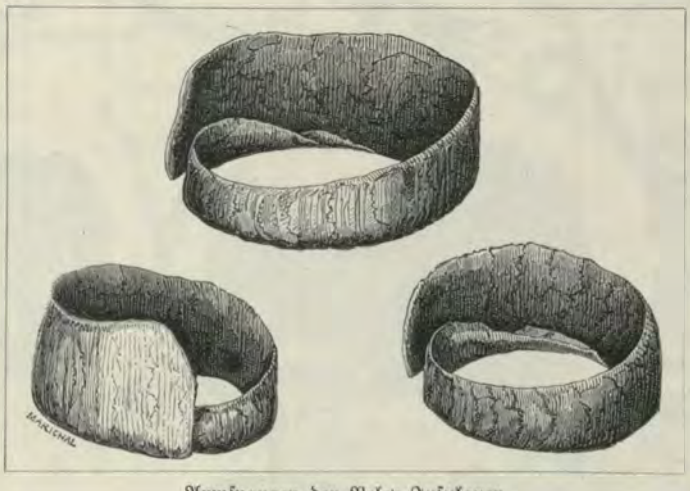
Hütte eines Zauberers. Häuptlingshütte. Gewöhnliche Kanakenhütte.



Kopfputz der Belep-Insulaner. (S. 125.)

soviel es seine Vermögensumstände erlauben. — Bis zu seinem siebenten oder achten Jahre bleibt das Kind unter der alleinigen Aufsicht der Mutter. Dann kommt ein zweites Fest, der „Wia Aiwan", zu deutsch: „Ankunft der Vernunft". Der Knabe erhält eine Leibbinde. Von der Stunde an darf er den Vater auf den Fischfang begleiten und muß ihm bei der Feldarbeit zur Seite stehen. Im Alter von 15 bis 18 Jahren folgt das dritte Hauptfest, der „Tangop" oder die neucaledonische Beschneidung, welche mit der jüdischen Beschneidung Aehnlichkeit hat. Sie ist in ganz Neu-Caledonien und allen benachbarten Inselgruppen gebräuchlich. Wir wollen die Feier, wie sie bei der Beschneidung des ältesten Sohnes des Häuptlings stattfindet, kurz beschreiben; dieser hat die Ehre, daß sie an ihm zuerst vor allen Altersgenossen vollzogen wird.

Der Häuptling ruft alle seine Unterthanen von der Insel Art und Poob zusammen, und sie erscheinen zu Schiff und zu Fuß, mit Lebensmitteln für das Gastmahl beladen, welches die kommenden Feste eröffnen soll. Der Teama nimmt zuerst seinen Theil; dann wird von der Menge sein Sohn, der Tea, herbeigerufen und ihm seine Portion zugetheilt, und nun erst bekommen alle übrigen ihren Antheil am Mahle. Zum Schlusse verkündet der Teama allen seine Befehle. Er verbietet, die Kokosbäume und die Pflanzungen zu berühren, damit bei dem großen Feste nach so und so viel Monden Ueberfluß herrsche; er vertheilt die Arbeit für die Festhütten, die errichtet werden müssen, und alsbald erheben sich die Bauten, und ein großer Zaun umzieht den Festplatz. Ist alles bereit und der Vorabend des Festes gekommen, so ertönt ein gewaltiges Geschrei: „Morgen, morgen wird das Kind ins Wasser geführt!"



Armspangen der Belep-Insulaner.

In der Morgenfrühe gibt der künftige Häuptling seinem Volke eine reichliche Mahlzeit. Dann geleitet ihn alles zum Meeresufer, wo die Beschneidung geschieht und er dann sofort ins Wasser niedersitzt. In diesem Augenblicke erhebt die Menge am Ufer ein lautes Jubelgeschrei. Jetzt wird der festlichste Kopfputz aufgesetzt, Schleifen und Schärpen und aller Zierat der großen Freude angethan, während andere sich in die scheußlichen Masken stecken, die bei ihnen gebräuchlich sind. Gesang, Pfeifen und der dumpfe Ton des Bambusrohres begleiten die Tänze. Gleichzeitig geht eine Piroge unter Segel, um dem Häuptlinge von Nenema zugleich mit zwei Beuteln Perlengeld die Einladung zum großen Feste zu überbringen. Sobald das Schiff abgegangen ist, zieht man den Tea aus dem Wasser und bringt ihn in eine Hütte, wo er der Ruhe pflegt.

Am folgenden Morgen werfen sich die Altersgenossen des Tea ins Kriegscostüm, schmücken sich mit Federbüschen und stürmen auf ein gegebenes Zeichen mit hochgeschwungenen Lanzen nach einer Uferstelle, wo die erwachsenen Krieger ihrer harren. Nach einem kurzen Scheingefechte werden sie entwaffnet, ins Meer geworfen und nach der Beschneidung in eine gemeinschaftliche Hütte auf Palmmatten gelegt. Inzwischen verkündet ein Feuer, auf einer Bergspitze der Insel Art, die Ankunft der Leute von Nenema; die Insel Poob erwiedert das Feuersignal, zum Zeichen, daß alles bereit sei. Allein die Gäste kommen nicht offen; nach dem Geschmacke der Belep-Insulaner muß eine Ueberraschung die Freude erhöhen. Sie verstecken also den Tag über ihre Fahrzeuge in einer Bucht, steigen im Dunkel der Nacht über den Berg und plötzlich erschallt um die Hütte des Häuptlings ihr gewohntes Kriegsgeheul. Da greifen die Dorfbewohner zu ihren Keulen, jagen im Scheinkampfe die Gäste zu ihren Pirogen zurück, um sie dort erst als Freunde zu empfangen und mit Geschenken zu überhäufen. Damit beginnt eine Reihe von Gelagen und Tänzen, Tag und Nacht hindurch, bis endlich alle müde sind und der Häuptling seine Gäste und sein Volk mit reichen Geschenken nach Hause entläßt.

Mit diesem Tage tritt der Jüngling in die Reihe der Männer ein; jedoch erhält er erst später durch die Uebergabe eines Stockes oder Stabes das volle Recht, an der Herrschaft der Männer theilzunehmen. Auch dieser Tag, Ba-Kelapaiale, „Empfang des Stockes", wird festlich begangen.

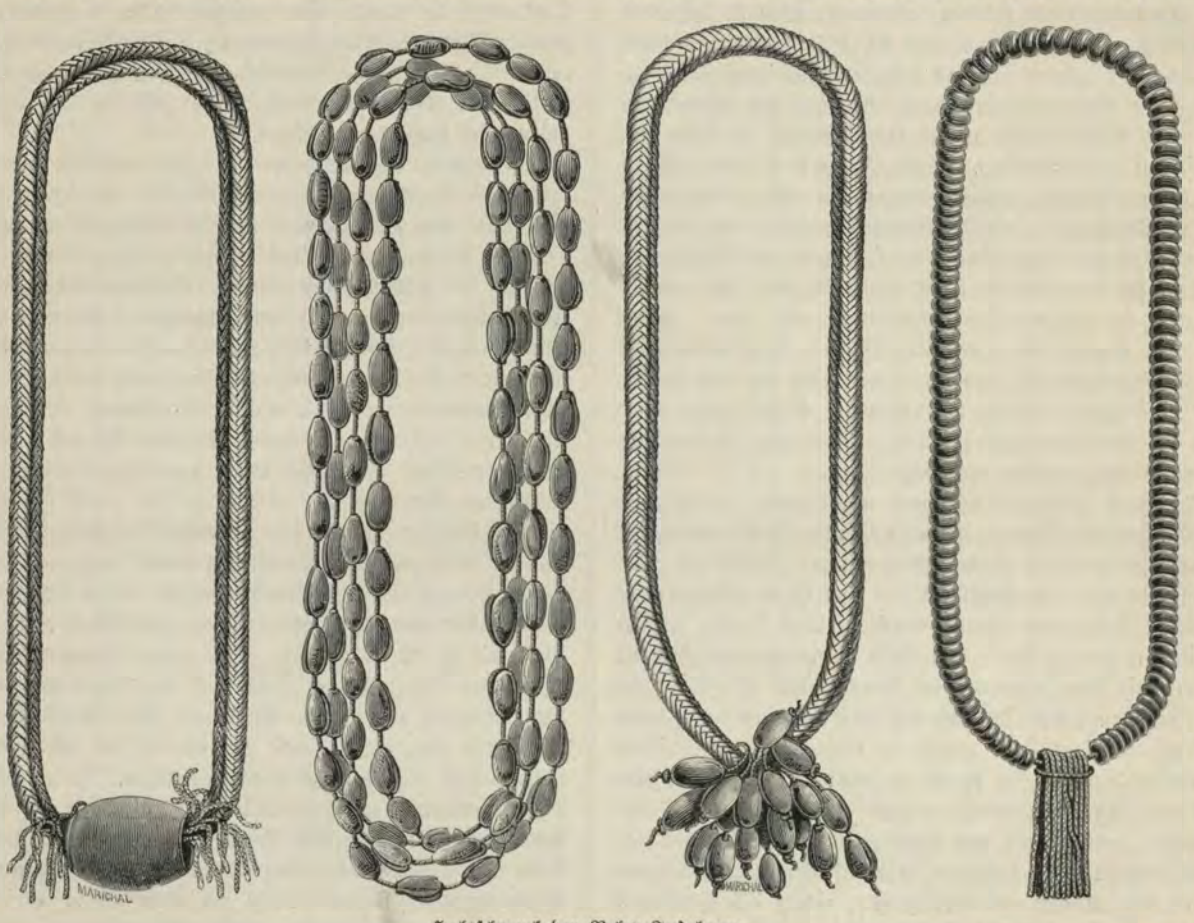
Gemeinsamen Spielen sind unsere Insulaner überaus ergeben; kein Familienfest, kein öffentliches Ereigniß vergeht ohne sie. So sind wir ihnen bereits oben, bei der Beschreibung der Beschneidungsfeier, begegnet. Oftmals treten sie aber ohne andere Veranlassung eigens zum Spielen zusammen, bald die einzelnen Dorfschaften, bald auch die Bewohner der einen oder beider Inseln gemeinschaftlich.

Wenn die Häuptlinge zu solchen Spielen und Tanzbelustigungen einladen, so ist es natürlich Ehrenpflicht eines jeden ordentlichen Kanaken, sich im besten Feststaate mit Weib und Kind einzufinden. Die Weiber spielen und tanzen zwar nicht mit, sie haben aber doch manchmal für Gesang und Musik zu sorgen, — wenn man ihr Geheul und Geklimper mit so schönen Namen benennen will. Beim Manne besteht bei der sonstigen fast ganz mangelnden Bekleidung die Hauptzier in dem Kopfputze (vgl. das Bild S. 123). Es ist das gerade umgekehrt wie bei uns. Während unsere Damen viel Zeit und Mühe, Geld und Gut darauf verwenden, Haupt und Haar mit allen erdenklichen Mitteln zu zieren und aufzuputzen, scheeren sich die Kanaken-Damen gewöhnlich das Haupthaar kurz und tragen keinerlei Schmuck und Flitter. Dafür hat dort zu Lande die Herrenwelt das ausschließliche Recht, die Künste des Friseurs und der Hutfabrikanten zu benützen, und man muß ihnen viel Phantasie, wenn auch nicht immer viel Geschmack, zusprechen.

Die Alten ziehen mit dem Paup auf (Fig. 1 S. 123). Der Paup ist ein röhrenförmiger, oben und unten offener Hut. Man flicht ihn mit großem Geschick aus Palmfasern; an der untern Seite hat er einen Kranz von Blättern, die schirmartig vorstehen, oben ziert ihn ein Busch von bunten Vogelfedern. Andere tragen eine Art Turban auf dem Kopf; sie benützen hierzu am liebsten bunte Fetzen, die sie von Europäern erhalten haben (Fig. 4 und 5 S. 123), verstehen aber denselben die verschiedensten Formen zu geben. Jünglinge und junge Männer verwenden große Sorg-

falt auf den Haarwuchs. Sie drehen und wickeln ihre Strähne zu Flechten; wenn dann der Festtag kommt, lösen sie dieselben und stolziren mit perückenartig aufgebauschtem Schopfe einher. Ein Fetzen Tuch oder ein Tauende, um die Stirne gewunden, dient zugleich als Zierde und Haarband (Fig. 3 u. 6 S. 123). Am prächtigsten treten aber die Krieger auf. Ihren Kopf schmückt der Muenga-Pat, eine aus geschmeidigen Wurzeln und Zweigen kunstreich gefertigte Mütze; an der Vorderseite glänzt eine bunte Muschel, und hinten schwingt und schwankt auf Schritt und Tritt ein halbkreisförmiges, fächerartiges Geflechte, rundum mit Vogelfedern verziert (Fig. 2 S. 123). Die Leute wissen aber auch, welch herrliche Zierde sie auf ihrem Kopfe wiegen, und schreiten so majestätisch einher, fast wie ein Gardeofficier mit seinem Paradehelm.

Da die Kanaken-Frauen sich nicht mit dem Kopfputze befassen dürfen, suchen sie sich wenigstens durch den verschiedenartigsten Halsschmuck (vgl. untenstehendes Bild) schadlos zu halten. Bald sind es blinkende Muscheln, die sie an Schnüre reihen, bald ist es das feine Geflecht zarter Pflanzenfasern mit einem Büschel farbiger Beeren oder mit der wohlgeglätteten Schale einer Kokosnuß, bald wieder eine Korallenkette mit fransenartigem Verschluß, und all dieser Schmuck, mit dem sich die Damen der Belep-Inseln putzen, hat den großen Vortheil, daß dafür der Mann keinen Heller an den Juwelier zu zahlen braucht. Sie tragen ihre eigene Kunstfertigkeit zur Schau, und den Stoff dazu liefert ihnen Wald und Busch und Fluß und Meer mit immer offenen Händen. Auch Armspangen (vgl. das Bild S. 124) sind ihnen



Halsschmuck der Belep-Insulaner.

wohlbekannt; bunte Stücke großer Schneckengehäuse müssen dafür dienen; Farbe, Zeichnung und Größe wechselt nach Alter und Geschlecht. Dagegen sind Beinspangen wieder ein ausschließlich den Männern zustehender Schmuck; die einzige Ausnahme besteht zu Gunsten der „Kabo," der Tochter des Oberhäuptlings, und auch sie darf diesen Schmuck nur während der Jahre ihrer Kindheit tragen.

Tätowirung ist auf den Belep-Inseln wenig im Gebrauche; doch findet sich auch dieser barbarische Schmuck. Sie stellen ihn her, indem sie die einzelnen Linien mit den Stacheln des wilden Orangenbaumes bis aufs Blut einzeichnen und dann eine Mischung von Kienruß in die Punkte einreiben. Das ist die eigentliche Tätowirung; eine andere Art besteht in erhöhten Narben auf Brust und Armen; dieselben werden durch Einbrennen mittels bestimmter Pflanzen hervorgebracht. Auch künstliche Furchen und Linien, mit dem Safte gewisser Pflanzen dem Gesichte eingeätzt, gelten als besondere Schönheit. Sie wollen sich wohl dadurch die Würde des Alters aneignen, wie man vor weniger als hundert Jahren nach damals neuester Pariser Mode in ganz Europa den jugendlichen Haarwuchs mittels Puders grau und greisenhaft färbte. Endlich dürfen wir bei der Beschreibung des Feststaates unserer Insulaner der Ohren nicht vergessen. Während einige von ihnen nach dem Beispiele anderer Völker Ringe in den Ohren tragen, wissen andere die Ohren selbst in Ringe umzuwandeln, und gerade das gilt als das Unübertrefflichste. Wie fangen sie das an? In früher Jugend wird das Ohrläppchen durchbohrt, dann stecken sie immer dickere Stücke Baumrinde in das Loch und erweitern auf diese Art die Oeffnung, so daß bald nur mehr der ringförmige

Rand des Läppchens übrigbleibt. Einen je größern Fleischring sie also erzielen, desto herrlicher kommen sie sich vor. Das Zerreißen dieses Schmuckes ist daher auch das Zeichen der größten Trauer; doch kommt dasselbe nicht so selten vor, und man erblickt manche Kanaken, denen die Fetzen des frühern Ohrringes bis auf die Schultern herabhängen.

So ziehen also die Schaaren festlich geschmückt nach dem für die Spiele bestimmten Platze, und alt und jung zeigt sein Geschick im Laufen, Ringen, Werfen, Klettern und Schwimmen. Die Knaben haben manche Spiele, die auch bei uns bekannt sind. Da ist z. B. die Schaukel, „Jauli" genannt. Eine starke und geschmeidige Liane, an einem Baumast befestigt, muß das Seil vertreten. Der Reihe nach treten die Knaben mit einem Fuße hinein, und sich mit den Händen festhaltend, setzen sie sich selbst in Bewegung. Wer sich am höchsten in die Luft schwingen kann, hat gesiegt. Ein anderes Spiel ist das Seilchenspringen (Kaoloia), doch sind die Kanaken-Knaben noch nicht auf den Einfall gekommen, das Bastseil selbst an den beiden Enden zu fassen und im Kreise um sich zu schlagen. Das „Ballspiel" (Tonda) pflegen sie mit großem Geschick; wilde Orangen und andere Waldfrüchte geben das Spielzeug. Das Scheibenschießen (Kat) üben sie mit Pfeil und Bogen und mit Wurfspeeren. Irgend ein Baumstumpf, um den sie sich im Halbkreise setzen, dient als Ziel. Ein anderes Spiel, das oft auch von den Erwachsenen geübt wird, ist der „Ta". Der Spieler faßt mit drei Fingern einen meterlangen Stock und schleudert ihn so einen Schritt weit auf den Boden, daß er im Bogen möglichst weit vorwärts springt; nur wenn dies in gerader Linie geschieht, hat er Hoffnung auf Gewinn; die seitwärts abspringenden verlieren.

Während so die Kanaken-Jugend mit Spielen die Stunden kürzt, üben sich die Krieger und älteren Männer in Scheinkämpfen, oder, wie sie es nennen, „im kleinen Kriege" (Tsiambot). Die Steinschleuder und der Wurfspeer sind ihre Lieblingswaffen; sie handhaben dieselben mit seltenem Geschick. Das Gefecht eröffnet der Kriegsruf — ein Mark und Bein durchdringendes Geheul, das dennoch in den Ohren unserer Kanaken wie süße Musik erklingt. Rechts und links schaaren sich die Krieger um den Häuptling, und mit ihrer Zahl wächst ihr Gebrüll. Immer dichter schwirren die Wurfgeschosse durch die Luft; jetzt dringt die eine Schaar vor, jetzt weicht sie wieder zurück, je nachdem die Steine und Speere des Feindes mit mehr oder weniger Geschick geschleudert werden. Der Insulaner sieht diese Waffen mit ruhigem Auge auf sich zufliegen und bemißt ganz richtig ihre Fluglinie; gilt es dem Kopfe, so beugt er ihn; würde die Brust getroffen, so springt er zur Seite; sind die Beine in Gefahr, so läßt ein Luftsprung den stumpfen Schaft schadlos vorbeisausen. Gelingt aber dem Feinde ein Treffer, so füllt Siegesgeschrei die Lüfte, während der Getroffene den Schmerzensruf der Verwundeten nachahmt. So geht das Spiel unter gewaltigem Lärm fort, bis die größere Zahl der Getroffenen den endlichen Sieg der einen oder andern Seite zuspricht. Gewöhnlich trennen sich dann die Kämpfer im Frieden; es kommt aber auch vor, daß der unterliegende Theil sich vom Aerger übermannen läßt und aus dem Scherze Ernst wird. Dann artet das Scheingefecht in einen blutigen Kampf aus, und ernste Verwundungen, Haß und Feindschaft, oftmals die Veranlassung von eigentlichen Fehden, sind das Ende dieser Kanaken-Turniere. „Wir sahen uns deshalb gezwungen," sagt P. Lambert, „diese Art von Spielen wenn nicht ganz abzuschaffen, so doch möglichst einzuschränken."

Hat sich jung und alt am Spiele genugsam ergötzt und ermüdet, so folgt das Mahl — kein lukullisches, denn in der Kochkunst sind die Neu-Caledonier nicht sehr bewandert; auch haben die Missionäre noch keine Zeit gefunden, Davidi's Kochbuch ins Kanakische zu übertragen. Es würde ihnen übrigens wenig nützen, denn für die meisten Gerichte mangelt ihnen der Stoff. Ein paar Fische, Krebse, Muscheln, etwa eine Schildkröte oder ein Vogel und dazu Kokosnüsse, Ignamen, Pataten und süßes Zuckerrohr ist so ziemlich der ganze Inhalt ihrer Vorrathskammer. Glücklicherweise kennen sie keinerlei berauschende Getränke. Als ihnen die Europäer Branntwein anboten, sagten sie: „Das ist Wasser, welches brennt; es ist sehr schlecht", und waren nicht mehr dazu zu bringen, dasselbe ein zweites Mal zu versuchen. So ist reines Quellwasser ihr Trank. Sie verstehen jedoch, demselben mittels gewisser Blätter ein Arom beizubringen oder versüßen es mit Zuckerrohr. Als Trinkgefäße dienen Kokosnußschalen und künstlich gefertigte Thonflaschen mit engem Halse, die sie auch als Feldflaschen sich umzuhängen pflegen.

Ist dann der Tag vorbei und die mondhelle Nacht angebrochen, so ruft die Musik zum Tanze. Die Musik! Das Wort ist etwas kühn und nicht sehr geeignet, das einförmige Getön der zweilöcherigen Belep-Flöte und das dumpfe „Wuhwuh" eines hohlen, mit einer Art Resonanzboden versehenen Bambusrohres auszudrücken. Die Muscheltrompete, das dritte und letzte Instrument, welches unsere Insulaner kennen, wird nur beim Tode eines Häuptlings zum Zeichen der Trauer geblasen. Sie suchen daher den Mangel an Instrumenten durch die Kraft ihrer Lungen und Kehlen zu ersetzen und begleiten mit Lärmen, Schreien, Singen das landesübliche Orchester. Die Tänze, welche nun ausgeführt werden, sind verschiedener Art.

Der Einzeltanz ist ein sehr harmloses Vergnügen; doch findet man auf Weg und Steg die Kanaken seiner Uebung ergeben. Der Tänzer stemmt die Hände in die Hüften, wiegt sich schlenkernd hin und her, und singt dabei, solange sein Athem reicht, „Teïa, teïa", bis er endlich das letzte Teia lange anhaltend ausklingen läßt. Von diesem Gesang heißt auch der Einzeltanz Teia. — Der Preistanz (Tsianda Wai) ist schon etwas kunstreicher. Dazu muß man außer einem elastischen Beine und einer guten Stimme auch irgend einen Preis mitbringen. Flöte und Bambusrohr ertönen, da steht einer der Theilnehmer auf und legt den Preis in die Mitte des Kreises und springt und stampft im Tacte der Musik solange rings darum, bis die Spielleute das Finale angeben. Sofort springt ein neuer Tänzer auf, legt zu dem Preise eine gleichwerthige Gabe und beginnt den Wetttanz. Diese Art Tanz dient den Eingeborenen als Tauschmittel ihrer verschiedenen Erzeugnisse. Der Mattenflechter setzt natürlich eine Matte aus, der Töpfer einen Topf, und nun sucht der Mattenflechter des Topfes, der Töpfer der Matte habhaft zu werden; statt einfach umzutauschen, erachten sie es für viel anständiger, den gewünschten Gegenstand durch den Tanz zu erwerben. Auch unsere sogen. Wohlthätigkeitsbälle und -Concerte sind den Neu-Caledoniern ganz gut bekannt. Will einer ihrer Nachbarn eine Piroge bauen, oder eine neue große Hütte errichten und hat dazu nicht die Mittel, so sagen die Leute: „Wir wollen für ihn tanzen", und jeder, der an diesem Balle theilnimmt, bringt irgend eine nützliche Gabe für den Bedürftigen mit, wohl wissend, daß er in ähnlichen Fällen auf gleiche Hilfe rechnen darf.

Die bisher genannten Tänze haben das Gute, daß die Frauen an denselben nicht theilnehmen und daß daher die Missionäre die-

selben ganz wohl erlauben konnten. Sie haben aber auch gemischte Tänze (Buaro), und diese mußten im Interesse der Sittlichkeit verboten werden. Bei den großen Volksfesten, wo ganze Vollmondnächte hindurch getanzt, gesungen, gestampft und geschrieen wird, nehmen die Weiber an dem eigentlichen Tanze zwar keinen Theil, stehen aber im Kreise herum und wirken heulend und im Tacte Stücke Holz widereinander schlagend zu dem großen Hexensabbat mit. Die Missionäre haben daher allen Grund, diesen barbarischen Nachttänzen (Pilu-Pilu) entgegenzutreten. Vorauf tanzen dabei die Häuptlinge und Krieger mit geschwungenen Lanzen und Keulen, im vollen, wilden Schmuck. Gräßliche Masken mischen sich in den heulenden und stampfenden Haufen, und beim rothen Scheine der Feuer sehen die fast nackten Gestalten, die wirr durcheinander wogen, wie ein wüstes Höllenbild aus.

Ganz anders ist der Pilu-ten, der Trauertanz beim Tode eines Häuptlings. Ohne Schmuck stellen sich die Tänzer in Reihen, verneigen sich und kauern auf den Boden. Leise heben die Flöten an; da stehen die Tänzer auf und drängen vorwärts, rückwärts, neigen sich und richten sich auf, bald rasch, bald langsam, wie die Wogen sich heben und senken und dem Strande zurollen. Sie wollen in der That diese und andere Naturscenen nachahmen, und der Tanz heißt bald „die Woge" (Aut), oder „der Sturm" (Tsiauna). Dabei suchen sie die Bäume darzustellen, die sich unter der Wucht des Orkanes beugen und brechen. In anderen Tänzen stellen sie die Fischerei dar; die eine Hälfte, die Fischer, umringen die Fische; diese wollen entgehen, fliehen nach rechts und links und suchen sich endlich mit kühnen Luftsprüngen über das Netz hinweg zu retten. Wieder bei einem andern Tanze, dem „Vogel" (Mali), hüpfen, trippeln, flattern sie hin und her, bewegen die Arme wie Schwingen und suchen sich in allem wie die gefiederten Schaaren der Lüfte zu geberden.

Doch es würde kein Ende nehmen, wollten wir alle Spiele und Tänze dieser Naturkinder aufzählen; jedes Dorf hat seine eigenen, und ihre Phantasie weiß immer neue zu erfinden.

10. Kriege.

Der Norden von Neu-Caledonien theilt sich in verschiedene Stämme, welche die zwei großen Gruppen der Ots und Wagaps bilden. Bricht ein Kampf zwischen zwei Stämmen aus, so machen alle Wagaps gemeinschaftliche Sache, wie auch die Ots für jeden ihrer Stämme einstehen. Der Häuptling von Puebo gehört zu den Ots, und die Stämme der Belep-Inseln sind seine Bundesgenossen; so oft er also eine Fehde mit den Wagaps zu führen hat, schickt er einen Krieger mit dem „Muaran" an den Häuptling unserer Insulaner. Der Muaran ist ein Paket „Perlengeld". Alsbald rollt der Häuptling die Perlschnüre auf und mißt sie; betragen dieselben ein Viertel eines Klafters (also etwa einen halben Meter), so bittet man einfach um die Hilfstruppen des Stammes; betragen dieselben aber ein halbes Klafter oder darüber, so verlangt man überdies die Anwendung von Zaubermitteln, Opfern und Geisterbeschwörungen.

Schnell beruft der Häuptling die „Alten", seinen Rath, verkündet ihnen die Ankunft des Muaran und die mündliche Botschaft des Boten. Von Dorf zu Dorf fliegt die Kunde, entweder durch Schnellläufer oder durch Feuerzeichen auf den Berghöhen. Wenn auch die Hilfe der Hexenmeister beansprucht wird, so theilt der Häuptling das Perlengeld und schickt an die verschiedenen Beschwörer der Inseln ihren Zauberlohn, daß sie dem Kriegszuge die Huld der Geister zuwenden.

Die Schiffe versammeln sich in einem bestimmten Hafen; bevor sie jedoch in die See stechen, haben sich alle Krieger einer eigenthümlichen Revue zu unterziehen und durch Zauberei hieb- und stichfest zu werden. Das nennen sie „Pumbuin endiu", „Beräucherung der Männer". Der älteste Beschwörer nimmt diese Hexerei vor; er schickt seine Gehilfen in den Wald und läßt sich fünf Arten Holz bringen. Zwei davon müssen als Brennholz für das Zauberfeuer dienen, aus zwei anderen macht er Geißeln für den Hexenmeister und mit der letzten Holzart wird der Platz umpfählt. Sind alle Krieger, d. h. alle erwachsenen Männer, versammelt — denn selbst die Greise ziehen mit in den Kampf, um wenigstens durch Rufen und Winken ihre Söhne zur Tapferkeit zu mahnen —, so beginnt der Zauber. Mann um Mann steigt ins Meer; nach dem Bade treten sie einzeln an das Feuer, neigen sich darüber und lassen sich tüchtig anräuchern, dann schreiten sie an dem Zauberer vorbei und empfangen mit der Hexengeißel einen leichten Schlag; wenn die Geißel auch nur die geringste Ritze reißt, daß ein kleines Tröpfchen Blut fließt, so ist das ein schlimmes Zeichen: der Mann wird auf dem Schlachtfelde verwundet werden. Um größeres Uebel von ihm abzuwenden, erhält er von dem Beschwörer ein Stücklein Zauberholz; wenn er diesen Talisman auf der ganzen Fahrt und während des Kampfes im Munde behält, so wird er aber mit einem blauen Auge davonkommen. Diejenigen, welche die Geißel nicht verletzte, dürfen sich kühn jeder Gefahr aussetzen; es wird dem Feinde nicht gelingen, sie zu verwunden oder gar zu tödten. Sind so alle gefeit, wird der Zaun rund um die Feuerstelle geschlossen, daß kein Mensch während des Krieges den Platz betrete und so den Zauberbann breche.

Noch manches andere Zaubermittel wäre hier zu erwähnen; ich begnüge mich jedoch mit dem gebräuchlichsten, dem Weiam. Das ist ein birnförmiges Paket, welches Raspelspäne gewisser Bäume, vier junge Schößlinge einer bestimmten Pflanze, zwei Stücke „Kriegsholz" und die Hauptsache — zwei Backenzähne eines alten Hexenmeisters enthält. Das alles wird in ein aus Bast gefertigtes Stück Zeug gewickelt und mit Schnüren von Fledermaushaar umwunden. Zwei Muscheln sollen die Augen dieses Talisman bedeuten, und unten steht ein richtiger Todtenknochen vor. Wehe dem Unberufenen, der diesen Zauber berührt! Ein schweres Uebel wird ihn strafen. Einzig bevorzugte Sterbliche, und auch diese nur unter großer Vorsicht, dürfen ihn antasten. Er hat die Kraft, unsichtbar zu machen; er verräth dem glücklichen Besitzer jede Kriegsgefahr, die ihn bedroht, dagegen „wäscht" er, wie die Insulaner sich ausdrücken, das Herz der Feinde und benimmt ihnen jede Ahnung von Gefahr; das alles glauben die heidnischen Kanaken.

Dieser Weiam wird also angewandt: Sobald die Kriegserklärung eintrifft, trägt ihn der Zauberer auf den Begräbnißplatz und hängt ihn daselbst an einem Baume auf. Dann bindet er vier kleine Garben, Zweige des Kriegsholzes, wickelt eine bestimmte Menge Raspelspäne des gleichen Baumes in Bananenblätter, zündet das alles unter dem Weiam an, besprengt denselben, während der Rauch aufsteigt, mit dem Safte einer Kokosnuß und sagt: „Ich bespritze dich, Teabuarat (Schutz des Häuptlings?), damit du über den Häuptling der Beleps (Tea Belep) wachest. Ich wasche das Herz unserer Feinde, damit es ohne Kraft und ohne Muth sei. Nach dieser Räucherung und Besprengung trägt er den Weiam in das Schiff des Häuptlings, befestigt ihn am Maste zwischen den Segeln und legt alles Erforderliche in die Piroge, damit die gleiche Zauberei in Feindesland wiederholt werde.

Man macht sich kaum einen Begriff, wie zähe die Eingeborenen an allen diesen abergläubischen Gebräuchen hängen. Bei der Bekehrung des Häuptlings der Beleps war seine Anhänglichkeit an den Weiam, den er besaß, eine Hauptschwierigkeit. Als er die Missionäre einlud, ihm von Neu-Caledonien nach seiner Insel zu folgen, faßte er endlich den Entschluß, den Talisman zu opfern. Das kostete aber Thränen. Er und seine Frau weinten und schluchzten laut. Endlich nahm er den Zauber und hängte ihn hoch in den Wipfel eines Eisenbaumes. Aber er konnte sich kaum von der Stelle trennen. „Ola wem," d. h. „Lebe wohl!" rief er. „Einst, als der Geist des alten Daumi, der mich wie seinen Sohn liebte und von dem ich dich empfing, noch Macht hatte, trug ich dich, und du beschütztest mich gegen die Schläge meiner Feinde. Oder hast nicht du mich beschützt im Kriege mit den Aobats, mit den Pumas, mit den Gomen, mit den Kumaks? Lebe wohl! ich entsage dir; mein Herz sagt, daß ich deiner nicht mehr bedarf. Von nun an folge ich dem Vater und will thun, was er mir sagt." So rief dieses große Kind unter Thränen und konnte sich kaum trennen von seinem eiteln Weiam.

Sind endlich alle Gebräuche erfüllt, so heißt es: „Dia Puaula", „spannt die Segel", und die Kriegsflotte verläßt unter gewaltigem Rufen und Schreien das Ufer. Die Bastsegel fassen den Wind, und die Ruder schlagen im Tacte die Meerflut.

An Ort und Stelle angekommen, empfängt der Häuptling also die Hilfstruppen: Umgeben von seinen Unterthanen, tritt er ihnen mit „der Schärpe des guten Empfanges" entgegen; seine und die ankommenden Krieger führen vereint einen Waffentanz aus, und endlich begrüßt er das Hilfscorps mit einer Ansprache. Es folgt ein reichliches Mahl, und wenn die Gefahr nicht gar zu drängend ist, stärkt man sich erst den einen oder andern Tag für den bevorstehenden Kampf. Tänze, wobei abenteuerliche Kriegsmasken (vgl. die Bilder S. 129 u. nebenstehendes) nicht fehlen dürfen, und Kriegsgesänge sollen den Muth beleben. Am Mittelpfeiler der Häuptlingshütte nimmt der Vorsänger Platz und begleitet, einen Schlägel in seiner Hand, die Strophen, auf einem hohlen Klotze trommelnd. Der Ruhm früherer Siege oder die Schmach erlittener Niederlagen wird ganze Nächte hindurch abgeleiert. Zwischenhinein tritt der Häuptling auf und sucht durch Reden das Feuer der Begeisterung zu entflammen.

Im Kampfe und noch mehr in der gräßlichen Siegesfeier zeigen die Kanaken ihre ganze Barbarei. Mit furchtbarem Geheul stürzen sie sich auf den Feind, mit der Schleuder (vgl. das Bild S. 130) einen Hagel Steine, denen die Wurfspeere (vgl. das Bild S. 131 [Fig. 2]) nachsausen, vor sich hersendend. Kunstreich geflochtene Taschen mit netzartigen Anhängseln, wohlgefüllt mit spitzen, geglätteten Kieselsteinen, hängen um ihre Schultern. Sind die Wurfgeschosse verbraucht oder scheint der Feind zu wanken, so entscheidet das Handgemenge, wobei die verschieden geformten Keulen und Streitkolben gebraucht werden [Fig. 1], den Sieg. Auch einer Kugel, die an einem kurzen Tauende schwingt, bedienen sie sich als Schlagwaffe [Fig. 3]. Dennoch sind ihre Kämpfe nicht sehr blutig; sobald zwei oder drei gefallen sind, nehmen die übrigen Reißaus. Aber kein verwundeter Feind wird geschont; die Hütten der Besiegten gehen in Rauch auf, und was schlimmer ist, ihre Pflanzungen werden verheert, ihre Kokosbäume niedergehauen, die Wehrlosen erschlagen, die Kinder geraubt. Merkwürdigerweise behandeln sie dieselben jedoch nicht als Sklaven, sondern wie ihre eigenen Nachkommen.

Maske der Belep-Insulaner.

Die dunkelste Seite dieser barbarischen Kämpfe ist aber das scheußliche Siegesmahl. Ist das Dorf des Häuptlings dem Schlachtfelde nahe, so schleppen sie die blutenden Leichen ganz dorthin, sonst zerlegt man sie und schafft sie so zum cannibalischen Gelage. Da werden sie gebraten und verzehrt. Haß, Rache und Aberglauben treiben zu diesem Greuel. Um ihren Sieg zu bezeichnen, sagen sie auch nicht: „Wir haben so viele Feinde erschlagen", sondern „verspeist". Der Schädel der Erschlagenen ziert die Hütte des Siegers, und seine Gebeine werden als Trophäen rundum an dem Zaune aufgesteckt. Glücklicherweise setzt das vordringende Christenthum dem Cannibalismus Schranken. Auf den Belep-Inseln hat er aufgehört, und selbst im eigentlichen Neu-Caledonien gehört er bereits zur Seltenheit.

Ist der Feind hinlänglich gedemüthigt und wünscht Frieden, so schickt er ein Weib oder einen Befreundeten des siegreichen Stammes mit dem Perlengelde an den Häuptling, und der Friede wird geschlossen, sobald die Bedingungen annehmbar scheinen. Dann kehren die Hilfstruppen in ihre Heimat zurück, kommen aber sogleich mit wohlbefrachteten Schiffen wieder, um dem geschlagenen Feinde den „Jaja", eine reiche Gabe an Lebensmitteln, zu bringen. Sie haben mitgewirkt, seine Pflanzungen zu zerstören; eine kleine Genugthuung scheint ihnen daher nur billig.

11. Schifffahrt und Fischerei.

Inselbewohner sind von Haus aus auf das Meer angewiesen; so ist es ganz natürlich, daß auch unsere Beleps seit alten Tagen mit Wind und Wellen vertraut sind. Und wenn wir die Gebrechlichkeit ihrer Fahrzeuge ins Auge fassen, so muß uns ihre Kühnheit geradezu in Staunen setzen. Die Herstellung eines Bootes nach europäischer Bauart übersteigt ihre Kräfte; auch fehlt das geeignete Schiffholz dazu. Nicht einmal Bäume, welche sie zu Pirogen höhlen und herrichten könnten, stehen heutzutage auf ihren Inseln. Sie sind daher gezwungen, dieselben von den Nachbarstämmen Neu-Caledoniens zu kaufen und zu sich herüberzuflößen. Natürlich eilt jung und alt an den Strand, wenn der Käufer mit seiner Waare eintrifft, zu Lob oder Tadel bereit, je nach der Größe der gekauften Bäume.

Nach einigen abergläubischen Gebräuchen schreitet man zum Bau. Der Stamm wird gehöhlt, nach außen geschält und gerundet. Dann stützt man den Rumpf mit einem Damm von Sand oder mit Pflöcken. Jede Seite der Piroge besteht gewöhnlich aus zwei, mit einer starken Lage Niauli-Rinden verbundenen Stücken. Ist man soweit, so bedeckt man das vordere und hintere Ende mit gut gefügten Brettern, während die Flanken zu beiden Seiten durch aufrechtstehende Bretter erhöht und gut verpicht werden, damit das Wasser nicht so leicht eindringe. Oben darüber befestigt man starke Querhölzer, auf welche man der Länge nach Brett an Brett zu einer Brücke fügt. Manchmal wird ein niedriges Geländer an den Seiten angebracht und bei der Piroge eines Häuptlings mit bizarrem Schnitzwerk verziert. So hat das Fahrzeug eigentlich weder Bug noch Stern, und es ist ganz gleichgiltig, welches Ende man nach vornen wende. Die größten dieser Schiffe haben 20 Meter Länge und eine Breite von 3—3½ Meter. Was das Takelwerk angeht, so haben die Pirogen der Nordküste von Neu-Caledonien und der Belep-Inseln zwei dreieckige Segel aus Matten. Starke, oben gabelförmige Stangen bilden die beweglichen Masten. Diese steckt man in ein Kerbholz und befestigt sie in etwas geneigter Lage mit Stricken, welche die Wanten vertreten. Das Tau zum Hissen der Segel wird oben durch das Gabelende der Masten gezogen. Raaen, an zwei Seiten des dreieckigen Segels befestigt, dienen zum Spannen und Stellen; ein gewöhnliches Ruder vertritt das Steuer, und statt eines Ankers bedienen sie sich eines durchlöcherten Steines an einem starken Tau.

Maskirter Belep-Insulaner.

Ist Schiff und Takelwerk fix und fertig, so eilen an einem bestimmten Tage die Insulaner massenhaft herbei, um ziehend und schiebend die Piroge vom Stapel laufen zu lassen. Dann geht es, wenn Wind und Wetter günstig sind, gleich in die See. Man befrachtet das Fahrzeug mit Lebensmitteln: Ignamen, Taros, Zuckerrohr, Kokosnüsse werden herbeigeschleppt, süßes Wasser eingenommen; Kochtöpfe und Brennholz kommen auf die Brücke; Matten, Mäntel aus Pflanzenfasern, verschiedene Tauschartikel und Perlengeld werden mitgenommen, und das Schiff überläßt sich den Wellen. Wie jeder Belep Krieger ist, so ist er auch Schiffer, obschon es Fährleute unter ihnen gibt, die mehr als ihre Mitbürger ein Gewerbe aus dieser Kunst machen.

„Wie oft," sagt P. Lambert, „haben wir diese ausgehöhlten Baumstämme bestiegen, um von den Belep-Inseln nach Puebo, eine Strecke von 30 Stunden, zu segeln! Bei schönem Wetter entbehren diese Fahrten weder bei Tage noch in der Nacht ihrer eigenartigen Reize. Da schwebt eine von herrlichem Grün bedeckte Insel vorüber; dort ragt ein von den Wogen umbrandeter Fels; am Horizonte schäumt und sprüht das Meer über den gewaltigen Korallenriffen; hier schießt ein Zug Möven hin, berührt die Welle mit dem Fittich und jagt nach Beute; dem Schiffe folgt tanzend eine Schaar Delphine und belustigt uns mit ihren Sprüngen, oder ein Walfisch taucht aus der Tiefe empor, um Luft zu schöpfen und Wasserstrahlen auszuspritzen."

Auch die Nachtfahrten haben ihre Schönheit: die Dunkelheit, der gestirnte Himmel, das Meerleuchten, das sanfte Wiegen der Piroge, das leise Plätschern der Wellen am Kiele. Bei Gegenwind und widriger Strömung freilich ist die Fahrt nicht angenehm. Da müssen die Kanaken zu den Rudern greifen. Sie thun das nicht rücklings sitzend, wie unsere Matrosen, sondern stehend und dem Buge zugekehrt. In der Verbindungsbrücke der beiden Kähne sind eine Reihe Löcher angebracht; durch diese stecken sie die Ruder und treiben das Fahrzeug im Tacte stoßend voran. Unglücksfälle sind selten; die Wilden verstehen sich vorzüglich auf die Witterung und werden nicht leicht auslaufen, wenn ein Sturm im Anzuge ist; auch sind sie geschickte Schwimmer und wissen im Falle eines Schiffbruches meistens das Ufer wieder zu gewinnen.

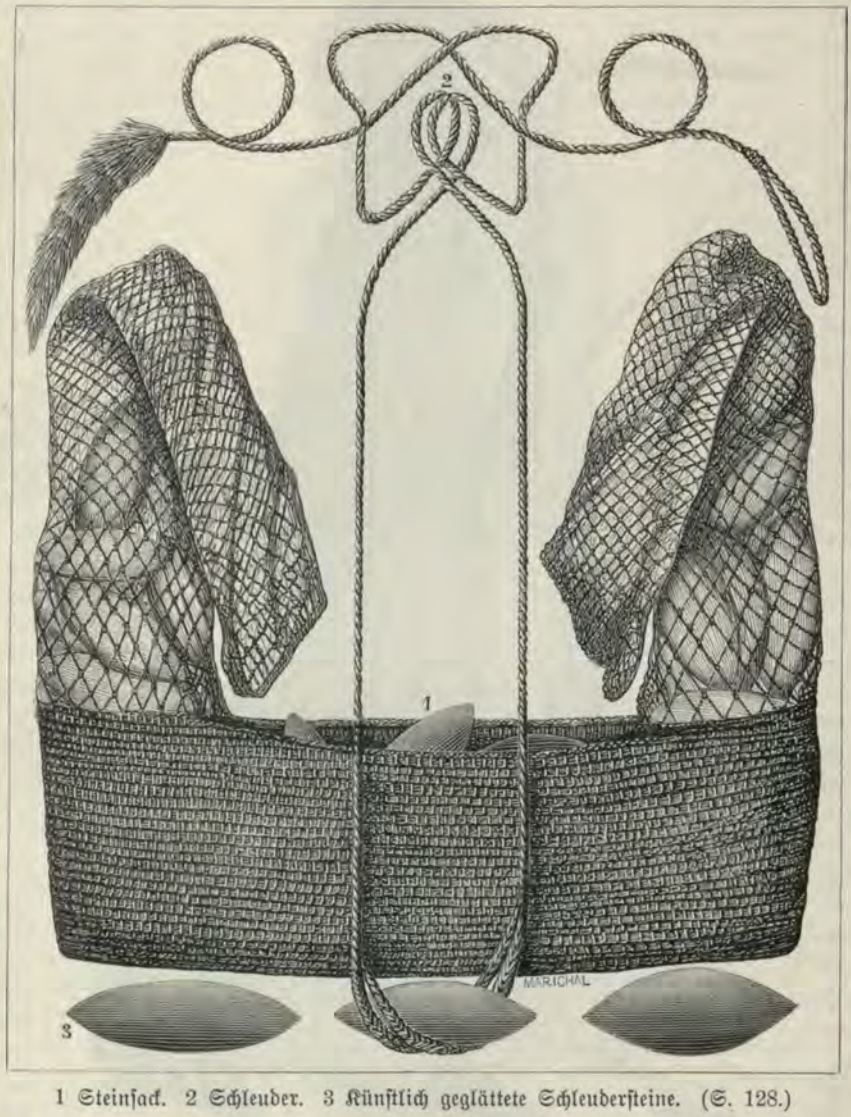
Außer der Doppelpiroge (vgl. das Bild S. 133) ist noch eine einfache (vgl. das Bild S. 132), aus einem einzigen auch ausgehöhlten Baumstamme bestehend, im Gebrauch. Sie wird aber nur zur Küstenfahrt benützt und wagt sich nie auf die offene See. Um das Umschlagen zu verhindern, hatten sie den guten Einfall, auf der einen Seite eine parallele Balancirstange [A in Fig. S. 132] anzubringen, welche das Schiffchen im Gleichgewicht hält. An der Küste von Ceylon bedienen sich die Fischer ganz ähnlicher Boote, nur haben dieselben noch zwei kleine Trittbrettchen [B in Fig. S. 132]

an den Seiten. Daß auch bei der Schifffahrt der Belep-Insulaner der Aberglaube eine große Rolle spielt, versteht sich von selbst. Schon der Bau einer Piroge wird von einem eigens hierfür bestimmten Zauberer geleitet. Wenn die beiden ausgehöhlten Bäume verbunden und verzapft werden, liegt ihm ob, im Walde eine gewisse, durch den Stich von Insecten verursachte Masse, „Mante" genannt (vielleicht eine Art Harz), zu sammeln und damit die Zapfenlöcher zu verstreichen, daß kein Tropfen Wasser eindringen könne. Ist dann der Rumpf vollendet, die Verbindungsbrücke geschlagen, das Takelwerk in Ordnung, so wählt er vier Glieder seiner Familie zu Gehilfen seiner Zauberei. Sie schwärzen sich Gesicht und Brust mit Ruß, schmücken sich mit ihrem Kopfputze, binden eine Schärpe um die Arme und gürten die Lenden mit Bananenblättern. So führen sie einen Tanz auf, der das Steigen und Fallen der Wogen versinnbilden soll, über welche die Piroge kühn hinschießt. Auch sammeln sie Holzstücke, Bimssteine, Vogelfedern und Flossen von Flugfischen — Dinge, welche die Leichtigkeit des Fahrzeuges darstellen.

Sind alle Gebräuche beobachtet, so gibt der Zauberer das Zeichen, daß man das Schiff vom Stapel lasse. Unter dem Geheul: „Ins Wasser mit der Piroge!" schießt sie von hundert Armen gezogen und geschoben dahin, und im Augenblicke, da sie das Meer berührt, reiben zahllose Hände ihre Flanken mit Zauberblättern, peitschen sie mit Palmzweigen und schlagen die Masten mit Kokosnüssen, laut für die Wohlfahrt des Schiffes flehend. Damit aber der Zauber wirksam bleibe, haben die Schiffer folgende Punkte zu beobachten: 1. Eine bestimmte Gattung Fische darf nie auf der Piroge geröstet werden; 2. ebenso haben sie sich während der Fahrt von dem Genuß von Taro und einer gewissen Art Zuckerrohr zu enthalten, und 3. endlich darf kein Weib an Bord kommen, bevor die Piroge eine größere Reise bestanden hat.

Vor einer bedeutenderen Fahrt muß der Hexenmeister natürlich den Sturm beschwören. Die Sache hat Aehnlichkeit mit dem Weiam und ähnlichem Zauber, den wir oben beschrieben.

Wie aber der Zauberer den Sturm bannen kann, so kann er nach der Meinung der Beleps auch den Orkan heraufbeschwören. P. Lambert erzählt ein hierauf bezügliches Ereigniß aus dem Jahre 1859. Damals kam im April nach der Insel Art die Kunde, ein Sohn des „Wettermachers" von Poob sei gestorben. Die Leute zitterten vor Angst; denn sie waren überzeugt, der Hexenmeister wolle als Ausdruck seiner Trauer einen furchtbaren Wirbelsturm heraufzaubern, der die Hütten umwerfen, die Kokospalmen entwurzeln, die Pflanzungen verheeren und die Meerflut in gewaltigen Wogen über die Ufer hereinwerfen würde, so daß eine Hungersnoth entstehe. Der Missionär suchte den Häuptling zu überzeugen, der Mann könne ja keine solche Gewalt besitzen, und wirklich glückte es ihm so gut, daß der Kanake ausrief: „Ich will ihn herausfordern, einen so heftigen Wind blasen zu lassen, als er kann." Die Herausforderung des Häuptlings wurde bekannt, und groß war die Angst der Leute. Mit Mühe gab sich der Häuptling den Anschein von Ruhe, aber P. Lambert sah die Furcht in seinem Innern wohl. Auf die Frage des Missionärs gestand der Neubekehrte: „Ja freilich habe ich Angst! Es ist eine heillose Geschichte ... wenn nun meine nagelneue Piroge in Stücke geht! Beim Tode meines Vaters ließ ich den großen Sturm heraufbeschwören, und er schlug alles kurz und klein, so daß die Leute nichts mehr zu essen hatten." — „Sei kein Kind und noch weniger ein Heide," sagte der Missionär; „du wirst sehen, daß man dich betrog, oder daß Satan jetzt nicht mehr die Herrschaft über diese Inseln hat."

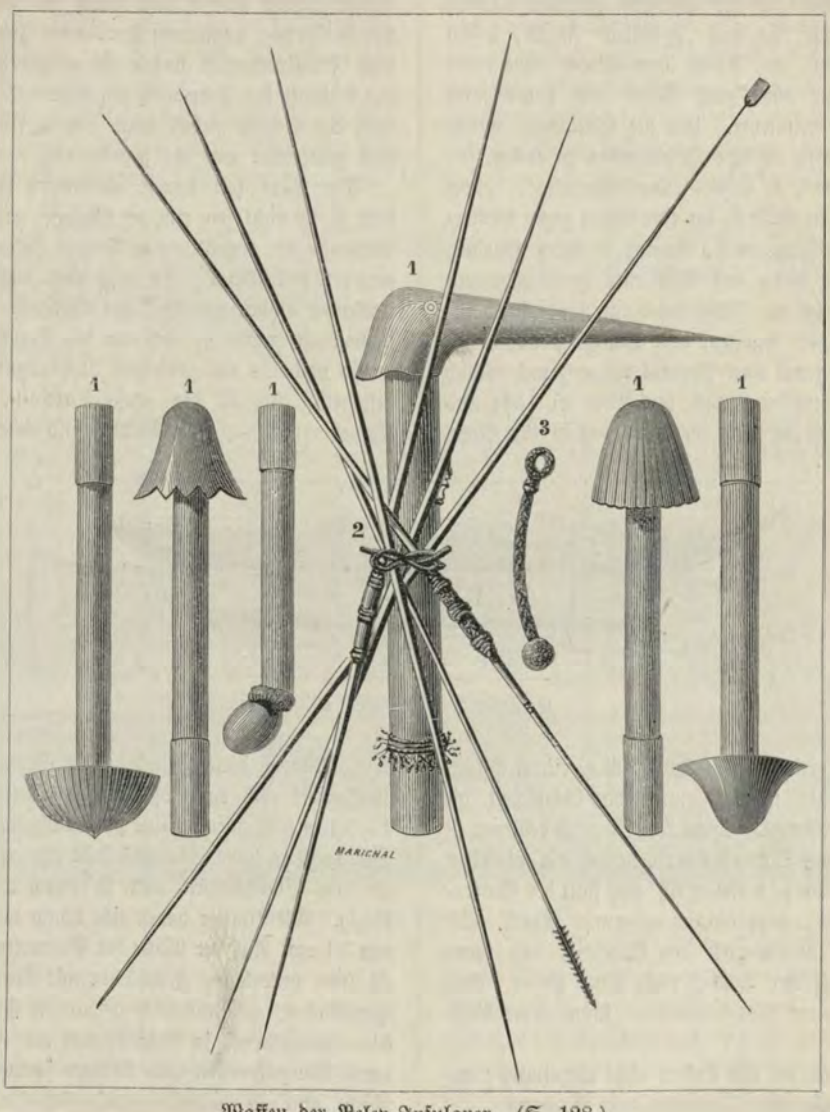


1 Steinsack. 2 Schleuder. 3 Künstlich geglättete Schleudersteine. (S. 128.)

Wirklich segelte der Häuptling nach Poob hinüber und forderte den Hexenmeister heraus, eine Probe seiner Kunst zu geben. Der Mann zeigte sich sofort bereit, nur bat er um einige Tage Zeit, daß er sich vorher an einem sichern Platze eine feste Hütte baue. Man kann sich gar nicht vorstellen, welche Aufregung diese Kunde unter den Kanaken hervorrief. Umsonst waren alle Worte der Missionäre; alles klagte, wie wenn das Ende der Welt bevorstünde. Ein Feuer auf den Höhen der Insel Poob sollte den Losbruch des Zaubersturmes ankünden; mit Bangen schauten die Leute danach aus; aber Tag auf Tag verging und das Zeichen zeigte sich nicht. Offenbar wollte der Zauberer den nächsten Sturm ab-

warten. Man erkundigte sich, wann denn endlich der verkündete Orkan komme; ja, hieß es, die Bewohner der Insel Poob hätten beschlossen, ihre Feste zu feiern und ihre Ernte aufzuspeisen, bevor die verheißene Sündflut hereinbreche. Da riß endlich dem Häuptling die Geduld; er schickte eine Piroge mit dem Befehle, entweder von dem Zauberer den bestimmten Tag zu vernehmen, an welchem der Sturm kommen solle, oder ihn, wenn er wieder Ausflüchte versuche, gefangen herüberzubringen. So gezwungen, verkündete der Mann den Wirbelsturm für den kommenden Mittwoch. Groß war die allgemeine Erwartung. Der Tag kam — und ging vorüber, und kein Lüftchen rührte sich; der Himmel lachte im reinsten Blau und spiegelte sich wieder in der ruhigen Fläche des Meeres. Das war ein schwerer Schlag für den eingewurzelten Aberglauben!

Erst im Jahre 1862 erfuhr P. Lambert die Art und Weise, wie der Zauberer einen Sturm heraufbeschwor, und er sagt, er würde Anstand genommen haben, denselben zu dieser teuflischen Beschwörung herauszufordern, wenn er sie gekannt hätte. Alle Mitglieder der Familie des Hexenmeisters nehmen den Zauber gemeinschaftlich vor. Gesicht und Brust voll Kienruß und im vollen Schmucke ziehen sie nach dem Begräbnißplatze der verstorbenen Zauberer. Da schmücken sie die von Wind und Wetter gebleichten Schädel (vergl. das Bild S. 134), beschmieren deren Backenknochen mit Ruß und winden turbanähnliche Hüllen um die Todtenköpfe. Es ist, als ob auch sie im Vereine mit ihnen die „Geister des Luftraumes" entfesseln sollten, welche die vor die Schädel hingelegten Zauberbündel zur Rache auffordern.



Waffen der Belep-Insulaner. (S. 128.)
1 Verschiedene Keulen. 2 Speere. 3 Schlagkugel.

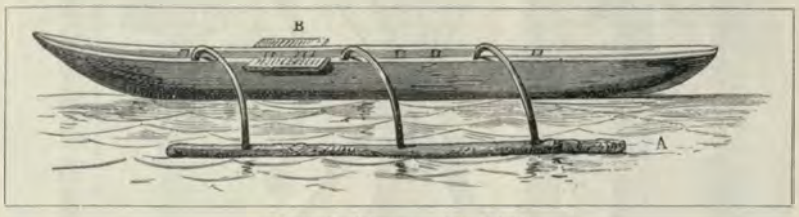
Fügen wir der Schilderung der Schifffahrt unserer Kanaken auch noch einige Zeilen bei über die Gebräuche und den Aberglauben beim Fischfange.

Mann und Weib, jung und alt übt sich fast täglich im Fischfange. So oft bei ruhigem Meere die Ebbe eintritt, eilen sie alle mit Körben und zugespitzten Knitteln versehen an den Strand. Der letzteren bedienen sie sich, um die Seehunde aus ihren Felslöchern aufzujagen, die Polypen zu erlegen und Krebse und Krabben in ihren Schlupfwinkeln zu fangen. Selten kehren die Weiber mit leeren Körben zurück; wenn größere Beute mangelt, so raffen sie wenigstens die Muscheln zusammen. Doch das ist kein eigentlicher Fischfang, sondern eine Strandlese. Die eigentliche Fischerei ist das Geschäft der Männer; sie üben dieselbe mit der Angelschnur, mit der Stoßlanze und mit Zugnetzen, einzeln oder gemeinschaftlich. Die letztere Art, der sogen. „große Fischfang", findet namentlich auf den Kua statt. Der Kua ist ein Wanderfisch von etwa einem Meter Länge mit verhältnißmäßigem Umfange. Wenn die Zeit kommt, da er gewöhnlich die Inseln zu besuchen pflegt, sind die Kanaken fleißig auf der Wacht; der erste, der das Glück hat, den erwünschten Gast zu erblicken, eilt ins Dorf und schreit: „Der Kua ist gekommen!" Der Glückliche! sein Name wird geehrt und sein Beutetheil ist groß. Schon sind die 40—50 Meter langen Netze bereit; die Männer eilen in die Pirogen, und hinaus geht's der Stelle zu, wo die Fische bemerkt wurden. Aller Augen sind auf die Fluten gerichtet, und lautes Freudengeschrei verkündet, daß man der Beute ansichtig sei. Jetzt vertheilen sich die Pirogen; vorsichtig läßt man die Netze am Stern der Fahrzeuge sinken, während diese von geschicktem Ruderschlage vorangetrieben werden. So umstellt man im Bogen die Bucht, und wenn die Länge der Netze es gestattet, formt man einen zweiten, ja einen dritten äußern Bogen, um den Fischen das Entrinnen unmöglich zu machen. Das alles geschieht mit Ruhe und Umsicht; sobald aber die letzte Masche im Wasser ist und die Netze verknüpft sind, bricht der Jubel los, und 50—60 Männer stürzen sich in die seichten Wasser der Bucht, jagen den Fisch in die Maschen, greifen ihn mit den Händen oder erlegen ihn mit geschickten Lanzenstichen. Im Triumphe kehren sie dann ins Dorf zurück, wo die Beute getheilt wird und ein großes Fischmahl den Fang beendet. Aehnlich geht es nach dem glücklichen Fange von Schildkröten, deren Fleisch sehr geschätzt ist und aus deren Schalen sie Angelhaken zu fertigen verstehen. Der Häuptling in Person hat die Vertheilung vorzunehmen. Für die Schildkröten, die an diesen Inseln zahlreich sind, haben sie besondere hohe und weitmaschige Netze.

Bei günstigem Wetter segeln die Belep-Insulaner in ihren Pirogen nach dem großen Korallenriffe, das in einer Linie von mehr als 100 Stunden sich längs der Ufer von Neu-Caledonien hinstreckt. Reiche Beute an Fischen und Weichthieren ist gewöhnlich ihr Lohn, und Ueberfluß herrscht in ihren Hütten auf mehrere Wochen.

Leider ist auch der Fischfang die Veranlassung zu verschiedenen abergläubischen Uebungen. Die Fischer besuchen den Begräbnißplatz, opfern Zauberkräuter und beten, vor den Schädeln in zwei Reihen aufgestellt, mit dem Fischbeschwörer. Die Weiber löschen während des Fischfanges im Dorfe alle Feuer aus und führen auf einem Hügel, von dem sie die Pirogen erblicken können, sonderbare Tänze auf, wobei sie das „Fischlied" singen, dessen Strophen die Bitte enthalten, daß keines ihrer Kinder ohne einen Fisch, keiner ihrer Männer ohne zwei Fische und keiner ihrer Schwäger ohne drei Fische heimkehre. Um die Sardinen, welche die Kanaken über alles lieben, in ihre Inselbuchten zu locken, bedienen sie sich des „Muaran", d. h. des „Sardinenrufes". Zwei Zauberer stellen sich Rücken an Rücken; der eine schaut gegen Mitternacht, der andere gegen Mittag, und, Zweige in ihren Händen, laden sie die Sardinen von Nord und Süd ein, herbeizukommen und sich gütigst fangen zu lassen. Dann wird ein Zauberfeuer angezündet, ein Stein mit Wasser begossen, eine Stange gerieben, mit Kienruß geschwärzt und oben mit einer Muschel verziert, und endlich binden sie eines ihrer Zauberbündel (vgl. das Bild S. 135) und glauben steif und fest, das Ding locke die Sardinen in ihre Netze.

12. Ackerbau.



Einfache Piroge. (S. 129.)

Der Ackerbau ist bei den Neu-Caledoniern durchaus nichts Unbekanntes, wenn man auch nichts von unseren neuen Maschinen weiß, ja nicht einmal die alten Werkzeuge kennt, ohne die bei uns zu Lande kein Bauer fertig werden kann. Von einem Pfluge wissen unsere Insulaner nichts, ja nicht einmal das Grabscheit, die Haue oder Hacke ist ihnen bekannt. Statt des Spatens bedienen sie sich zum ersten Umbruche des Bodens einer Stange, die mit einer gehärteten und geglätteten Spitze versehen ist, und statt der Gartenhaue dient ihnen ein kleiner, ganz ähnlich geformter Stock. Sie haben bei dieser Art von Werkzeugen den Vortheil, daß ihnen weder ihre Beschaffung noch ihre Ausbesserung einen Heller kostet; auch würde ein Schmied auf Neu-Caledonien kaum seine Rechnung finden.

Unsere Getreidearten sind bei den Beleps nicht einheimisch; dafür pflanzen sie Taro, Zuckerrohr, Ignamen und Bananen.

Der Taro (arum esculentum) gehört zu der Familie unseres einheimischen „Gefleckten Aaron" (arum maculatum) und ist in Aegypten, Kleinasien, Ost- und Westindien, namentlich aber auf den Inseln der Südsee ein allgemein verbreitetes und beliebtes Nahrungsmittel, wie unsere Kartoffel. Die rübenartigen, handlangen Wurzelknollen reifen in 10—12 Monaten, und werden 1—4, ja bis 12 Pfund schwer. Die Knollen sind in frischem Zustande scharf und giftig, geben aber gekocht oder geröstet nebst den jungen Stengeln ein gutes Nahrungsmittel[1]. Obschon der Taro sumpfigen Boden liebt, verstehen die Kanaken ihn auch auf der Ebene, ja sogar an Berghängen zu ziehen. Zunächst reißen sie Gestrüpp und Unkraut weg, brechen den Boden mit der oben beschriebenen Holzhacke um und schließen das Feld mit einem niedrigen Walle ein, der bestimmt ist, das Wasser auf dem Boden bis zu einer gewissen Sättigung zurückzuhalten. Eine Oeffnung an der untern Seite des Walles läßt dann das Wasser auf ein zweites Feld treten und so voran, bis man es in einen Bach oder in einen Teich münden läßt. In ähnlicher Weise werden die Tarofelder an den Berghängen angelegt. Der Kanake versteht es, das Wasser irgend einer Quelle durch ein ganzes Netz von Gräben den terrassenförmig angelegten Tarobeeten zuzuführen. Auf der Hauptinsel Neu-Caledonien finden sich ausgedehnte Ueberreste solcher lange vor Ankunft der Franzosen angelegten Taropflanzungen, aus denen man den Schluß ziehen kann, daß in früherer Zeit die Bevölkerung weit zahlreicher war als gegenwärtig.

Der Taro hat keinen schlimmern Feind als die Trockenheit, doch ist sie nicht sein einziger Gegner; manchmal sucht zum großen Verdrusse der Kanaken eine Unzahl Schnecken die Felder heim und verzehrt das Kraut. Es gibt aber auch eine Taro-Art, die auf trockenem Boden gedeiht; ihre Wurzeln sind jedoch lange nicht so schmackhaft, wenn sie auch von den Bewohnern der Loyalty-Gruppe immer noch als ein geschätztes Nahrungsmittel gepflanzt wird. Die gesuchteste Art ist der große Taro — „Pera" nennen ihn die Eingeborenen —, seine Blätter sind von gewaltigem Umfang, und die Länge der eßbaren Wurzel beträgt manchmal 1 m. Er kommt wild vor; man pflanzt ihn aber in der Nähe der Hütten und setzt eine Ehre darein, möglichst große Früchte zu erzielen.

Die Banane (Pisang, Paradiesfeige) ist die kostbarste Pflanze dieser Inseln. Der Größe nach ein Baum, der Beschaffenheit nach ein bloßes Kraut, erhebt sie sich zu einer Höhe von 4—10 m und entfaltet eine palmenähnliche, prachtvolle Blätterkrone. Der 3—7 m hohe Stamm besteht nur aus langen, fest umeinandergerollten Blattscheiden und ist durch und durch krautartig, nicht holzig. Die Blätter haben eine Länge von 2—4 m und eine Breite von 50 cm. Aus der Mitte der Blätterkrone hängt eine kolbenartige, oft über meterlange Fruchtähre mit über fußlangen, feigenähnlich schmeckenden, gurkenähnlich gestalteten Früchten. Die Banane hat keine Fruchtkerne, ja nicht einmal ein Kerngehäuse; sie muß also durch Wurzelsprossen und Ableger fortgepflanzt werden. Das geschieht aber so mühelos, daß eine Bananenpflanzung fast keine Arbeit in Anspruch nimmt. Dabei ist an der Banane, wie an der Palme, alles nutzbar. Die Früchte werden reif, unreif, roh, geröstet oder getrocknet genossen, die Spitzen des Blütenkolbens und der jungen Schosse geben eine Art Palmkohl; die Abkochung der Früchte mit Wasser liefert ein angenehmes Getränk; die Blätter dienen zum Decken der Kanakenhütten; die Blattfasern werden zu Kleidungsstücken, Matten, Stricken u. s. w. verwendet, und so be-

[1] Auch unser „Gefleckter Aron" (Zehrwurz, deutscher Ingwer, Krippenkind) ist in frischem Zustande giftig; durch Kochen oder Dörren verlieren aber seine Wurzeln die schädliche Schärfe und liefern in ihrem bedeutenden Stärkemehlgehalt ein unschädliches Nahrungsmittel, welches von den Bewohnern der Karpathen dem Brodmehl beigemischt wird und als Portland-Sago in den Handel kommt. Vgl. Dr. Leunis, Synopsis der Pflanzenkunde. II. § 673. S. 1144.

hauptet man denn mit Recht, daß den Kanaken Speise und Trank, Kleid und Wohnung an den Bananen wachsen.

Das Zuckerrohr ist ebenfalls sehr geschätzt. Es wächst auf allen etwas sumpfigen Gründen der Insel; gewöhnlich sind die Wälle und Wassergräben dicht damit bestanden. Sowohl das Zuckerrohr als die Banane und der Taro läßt sich zu jeder Jahreszeit pflanzen.

Leider nehmen die Kanaken auch hierbei vielfach zu abergläubischen Gebräuchen ihre Zuflucht. Beim Tarobau bedienen sie sich gewisser Steine, welche die Gestalt der Taroknollen haben, vergraben Zauberpflanzen an den Ecken des Feldes, kauen bestimmte Früchte und hauchen auf jede Wurzel, bevor sie in die Erde gesenkt wird, alles unter Anrufung der Geister der Verstorbenen.

Nun ein Wort vom Baue der Ignamen.

Die Igname (Yamswurzel, Batate, Brodwurzel) ist ebenfalls ein sehr nahrhaftes Knollengewächs, welches die Kartoffel ersetzt und durch noch größere Fruchtbarkeit übertrifft. Die unregelmäßigen, 30—50 cm langen und 10—15 cm dicken Wurzelknollen werden bis 30 Pfund schwer. Frisch schmecken sie bitter und sind schädlich, in Wasser eingeweicht, gekocht und geröstet verlieren sie aber diese Eigenschaft und werden deshalb wie unsere Kartoffeln genossen.

Bei dem großen Nutzen dieser Pflanze begreift man, daß die Beleps ihren Anbau als eine Ehrensache betrachten. Die Igname liebt keinen sumpfigen Boden, und ein regnerisches Jahr ist ihr durchaus nicht zuträglich; doch gedeiht sie auch in gar zu trockenem Erdreiche nicht. Da die Kanaken vom Düngen keinen Begriff haben und die Pflanze, wenn die Wurzeln stark werden sollen, doch eines guten Bodens bedarf, so wählt man Brachfelder oder noch besser Neubrüche für sie. Gras und Gestrüppe wird ausgerissen, auf Haufen geworfen und verbrannt. Hochauf lodern die Flammen, während rundum die Kanaken, jung und alt, schreiend und heulend sich tummeln, außer sich vor Freude über den lustigen Brand. Ganz gewöhnlich nimmt aber bei der Sorglosigkeit der Insulaner das Feuer eine nicht beabsichtigte Ausdehnung an, und

Doppelpiroge der Beleps. (S. 129.)

nicht selten sieht man zur Zeit der Ignamensaat ganze Berge und Wälder in Flammensäulen gehüllt. Unberechenbar ist der Schaden, der so schon entstand, und die französische Kolonialverwaltung hat mit Recht sehr strenge Strafen auf diesen leichtsinnigen Unfug gesetzt. Gesetze sind aber, namentlich bei einer wilden Bevölkerung, viel leichter gemacht als durchgeführt.

Die Zeit der Anpflanzung der Ignamen beginnt mit Ende August und dauert drei Monate. Das ist die eigentliche Zeit der Arbeit und der Mühen für unsere Insulaner; in der That lassen sie es sich recht sauer werden, um ihre Felder wohl zu bestellen. Zuerst bepflanzen sie gemeinschaftlich die Aecker der Häuptlinge, der Zauberer und anderer Personen von Rang und Ansehen. Dann theilen sie sich familienweise und bestellen heute das Feld eines Bruders, morgen das eines Vetters u. s. w., bis alle Pflanzungen in Ordnung sind. Die Neu-Caledonier verwenden viel Fleiß auf ihre Felder; wenn sie eine vernachlässigte Pflanzung sehen, rümpfen sie die Nase und sagen zu einander: „Hast du das Feld des N. N. gesehen?“ und die Antwort lautet: „Es ist das Feld eines Weibes!“ Die Kanaken dieser Inseln zeichnen sich dadurch vor den meisten wilden Völkerstämmen aus, daß sie selbst die beschwerlichste Arbeit übernehmen, während sonst fast bei allen Heiden jede Mühe und obendrein noch die roheste Behandlung das Loos des Weibes ist. Die Kanakenfrau hat das Jäten zu besorgen, während der Mann das eigentliche Pflanzen übernimmt.

Gegen Anfang Februar reifen die ersten Ignamen; dann begehen die Kanaken das Fest der Erstlingsfrüchte. „Einige Wochen nach unserer ersten Ankunft auf der Insel Art“, erzählt P. Lambert, „wurde dieses Fest angesagt. Es sollte am 18. Februar im Dorfe Mani, der damaligen Residenz des Häuptlings, stattfinden. Da mir das alles neu war, wollte ich dem Feste beiwohnen und ging die drei Kilometer nach dem Dorfe. Bei meiner Ankunft sah ich schon eine bedeutende Masse Früchte aufgeschichtet, und von allen Seiten schleppte man noch immer herbei. Endlich gab der Häuptling das Zeichen zum Beginnen; die Aeltesten schaarten sich

um ihn; er setzte sich und gab mir ein Zeichen, neben ihm Platz zu nehmen. Es kam mir sonderbar vor, so inmitten dieses schwarzen Areopags zu thronen. Vor uns standen in Gruppen die Männer des Stammes, die Weiber schauten aus einiger Entfernung zu. Jetzt traten einige Kanaken vor; einer aus ihnen löste einen Bündel Ignamen, nahm eine der Früchte in seine Hand, zeigte sie dem Volke und schrie mit lauter Stimme: ‚Pualait!' d. h. ‚Eine!' Alle Mitglieder der Versammlung bekräftigten sofort die Wahrheit dieser Behauptung und schrieen: ‚Elo!' ‚So ist es!' Der Zähler nahm nun eine zweite Frucht und rief: ‚Puandu!' (zwei) und die Greise antworteten im Chor: ‚En!' (ja). Bei der dritten Igname hieß es: ‚Puandien!' (drei) und die Antwort lautete wiederum: ‚Elo!' und so voran, bis alle Ignamen gezählt waren. Nach den Ignamen wurden mit der gleichen Feierlichkeit alle anderen Früchte gezählt. Mein Ohr gewöhnte sich nach und nach an dieses gleichförmige Geleier, und ich fand, offen gestanden, das Fest recht langweilig. Nach dem Zählen legte man für die Dorfschaften und Familien die Früchte auf verschiedene Haufen, und nach vielem Berechnen und Berathen wurden endlich dieselben den Festgenossen zugetheilt und die einzelnen Loose im Auftrage des Häuptlings laut ausgerufen. Glücklicherweise neigte sich inzwischen die Sonne zum Untergange, und ich konnte mich mit Anstand dem Ende des Festes entziehen. So wohnte ich weder dem Kochen, noch der Mahlzeit, noch den lärmenden Vergnügen bei, welche dem Festmahle folgen."

Das Schmücken der Todtenschädel, um einen Sturm heraufzubeschwören. (S. 131.)

Das Fest vor der Ignamen-Ernte heißt „Mulim". Dabei wird eine Stange mit Blattwerk umwunden, eine Matte aus grünen Kokosblättern vor die Schädel der alten Zauberer gezogen, und nachdem man den Platz mit der eben erwähnten Stange, dem „Ignamenstabe", mit Kränzen und Guirlanden geschmückt hat, wiederholen die Hexenmeister fast ohne Ende ein Gebet um glückliche Ernte. Während drei Tagen müssen sich dann alle Leute sorgfältig vor drei Dingen hüten: 1. vor dem Besuche eines Ignamenfeldes, 2. vor dem Betreten des Begräbnißplatzes und 3. vor der Berührung mit Meerwasser. Am Abend des dritten Tages stimmte ein Mann von einer Anhöhe aus in kläglicher Tonart ein Lied an. Sofort erhob sich alles und eilte, Feuerbrände in den Händen schwingend, dem Meeresufer zu. Dort bilden sie zwei Heerlager, veranstalten einen ihrer beliebten Scheinkämpfe, schleudern dann auf ein gegebenes Zeichen die brennenden Fackeln in die Lüfte, daß es wie ein Feuerwerk aussieht, und stürzen sich in die Wogen des Meeres. Nach dem Bade folgt eine inzwischen von den Weibern bereitete Mahlzeit, hierauf ein Besuch bei den Schädeln der Ahnen, vor denen sie Blätter der Kokospalme niederlegen, und nun erst darf die Ignamenernte beginnen.

So sehr der Aberglaube alle diese Feste und Gebräuche entstellt, so leuchtet doch ein Schimmer von Wahrheit aus ihnen hervor: es ist der Gedanke, daß Sorgen und Schaffen für den Erfolg der Ernte nicht genügen, wenn nicht ein höheres Wesen, das über Wind und Wetter herrscht und Sonne und Regen zur rechten Zeit spendet, seinen Segen gibt.

13. Krankheiten und Krankenpflege, Tod und Begräbniß.

Die Neu-Caledonier sind verschiedenen Krankheiten unterworfen; sehr häufig beobachten die Missionäre Fälle von Schwindsucht, rheumatische Uebel, katarrhalische Fieber und Skropheln. Gegen alle diese Leiden wenden die Insulaner gewöhnlich der Reihe nach alle möglichen Mittel an; wenn das eine nicht hilft, denken sie, so hilft das andere. In erster Linie steht immer: tüchtig essen und trinken, dann ommen Aderlaß, Bäder und innerliche Mittel. An den Nutzen der Diät wollen sie durchaus nicht glauben. Sobald jemand krank wird und den Appetit verliert, nöthigen sie ihn zum Essen und geben sich alle erdenkliche Mühe, das Leibgericht des Patienten aufzutreiben. Sie bitten ihn, sie drängen ihn, endlich schieben sie dem Kranken die Bissen mit Gewalt in den Mund hinein, und ob er will oder nicht, er *muß* essen. Den Aderlaß (eigentlich nicht sowohl die Oeffnung einer Ader, als vielmehr die durch einen Schnitt auf gut Glück erzielte Blutung) wenden sie gewöhnlich an der Stelle an, wo sie Schmerz empfinden; so z. B. bei Kopfweh an der Stirne oder in den Haaren, was sehr oft noch eine bedeutende Steigerung des Schmerzes zur Folge hat. Sie bedienten sich früher statt des Messers einer scharfen Muschelschale oder einer schneidigen Steinkante, heute aber gebrauchen sie gewöhnlich eine Glasscherbe. Brust, Rücken und Stirne von schwächlichen Personen sind infolge dieser Behandlung von Narben ganz bedeckt. Noch größeres Vertrauen setzen sie auf kalte Bäder,

und sie pflegen für die Kranken Hütten am Strande des Meeres oder an den Bachufern zu errichten. Gegen alle Uebel werden solche Bäder benützt, auch in der größten Fieberhitze legen sie die Patienten in Bach- oder Meerwasser, ein Verfahren, mit dem übrigens die neuere Heilkunde unter gewissen Bedingungen völlig einverstanden ist. Die Kanaken lieben überhaupt das Bad bis zum Uebermaße; oftmals stürzen sie sich unmittelbar nach der Mahlzeit oder nach der Arbeit in Schweiß gebadet in die Wellen. Manche Krankheit wird hierdurch veranlaßt. Als innerliches Arzneimittel nehmen sie einen tüchtigen Schluck Meerwasser, und zwar sowohl bei Krankheitsfällen als auch in gesunden Tagen. Auch die kleinen Kinder werden dieser Kur unterworfen, sie mögen schreien, wie sie wollen. Ein Kanake sagte zu P. Lambert, der Grund, weshalb so viele Kinder stürben, sei einfach der, daß sie nicht genug Salzwasser schluckten.

Obwohl die Constitution der Neu-Caledonier stark genug zu sein scheint, erreichen sie doch nur in sehr seltenen Fällen das Greisenalter. Das Klima ist zwar gesund, aber um so ungesunder sind ihre niedrigen, mit Rauch gefüllten unreinlichen Hütten, um so schädlicher sind manche ihrer Gewohnheiten, namentlich ihre Unmäßigkeit im Genusse von Speisen unmittelbar nach langem Fasten.

Stummheit, Taubheit, Stumpfsinnigkeit und eine eigenthümliche Art vorübergehenden Wahnsinns kommen unter den Insulanern vor, jedoch selten. Die große Angst vor Gespenstern und Geistern, mit denen ihr Aberglaube, wie wir sahen, Wälder und Höhlen, Luft und Meer bevölkert, oft auch geradezu teuflische Einflüsse ver-

Mittel, um die kleinen Fische herbeizuzaubern. (S. 132.)

setzen sie in diese sonderbare Art von Raserei. P. Lambert erzählt folgenden Fall: „Als ich mich einmal auf der Insel Poob befand, hörte ich plötzlich vor meiner Hütte das Geschrei: ‚La Komben!‘ (Die Rasenden! Die Rasenden!) In der That gewahrte ich alsbald 8—10 Weiber, welche sich den Bergabhang in unglaublichen Sprüngen hinabstürzten. Kein von Jägern verfolgter Hirsch hätte diese Furien eingeholt. Ich frug nach der Ursache dieses rasenden Gebahrens. Man sagte mir, sie hätten in diesem Zustande weder den Gebrauch der Vernunft noch den der Sprache; wer ihnen in den Weg tritt, den schlagen sie; dann wälzen sie sich in Zuckungen oder rennen voran, ohne daß es möglich wäre, sie aufzuhalten. Dieser Wahnsinn dauert 3—4 Tage; dann werden die Leidenden wieder vernünftig. Ein anderes Mal hörte ich auf der Insel Art während der Nacht das tolle Geheul eines solchen Rasenden. Als derselbe an der Hütte eines andern Kanaken vorbeirannte, schloß sich dieser, von einer geheimnißvollen Macht gezwungen, dem Rasenden an und schrie und tobte wie jener. Ich fragte später den Mann, weshalb er sich so benommen habe; er gab zur Antwort, sobald er das Geschrei des andern gehört, sei es über ihn gekommen, und er hätte gegen seinen Willen mitlaufen und heulen müssen. In der That tritt diese Art Raserei oft mit allen Zeichen der Besessenheit auf.“

Im Jahre 1860 grassirte eine ansteckende Krankheit unter den Kanaken Neu-Caledoniens und raffte ganze Familien, ja die Einwohnerschaft ganzer Dörfer hinweg. Damals schlugen die Wilden einen Postboten todt, welcher das Postfelleisen von Numea nach

Kanala (auf der Ostseite der Insel) brachte. Sie meinten nämlich, „der Mann trage den Tod in seinem Kasten". Bei dem regen Verkehr, welcher zwischen der Hauptinsel und der Belepgruppe herrscht, ist es geradezu wunderbar, daß die Seuche nicht auch auf unsere Inseln verschleppt wurde. Die Missionäre schrieben es einem besondern Schutze der Mutter Gottes zu. „Es war am Vorabende Mariä Lichtmeß," erzählt P. Lambert; „auf einem Hügel, der das Dorf beherrscht, hatten wir eine Kapelle zur Ehre der Gottesmutter errichtet. Sobald die Kunde von der Seuche herüberkam, schaarten wir die wenigen Christen und Katechumenen um uns, welche wir damals bekehrt hatten, und forderten sie auf, an den öffentlichen Gebeten einer neuntägigen Andacht theilzunehmen, auf daß die Königin des Himmels bei ihrem göttlichen Sohne die Abwendung dieser Geißel erwirke. Alle beteten mit großem Eifer. Die Monate Februar und März gingen vorüber, ohne daß auch nur ein Krankheitsfall vorgekommen wäre. Am 12. April hörten wir lautes Wehklagen vom Ufer her. Es waren die Bewohner von Yande, die herübergekommen, um ihren Anverwandten die Opfer mitzutheilen, welche die Seuche gefordert hatte. ‚Wir alle', sagten sie, ‚lagen krank danieder. Kaum fand sich ein Mensch, der den Kranken Nahrung reichen konnte. Ganze Familien sind ausgestorben; alle unsere Kinder sind todt!' So hatte also die Seuche rundum alles heimgesucht und nur die Belep-Inseln verschont, ein unerhörtes Ereigniß, wie die alten Leute uns versicherten, das sie mit uns gerne dem besondern Schutze der Mutter Gottes zuschrieben."

Selbstverständlich waren vor der Bekehrung der Belep-Insulaner eine Unzahl von abergläubischen Heilmitteln neben den oben angeführten natürlichen im Schwunge. Es würde zu nichts dienen, ihre Kanakennamen zu nennen oder die Bestandtheile derselben anzugeben: ein paar Blätter oder Wurzeln gewisser Pflanzen, Vogelfedern, Frauenhaare, Fischgräten, Stücke eines Schwertfisches, eines Thier- oder Menschenknochens, mit Baststäden unter gewissen Formen umwickelt und an den Schädeln der alten Zauberer angerührt, galten ihnen als der beste Talisman gegen alle möglichen Arten von Krankheiten. Sie trugen dieselben an Schnüren um den Hals, verbargen sie im Dachwerk der Hütten, vergruben sie unter die Thürschwellen, damit das Uebel nicht eindringe, nahmen sie mit aufs Meer und in den Krieg und glaubten sich dadurch gegen jedes Siechthum gesichert, obschon die tägliche Erfahrung sie eines Bessern hätte belehren können. Außer diesen Amuletten, welche mehr als Präventivmittel benutzt wurden, pflegten die Insulaner im Krankheitsfalle die Hilfe der Zauberer in Anspruch zu nehmen.

Auch bei den Belep-Insulanern ist gegen den Tod kein Kraut gewachsen, und trotz aller ihrer natürlichen Mittel und Amulette muß schließlich gestorben sein. Wenn der Kranke sein Ende herannahen fühlt, so macht er manchmal sein Testament. Natürlich nicht schriftlich, sondern bloß mündlich; es hat aber deshalb nicht weniger Kraft. Manchmal überläßt der Familienvater dem ältesten Sohne die Vertheilung seiner Habe. Hat er sich aber über das Betragen seiner Kinder zu beklagen, haben ihn diese nicht treu gepflegt, so enterbt er dieselben erbarmungslos und verschenkt seine Hütten und seine Felder, seine Waffen und seinen Schmuck, seine Titel und Vorrechte an andere Verwandte oder Freunde. Wenn der Kranke ohne Testament stirbt, so erben die Kinder oder die übrigen Blutsverwandten, falls er kinderlos ist.

Wenn der Todeskampf eintritt, drängt sich alles in die Hütte des Sterbenden, und alsbald erheben die Freunde und Anverwandten, oftmals schon vor dem Hinscheiden, die Todtenklage. Weithin hört man das Seufzen und Schluchzen der Menge, welche in Gruppen die Hütte umringt. Ist der Kanake gestorben, so machen seine Anverwandten von väterlicher Seite ein Paket Perlengeld und senden es der Verwandtschaft von der mütterlichen Seite. Diese Gabe heißt „La Mabut", „Perlen der geschlossenen Augen". Die mütterlichen Verwandten eilen sofort herbei und bringen als Gegengabe den „Bamandien-nut", d. h. „Perlen für die Matte, die als Leichentuch dienen muß". Dann setzen sich alle Verwandten zusammen und beklagen den Verstorbenen, während die Todtengräber die Leiche in eine Matte wickeln. Hierauf werden die Vorräthe des Todten in Augenschein genommen, und man bereitet von den Nahrungsmitteln, welche ihm während seiner Krankheit geschenkt wurden, eine Mahlzeit, die „Kandan Zabaiet", d. h. „Mahl für denjenigen, den man beweint", genannt wird.

Nach dieser Stärkung beginnt das Vertheilen von Geschenken an alle Trauernden. Perlgeld legen die Männer zusammen, Gürtel bieten die Frauen; außerdem wird eine Zahl beliebter Früchte aufgeschichtet. Dann ergreift der Aelteste eine besonders schöne Tarokuolle, spaltet sie und legt sie zur Seite (daher heißt dieser Theil der Feierlichkeit „Kali-uba", „das Tarospalten") und die Vertheilung beginnt. Zunächst wird alles bis auf die letzte Igname haarklein gezählt, und dann erhält jeder seinen Theil von den Früchten, dem Perlgeld, den Mänteln, den Gürteln.

Jetzt beginnt die eigentliche Begräbnißfeier. Die Todtengräber haben die Leiche mit Baststricken fest an eine Stange gebunden und heben dieselbe unter lautem, erneuertem Wehklagen auf ihre Schultern. Wege und Stege, wo der Trauerzug vorüber muß, sind mit Klagenden gefüllt. Sie streuen sich Staub und Asche auf das Haupt; die nächsten Anverwandten zerreißen die künstlich zu einem Ringe geformten Ohrläppchen, ja bringen sich große Schnitt- und Brandwunden auf Arm und Brust zum Zeichen ihrer Trauer bei, ein Gebrauch, welcher schon im hohen Alterthum bei den orientalischen Völkern herrschte und welchen Gott den Israeliten verbot: „Eines Todten wegen sollt ihr euerm Fleische keine Schnitte beibringen, noch irgend ein Zeichen oder ein Mal euch machen", lesen wir im 3. Buche Moses' (19, 28). Ja die unvernünftige Trauer unserer Insulaner ging oft so weit, daß sie die Hütten des Verstorbenen niederbrannten, seine Kokosbäume fällten und seine Pflanzungen verheerten.

Sobald der Leichenzug das Dickicht betritt, welches den Begräbnißplatz birgt, haucht der Anführer, den Mund voll Zauberpflanzen, nach rechts und links, um die Geister zu beschwören und jedes Unheil abzuwenden. Ein anderer trägt den zugespitzten Stock, der die Stelle des Grabscheites vertritt. Nur die beiden Träger dürfen jedoch die Leiche berühren. War der Verstorbene ein Zauberer, so trägt der Erbe seiner Künste die Steine und Amulette, deren derselbe sich einst bediente, und legt sie ins Grab. Nach ihrer Meinung gewinnen dadurch diese Dinge an Zauberkraft, und später wird jener sie wieder hervorscharren. Dann füllen sie die Grube, legen aber den Kopf der Leiche so hoch, daß er kaum mit Erde bedeckt ist. So können sie leichter nach einiger Zeit den Schädel wegnehmen und an den Ort tragen, wo die Todtenköpfe seiner Familie aufgestellt sind. — Mit der Beerdigung ist die Ceremonie nicht beendigt. Die Todtengräber müssen 4—5 Tage das Grab bewachen, wobei sie einem strengen Fasten unterworfen sind: sie sollen die Leiche vor dem Grimme der bösen Geister bewahren, von denen die Eingeborenen glauben, daß sie die Gräber entweihen.

Die Todtengräber (Puanangantes) bilden eine Art Kaste; sie werden von den Kanaken hoch geehrt, brauchen nicht zu arbeiten,

müssen sich aber manchen lästigen Gebräuchen und Entbehrungen fügen. Viele Speisen dürfen sie nicht genießen und jene, die ihnen gestattet sind, nicht mit den Händen berühren; man legt sie ihnen auf Blättern vor, und sie fassen dieselben mit dem Munde oder mit einem Stücke Holz. Oft auch lassen sie sich füttern, als ob ihre Arme lahm wären. Bart und Haare müssen sie sich wachsen lassen und stets eine hohe, spitze Kopfbedeckung tragen, die nichts weniger als bequem ist. Wenn die Zeit der Grabwache vorüber ist, so entfernen sie sich langsam von dem Begräbnißplatze und umgeben ihn mit einer vierfachen Reihe von niedrigen Umzäunungen; in der äußersten errichten sie den „Pibaang", eine hohe Stange, welche mit Bandstreifen aus Bast geschmückt ist. Alle, welche an dem Begräbniß theilgenommen haben, gelten für unrein; sie müssen den Leib mit gewissen Kräutern abreiben, sich baden und einen Schluck Zauberwasser trinken; endlich folgen Scheinkämpfe, Spiele, Tänze, Vertheilung von Matten, Strohmänteln, Perlgeld, wie wir das alles schon früher beschrieben haben.

Viel feierlicher ist natürlich das Ceremoniell beim Tode und beim Begräbnisse des Ober-Häuptlings. Sobald er den letzten Athemzug gethan, übernimmt sein Sohn die Herrschaft, und der erste Act derselben besteht darin, daß er Boten nach allen Dörfern der Inseln mit der Trauernachricht sendet. „Tenan delat!" rufen diese Herolde: „Die Sonne ist untergegangen!" — Rund um die Hütte, in welcher der Todte liegt, herrscht inzwischen tiefes Schweigen. Kein Laut der Klage darf gehört werden: so will es die Sitte; erst nach der Bestattung findet die officielle Todtenklage statt. Doch verkündet von Zeit zu Zeit der klägliche Ton einer Muschel das traurige Ereigniß. Von allen Seiten nahen sich, mit Perlgeld wohl versehen, die Krieger und die Aeltesten. An der Hütte des Verstorbenen empfängt der neue Häuptling seine Unterthanen; dieselben überreichen ihre Steuer an Perlgeld, und man reiht sie zusammen an Schnüre bis zu einer Länge von fünf Ellen. Das sind die „Perlen der geschlossenen Augen". Wenn alles zur Bestattung vorbereitet ist, tragen die Todtengräber, welche das Vorrecht haben, die Leiche eines Häuptlings berühren zu dürfen, den Verstorbenen nach dem Begräbnißplatze, ohne ihn in eine Matte einzuhüllen. Die Leiche wird nicht in ein Grab gesenkt, wie jene eines gewöhnlichen Sterblichen. Ein Baum wird zu einer Piroge ausgehöhlt; da legt man den Todten hinein und schmückt den Rand dieses schiffförmigen Sarges mit Muscheln und Kräutern. Die Zeichen seiner Herrscherwürde werden neben ihm aufgerichtet. Nun bilden die Todtengräber einen Kreis um den also unter freiem Himmel Beigesetzten. Auf einen Wink verstummt die Muschel, und die Aeltesten beginnen jetzt ihre gemeinschaftliche Todtenklage. Das ist das Zeichen für den Losbruch des ganzen Volkes, und es erhebt sich ein allgemeines Heulen, Schreien, Stöhnen, Wimmern, das stundenlang anhält.

Ist dieser erste Ausbruch der Klage vorüber, so winden sich die Todtengräber Kräuterkränze um das Haupt und besteigen eine große Piroge, um dem Häuptlinge der Nenemas die fünf Ellen „Perlen der geschlossenen Augen" zu überbringen. Sobald die Einwohner von Yande von weitem die Kräuterkränze bemerken, rufen sie: „Tea-Belep" (der Häuptling der Beleps) „ist todt!" Die Boten melden nun ihre Trauerkunde, übergeben die „Perlen der geschlossenen Augen", und nachdem sie die üblichen Leichentänze, Spiele und Mahlzeiten mitgemacht, fahren sie mit einer Gegengabe von Perlgeld und mit dem Versprechen nach Hause, daß der Häuptling der Nenemas in drei Tagen zu einem großen Todtenfeste kommen werde. Die übrigen Todtengräber müssen fünf Tage und Nächte, trotz der rasch voranschreitenden Zersetzung, bei dem Schiffsarge des Häuptlings ausharren; dann erst dürfen sie die erste Umzäunung schließen. Nachdem die inzwischen eingetroffenen Nenemas ihre Todtenklage gehalten, werden die Kräuterkränze, das Zeichen der tiefsten Trauer, abgelegt. Am zehnten Tage darf die zweite und dritte Umzäunung geschlossen werden, und am 15. Tage endet mit der Herstellung der letzten Umzäunung die öffentliche Trauerzeit. Ein hoher Mastbaum mit Flaggen aus Matten wird daneben errichtet, zum Zeichen, wo der alte Tea ruhe, und wo sich sein Volk zu den großen Erinnerungstänzen zu versammeln habe.

Und hiermit schließen wir P. Lamberts Mittheilungen über das Inselvolk der Neu-Caledonier. Das Christenthum ist, dank den Missionären, unter ihnen eingebürgert. Nach und nach wird es die rohen Sitten dieser Kanaken überwinden und die finsteren Schatten verdrängen, welche der alte heidnische Aberglaube über ihr Leben und ihren Tod verbreitete.

IV. Die mittleren Inselgruppen Melanesiens.

1. Ein Besuch der Neuen Hebriden.

In nicht sehr großer Entfernung, nordöstlich von den zu Neu-Caledonien gehörenden Loyalty-Inseln, beginnt die Inselgruppe der Neuen Hebriden und erstreckt sich etwa 1000 km von Süden nach Norden. Ihr Gesammtflächeninhalt, halb so groß wie die Rheinprovinz, wurde schon S. 99 angegeben. Mit steilen Felswänden steigen sie meist aus dem Meere auf und erheben sich zu bewaldeten 1000—1500 m hohen Bergkuppen. Darunter sind mehrere immer thätige Vulkane zu nennen, so der 1067 m hohe Krater von Ambrym, der 1524 m hohe Vulkan von Lopewi, der Feuerspeier Jasowa. Die Küstenstriche sind niedrig und außerordentlich fruchtbar und die Pracht der Landschaft bezaubernd.

Die größte der Inseln liegt im Norden der Gruppe und wurde 1606 von ihrem Entdecker Quiros mit dem Namen Espiritu Santo (Heilig-Geist-Insel) benannt, den sie heute noch trägt. Sie hat eine Größe von 4857 qkm (88 Quadratmeilen). Südlich von ihr liegt das etwa halb so große Malikolo (2268 qkm oder 41 Quadratmeilen), und wiederum südlich von dieser Insel ragt die Insel Efat (oder Fate, Vaté), auch Sandwichinsel genannt, aus dem Meere; sie ist die schönste und fruchtbarste der ganzen Gruppe und wird von etwa 12000 Eingeborenen bevölkert, obgleich sie nur 518 qkm (9½ Quadratmeilen) groß ist. Von den übrigen Eilanden sind zu nennen: Erromanga, reich an Sandelholz, das üppig bewachsene Tanna und das Neu-Caledonien am nächsten gelegene Aneityum oder Anatom (3 Quadratmeilen), dessen Einwohner mit dem Christenthume bekannt sind. Bei weitem die größte Anzahl der Eingeborenen, namentlich die Bergbewohner, fröhnen noch immer greulichem Cannibalismus.

In dieses Inselland und zu diesen wilden Bewohnern unternahmen die Maristen-Missionäre von Neu-Caledonien 1887 eine Fahrt, um auch in diesem Theile des ihrer Sorge überwiesenen Weinberges die Arbeit muthig zu beginnen.

Am 18. Januar 1887 verließ der Apostolische Provikar an Bord des französischen Avisodampfers „Le Guichen" den Hafen Numea; vier Priester, zwei christliche Familien Neu-Caledonier aus Saint-Louis und ein Dutzend junger Leute aus verschiedenen Stationen der Mission von Neu-Caledonien begleiteten ihn. Die Fahrt von Numea nach der Sandwichinsel (Efat), dem nächsten Reiseziele, war infolge eines heftigen Sturmes, der den winzigen Dampfer wie einen Spielball umherschleuderte, überaus beschwerlich. Am Abende des 20. Januar kam die Sandwichinsel in Sicht; allein das Meer war so erregt, daß der Capitän die Landung nicht wagen durfte. Erst am folgenden Morgen ging „Le Guichen" zwischen dem kleinen Eilande Mele und der Sandwichinsel vor Anker. Sofort nahte sich eine große Menge von Fahrzeugen der Eingeborenen von Mele; Männer, Weiber und Kinder wollten die große Piroge der Weißen sehen. Doch zeigten sich die Leute nichts weniger als freundlich, als sie die Absicht der Missionäre erfuhren, sich unter ihnen niederzulassen. Sie verweigerten sogar die Annahme von Geschenken. Endlich willigten sie doch ein, als man ihnen die Stelle am Meeresufer zeigte, welche zur Gründung der Missionsstation ausersehen wurde. Sofort ließ nun der Apostolische Provikar trotz der schlechten Witterung das für diese Station bestimmte Personal und die nothwendigsten Geräthschaften und Vorräthe ausschiffen; denn der Dampfer mußte seine Fahrt fortsetzen. „Während der Ausschiffung strömte der Regen in doppelter Fülle hernieder", erzählt der hochwürdige Missionär, „es war eine wahre Sündflut, als die PP. Forestier und Chaboissier mit ihren jungen neucaledonischen Gehilfen den Strand betraten. Während man die Soldatenzelte aufschlug, welche die Regierung uns überlassen hatte, mußten sie unter der Krone eines stolzen Tamanu-Baumes, der sie aber nicht schützen konnte, eine Zuflucht suchen. So war ich genöthigt, sie im Regen stehen zu lassen und an Bord des „Le Guichen" zurückzueilen, der seine Fahrt fortsetzen wollte, und so wurde die Missionsstation für die Sandwichinsel wahrhaftig auf das Kreuz gegründet. Seither habe ich aus einem Briefe P. Forestiers erfahren, daß sich die Beziehungen der Missionäre zu den Wilden freundlicher gestalten und daß die letzteren sie sogar mit Lebensmitteln versehen."

Der Avisodampfer fuhr nun nach der Insel Malikolo, nachdem er vorher den französischen Militärposten abgelöst hatte, der seit Juni 1886 Port Havanna im Nordwesten der Sandwichinsel besetzt hält. Auch im Südosten Malikolo's, im schönsten und sichersten Hafen der ganzen Inselgruppe, im Sandwichhafen, wurde zunächst ein derartiger Militärposten besucht. In der nicht weit davon entfernten Banam-Bai erwarb der Apostolische Provikar nach längerer Unterhandlung ein für eine Missionsniederlassung passendes Grundstück, auf welchem er P. Godet zurückließ; dann setzte er die Reise nach der etwa 100 Seemeilen entfernten Hauptinsel Espiritu Santo fort.

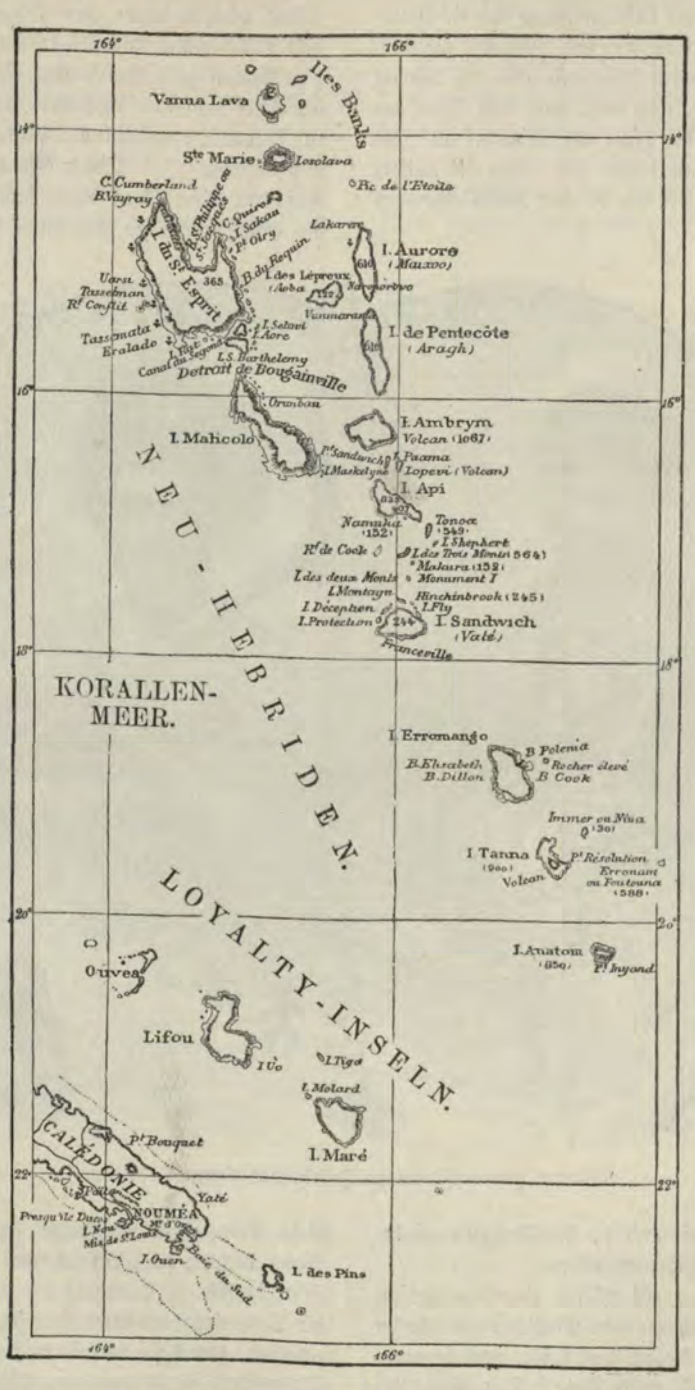
Am 23. Januar erreichte man den Hafen von Obry. Allein bevor es dem Missionär gelang, von dem Häuptlinge Payeh die Erlaubniß zur Gründung einer Station auf der Hauptinsel zu erhalten, wurde das Wetter so drohend, daß der Avisodampfer in aller Eile nach dem sichern Sandwichhafen von Malikolo zurückkehren mußte, weil man, nach dem Fallen des Barometers zu schließen, den Losbruch eines Wirbelsturmes befürchtete. Doch erhielten P. Barriol und seine Neu-Caledonier die Erlaubniß, einstweilen auf einem kleinen Eilande in der Hafenbucht, das dem Häuptlinge gehört, zurückzubleiben. Mit äußerster Anstrengung gelang es dem Dampfer, rechtzeitig den Sandwichhafen zu erreichen; andere Schiffe waren nicht so glücklich; eine große Brigg scheiterte an den Riffen der Westküste Malikolo's, während der kleine Dampfer im sichern Hafen lag.

„Am 25. Januar", erzählt der hochw. Provikar, „schien der Sturm sich gelegt zu haben; allein die See ging noch viel zu hoch, als daß man in der Banam-Bai, wo mich P. Godet mit Sehnsucht erwartete, eine Landung hätte versuchen können. Die Wogen brachen sich mit ungeheurer Wucht an den Uferklippen und würden jede Barke zerschmettert haben. So war ich gezwungen, den Weg zu Fuß zurückzulegen, und das bedauerte ich

nicht; denn ich fand Gelegenheit, die Dörfer der Eingeborenen zu besuchen, welche zwischen dem Sandwichhafen und der Banam-Bai längs der Küste hin zerstreut liegen. In der Morgenfrühe brach ich auf und war schon mittags am Ziele. Viele Eingeborene traten aus ihren rauchigen Hütten und begrüßten mich mit einem kräftigen Händedruck. Wohl wurde ich angestaunt, aber nirgends mit Zeichen von feindseliger Gesinnung empfangen.

„Ich fand unsere Missionäre noch unter dem Zeltdache; aber schon hatten unsere jungen Katechisten in das dichte Ufergehölz große Lichtungen geschlagen und die ersten Pfosten unserer Wohnung eingerammt, welche nach zwei Tagen ihr Strohdach erhielt. Mein Aufenthalt in Malikolo verlängerte sich bis zum 10. Februar; ich benützte diese Frist, um die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen kennen zu lernen. Einen Theil des Tages verwandten wir regelmäßig auf den Besuch der umliegenden Dörfer, den Rest auf unsere geistlichen Uebungen, auf Feldarbeit und auf lange Gespräche mit den Eingeborenen, die oft aus weiter Ferne herbeikamen, um uns zu sehen und uns Lebensmittel zu bringen. Die Leute waren freundlich, aber doch gar zu familiär; sie betasteten uns überall, und der Häuptling von Assam schnalzte dabei mit der Zunge in einer Art und Weise, deren Bedeutung bei Cannibalen gar nicht mißverständlich sein kann. Ich ließ der schwarzen Majestät diese Freude, und sie begnügte sich für dieses Mal mit der bloßen Besichtigung des Leckerbissens. Bei meinem Aufenthalte auf Espiritu Santo mußte ich mich übrigens dieser Ceremonie wiederholt unterziehen.

„Die Kleidung der Eingeborenen auf den Neuen Hebriden ist ungefähr dieselbe, wie sie unsere Missionäre bei den Bewohnern Neu-Caledoniens trafen. Doch habe ich einen Unterschied zwischen den Bewohnern Malikolo's und Espiritu Santo's bemerkt. Auf Malikolo sind die Männer fast ganz unbekleidet; die Frauen dagegen hüllen sich anständig in Matten. Sie haben ein bescheidenes, würdiges Benehmen und scheinen die Fremden zu fliehen; bis jetzt hat sich keine an unserer Thüre zu zeigen gewagt. Ihre Männer führen sie übrigens wie Sklavenaufseher mit der Flinte auf der Schulter oder Pfeilen in der Hand truppweise zur Feldarbeit, von welcher sie unter schweren Lasten gebeugt in die Dörfer zurückkehren. Auf Espiritu Santo haben die Männer eine ziemlich anständige Kleidung, welche aus einer feingeflochtenen Matte und darüber aus einem mit Glasperlen geschmückten Netzwerk besteht, das auf dem Rücken an einer als Schild gegen die Pfeile und Wurfspeere dienenden Holzplatte befestigt ist. Dagegen sind dort die Weiber wenig bekleidet und benehmen sich so frech, wie ich Aehnliches auf Malikolo nicht gesehen habe. Mit Ausnahme einiger Striche auf der großen Insel Espiritu Santo scheinen die Eingeborenen ein starker und gesunder Menschenschlag.



„Was die religiösen Ueberzeugungen der Eingeborenen angeht, so war mein Aufenthalt viel zu kurz, als daß ich Genaueres hätte in Erfahrung bringen können. Der Anblick von Schlangen, in den Wäldern etwas Gewöhnliches, scheint sie mit abergläubischer Furcht zu erfüllen; das Betreten gewisser Plätze ist unter Todesstrafe verboten u. s. w. Das Schwein (Babirussa) scheint ihnen heilig zu sein. Sie verkaufen es nicht an die Europäer, und nur selten geben sie seine Zähne weg, welche sie als Schmuck oder vielmehr als Amulette um den Hals und an den Armen tragen. Der alte Häuptling Tarumb ernährt in seiner eigenen Hütte mit besonderer Sorgfalt ein ungeheures Babirussa, das für seinen feierlichen Leichenschmaus bestimmt ist. Das scheint allgemein Gebrauch zu sein. Sobald ein Häuptling stirbt, schlachtet man sein Babirussa und gießt dessen Blut am Eingange eines Bambustempels aus, in welchem die Gebeine der alten Häuptlinge in Thonsärgen ruhen, die in plumpen Formen den Mumienschreinen gleichen und roth und blau angestrichen sind. Auch beim großen Feste der Ignamenernte werden Schweine geschlachtet und eine Zeitlang am Eingange des Bambustempels ausgestellt. So haben uns die Eingeborenen berichtet, als wir ihr Dorf besuchten und die Vorderseite ihres Tempels betrachteten."

2. Die Bewohner der Neuen Hebriden.

Als echte Melanesier oder Papua sind die Bewohner der Neuen Hebriden in ihrem äußern Erscheinen wie in ihren Sitten den

Neu-Caledoniern verwandt. Doch haben sie auch manche Eigenart, wie aus der folgenden Schilderung erhellt, die uns P. Deniaut von den Einwohnern der kleinen Insel Malo oder St. Bartholomäus entworfen hat, und die in ihren Hauptzügen auch für die Wilden der übrigen Inseln gilt.

Zuerst etwas über ihre religiösen Anschauungen. „Bald nach meiner Ankunft schon gewann ich die Ueberzeugung, daß die Malonesen an einen Schöpfer und Erhalter des Weltalls glauben. Takaro nennen sie ihn; er sieht alles und weiß alles; er belohnt die Guten und bestraft die Bösen, und weist nach dem Tode den einen den Himmel, den anderen die Hölle als Wohnort an", erzählt P. Deniaut. Die Malonesen hätten also einen bei weitem vollkommenern Gottesbegriff, als wir ihn bei den Neu-Caledoniern gefunden haben.

Eines der Kinder (die der Missionär gleich um sich zu sammeln begann) hatte eine Lüge gesagt. Tags darauf beschied ich den kleinen Uebelthäter zu mir und sagte: „Du hast gestern eine Lüge gesagt. Hat das Takaro wohl erfahren?" — „Ja, Vater, Takaro weiß alles." — „Nun sage mir weiter, wird Takaro diejenigen, die Gutes thun, auch belohnen?" — „Ja, Vater." — „Was wird er ihnen zum Lohne geben?" — „Er läßt sie nach dem Tode in den Himmel zu Lakausale, welcher ihnen viele, viele gute Sachen gibt ohne Ende." — „Was geschieht aber mit denen, die Böses thun?" — „Takaro sendet sie nach Apua (in die Hölle) zu Tokotaitai, welcher die Bösen mit seiner Axt in Stücke haut und auffrißt." — „Wenn dem aber so ist, mein Kleiner, dann mußt du keine Lügen mehr sagen, damit Takaro dich nicht in die Hölle zum bösen Tokotaitai schickt."

Männer von verschiedenen Inseln der Neuen Hebriden.

Was ich bei dieser Gelegenheit und in der Folgezeit erfuhr, läßt sich kurz in folgende Sätze zusammenfassen.

Die Malonesen halten Takaro (Gott) für einen zu großen Herrn, als daß er persönlich sich zu den Menschen herablassen und sich ihrer annehmen sollte. Takaro hat dafür zwei dienende Geister geschaffen, einen guten und einen bösen. Den guten, Lakausale mit Namen, hat er zum Oberaufseher und Patron der Guten gemacht und beauftragt, dieselben nach ihrem Tode in den Himmel zu führen und sie dort zu belohnen. Dagegen sind die Uebelthäter Tokotaitai, dem bösen Geiste, überantwortet, der sie nach einem unterirdischen Orte, Apua genannt, entführt, um sie dort zur Strafe aufzufressen, ohne sie jedoch zu vernichten. Jedoch kommen weder Lakausale noch Tokotaitai in eigener Person auf diese Erde; ihre Werkzeuge sind die Geister der Verstorbenen. Wenn nämlich der große Takaro hienieden einen guten Menschen sieht, so läßt er Lakausale vor sich bescheiden und beauftragt ihn, die Seele eines der Vorfahren jenes Gerechten auf die Erde hinabzusenden, damit sie dort ihren Verwandten schütze und, sei es beim Opferaltar, sei es aus dem Götterbild des Ortes, zu demselben spreche. Der Einfluß, den die Seelen der Vorfahren bei Takaro durch ihre Fürbitte besitzen und zu Gunsten ihrer Angehörigen geltend machen, bemißt sich nach dem Grade der Tugend, den sie einst in ihrem Leben besessen. Sieht dagegen Takaro einen schlechten Menschen, so ruft er Tokotaitai vor sich und gibt ihm den Auftrag, eine der in der Hölle gefangenen Seelen auf die Erde zu entsenden, damit sie entweder selbst und unmittelbar jenen Uebel-

thäter bestrafe oder den Zauberern eingebe, denselben zu behexen und ihm eine Krankheit, eine Seuche oder gar den Tod auf den Hals zu schicken. Nach der Vorstellung der Malonesen nämlich stirbt keiner eines natürlichen Todes; vielmehr ist dieser stets die Folge menschlicher Bosheit oder der Beherzung durch die Zauberer, welche nach ihrem Glauben mit den bösen Geistern der Hölle in beständigem Verkehr stehen.

Die Malonesen haben keine öffentlichen und gemeinsamen Tempel oder Priester. Vielmehr errichtet jeder, sobald er die Jahre der Reife erreicht, sich neben der Wohnung seinen eigenen Altar. Hier bringt er persönlich seine Opfer dar, die aus Ignamen und aus dem Fleische des Hirschebers bestehen, welches allein dazu verwendet werden darf. Diese Wildschweinart (sus babirussa) ist ausgezeichnet durch ihre Größe und die weit hervorragenden, nach oben und hinten gekrümmten Eckzähne, von denen die des Oberkiefers die Oberlippe durchbohren. Die religiösen Vorschriften des Malonesen lassen sich ungefähr in folgende zwei Punkte zusammenfassen: 1. Reize Takaro nicht, damit er ja nicht den bösen Takotaitai zu sich bescheide und ihm den Auftrag gebe, dir einen bösen Geist zuzuschicken. 2. Räche dich an deinem Feinde, aber so, daß es Takaro nicht mißfällt. Um also zu erfahren, welchen Weg du zu gehen hast, bringe den Seelen deiner Vorfahren, die im Himmel sind, Opfer, damit sie es dir kundthun.

Die Götzenfiguren, die man auf Malo findet, sind keine Darstellungen der Gottheit, sondern bloße Larven oder Masken, in welchen die von Lakausale, bezw. von Tokotaitai gesandten Geister der Abgeschiedenen wie in einem Scheinleib Wohnung nehmen. Diese Figuren stellen entweder die Gestalt eines Bewohners von

Eingeborene Frauen von Aneitum.

Malo oder eines Bewohners der von den Malonesen verachteten Insel Malekuta vor. Erstere sind ausschließlich für die guten, letztere zur Aufnahme böser Geister bestimmt. Die bösen Geister werden darum auch einfach Geister von Malekuta genannt. Es ist mir gelungen, von ersterer Art ein Exemplar zu erhalten, welches ich dem Commandanten eines französischen Schiffes zum Geschenk gemacht; von letzterer Art eines zu erwerben, hält deshalb schwierig, weil der Aberglaube der Insulaner dafür hält, die bösen Geister würden sich rächen, sobald sie ihr Bild nicht an Ort und Stelle fänden.

Die Malonesen sind, wie alle Wilden, äußerst abergläubisch. Kein Malonese zündet sein Pfeiflein an einem Herdfeuer an. Will er rauchen, so nimmt er ein Zündhölzchen, wenn er welche hat, oder greift zu seinem einheimischen Feuerzeug (zwei Hölzern, die durch Reiben zum Brennen gebracht werden).

Wie überall in Oceanien, so spielt auch hier die Kawa eine große Rolle. Ihr schreibt der Malonese die wunderbarsten Kräfte zu. Zieht er in den Krieg, so hängt er einige Zweiglein von dem Kawastrauch an seinen Gürtel und hält sich dadurch gegen Wunden gefeit. Ebenso gilt ihm die Kawa als das stärkste Gegenmittel gegen die Zauberkünste böser Menschen. Mit der Kawa kann einer, so er's versteht, die Regenwolken nach Bedarf und Belieben anlocken und verscheuchen, Regen und schönes Wetter machen. Gilt es, sich zu einer jener geheimnißvollen Audienzen bei den Seelen der vom Himmel gesandten Vorfahren zu rüsten, dann vermag wiederum nur das Kauen eines Stückchens Kawa-

wurzel einen in die richtige Stimmung zu versetzen. Wehe aber dem, der dasselbe hinunterschluckte; er wäre dem sichern Tode verfallen. — Das sind lächerliche Dinge, aber, so bemerkt der Missionär mit Recht an dieser Stelle, immerhin noch eher begreiflich, als so viele abergläubische Gebräuche, wie sich selbst mitten unter christlichen Völkern solche noch zahlreich genug finden.

Viel schlimmer als dieser Aberglaube ist aber die Unsitte, daß beim Tod eines Häuptlings dessen Frauen (wenigstens einige) erdrosselt werden, sowie die Thatsache, daß der früher auf diesen Inseln so gräßlich wüthende Cannibalismus auch heute noch nicht gänzlich ausgestorben ist.

Die gewöhnliche Nahrung der Insulaner bilden Yamswurzeln, der Via (Art Taro), Bananen, Brodbaumfrüchte, süße Bataten und eine besondere Sorte süßer Erdbataten, deren Stengel stachelig ist, deren Frucht in Gestalt einem Apfel, in Geschmack den süßen Bataten gleicht. Die unentbehrliche Zukost zu all diesen Schätzen der malonesischen Vorrathskammer bildet die Kokosnuß. Seinen Durst löscht der Malonese zumeist mit dem klaren Wasser der Quellen, die am Küstensaume überall reichlich aus den Ritzen und Spalten des Korallengesteines sprudeln; dann auch wohl mit Kokosmilch, dem Saft des Zuckerrohrs und der Wassermelone. Im Innern der Insel findet sich weder Quelle noch Bach. Der Regen, der selten fällt, sickert durch das poröse Korallengestein bis zu einer bestimmten Tiefe durch und tritt dann in zahlreichen kleinen Quellen längs des Gestades wieder ans Tageslicht. Auffallenderweise trinken die Malonesen keinen Kawa, der sonst für die Kanaken ist, was einst der Meth für die alten Deutschen war. Der Kawa gilt ihnen als zu heilig, als daß sie ihn als Trank zu benützen wagten.

Die Malonesen gehören nicht zu den wilden Stämmen, welche ihre Nahrung fast nur roh verzehren. Alles kommt gebraten oder geröstet auf den Tisch, nicht aber gesotten; denn sie sind nicht so glücklich, einen Kochtopf zu besitzen, noch in der Lage, sich einen solchen zu verfertigen, da es ihnen sowohl am erforderlichen Geschick wie an der nöthigen Thonerde gebricht. Sie haben zwei Arten, die Speisen zu bereiten. Die eine besteht darin, daß sie ihre Yamswurzeln u. dgl. wie Kastanien auf der Kohlenglut braten. Dies gilt aber als weniger vornehm; häufiger kommt daher die Grubenofen-Methode zur Anwendung. Es wird eine je nach Bedürfniß größere oder kleinere Grube in die Erde gegraben, mit Holz und Reisig gefüllt und dieses mit einer Art Korallensteine beschwert. Das Holz wird in Brand gesteckt, und die glühend heißen Steine sinken durch die zusammenfallende Glut allmählich auf den Boden, wo sie gleichmäßig vertheilt werden. Darauf wird das Fleisch u. s. w. gelegt und mit einer Decke aus Blättern und Sand bedeckt. Diese hat den Zweck, den feinen Bratenduft nicht entweichen zu lassen. Nach Verlauf von zwei Stunden ist das Gericht gar und mundet vortrefflich. Während sonst manche Inselbewohner der Südsee ganze Schweine auf einmal in den Backofen werfen und erst nach dem Braten die halb verkohlte und halb rohe Masse vertheilen, zerstückeln die Malonesen das Thier erst kunstgerecht und überlassen es dann dem einzelnen, seinen Antheil nach eigenem Geschmacke herzurichten.

Die Schweine sind auch hier, wie überhaupt in Oceanien, sehr zahlreich; doch werden bloß die Babirussa-Schweine als Hausthiere gehalten, die anderen laufen frei im Walde umher; will man sie fangen, so jagt man sie mit Hunden, die auf Malo zahlreicher sind als die Menschen.

Gewöhnlich wird die Küche von der Frau besorgt, und zwar mit streng geschiedener Haushaltung. Nie würde ein Mann die Speisen berühren, die eine andere Frau gekocht, aus Furcht vor Vergiftung; ist der Mann allein, so bereitet er selbst sein Essen. Beim Mahle sitzen die Männer obenan und von den anderen getrennt; dann kommen die Kinder und zuletzt die Frauen. Der Vornehmste ißt für sich allein an einem reservirten Ehrenplatze; der Zweitvornehmste etwas weiter unten und so der Reihe nach, nach Rang und Würde. Zwei Häuptlinge vom selben Rang essen gemeinsam, das Fleisch der Babirussa kommt bloß bei Gelegenheit eines Opfers auf den Tisch; das der anderen Schweine ohne Unterschied, nur mit der Beschränkung, daß die Männer ausschließlich vom Fleische eines männlichen, die Frauen von dem eines weiblichen Thieres essen dürfen.

Ihrer Gemüthsart nach sind die Malonesen an sich ein ziemlich gutmüthiges und leichtlebiges Völklein, welches gerne lacht und heiteres Wesen liebt. Auf der andern Seite sind sie, falls ihnen ein Unrecht geschieht, sehr rachsüchtig und ruhen nicht, bis sie ihren Feind aus dem Wege geschafft. Offene Kriegserklärung kennt der Malonese nicht. Hat er einen Feind, dem er nach dem Leben strebt, so dingt er einen jungen Krieger, der als guter Schütze bekannt ist. „Höre," sagt er zu ihm, „mein Feind heißt so und so, sein Feld ist da und da; zu dieser und dieser Stunde pflegt er da und da des Weges zu kommen. Geh hin, laure ihm auf, bis er kommt, laß ihn dann erst einige Schritte an dir vorübergehen, darauf lege an und triff ihn gut. Wenn du ihn erlegt, dann komm ins Dorf und hol dir deinen Lohn." Oft liegen diese gedungenen Meuchelmörder vier bis fünf Tage auf der Lauer.

Bisweilen, jedoch selten, kommt es zu einem gemeinsamen Feldzug; aber auch dann besteht die ganze Taktik im Auflauern. „Bringe deine Haut auf jeden Fall in Sicherheit und suche dem Feind ohne Gefahr von hinten beizukommen", ist der Grundsatz dieser kühnen Helden.

Wie den meisten Wilden, ist auch dem Malonesen von Haus aus selbstlose Liebe oder eine ähnliche höhere Regung so gut wie unbekannt. Das Kind liebt seinen Vater, solange es klein ist und der Stütze bedarf. Kaum steht es auf eigenen Füßen, so wird er ihm gleichgiltig. Nur wenn der Vater ein Häuptling ist, dauert der Respect auch wohl über die Jahre der Unmündigkeit hinaus. Ebenso oder schlimmer noch ist das Verhältniß zur Mutter. Kaum ist der kleine Junge acht bis zehn Jahre alt, so verachtet er die Mutter, schaut von der Höhe seiner kleinen Größe geringschätzend auf sie herab, befiehlt ihr, als der Magd im Hause, und nimmt beim Mahle seinen Platz weit über ihr ein. Die Eltern lieben zwar die Kinder, denn die Liebe geht nach unten, geben denselben aber gar keine Erziehung.

Die Greise haben es, so lange sie bei Kräften sind, recht gut, indem sie als Rathgeber eine angesehene Stellung einnehmen und nichts ohne ihre Zustimmung unternommen wird. Werden sie aber kränklich und gebrechlich, so pflegt man sie zwar noch eine kurze Zeit lang; bald aber wird man der Sache überdrüssig und läßt sie elendiglich einem langsamen Tode entgegenwanken, falls man nicht vorzieht, ihnen zu einem raschern Ende zu verhelfen.

Eine Ausnahme bilden die alten Häuptlinge, nicht nur weil sie bis zu ihrem Ende in hohem Ansehen bleiben, sondern auch, weil ihre Frauen sie mit der peinlichsten Sorgfalt pflegen. Sie wissen nämlich wohl, daß an dem Tage, da der Alte stirbt, einige aus ihnen, wenn nicht alle, auf dem Grabe erdrosselt werden, damit sie dem Geiste des Dahingeschiedenen als Theilnehmerinnen seines Geschickes, sei es in den Himmel, sei es in die Hölle, folgen.

Die zwei Hauptgrundsätze bei der Heirat sind folgende: 1. Die Braut wird nie nach ihrer Meinung gefragt; 2. sie muß um theures Geld erkauft werden. Da nun der gewöhnlichste Preis nicht unter sechs Stück Babirussen ist, so wird die Erwerbung eines Weibes einem armen jungen Manne sehr schwer gemacht. Es liegt auf der Hand, daß dieser Umstand die schlimmsten sittlichen Folgen nach sich zieht. Die Häuptlinge haben meist mehrere Frauen. Die älteste Frau hat immer die Aufsicht über die Babirussen, die besser als die Kinder des Hauses gehalten werden. Einmal verheiratet, haben die Frauen ein ganz erträgliches Loos. Sie sind nicht die Sklavinnen des Mannes, noch werden sie mißhandelt. Freilich müssen sie die meiste Arbeit thun, aber gerade dies macht ihre Stelle erträglich, weil der Mann wohl weiß, wie nöthig ihm seine Frau ist und wie viel eine neue kosten würde. Darum schont er sie, aus Furcht, daß sie ihm davonlaufe. Ueberaus traurig dagegen ist das Loos der alten Frauen, die unfähig geworden sind, noch länger einen Dienst zu leisten. Sie sterben hilflos und verlassen im Elend.

Eingeborener von Aurora. Eingeborene von Aoba. Eingeborene von der Heilig-Geist-Insel. Eingeborener von der St.-Bartholomäus-Insel.

Eingeborene von verschiedenen Inseln der Neuen Hebriden.

Die Dörfchen sind sehr klein, meist aus bloß 15 bis 20 Personen, d. h. aus einer oder zwei Familiensippen bestehend. Der Grund dieser Zersplitterung ist die den Malonesen mit den Eingeborenen der Neuen Hebriden gemeinsame Unart, sehr leicht in Zank und Streit zu gerathen, was zu beständiger Trennung führt. Auf Malo hat jeder District seinen Häuptling. Die Macht desselben ist jedoch sehr beschränkt. Man achtet die Häuptlinge, fragt sie um Rath und respectirt denselben; über Person und Eigenthum haben sie jedoch thatsächlich kein Recht. Stirbt ein Häuptling, so folgt nicht nothwendig dessen Sohn oder Verwandter, sondern derjenige, welcher die größte Zahl Babirussen erlegt hat.

Das Abzeichen des Häuptlings ist ein zierlich aus Perlen gearbeitetes Armband, das er am rechten Arme trägt, während es die Mitglieder seiner Familie, welche dasselbe Vorrecht theilen, am linken Arme tragen.

Die Malonesen sind von Beruf weder Jäger noch Fischer; ihre Hauptbeschäftigung ist vielmehr der Ackerbau. Die wichtigste Frucht ist die Igname oder Yamswurzel, die wir schon auf Neu-Caledonien kennen lernten. Der Mann legt die Pflanzung an;

die Frau thut das weitere, begießt und stengelt die Setzlinge u. s. f. Die zweitwichtigste Frucht ist die Banane, sodann die Batate, das Zuckerrohr u. s. w. Sache des Mannes ist es ferner, die Hütte zu erbauen; den Dachdecker jedoch macht die Frau, indem sie die Blätter, welche das Dach bilden sollen, künstlich mit den Rippen der Kokosbaumblätter zusammennäht. Desgleichen ist sie es, welche die fertige Hütte mit einem Zaun aus Schilfrohr umfriedigt.

Die Hütten sind gut und kunstreich gedeckt. Das Dach ist aber auch die Hauptsache; denn die Hütten sehen ungefähr aus wie ein Hausdach, das vom Giebel herabgenommen und auf den Boden gelegt ist. Wer durch die niedrige Thüröffnung eintritt, oder besser gesagt, hineinkriecht, wird sich — müde wie er ist — vergeblich nach einem Bette oder einer Matte oder auch nur nach etwas aufgeschüttetem Laube umsehen. Der Malonese legt sich, lang wie er ist, einfach auf die nackte Erde. Nur ganz ausnahmsweise trifft man in einer Hütte einen Haufen Zweige, die ein Bett bedeuten sollen.

Die alten einheimischen Waffen, einst der Stolz und Hauptschmuck des Oceaniers, kommen immer mehr außer Gebrauch. Die Keule dient bloß noch bei den Opfern. An deren Stelle ist das europäische Feuergewehr getreten. Fast jeder Malonese besitzt bereits seine Flinte, die Häuptlinge oft deren fünf bis sechs.

Bei den Küstenbewohnern hat jeder seine Piroge. Die kleineren bestehen aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamm; die größeren dagegen sind kunstreich aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt und mit einer Art Schnur aus dem Baste der Kokosnuß oder starken, am Feuer getrockneten Lianen zusammengebunden und sorglich kalfatert. Die größeren dienen zu weiteren Fahrten auf offener See, die mit Ruder und Segel unternommen werden, die kleinen bloß für die Küstenfahrt. Ihre Segel bestehen aus mehreren zusammengenähten Matten, welche man auf dem Markte kauft, und haben etwa die Gestalt eines Winddrachen, wie ihn die Kinder in Europa fliegen lassen, nur daß sie am obern Ende halbmondförmig geschweift sind.

Fischfang treibt der Malonese nur gelegentlich und nebenbei, und ausschließlich mit Netzen. Auffallend ist, daß ein in Oceanien so wichtiger Industriezweig der Frauen, das Flechten und Weben von Matten und Tape, hier so gut wie gar nicht betrieben wird. Fragt man die braunen Damen, warum sie keine Matten flechten, so antworten sie lachend, weil man auf Malo keine brauche; hier schlafe man auf dem Boden.

Es gibt auf der Inselgruppe der Neuen Hebriden sehr viele Märkte. Malo ist besonders berühmt wegen seines Babirussa-Marktes. Von allen Inseln nah und fern, von Malikolo, Tutuba, Ure, Espiritu Santo, Oba, von der Pfingstinsel und von Ambrym finden kauflustige fremde Insulaner bei den jährlichen Messen sich ein. Ein Babirussa von 100 Kilo Gewicht wird bis auf 300 Franken geschätzt. Man tauscht ihn gegen die Producte der andern Inseln aus; eine jede hat etwas Besonderes, was ihren Reichthum ausmacht.

Während hier Männer und Knaben allgemein ziemlich anständig bedeckt sind, lassen die Frauen und Mädchen in dieser Hinsicht sehr viel zu wünschen übrig. Trotzdem aber die Kleider- und Putzmacherinnen auf Malo wenig Arbeit fänden, so verläugnen die malonesischen Frauen doch nicht die allen Evatöchtern gemeinsame Schwäche der Putz- und Gefallsucht, und suchen wenigstens durch Perlschnüre eigenen Fabrikats aus geschliffenen Muscheln und durch ähnliches Gehängsel ihre Schönheit zu fördern.

Tätowirung ist nicht üblich; um so mehr kommt die Malerei zu Ehren. An ihren großen Festen kommen sie alle daher, frisch und sauber angestrichen, wie bunte Farbenmuster. Die Zeichnung ist übrigens auffallend und geschmackvoll, und die Wilden entwickeln in dieser Art Decorationsmalerei eine staunenswerthe Geschicklichkeit. Eine Mode der Männerwelt ist der Gebrauch, den untern Theil der Nasenscheidewand zu durchbohren und in die Oeffnung ein Glasstäbchen einzuführen, das sie als Schönheitsmittel überaus schätzen und von den Weißen um theures Geld erhandeln. Auch die Ohrläppchen müssen herhalten und werden nicht bloß zum Schmuck, sondern auch zu einem sehr praktischen Zwecke stark durchbohrt. Da nämlich die Wilden aus leicht begreiflichen Gründen der Taschen, dieses Vorrecht der Culturvölker, entbehren, so befestigen sie Tabaksbeutel, Pfeife, Zündholzschachtel, ihre unzertrennlichen Gefährten, in ihren großen natürlichen Ohrringen. Einfach und praktisch!

Das Gedächtniß der Insulaner ist, wie oft bei Wilden, sehr treu und genau. Das Sichverlassen auf Tinte und Feder bei den Culturvölkern nimmt, wie schon der alte Cäsar gesagt [De B. G. I. 6, 4], dem Gedächtniß seine Schärfe. Das ist bei den Wilden nicht der Fall; übrigens erstreckt sich ihr Beobachten und Erinnern auf wenige und fast nur concrete Dinge. Ihre Phantasie ist lebhaft, ihre Rede bilderreich, und ihre Lieder erheben sich bisweilen zu wirklich poetischem Schwung. Damit hängt wohl zusammen, daß sie viele und lebhafte Träume haben und diesen auch große Bedeutung beilegen.

Ihre Sprache hat zwar viele Aehnlichkeit mit den Sprachen Central-Oceaniens und mit denen der Fidschi- und Loyalty-Inseln, ist aber auch von ihnen wiederum so verschieden, daß es einem Missionär hart genug wird, sie in seinen alten Tagen noch zu erlernen. Zahlennamen, Adjective und Possessiv-Pronomina sind dieselben, wie auf den Fidschi-Inseln; desgleichen manche Hauptwörter. Die Malonesen zählen nach Dekaden, d. h. sie gehen bis auf zehn und fangen dann wieder von vorne an. Die Zahl der Dekaden merken sie sich, indem sie nach jeder ein Stückchen Schilfrohr oder dergleichen abbrechen und dieselben dann zusammenzählen. Die Malonesen kennen auch die Eintheilung des Jahres in zwölf Monate als ebenso vielen Umlaufszeiten des Mondes.

Das ist in kurzem die Beschreibung der Insel Malo und ihrer Bewohner. Es war am 5. Juni 1888, als P. Deniaut nach einem vergeblichen Versuche auf der Insel Rano hier landete. „Der Commandant" (des französischen Schiffes Fabert), so erzählt der Missionär, „bot sich an, mich zu begleiten; wir gingen zusammen ans Land und nahmen Wohnung bei einem guten Creolen von der Insel Bourbon. Derselbe war Katholik, hatte eine einflußreiche Stellung auf der Insel und machte sich ein Vergnügen daraus, uns dem Häuptling vorzustellen und als Dolmetscher zu dienen. Der Empfang, den uns der Häuptling und seine Leute bereiteten, war sehr herzlich. Nachdem er uns die Hände geschüttelt, blies er auf einer Meermuschel. Im nächsten Augenblick umstanden uns 30 ältere Männer, während zwölf junge Leute sich uns nahten und eine Anzahl Kokosnüsse zu unserer Erfrischung vor uns niederlegten. Dem Gebrauch gemäß begannen wir damit, von der süßen Fruchtmilch zu trinken. Darauf nahm der Creole von Bourbon das Wort und erklärte dem Häuptling in der Sprache des Landes, wer der Mann mit den goldenen Tressen und wer ich sei, sodann den Zweck unserer Reise und Ankunft auf der Insel.

„Der Häuptling, ein noch junger Mann von etwa 30 Jahren, hörte mit einem freundlichen Lächeln zu. Als der Bourbonese zu sprechen aufgehört, dankte er zunächst dem Herrn Commandanten,

daß er auch an ihre kleine Insel sich erinnert und ihnen einen Missionär gebracht habe. Darauf wandte er sich zu mir und sagte: ‚Missionär, bleibe bei uns und sei unser Vater; wir werden deinen Worten Gehör schenken.' Darauf fragte ihn der Commandat, ob er wohl bereit sei, dem Missionär ein Stück Land für die Gründung einer Niederlassung käuflich abzutreten. ‚Gewiß,' war die Antwort, ‚er mag sich das beste der noch freien Grundstücke aussuchen und den Preis selbst bestimmen, den er uns dafür geben will.'" Nun hielt auch P. Deniaut eine kurze Ansprache, in welcher er seinen Dank für die freundliche Aufnahme und seine Freude darüber aussprach, so günstig gestimmte Herzen gefunden zu haben. Seine Zusage, bei ihnen zu bleiben, wurde mit lautem Freudengeschrei aufgenommen. Auf ein Zeichen des Häuptlings sprangen die jungen Leute in das Kokospalmenwäldchen, schlugen etwa 100 der köstlichen Früchte herab und trugen sie als Geschenk nach der Schaluppe des Commandanten, während inzwischen die Alten mit dem Häuptling an der Spitze diesem eine glückliche Fahrt gewünscht und das Geleite gegeben hatten. So war die Mission von Malo begründet. „Und was ist nun", so fragt P. Deniaut, „aus den Malonesen geworden? Nun, es bedarf mehr als ein Jahr, um ein Volk umzugestalten, und zumal um es katholisch zu machen. Bei den Römern dauerte es drei Jahrhunderte, ehe sie dem Heidenthum entsagten, und auch unsere Vorväter unter Chlodwig haben sich ihre Zeit genommen. Es darf

1 2 3 Pirogenruder. 4 5 6 Gürtel. 7 Halsband. 8 9 17 Armbänder. 10 Gürtel. 11 Haarschopf. 12 13 Kämme aus Bambusrohr. 14 15 16 Angeln. 18 24—38 Waffen. 19—21 Geschirr. 22 Kopfschemel, als Kissen dienend. 23 Kneipzange. 39—44 Musik-Instrumente. 45 Leibgurt, mit Arekanüssen verziert.

Waffen und Schmuckgegenstände von den Neuen Hebriden. (S. 144.)

darum das aufrichtige Geständniß, daß die Malonesen von heute im großen Ganzen noch ziemlich dieselben sind, wie vor einem Jahr, niemand in Staunen setzen. Doch beginnen die Insulaner, denen ein gewisser religiöser Sinn nicht abzusprechen ist, nachzudenken, und so scheiden wir von den Neuen Hebriden mit der Hoffnung, daß die Dämmerung bald zum Tage und die Sonne der christlichen Wahrheit die Herzen ihrer Bewohner erleuchten und erwärmen wird."

3. Der Santa-Cruz-Archipel.

Nordöstlich von den Neuen Hebriden liegt die kleine Inselgruppe Santa Cruz, d. h. „Heiliges Kreuz". Die Engländer nennen sie Königin-Charlotte-Inseln; wir wollen aber den alten schönen Namen heilig halten, den ihr Entdecker Alvaro de Mendaña ihnen gegeben hat. Der ganze Archipel hat einen Flächenraum von nur 938 qkm, ist also noch etwa um ein Fünftel kleiner als Hohenzollern. Die drei bedeutendsten Inseln sind Santa Cruz, auch Nitendi oder Indengi, Tinakoro mit einem thätigen 750 m hohen Vulkan, und endlich Vanikoro, das durch seine gefährlichen Riffe unter den Schiffern eine traurige Berühmtheit hat.

Die Bewohner sind Papua, Stammverwandte der Völkerschaften, die wir auf den Neuen Hebriden und auf Neu-Caledonien getroffen haben. Ihre Waffen sind Pfeil und Bogen, Schleuder und Speer und eine Art kurzer Schlaghölzer statt der Keulen; ihre Schiffe Doppelpirogen mit Segel und Ausleger. Die Bewohner sind tapfer und muthig, im Tauschhandel vorsichtig; sie

tätowiren sich den Rücken und bemalen den übrigen Leib weiß, schwarz und roth, färben die Haare blond und schmücken sie mit rothen Blumen. Ihre Wohnungen bauen sie auf Pfähle, theilen sie in zwei Gemächer und ersteigen sie mittelst Handleitern; die Pflanzungen frieden sie mit Steinmauern ein. Dieselben stehen im üppigsten Wachsthum. Kokospalmen, Pisang, der Brodfruchtbaum, Bataten und viele andere Früchte liefern reichliche Ernte. Die Wohnungen stehen so nahe, daß sie förmliche Ortschaften bilden. Der Strand ist, stellenweise wenigstens, dicht bevölkert; doch wird die Gesammteinwohnerschaft auf nur 5000 Seelen geschätzt.

Die Hauptinsel Santa Cruz hat etwa 550 qkm; das Innere ist mit einem fast undurchdringlichen Walde bedeckt und erhebt sich zu einem 350 m hohen Gebirgskamm. Als der Spanier Mendaña auf seiner zweiten Fahrt von den Küsten Peru's quer über den Stillen Ocean am 8. September 1595 diese Insel entdeckte, war er durch ihre Schönheit und Fruchtbarkeit so entzückt, daß er daselbst eine Kolonie anlegen wollte. Aber das feuchte, sumpfige Klima der Uferwälder ist den Europäern äußerst gefährlich, und Mendaña starb daselbst schon am 18. October und fand so sein Grab in der von ihm entdeckten und benannten Insel. Zum zweitenmal entdeckte diesen Archipel fast 200 Jahre später, im Jahre 1767, der Engländer Carteret. Es ging nämlich diesen Inseln wie so vielen anderen von den Spaniern entdeckten Inseln der Südsee; die Messungen jener alten Seefahrer waren infolge der damaligen unvollkommenen Instrumente so ungenau, daß sie selbst ihre Entdeckungen oft nicht wieder finden konnten. Gerade so war es auch Mendaña ergangen; auf seiner ersten Fahrt 1567 hatte er die Salomons-Inseln entdeckt; als er sie 28 Jahre später wieder aufsuchen wollte, fand er sie nicht, entdeckte aber statt ihrer Santa Cruz, wo sein Leib die Auferstehung erwartet. Noch ein anderer berühmter Seefahrer, Commodore Goodenough, fand daselbst seinen Tod, indem er von den Eingeborenen, aus Rache für die ihnen von anderen Europäern zugefügten Unbilden, im August 1875 erschlagen wurde.

Tätowirte Bildsäulen von den Salomons-Inseln. (S. 149.)

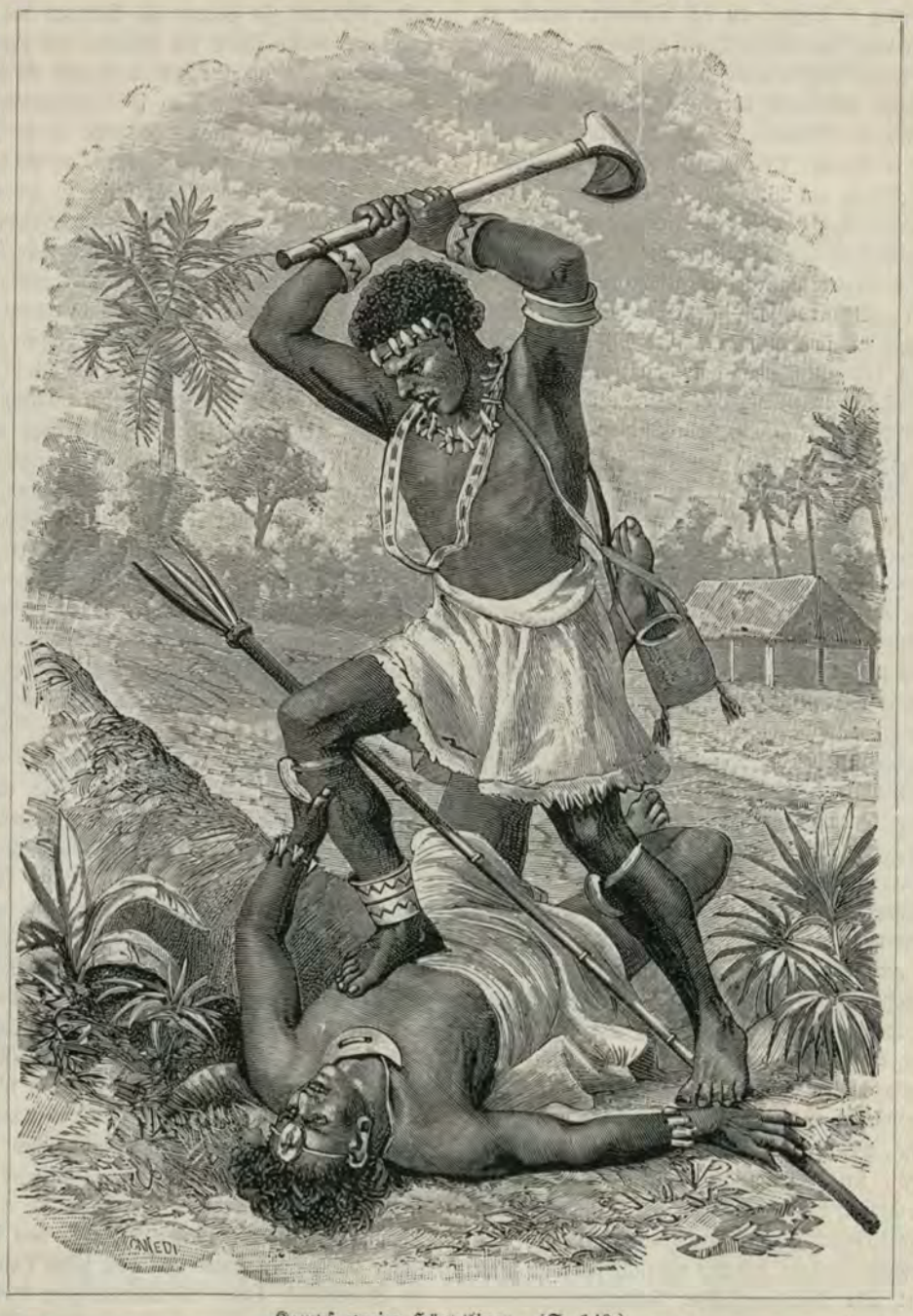
Auch das südlich von der Santa-Cruz-Insel gelegene Vanikoro hat seine traurige Erinnerung. An seinen gefährlichen Riffen scheiterte nämlich der französische Admiral La Pérouse, einer der berühmtesten Seefahrer Frankreichs im letzten Jahrhundert. Jean François de Galaup, Graf von La Pérouse, war am 22. August 1741 geboren, unternahm als junger Mann schon bedeutende Seereisen und diente dann mit Auszeichnung in dem Seekriege gegen England. 1785 wurde er von dem unglücklichen Ludwig XVI., dessen Haupt einige Jahre später unter dem Fallbeile fiel, mit einer Entdeckungsreise um die Welt beauftragt. Am 1. August segelte er mit den zwei Fregatten „Astrolabe" und „Bousssole" aus dem Hafen von Brest. Sein Weg ging zunächst um die Südspitze Amerika's quer durch die Südsee nach den Philippinen; er verfolgte also die Bahn des ersten Weltumseglers Magelhaens. Im Februar 1787 landete er im Hafen von Manila. Von hier aus durchschiffte er die Meere von Japan, Korea, Kamtschatka, überall wichtige Entdeckungen und Messungen machend. Dann fuhr er südwärts den weiten Weg von den Grenzen des nördlichen Eismeers nach Australien, in der Absicht, die Inselwelt zwischen Neu-Seeland und Neu-Guinea, also gerade die Strecke, auf der wir uns jetzt befinden, zu durchforschen. Im Februar 1788 verließ er das soeben in den ersten Tagen seiner Gründung begriffene Sydney, von wo aus seine letzten Briefe und Berichte datiren. Dann blieb er mit seinen beiden Fregatten für viele Jahre verschollen. Umsonst schickte 1791 die französische Nationalversammlung den Admiral d'Entrecasteaux nach der Südsee, um die verlorenen Schiffe aufzusuchen; er fand keine Spur weder von den Fregatten noch von ihrer Bemannung. Erst fast 40 Jahre später traf 1827 der Engländer Dillon und im darauffolgenden Jahre der französische Weltumsegler Dumont d'Urville auf der Insel Vanikoro Spuren, die mit überzeugender Sicherheit auf La Pérouse hinwiesen. Die Eingeborenen erzählten nämlich von zwei großen, großen Schiffen, die vor langer Zeit, als ihre alten Männer noch Jünglinge waren, bei einem heftigen Sturme an den Riffen ihrer Küste scheiterten. Das eine sei dem Dorfe Telmana gegenüber an die Korallenbank geworfen, dann von den Wogen dieselbe entlang getrieben worden und mit Mann und Maus gesunken. Das andere sei im Westen der Insel dem Dorfe Paga gegenüber auf das Riff gerathen und von einer gewaltigen Woge über dasselbe hinweggeschleudert und dann in dem seichtern Binnenwasser zwischen Riff und Küste untergegangen. Von diesem Schiffe hätten sich 20 Mann und ein Officier ans Ufer gerettet, seien aber von den Leuten von Vanikoro schlimm empfangen worden und hätten um ihr Leben kämpfen müssen; schließlich hätten sie sich ein kleines Fahrzeug gebaut und die Insel verlassen. Die letztere Angabe hat wenig Glauben gefunden; man nimmt vielmehr an, die Schiffbrüchigen seien von den Eingeborenen erschlagen und aufgezehrt worden. Dagegen bestätigten die Nachforschungen zwischen Riff und Ufer vor dem Dorfe Paga, daß daselbst wirklich ein französisches Schiff und höchstwahrscheinlich eine der beiden Fregatten von La

Pérouse untergegangen sei. Man fand nämlich zwei Anker, Kugeln und Kanonen mit dem französischen Wappen und noch andere Geräthe, welche zu der Annahme berechtigen, daß La Pérouse und dessen Gefährten hier ein tragisches Ende ihrer kühnen Fahrt erlitten. d'Urville errichtete daher seinem berühmten Landsmann ein bescheidenes Denkmal auf dieser Insel.

Die Santa-Cruz-Inseln liegen übrigens nach Osten an der Grenzscheide der beiden Völker, welche die Inseln der Südsee bewohnen. Während sie selbst noch dunkelfarbige und wollhaarige Papua beherbergen, trifft man auf der 200 km südöstlich von Vanikoro vereinzelt gelegenen Insel Tukopia bereits hellfarbigere und glatthaarige Polynesier. Etwa 500 derselben bewohnen das nur 44 qkm große Eiland, das aber einen 1000 m hohen spitzen Bergkegel aus den Wellen emporreckt.

4. Die Salomons-Inseln.

Wenn wir von der Insel Santa Cruz etwa 400 km gerade westwärts steuern, so treffen wir auf die Insel San Cristoval, die südlichste der Salomons-Inseln. Dieser Name wurde dem Archipel von Alvarez de Mendaña im Jahre 1567 gegeben, als er ihn auf seiner ersten Fahrt entdeckte. Er glaubte nämlich in diesen Inseln, deren Flüsse etwas Gold führen, das alte Goldland Ophir des Königs Salomon gefunden zu haben.



Kampf zweier Häuptlinge. (S. 149.)

Diese Gruppe ist eine der bedeutendsten der Südsee und erstreckt sich in meist doppelter Reihe von Südosten nach Nordwesten in einer Ausdehnung von etwa 1200 km, eine Entfernung, welche derjenigen von Köln nach Neapel ungefähr gleichkommt. Ihr Gesammtflächenraum wurde schon früher auf 43 900 qkm angegeben, wovon seit 1885 22 255 als deutsches Gebiet erklärt sind. Zu diesem gehören namentlich die drei großen nördlichen Inseln Bougainville (10 000 qkm), Choiseul (5850 qkm) und Isabel (5840 qkm). Von den übrigen Inseln sind Rubiana (Neu-Georgien), westlich von Isabel, Malayta (Maria), südlich von Isabel, Gela (Guadalkanar), westlich von Malayta, und endlich die bereits erwähnte südöstlichste Insel, San Cristoval, zu nennen. Eine Unzahl kleinerer Inseln und Riffe umgibt diese sieben Hauptinseln.

Alle diese Inseln sind gebirgig und von vulkanischen Kräften aufgethürmt. Noch jetzt sind mehrere Feuerspeier thätig. Die Insel Gela oder Gera trägt den 2440 m hohen Vulkan Lammas; der höchste Berg der Gruppe ist aber der Balbiberg auf Bougainville; derselbe hat eine Höhe von 3145 m, überragt also unsern Säntis um mehr als 600 m.

Die Einwohner, sämmtlich Papua mit fast schwarzer Hautfarbe, dichtem und krausem Haare, werden auf etwa 180 000 Seelen geschätzt. Sie haben einen sehr schlechten Ruf, gelten als überaus wild, heimtückisch, mordgierig und huldigen der scheußlichsten Menschenfresserei. Sie verstehen es, die Fremden durch scheinbare Freundlichkeit in falsche Sicherheit einzuwiegen und dann unversehens niederzumachen; so sind schon viele Besucher ihnen zum Opfer gefallen, ja es ist ihnen öfters gelungen, ganze Schiffe wegzunehmen und die gesammte Bemannung für ihre greulichen Mahlzeiten abzuschlachten.

Umsonst versuchten katholische Missionäre wiederholt, diesen wilden Menschen die Lehre Christi zu predigen und sie der Gesittung zu-

zuführen. Ihr Blut und Leben opferten sie muthig hin; aber die Stunde der Gnade scheint noch nicht geschlagen zu haben. Bischof J. B. Epalle aus der Maristen-Congregation, deren Mitglieder wir in Neu-Caledonien und auf den Neuen Hebriden an der Arbeit trafen, wurde 1844 zum Apostolischen Vikar von Melanesien ernannt. Bereits am 2. Februar 1845 schiffte er sich zu London nach den Salomons-Inseln ein und landete am 12. December auf Isabel. Aber schon nach 3 Tagen, am 15. December, wurde er mit seinen Begleitern von den wilden Inselbewohnern, denen er doch nur Liebe und Freundlichkeit erwiesen hatte und die größte Wohlthat bringen wollte, mörderisch überfallen und erlag 4 Tage später an den empfangenen Wunden. Seine Begleiter flüchteten nach der Insel San Cristoval. Als sein Nachfolger im bischöflichen Amte, Msgr. Collomb, am 26. August 1847 daselbst landete, erhielt er, noch bevor sein Fuß das Ufer betreten konnte, schon die Trauerkunde, daß 2 Patres und 1 Laienbruder von den Insulanern ermordet und 2 andere Patres dem gefährlichen Klima erlegen seien. Trotzdem wollte der Bischof noch einen Versuch machen; als aber er selbst und mit ihm mehrere andere Missionäre ihren Eifer mit ihrem Leben besiegelten, ohne daß in diesen Jahren eine andere Frucht erzielt worden wäre, als die Seelen einiger sterbender Kinder, welche die Missionäre getauft, wurden die Ueberlebenden aus den für das Evangelium so wenig empfänglichen Inseln zeitweilig zurückgerufen. Aber der Seeleneifer läßt sich nicht so leicht zurückweisen. Im Jahre 1852 machten Zöglinge des Mailänder Missions-Seminars einen zweiten Versuch, leider aber mit keinem bessern Erfolge; abermals fiel einer der Missionäre unter den Keulen der Wilden, und die übrigen mußten die Inseln verlassen, wenn sie nicht nutzlos dasselbe Schicksal erleiden wollten. Vielleicht gelingt es jetzt, da die nördlichen Inseln unter deutscher Herrschaft stehen, den Vätern vom heiligsten Herzen, das Kreuz unter diesen wilden Stämmen bleibend aufzurichten.

Auch protestantische Sendboten haben umsonst versucht, diese Wilden zum Christenthum zu bekehren; einer aus ihnen, John Patterson, hat auf der benachbarten kleinen Insel Nukapu, die zum Santa-Cruz-Archipel gehört, am 4. November 1871 ebenfalls den Tod gefunden. Diese Mordthaten sind übrigens öfters Acte der Blutrache für himmelschreiendes Unrecht, das unseren Inselbewohnern seitens gewissenloser europäischer Schifffahrer zugefügt worden. Es handelt sich um den noch vor wenigen Jahren sehr im Schwange stehenden modernen Sklavenraub, der kaum viel besser ist als der alte, längst verpönte Handel mit Menschenwaare, von dem er sich in der That fast nur dem Namen nach unterscheidet. Man sagt, fast die Hälfte der erwachsenen männlichen Bevölkerung der Salomons-Inseln und der übrigen Gruppen Melanesiens sei, namentlich durch englische Schiffe, dieser modernen Sklaverei zum Opfer gefallen. In letzter Zeit hat die englische Regierung entschiedenere Maßregeln ergriffen, dem Betruge, dem man den ehrlichen Namen der Anwerbung freier Arbeiter gegeben, zu steuern.

Dieses „Werbegeschäft" vollzog sich und vollzieht sich auch heute noch folgendermaßen: Die Plantagenbesitzer Australiens und der Fidschi-Inseln haben Arbeiter für ihre großen Besitzungen nothwendig, geradeso wie zur Zeit, da der Sklavenhandel noch blühte, die Plantagenbesitzer Westindiens und Südamerika's. Europäische Arbeiter sind viel zu theuer und halten angestrengte Arbeit unter der Tropensonne nicht aus. Also müssen farbige Arbeiter herbeigeschafft werden. Manchmal raubte man sie einfach mit dem Vorgeben, die Ueberlebenden nach einer Reihe von Jahren „beschenkt" in ihre Heimatinseln zurückbringen zu wollen; gewöhnlich aber werden sie „geworben" und gehen „freiwillig" die Verpflichtung ein, so und so viele Jahre gegen „Lohn" dienen zu wollen. Man macht es so: eine Anzahl Pflanzer oder auch sonstiger Unternehmer kaufen oder miethen einen alten Schooner, der keine schwere Fracht mehr tragen kann. Wenn das Schiff für seine Bestimmung zweckdienlich hergerichtet und zur Noth seetüchtig gemacht ist, erhält der Capitän von der Regierung einen Schein, so und so viele „Jungen" und „Marien" (so nennen die Pflanzer die Arbeiter und Arbeiterinnen, welche ihnen die Sklaven von ehemals ersetzen) werben zu dürfen. In jüngster Zeit muß auch ein Regierungsbeamter an Bord des Werbeschiffes sein; ist er eingetroffen, so geht der Capitän unter Segel. Unterwegs sucht er in Neu-Caledonien oder sonst wo einige Kanaken zu erhalten, die als Bootsleute und Handlanger bei dem Werbegeschäft besser zu gebrauchen sind als europäische Matrosen. Nun ist alles zur Aufnahme der „freiwilligen Arbeiter" bereit, und das Schiff segelt nach den Salomons-Inseln oder nach einer andern Gruppe Melanesiens; denn gerade der kräftige Menschenschlag der Papua liefert die beliebtesten Arbeiter.

Wenn der Schooner in Sicht der Inseln kommt, fragt er durch ein Zeichen an, ob der Häuptling gewillt sei, ihm Leute zu überlassen, und die Wilden geben ihm vielleicht durch ein Feuer zu verstehen, daß sie mit ihm Handel treiben wollen. Sofort dreht das Schiff bei und schickt zwei Boote ans Land. Beide sind wo möglich mit Kanaken bemannt; in dem einen, das ans Ufer rudert, befindet sich der „Werber" mit den Tauschwaaren; das zweite, in dem sich die Bedeckungsmannschaft befindet, bleibt hart an der Brandung liegen. Dasselbe hat die Aufgabe, das erste Boot, im Falle es angegriffen werden sollte, zu vertheidigen. Alsbald beginnt der Handel; Werber und Häuptling feilschen miteinander um den Preis der Leute; sind sie handelseinig, so wandert der „Junge" oder die „Marie" ins Boot, und der Werber übergibt dem Häuptling die Kaufsumme oder den „Lohn". Derselbe besteht durchschnittlich in 2 Dutzend Tabakspfeifen, 50 Päckchen schlechtem Tabak, 10 Zündholzschachteln, einigen Ellen Zeug, einem schlechten Gewehr mit etwa 20 Patronen, einer Axt, einem Beil und einigen Messern, alles in allem im Werthe von etwa 50—60 Mark, während der Capitän von den Pflanzern in Queensland für einen Arbeiter 400, für eine Arbeiterin 300 Mark erhält, so daß sich für diese der Wochenlohn auf etwa 2 Mark berechnet. Wenn die so „Geworbenen" an Bord kommen, werden sie dem Regierungsbeamten vorgeführt, und dieser läßt jeden durch einen Dolmetsch fragen, ob er freiwillig nach Queensland gehen und dort 3 Jahre dienen wolle. Der Dolmetsch steht im Dienste des Schiffsherrn und hat von jedem „Jungen" seinen Profit; wenn er nicht ein Ausbund von Ehrlichkeit ist, wird er also die Antwort dem Regierungsbeamten so übersetzen, daß das öffentliche Gewissen beruhigt ist und den „Vertrag" als giltig anerkennt. Uebrigens ist es auch sehr die Frage, ob der Geworbene den Dolmetsch versteht und ob er eine Ahnung von der dreijährigen Arbeit in dem fernen Lande hat, das einige tausend Kilometer weit von seiner Heimatinsel entfernt liegt. In Wirklichkeit sehen die allerwenigsten dieselbe wieder; es steht fest, daß sie viel rascher wegsterben als selbst die Sklaven auf dem berüchtigten Cuba.

Wenn aber der Capitän gewissenlos genug ist und sich auf seine Leute verlassen kann, so treibt er manchmal auch offen Menschenraub, und man sagt, daß dieses leider immer noch oft genug vorkomme, trotz der britischen Kriegsschiffe, die zur Verhütung desselben in den Gewässern Melanesiens kreuzen; dieselben können nämlich den kleinen Seglern in den klippenreichen Kanälen, welche diese

Inselgruppen scheiden, nicht folgen, und so ist zehn gegen eins zu wetten, daß ein kühner Schooner dem besten Kriegsdampfer entwischt. Auch der Regierungsbeamte an Bord, selbst wenn derselbe ehrlich seine Pflicht thun will, kann wohl hintergangen werden. Man erzählt sich z. B. folgenden Kniff, der schon öfter dazu diente. Der Werber lockt unter irgend einem Vorwande den Sohn eines Häuptlings an Bord und bringt ihn dazu, das verhängnißvolle Kreuz unter den Vertrag, dessen Inhalt er gar nicht kennt, zu zeichnen. Nun kommen die Eltern und fordern ihr Kind zurück; der Capitän aber weigert sich, den „freiwilligen Arbeiter", der sich zu einem dreijährigen Aufenthalte in Australien verpflichtet hat, den Seinigen auszuliefern. Man feilscht hin und her und einigt sich endlich, daß der Häuptlingssohn für ein Dutzend seiner Stamm- und Altersgenossen ausgetauscht werde. Sobald die Ersatzmänner an Bord sind, geht der Schooner mit seinem Raube schleunig unter Segel. Als Rache für diese Unthat erschlagen dann die betrogenen Wilden einen unschuldigen Reisenden oder einen eifrigen Glaubensboten. Wer will es ihnen als eine gar zu große Uebelthat anrechnen? In ihren Augen sind die Weißen alle Brüder und Stammgenossen, und was der eine von ihnen verschuldet, muß der andere büßen. Denn sie halten die Blutrache für eine Pflicht und sind weit entfernt, das Gesetz der Feindesliebe zu verstehen. Größer ist gewiß auch in den Augen Gottes die Schuld der Weißen, die aus gemeiner Habsucht solche himmelschreiende Frevel begehen, wenn es ihnen auch gelingt, denselben in den Augen der Menschen ein ehrliches Mäntelchen umzuhängen.

Hütte der Eingeborenen von den Salomons-Inseln.

Von Aussehen sind die Bewohner der Salomons-Inseln häßlich, und sie entstellen sich noch mehr durch ihre sonderbaren Verschönerungsmittel. Die Zähne färben sie mittels der Betelnuß schwarz; in das dunkle Gesicht malen sie weiße Streifen; die langen Ohrlappen sind mit so stark erweiterten Löchern versehen, daß sie darin 6 cm dicke runde Hölzer als Zierat tragen können. Die Haare färben sie weiß, roth oder gelb. Besonders stolz sind sie aber auf das aus einer großen Muschel gefertigte Armband, um dessen Besitz sich oft blutige Kriege entspinnen. Nur muthige und ihrer Kraft und Gewandtheit vertrauende Männer prangen deshalb mit diesem gefährlichen Schmucke, der seinem Träger leicht das Leben kosten kann (vgl. das Bild S. 147). Speere, Keulen, Pfeil und Bogen sind ihre Waffen; auch tragen sie Schilde, die aus Binsen so dicht geflochten sind, daß sie damit Pfeile, ja sogar Wurfspeere auffangen. Ihre Pirogen sind kunstreich gebaut und oft wahre Meisterwerke. Schnitzereien und Einsatzstücke von Perlmutter und farbigen Holzarten schmücken die Flanken (vgl. das Bild S. 146). Manchmal werden von ihnen darauf Vögel, Fische, Menschenköpfe mit Perlmutteraugen und Schildpattohren gar nicht übel dargestellt. Die hohen Schiffsschnäbel sind ganz besonders geschmückt und dienen ihnen als Bollwerk gegen die feindlichen Geschosse. Vor der Schlacht heben die Anführer die Hände gen Himmel und flehen um den Beistand Gottes; denn sie sind nicht ohne alle Religion. Namentlich glauben auch sie, wie alle Stämme Melanesiens, an die Fortdauer der Seele nach diesem Leben. Die Wohnungen (vgl. obenstehendes Bild) auf den Salomons-Inseln bilden Dörfer von manchmal 2000 Einwohnern. Die Häuptlinge üben unumschränkte Gewalt; sie sollen in so hohem Ansehen stehen,

daß mit dem Tode bestraft werde, wer auch nur unvorsichtigerweise in ihren Schatten trete.

Das Innere der größeren Inseln ist noch fast ganz unerforscht. Sie sind reich an Quellen und Bächen und tragen einen üppigen, wunderbar schönen Pflanzenwuchs. Aber gerade ihre feuchten Wälder erzeugen unter der Glut der Tropensonne gefährliche Fieber. Die schönsten Palmenarten bedecken den Strand; darunter die Kokospalme mit ihren köstlichen Früchten, die Schirmpalme, die Kohlpalme, die Arekapalme. Auch eine Art Gewürznelkenbaum und Zimmetbaum sind hier heimisch und verkünden, daß wir uns den Gewürzinseln nahen, die wir auf unserer Fahrt durch Asien (II, 290) besucht haben. Unter den Waldbäumen ist der Ebenholzbaum durch sein kostbares Holz besonders werthvoll. Auch Pisang, Zuckerrohr, Mandeln, Yamswurzeln u. s. w. gedeihen. Manche Pflanzen liefern wohlriechende Harze und Gummi; aus dem Harze eines Baumes, den die Eingeborenen Takamaka nennen, machen sie eine Art Kerzen, welche die Wachskerzen an Licht übertreffen und beim Brennen einen angenehmen Duft verbreiten.

Auch die Thierwelt ist auf dieser Gruppe Melanesiens reichlicher vertreten als auf den übrigen, die wir bisher besuchten. Unter den Vögeln treffen wir wundervolle Papageien, Loris, Kakadus, große Waldtauben, wilde Enten, Schnepfen, Strandläufer und verschiedene Wasservögel. Die Eingeborenen verstehen diese Vögel mit ihren Pfeilen überaus geschickt im Fluge zu treffen.

Hoffentlich wird jetzt, nachdem die größere Hälfte dieser von der Natur reich ausgestatteten Inseln unter deutscher Schutzherrschaft steht, es auch den Glaubensboten leichter sein, den trotz aller Wildheit geistig gut veranlagten Wilden, die europäische Sprachen in kurzer Zeit erlernten, die Lehre Christi zu predigen und sie der wahren Gesittung zu gewinnen. Nur das Kreuz vermag diese unbändigen Cannibalen in Wesen zu verwandeln, die würdig sind, den Namen Mensch zu tragen.

V. Die deutschen Besitzungen und Neu-Guinea.

1. Die Besitzergreifung.

Mit der nördlichen Hälfte der Salomons-Inseln haben wir bereits deutsches Gebiet betreten. Dasselbe erstreckt sich nun über die nördlich von den Salomons-Inseln gelegene große Inselgruppe, welche früher den Namen Neu-Britannien führte, jetzt aber „Bismarck-Archipel" heißt, und über einen bedeutenden Theil der ungeheuern Insel Neu-Guinea, das jetzige Kaiser-Wilhelms-Land.

Noch kein Jahrzehnt weht Deutschlands Flagge an den Küsten dieser weitentlegenen Inseln. Im November 1882, als sich die Kunde verbreitete, die Regierung von Queensland in Australien

Gez. v. Koschitzky

Bismarck-Archipel.

habe ohne weiteres das ganze nichtholländische Neu-Guinea als ihr Eigenthum erklären lassen und betrachte überhaupt alle Inseln der Südsee, die noch von keiner europäischen Macht besetzt seien, als zu Australien und England gehörend, wurden die ersten Stimmen laut, auch Deutschland solle zugreifen, bevor es zu spät sei. Die deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln ließ im folgenden Jahre eine Eingabe an die Reichsregierung gelangen, in welcher betont wurde, das Bestehen und die weitere Entwicklung des deutschen Handels- und Plantagenbetriebes hänge davon ab, daß geeignete Ländereien, namentlich Neu-Britannien und die Nordküste Neu-Guinea's, unter deutschem Schutze ständen. Gleichzeitig sandte die Gesellschaft den Dampfer „Samoa" unter Leitung von Dr. Finsch und Capitän Dallmann nach Neu-Britannien, um dort und auf den benachbarten Inseln „Land zu erwerben".

Inzwischen unterhandelten die Regierungen von Deutschland und Großbritannien. Lord Derby hatte das eigenmächtige Vorgehen der Kolonie Queensland nicht gebilligt und die Besitzergreifung von Neu-Guinea für ungiltig erklärt. Dann aber schickte er 5 Kriegsschiffe nach Port Moresby und ließ am 6. November 1884 die Südküste Neu-Guinea's als englischen Besitz erklären. Fast gleichzeitig, ja schon einige Tage früher, war von seiten Deutschlands dasselbe im Norden Neu-Guinea's vollzogen. Am 1. November war das deutsche Kriegsschiff „Elisabeth" an

der kleinen Insel Matupi bei Neu-Britannien, wo das Handelshaus Hernsheim und Compagnie eine Factorei hatte, gelandet und hatte dessen Capitän Schering am 4. November 1884 feierlich die deutsche Flagge entfaltet. In den nächstfolgenden Tagen wurde sie an allen Plätzen, wo deutsche Niederlassungen bereits bestanden oder demnächst gegründet werden sollten, gehißt, und so galten zunächst Neu-Britannien, Neu-Irland und die Herzog-York-Inseln als deutsches Besitzthum.

Nach diesem beiderseitigen thatsächlichen Vorgehen folgten wieder diplomatische Verhandlungen über die Grenzen der deutschen und englischen Besitzungen. Lord Granville verlangte für England ganz Neu-Guinea bis an die Grenzen der holländischen Besitzungen, ferner die Gruppe der Louisiaden und alle Inseln bis auf eine Entfernung von 25 Seemeilen von Neu-Guinea, und wollte Deutschland nur die Schutzherrschaft über Neu-Britannien, Neu-Irland und die Herzog-York-Inseln zugestehen. Bismarck dagegen setzte es durch, daß ein großer Theil der Nordostküste Neu-Guinea's an Deutschland überlassen wurde, wogegen dieses auf die Südostspitze Neu-Guinea's und die Gruppen der Louisiaden-, der d'Entrecasteaux- und Woodlark-Inseln verzichtete. Die Verträge wurden am 25. (29.) April 1885 ausgefertigt; man schätzte damals das durch dieselben Deutschland zugetheilte Gebiet auf 173 500 qkm, jenes Englands auf 164 000 qkm. Spätere Messungen ergaben, daß Deutschland 181 650 qkm, England aber 221 570 (mit den Inseln 229 100) qkm erhalten hatte.

Schon vor diesem endgiltigen Abkommen hatte sich in Deutschland zur Bewirthschaftung dieser Länder eine Handelsgesellschaft unter dem Namen „Neu-Guinea-Compagnie" gebildet. Dieser übergab nun der deutsche Kaiser unter dem 17. Mai 1885 den erbetenen Schutzbrief und in demselben die Befugniß und das ausschließliche Recht, in dem ganzen Schutzgebiete herrenloses Land in Besitz zu nehmen; die Ordnung der Rechtspflege, der Schutz der Eingeborenen und die Beziehungen zwischen dem Schutzgebiete und fremden Regierungen blieben dem Reiche vorbehalten und sollten durch Reichscommissäre wahrgenommen werden. Der Schutzbrief erlaubte auch, daß der Besitz auf Neu-Guinea „Kaiser-Wilhelms-Land" und die Inselgruppe Neu-Britannien künftig „Bismarck-Archipel" genannt werde.

So war also der deutsche Besitz in der fernen Südsee zu Ende des Jahres 1884 gewonnen und im April 1885 völkerrechtlich gesichert. Sehen wir uns nun die erworbenen Länder, welche zusammen an Flächenraum mehr als die Hälfte des Königreichs Preußen betragen, etwas näher an. Wir werden sehen, daß es überaus fruchtbare Inseln, reich an großen Naturschönheiten sind, daß aber ihre Bewohner zu den wildesten Menschen unserer Erde gehören. Beginnen wir mit einer Fahrt durch den Bismarck-Archipel.

2. Uebersicht des Bismarck-Archipels.

Von der Insel Bougainville, der nördlichsten unter den großen Inseln der Salomons-Gruppe, erreichen wir in nordwestlicher Fahrt Neu-Mecklenburg, in westlicher Fahrt Neu-Pommern, die beiden größten Inseln des Bismarck-Archipels. Neu-Mecklenburg hieß früher Neu-Irland, Neu-Pommern Neu-Britannien; der Name wurde durch kaiserliche Ermächtigung vom 30. November 1885 verändert, und eben damals erhielt die Herzog-York-Gruppe die Benennung Neu-Lauenburg. Neu-Mecklenburg mag etwa 200 km, Neu-Pommern 300 km von der Insel Bougainville entfernt sein.

Die Gruppe erstreckt sich vom 8.° südlicher Breite bis hart an den Aequator und liegt zwischen dem 141. und 154.° östlicher Länge; der Gesammtflächenraum wurde schon früher (S 99) als etwas größer angegeben denn die beiden Provinzen Rheinland und Westfalen.

Wahrscheinlich waren schon im 16. Jahrhundert spanische Seefahrer die Entdecker dieser Inseln; jedenfalls sahen 1616 die Niederländer Le Maire und Willem Schouten ihre Küsten. 1643 segelte der berühmte Tasman von Neu-Hannover nach Neu-Guinea, war aber noch von dem Irrthum befangen, diese Inseln seien nur Vorgebirge des großen Papualandes. Erst die Reisen Dampiers (1700) und Carterets (1767) gaben ein klareres Bild der Inselgruppe, das von den folgenden Forschungsfahrten der Franzosen Bougainville (1768), d'Entrecasteaux (1792) und Dumont d'Urville (1827) in vielen Punkten ergänzt wurde. In jüngster Zeit haben auch die deutschen Kriegsschiffe „Habicht", „Ariadne", „Gazelle", „Elisabeth" werthvolle Messungen vorgenommen. Trotzdem bleibt noch viel zu thun übrig. Nicht nur das Innere der Inseln ist noch so gut wie ganz unerforscht, sondern auch die Küsten, die vielen kleinen Inseln und Riffe müssen noch viel genauer vermessen und untersucht werden. Ja Bischof Couppé, der Apostolische Vikar von Neu-Pommern, schrieb noch 1891: „Die Karte dieser Inseln ist keineswegs vollständig, und man kann sagen, daß, mit Ausnahme der durch Eis versperrten Polargegenden, die Inseln von Melanesien, deren Mittelpunkt Neu-Guinea bildet, in jeder Beziehung die am wenigsten bekannten unserer Erde sind. Die genaue Lage von manchen unter ihnen, ihre Küsten, ihre Beschaffenheit, der Reichthum ihres Bodens, ihrer Pflanzen- und Thierwelt, namentlich aber die Verschiedenheit der Rassen ihrer Bewohner, deren Sprachen, Glauben, Sitten — das alles wird den gelehrten Forschern noch viel Arbeit machen. Dieser Winkel des Stillen Weltmeeres ist gleichsam eine neue Welt, die noch immer der Erforschung und Eroberung harrt. Nicht die glühenden Sandwüsten Mittelafrika's, nicht die Eiswälle der Polargegenden, ja nicht einmal die zahlreichen Felsriffe der Südsee bilden bei diesen Inseln das Hinderniß ihrer Erforschung, sondern die Bosheit und die in trauriger Weise bekannte Barbarei ihrer Bewohner."

„Die Tiefenmessungen," sagt Msgr. Couppé weiter, „wie der allgemeine Anblick dieser Inseln, die eine von Nordwest nach Südost gerichtete Kette bilden, beweisen, daß dieselben geologisch eng mit Neu-Guinea verbunden sind und die Fortsetzung seiner Bergketten bilden. Einige kleine und niedere Koralleninseln abgerechnet, scheinen sie aus Urgestein und vulkanischen Gebilden zu bestehen. Hohe Berge durchziehen sie; zahlreiche Feuerspeier, die einen erloschen, die anderen noch thätig, oft sich wiederholende Erdbeben, Verschiebungen des Bodens, plötzliche Wallungen des Meeres, das sich in Verderben bringenden Wogen erhebt, und eine starke Schichte von Bimsstein an den Küsten verkünden die Anwesenheit eines mächtigen vulkanischen Herdes. Im Jahre 1887 stürzte am Westende von Neu-Pommern ein alter Krater ins Meer; die gewaltige Woge, welche die plötzliche Verdrängung einer solchen Wassermasse erzeugte, verursachte an den benachbarten Küsten großen Schaden; eine Gesellschaft deutscher Forschungsreisenden verunglückte, und die in Finsch-Hafen, an der Küste von Neu-Guinea, vor Anker liegenden Schiffe wurden auf den Strand geworfen. Fast gleichzeitig erfolgte im Salomons-Archipel ein ähnliches Ereigniß; dort kamen viele Eingeborene in den Wogen um, und eine europäische Station wurde zerstört.

„Die Passatwinde, hier Monsun genannt, herrschen und wehen während sechs Monaten von Südost und während der übrigen

sechs Monate, d. h. während der Regenzeit, von Südwest. Das ganze Jahr hindurch wechselt die Tagestemperatur zwischen 28 und 34° C. An den Küsten herrscht das Malariafieber. Nach der Blutgier der Eingeborenen ist dasselbe der gefürchtetste Feind der Europäer. Es liegt aber begründete Hoffnung vor, daß die Hochebenen im Innern gesund seien und einen angenehmen Aufenthalt bieten werden.

„Vom Meere aus gesehen, übertreffen diese Eilande alles an Schönheit. Die hohen Berge, deren Gipfel sich in Wolken hüllen und deren Flanken von dunkeln Wäldern mit mehr als 50 m hohen Bäumen bedeckt sind; die tief eingeschnittenen, wasserdurchrauschten Thalgründe, welche mit grünen Wiesenflächen wechseln; da und dort in den Waldlichtungen verstreute Anpflanzungen der Eingeborenen, Buschwerk und Kokoshaine, aus denen leichte Rauchsäulen emporkräuseln und unter denen sich die Dörfer verbergen (vgl. untenstehendes Bild) — das alles bietet ein großartiges und wechselreiches Schauspiel. Uebrigens läßt schon ihre Lage zwischen Neu-Caledonien und Holländisch-Ostindien vermuthen, daß ihr Boden ähnliche Mineralschätze und ähnliche Fruchtbarkeit besitze wie diese so schönen und reichen Gegenden.

„Der Reichthum an Kokospalmen allein schon könnte die Grundlage eines bedeutenden Handels mit Kokosnüssen sein. In dieser Absicht haben auch schon drei angesehene Handelshäuser an der Blanche-Bai und auf der Gazellen-Halbinsel im Osten Neu-Pommerns Niederlassungen gegründet. Sie führen jährlich an 1500 Tonnen (à 20 Centner) Kopra (d. i. getrocknete Kerne von Kokosnüssen) aus, aus denen in Europa Oel gewonnen wird, und diese Masse könnte leicht verzehnfacht werden, wenn der Verkehr

Dorf in Neu-Pommern.

mit den Eingeborenen nur weniger gefährlich wäre. Der Boden eignet sich für alle tropischen Pflanzungen. An der Blanche-Bai sind bereits Baumwollen- und Kaffeepflanzungen in eifrigem Betrieb und beschäftigen an 300 schwarze Arbeiter, die man von den Salomons-Inseln bezieht; andere Plantagen sollen in der Nachbarschaft demnächst angelegt werden. Einen überaus wichtigen Ausfuhrartikel bildet auch der Guano von den Admiralitäts-Inseln, wo sich reiche Lager dieses kostbaren Düngers vorfinden.

„Deutschland hat also sehr klug daran gethan, diese schönen Länder seinem Kolonialgebiet einzuverleiben, und schon hat es Hand ans Werk gelegt, um die Kolonisation derselben durch eine Handelsgesellschaft, der die vortheilhaftesten Bedingungen eingeräumt sind, in Angriff zu nehmen. Finsch-Hafen an der Nordküste von Neu-Guinea oder Kaiser-Wilhelms-Land ist der Wohnort des kaiserlichen Commissars und der Mittelpunkt der Thätigkeit dieser Gesellschaft. Von dort aus vermitteln zwei Dampfer alle sechs Wochen den Verkehr mit dem Bismarck-Archipel, den verschiedenen Stationen und Java. Wohl tausend schwarze Arbeiter, die sich freiwillig auf drei Jahre verpflichtet haben und die auf den verschiedenen Inseln des Vikariats Neu-Pommern angeworben werden, sind in den Pflanzungen der Gesellschaft beschäftigt. Augenblicklich pflanzt man vor allem Tabak, der von einer ganz vorzüglichen Güte zu sein scheint und zu Deckblättern für Cigarren verwendet wird. Durch die Verwendung der Eingeborenen als Arbeiter hofft man sich nach und nach den Weg in das Innere der Inseln zu bahnen und neue Arbeitsfelder zu eröffnen. Wie ich hoffe, wird das alles auch der Ausbreitung des Evangeliums zu gute kommen. Uebrigens ist die Kolonialverwaltung klug genug, einzusehen, daß die Religion zur Zähmung und Gesittung dieser armen Wilden nothwendig ist; so zeigt sie sich denn auch ganz

bereit, uns die größte Freiheit zur Ausübung unseres heiligen und wohlthätigen Berufes zu gewähren.

„Auf allen Punkten, die bis jetzt von Europäern besucht wurden, traf man eine dichte Bevölkerung; da es aber bis jetzt unmöglich war, in das Innere vorzudringen, läßt sich auch selbst eine annähernde Schätzung kaum machen. Die Geographen stimmen hierin auch keineswegs überein; einige schätzen die Einwohnerzahl auf 300 000, andere auf 900 000 oder eine Million. Ich", schreibt Bischof Couppé, „neige mich der Annahme der letzteren zu, indem mir die Bevölkerung von Ilavolo als Maßstab dient."

3. Eine Fahrt durch die deutsche Inselgruppe.

Neu-Pommern, die größte Insel der ganzen Gruppe, zieht sich in einer Länge von etwa 450 km sichelförmig von West nach Nord und hat einen Flächenraum von fast 25 000 qkm, kommt also an Größe der Provinz Sachsen ziemlich nahe. Die Küste bietet viele und geräumige Buchten, von denen manche vortreffliche Ankerplätze sind. Namentlich berühmt ist die Blanche-Bai (vgl. das Bild S. 155) an der Nordostküste, die Open-Bai an der Nordküste, ihr gegenüber an der Südostküste die Spacious-Bai und so noch viele andere schöne Einbuchtungen. Viele, theils umfangreiche kleinere Inseln lagern sich um das Hauptland, namentlich auf der Nordseite, wo die Inseln Duportail, Jenkins, Dufaur, Giquel und Villaumez zu nennen sind. Auch hier treffen wir an der Küste vielfach gefährliche Korallenriffe, dann Mangrovesumpf und üppig wuchernden Tropenwald. Bald hebt sich der Boden, und bedeutende Berge, zwischen die sich wohlbewässerte Thalgründe einschieben, heben sich kühn himmelan. Ihre Kämme und Gipfel, die sich oft in Wolken hüllen, begrenzen den Gesichtskreis. Die meisten scheinen vulkanischen Ursprungs, theils erloschene, theils noch thätige Feuerspeier. Als Wilfried Powell vor 10 Jahren von den „französischen Inseln" aus, einer kleinen Gruppe nördlich von Neu-Pommern unter dem 4.° südlicher Breite, sich Cap Gloucester, der Nordwestspitze Neu-Pommerns,

Die zwei Vulkane, genannt „Vater und Sohn", von der Insel Duportail aus gesehen.

näherte, sah er mächtige Rauchwolken über der Insel schweben, welche die Gipfel der Berge ganz verhüllten. Er meint, es seien wohl hundert oder noch mehr kleinere und größere Vulkane gewesen, welche Rauch und Feuersäulen ausspieen. In der Dunkelheit habe der Anblick überwältigend gewirkt. Die Flammen schienen die Bergspitzen zu verhüllen, ihr Licht habe so stark geleuchtet, daß man bei demselben lesen konnte, und die Luft war so mit Asche gefüllt, daß man kaum habe athmen können. Das Getöse, das die Ausbrüche begleitete, glich dem ununterbrochenen Rollen des Donners. In der Nähe der Insel Duportail, an der Nordküste, erheben sich der 1200 m hohe „Vater" (vgl. obenstehendes Bild) mit dem 900 m hohen „Südlichen Sohn", beide thätige Vulkane; der 500 m hohe „Nördliche Sohn" (vgl. dasselbe Bild) scheint erloschen zu sein. An der Blanche-Bai ragt die „Mutter" empor, ebenfalls ein früherer Vulkan, dessen 750 m hoher Krater mit einem Süßwassersee gefüllt ist, der mit dem Laacher See Aehnlichkeit hat. Derselbe hat weder regelmäßigen Zufluß noch Abfluß; er ist fischreich, und Powell will in ihm bei 900 m Tiefe noch keinen Grund gefunden haben. Am Fuße der „Mutter" liegen ein kleiner noch thätiger und zwei erloschene Vulkane nebst einer heißen Quelle. Auch hier war Powell Zeuge eines Ausbruchs. Als er an den gegenüberliegenden Herzog-York-Inseln verweilte, war eines Morgens die ganze See mit Bimssteinen bedeckt, so daß es schien, als könnte man über dieselbe trockenen Fußes nach Neu-Pommern hinübergehen. Powell bestieg den Krater der „Mutter" und blickte von ihm aus auf den tiefer liegenden kleinen Vulkan, der in voller Thätigkeit war; auch in der Blanche-Bai hatte sich ein kleines Inselchen etwa 20 m über den Wasserspiegel emporgehoben, und in seiner Mitte brodelte ein Krater voll siedenden Wassers. In der Dunkelheit war der Anblick des Feuerspeiers schauerlich: „Jeden Augenblick erbebte die Erde, und dann schienen ihre Eingeweide durch den Kraterschlund emporgeschleudert zu werden. Gewaltige, rothglühende Blöcke von der Größe eines mäßigen Hauses flogen hoch in die Lüfte, platzten wie Raketen

und fielen zischend in die See. Dann lohten blendend helle Flammen auf, bald wieder in sich zusammensinkend und in einem blauen düstern Schwefellichte nachleuchtend, während über dem Krater und der ganzen Gegend eine schwere dunkle Wolke hing, die von den dicht niederfallenden glühenden Steinen durchzuckt wurde. $3^1/_2$ km weit war in der Windrichtung aller Pflanzenwuchs vernichtet."

Powell beschreibt uns aber nicht bloß die Schrecken der Vulkane, sondern auch die Pracht und den Reichthum der Ufergegenden Neu-Pommerns. Ganz besonders zeichnen sich die Nordwestküsten der Gazellen-Halbinsel durch ihr üppiges Wachsthum aus. Da traf er Haine von Kokospalmen, Brodfruchtbäumen, Bananen und andere Bäume mit kostbaren Früchten. Zierliche Betelnußpalmen erhoben ihre Wipfel über die Waldbäume. 3 bis 4 km landeinwärts erstreckte sich eine fruchtbare, starkbevölkerte Ebene; große Bananenpflanzungen der Eingeborenen traten bis hart an die Küste heran; im Innern erhoben sich bewaldete Hügel und Berge. „Es ist ein liebliches Stück Erde," sagt Powell, „diese Küste mit ihren vielen Palmenhainen und größeren und kleineren Dörfern, während nach dem Innern zu bedeutende, manchmal mit buntfarbigen Büschen und Bäumen belebte Höhen dem Blicke sich bieten."

Eine wundervolle Uferlandschaft beginnt beim Cap Corroka in der Nähe der Open-Bai, wo mehrere Flüsse münden. Powell fuhr einen derselben, den Unamula, der einen schon von der Küste aus sichtbaren herrlichen Wasserfall bildet, eine weite Strecke durch eine von dem üppigsten Wachsthum der Tropen geschmückte Gegend

Dorf Matupi an der Blanche- oder Weißen Bai.

hinauf. „Palmen und Farrenkräuter tauchten ihre zierlichen Blattwedel in den Wasserspiegel; Schlingpflanzen mit den glänzendsten Blumen hingen von den Baumästen nieder; niedrige Büsche und Stauden leuchten im wundervollsten Farbenschmelz. Bunte Vögel aller Art wiegen sich im Gezweig, weiße und blaue Königsfischer, winzige, farbenschillernde Cinnyriden, kreischende Papageien u. s. w. Der schrille Ton der Großfußhühner tönte aus einiger Entfernung herüber, und alles überschreit die rauhe Stimme der Nashornvögel, die mit rauschendem Fluge das Dickicht aufsuchen. Schaaren wilder Tauben umflattern einzelne Wipfel, und ihr Girren mischt sich in die Zaubermusik des Tropenwaldes." An mehreren wasserreichen Nebenflüssen vorbeisteuernd, erreichte Powell endlich den Fall des Unamula (vgl. das Bild S. 157), der über 100 m in ein von ihm selbst ausgewaschenes Becken niederstürzt. Der Anblick des inmitten der herrlichsten Pflanzenformen in einer Breite von wohl 40 m in mehreren Absätzen niederrauschenden Wassers ist bezaubernd.

Von einer Durchquerung der Insel und Erforschung der Berge, die ihr Rückgrat bilden, konnte bisher keine Rede sein. Nur mit Axt und Beil wäre es möglich, sich durch das Dickicht der Wälder Bahn zu brechen. Die Ausfuhr des Sandelholzes und anderer kostbaren Holzarten wird mit der Zeit dazu führen, daß Wege durch den Urwald geschlagen werden.

Unter der Thierwelt Neu-Pommerns begegnen wir mehreren nahen Verwandten der Thiere, die wir in Australien kennen lernten und auf den übrigen Inseln Mikronesiens nicht gefunden haben so ein Dingo, ein Känguruh, verschiedene andere Beutelthiere

und auch ein Kuskus. Auf der Insel Timor haben wir bei unserer Fahrt durch Asien bereits ein solches Thier gesehen. Ferner kommen hier Babirussas, wilde Schweine, vor wie auf den Neuen Hebriden. Die Hausthiere der Eingeborenen sind auch hier Schweine, Hunde und Hühner. Zahlreiche Krokodile machen die Flüsse unsicher, Schlangen gibt es überall. Das Meer ist reich an Schildkröten, und das Schildpatt bildet einen nicht unbedeutenden Handelsartikel; auch schmackhafte Fische liefert es in Menge. Unter den Insecten gibt es manche recht lästige, manche sind aber auch durch den Glanz ihrer Farben wahre Wunderwerke der Schöpfung; einige Schmetterlinge Neu-Pommerns zählen zu den schönsten der Welt.

Da unsere Beschreibung Neu-Pommerns so ziemlich auch für die übrigen Inseln der ganzen Gruppe Geltung hat, brauchen wir uns bei den einzelnen nicht mehr so lange aufzuhalten. Im Nordosten Neu-Pommerns, der Blanche-Bai gegenüber, treffen wir zunächst auf die kleine Gruppe der Herzog-York-Inseln, oder auf „Neu-Lauenburg", wie sie jetzt genannt werden. Alle acht Inseln zusammen haben nur einen Flächenraum von 58 qkm. Die größte dieser Inseln, Amakala, ist etwa eine Stunde lang. Wichtiger ist das kleine Mioko, weil daselbst schon im Jahre 1878 das deutsche Kriegsschiff „Ariadne" eine Kohlenstation für die deutsche Flotte anlegte. Ebendaselbst errichtete das Handelshaus Hernsheim die erste deutsche Factorei auf diesen Inseln.

Neu-Mecklenburg ist durch den St.-Georgs-Kanal von Neu-Pommern getrennt. Von den Eingeborenen wird es Tombara genannt. Die Insel zieht sich in einem nach Westen offenen Bogen von Süden nach Nordwesten und hat eine Länge von etwa 370 km bei einer durchschnittlichen Breite von 30 km. Der Flächenraum beträgt 11 690 qkm, so daß sie dem Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin an Größe ziemlich nahe kommt. Das Gebirge, welches die Insel durchzieht, erreicht im Süden, der Gazellen-Halbinsel gegenüber, seinen Höhepunkt. Dort steigen die Berge steil bis etwa 2000 m, also über Pilatushöhe, empor. Wie in Neu-Pommern, so ist auch hier das Innere mit dichtem Urwald, die Küste mit Hainen von Kokospalmen bedeckt; Pflanzen- und Thierwelt sind ebenfalls dieselben. Zu Neu-Mecklenburg gehören die an der Ostküste gelegenen Fischerinseln und St. Jan, welches vom 3. südl. Breitegrade durchschnitten wird. Im Süden der Insel wohnt der dunkle Menschenschlag Neu-Pommerns; im Norden dagegen eine hellere kupferfarbene Rasse, die wir auch auf Neu-Hannover treffen.

Diese Insel ist 1376 qkm groß, also etwa 150 qkm größer als das Fürstenthum Lippe oder 200 qkm größer als Hohenzollern. Die Byronstraße trennt sie von Neu-Mecklenburg. Auch sie ist im Innern waldig und bergig. Die Mangrovesümpfe an der Küste müssen bei der großen tropischen Hitze — befinden wir uns ja zwischen dem 2. und 3. Grade südl. Breite — der Gesundheit überaus gefährlich sein. Die Eingeborenen sind sehr geneigt, sich fremdes Eigenthum anzueignen, und zudringlich, aber auch muthig und tapfer. Im Norden von Neu-Hannover, zwischen dem 1. und 2. Grade südl. Breite, liegen die Squally- und St. Matthias-Inseln, die man noch sehr wenig kennt.

Westlich von Neu-Hannover treffen wir unter dem 2. Grade südl. Breite und 147.° östl. Länge die schon anfangs des 17. Jahrhunderts von den Holländern entdeckte Gruppe der Admiralitäts-Inseln, welche aus einer Hauptinsel und vielen kleinen Nebeneilanden bestehen. Die Hauptinsel, Boska oder Taui genannt, trägt Berge von 1600 m Höhe und ist vulkanischen Ursprungs; sie hat einen Flächenraum von 1718 qkm. Unter den Nebeninseln trägt eine den schönen Namen Jesus-Maria, ein sicheres Zeichen, daß sie von einem katholischen Seefahrer, einem Spanier wahrscheinlich, entdeckt und benannt wurde; denn während die Holländer und Engländer die Karten mit den Namen ihrer heimischen Länder, Orte, Fürsten, ihrer Schiffe und ihren eigenen Namen füllen, pflegten die Spanier die neuentdeckten Länder, Berge, Inseln, Buchten mit dem Namen Gottes und der lieben Heiligen zu schmücken. Die Insel Jesus-Maria hat nur eine Größe von 110 qkm, die ganze Gruppe (1982 qkm) ist um ein Geringes größer als das Herzogthum Sachsen-Coburg-Gotha. Auf allen Inseln gedeiht die Kokospalme, die Hauptinsel ist von üppigem Pflanzenwuchs bedeckt. Die Eingeborenen pflanzen Sago- und Kokospalmen, Taro, Bananen und Zuckerrohr; ihre Dörfer gewähren einen freundlichen Anblick, indem die Wohnungen von Gärten mit Ziergesträuch umgeben sind. Die Bewohner genossen früher einen guten Ruf; sowohl die älteren Seefahrer als die Mannschaft des „Challenger", der 1875 die Gruppe erforschte, reden nur lobend von der gastfreundlichen Aufnahme, die ihnen zu theil geworden. Dagegen sah sich ein deutsches Kriegsschiff 1883 veranlaßt, strenge Rache an den Bewohnern zu üben. Oft ist leider ein bloßes Mißverständniß, oft auch das früher verübte Unrecht eines modernen Sklavenräubers die Veranlassung, daß die Wilden sich widerspenstig und feindselig benehmen, und daß dann die Granaten der Kriegsschiffe ihre leichten Wohnungen in Brand schießen, um „Achtung vor der Flagge" zu erzwingen, was gewöhnlich bleibende Feindschaft zur Folge hat.

Im Nordwesten der Admiralitäts-Inseln liegen die kleinen Gruppen der Eremiten- und Anachoreten-Inseln und zwischen beiden das Inselchen Boudeuse (10 qkm) und die Echiquiergruppe. Die Eremiten bestehen aus zwölf um ein Korallenriff gelagerten Inselchen, während das größte dreizehnte in der Mitte der durch das Riff gebildeten Lagune liegt. Sie haben zusammen 11 qkm. Noch winziger sind die Anachoreten, die nur $3^1/_2$ qkm messen. Sie liegen nur etwa 90 km südlich vom Aequator. Die Bewohner, die mit den nördlich gelegenen Karolinen trotz der Entfernung von etwa 800 km auf ihren schwachen Fahrzeugen verkehren, sind durch frühere Menschenjagden gegen die Europäer sehr scheu geworden. Ganz dasselbe gilt von den Bewohnern der etwa 50 qkm großen Echiquier- oder Ninigo-Inseln, die bei der Annäherung der „Gazelle" alsbald ihre Dörfer und all ihr Hab und Gut preisgaben und sich auf unzugängliche Felseninseln flüchteten. Noch weiter westlich liegen die Matty-, Dourour- und Tiger-Inseln, zusammen nicht viel über 50 qkm.

Südwärts, längs der Küste Neu-Guinea's steuernd, treffen wir der Reihe nach die Schouten-, Vulkan-, Dampier-, Long- und Rook-Inseln, welch letztere nur durch die Dampier-Straße von Neu-Pommern getrennt ist, und somit haben wir die verschiedenen Gruppen des deutschen Besitzes auf unserer Rundfahrt berührt.

Wir wollen nun aus dem Munde des Apostolischen Vikars von Neu-Pommern, das am 1. Mai 1889 gegründet wurde und dem alle diese Inseln unterstellt sind, eine Sittenschilderung ihrer Bewohner vernehmen. Wir werden finden, daß unsere Landsleute vom Bismarck-Archipel noch gar sehr der Gesittung bedürfen, und daß es noch vieler Mühe seitens der Glaubensboten bedarf, bis dieselben ein menschenwürdiges Leben und das Gesetz Jesu Christi annehmen.

4. Die Bewohner Neu-Pommerns.

„Die vorherrschende Rasse", sagt Msgr. Couppé, „bilden die Papua von Neu-Guinea. Ihre Hauptmerkmale sind üppiges Kraushaar, tiefbraune, aber nicht schwarze Haut, kurze, an der Wurzel breite Nase,

schwarze Haare, ein schiefzähniges Gebiß (prognath), mittlere, gut proportionirte Gestalt. Aber trotz des Vorherrschens dieser Kennzeichen gibt es doch unter den verschiedenen Inseln, ja selbst auf einer und derselben Insel bedeutende Abstufungen, was die Farbe, die Gesichtsform und den Körperbau angeht. An manchen Orten glaubt man Spuren der Malayen, der Polynesier und der Australneger zu finden.

„Die Hauptnahrung liefert ihnen das Pflanzenreich; sie besteht aus verschiedenen Knollenfrüchten, wie Taros, Ignamen, süßen Bataten, dann aus einigen Bananen, Zuckerrohr und einigen anderen einheimischen Früchten. Dazu kommen mitunter Fische, Schweine- oder Hundefleisch, selten ein Känguruh oder ein Kasuar. Von Hungersnoth wissen sie nicht viel; denn der Boden ist so fruchtbar, daß er ihnen, auch wenn sie nur ein oder zwei Tage in der Woche etwas arbeiten, eine überreiche Ernte einbringt. Ihr Cannibalismus kann also seinen Grund nicht im Hunger, sondern einzig und allein in ihrem Wahnglauben und ihrer Wildheit haben.

Fall des Unamula.

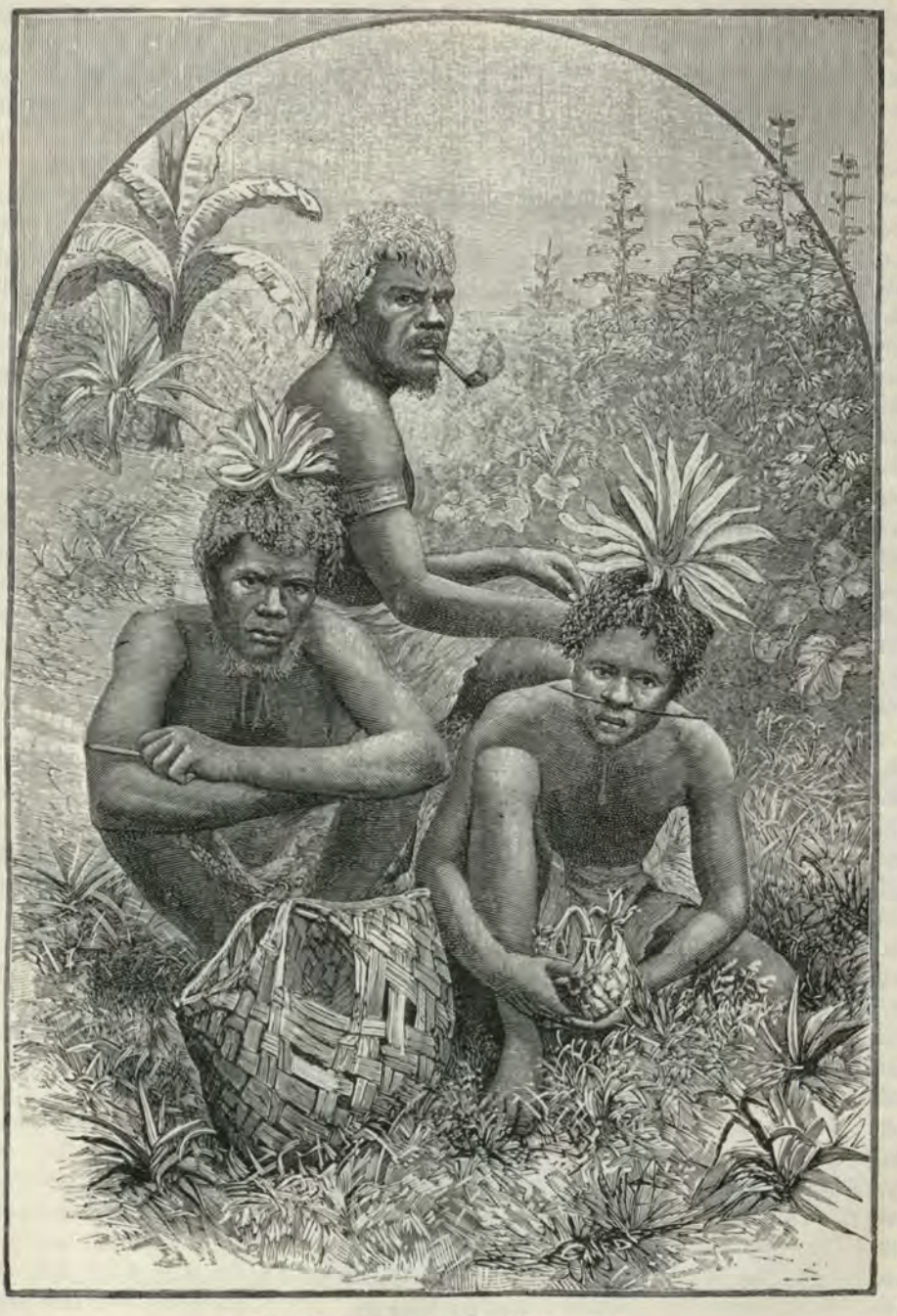
„Wenn die Kleidung ein Gradmesser der Gesittung ist, so müssen die Bewohner Neu-Pommerns auf einer sehr niedrigen Stufe stehen. Beide Geschlechter gehen nämlich in empörender Weise unbekleidet. Doch lieben sie einigen Schmuck, und ihre lächerliche Gefallsucht ist stolz auf einige Armbänder aus Muscheln, welche sie über den Ellenbogen oder an der Handwurzel tragen, auf ein durch die Nase gebohrtes Stäbchen, auf Ohrgehänge, auf ihr wohlgeöltes und verschieden gefärbtes Haar, auf einen Federbusch auf dem Kopfe u. s. w. Das ist ihr Festputz. Auch haben sie die Gewohnheit, sich zu tätowiren, namentlich auf den Admiralitäts- und Salomons-Inseln."

„Die Kanaken wohnen in Hütten aus Gras und Röhricht. Auf Neu-Pommern sind dieselben oft so niedrig, daß man darin nicht aufrecht stehen kann, und so enge, daß man mit ausgestreckten Armen beide Wände berührt. ‚Wozu sollen wir uns Mühe geben, große Häuser zu bauen,' sagen sie, ‚da wir sie doch nur des Nachts bewohnen und da sie uns im Kriege so oft niedergebrannt werden?' Die Kanaken leben nicht in großer Anzahl in Dörfern zusammen; in Gruppen zu drei und vier sind ihre Hütten über das Land hin verstreut; gewöhnlich stehen diese auf der Spitze eines mäßigen Hügels im Schatten von Kokospalmen in der Mitte eines saubern Hofes, der von einem Palissadenzaune umgeben ist und in dessen Nähe sich die Anpflanzungen befinden. Eine solche Gruppe nennen sie ‚Gaunan', was sich mit unserem ‚Weiler' deckt.

„Die Kanaken leben von ihrer Arbeit; sie sind Ackerbauer. Jeder hat seine Pflanzungen, die eifrig besorgt werden und in denen sie die oben genannten Früchte ziehen. Der Männer Sache ist es, den Boden umzubrechen und die Pflanzung anzulegen; die Weiber müssen sie dann im Stand halten und die Früchte ernten. Sie verstehen auch einige Gewerbe; sie bauen Pirogen, verfertigen Reusen und Netze, Waffen und Schmucksachen. Mit einer gewissen Kunstfertigkeit schnitzen sie die Hölzer, welche das Vordertheil und Hintertheil ihrer Schiffe verzieren sollen, und stellen darauf inmitten vielfach verschlungener und gefälliger Schnörkel Vögel, Fische und menschliche Gestalten dar. Ganz besonders gut verstehen sie, in weichen Stein und Holz ihre Götzen zu schnitzen, namentlich eine große heilige Schlange, die man nur den Blicken der Eingeweihten bei den nächtlichen Ceremonien der ‚Malira' enthüllt; ferner Masken, mit denen sich die Mitglieder der Gesellschaft Duckduck bei ihren Tänzen vermummen, Standbilder eines plumpen und unreinen Götzen, der bei den geheimen Orgien der Gesellschaft Ainiet eine Rolle spielt. Diese Schnitzereien sind eine sehr schwierige Arbeit und werden aus einem einzigen Blocke verfertigt. Auf einigen Inseln versteht man sogar, Gewebe- und Töpferarbeiten herzustellen. Uebrigens sind diese Wilden geistig recht gut veranlagt; namentlich die Kinder lernen ebenso rasch

wie die Kinder in den Schulen Europa's, und die Männer, welche von den Weißen als Arbeiter verwendet werden, zieht man ihrer Geschicklichkeit und Thatkraft wegen den Schwarzen aus anderen Gegenden vor. Unter dem Einflusse unserer heiligen Religion hoffen wir, sie zu ausgezeichneten Arbeitern und Handwerkern heranzuziehen.

„Eine der größten Schwierigkeiten in unserer Mission besteht in der Verschiedenheit der Sprachen. Die Bewohner der verschiedenen Inseln, ja manchmal verschiedener Bezirke einer und derselben Insel verstehen sich oft nicht. Man nimmt freilich an, daß die Mehrzahl dieser Sprachen große Aehnlichkeit habe; ich glaube aber nicht, daß sich eine solche zwischen der Sprache Neu-Pommerns und jener der Salomons-Inseln finde. Die Sprache von Blavolo wird an der Blanche-Bai und vermuthlich auf der ganzen Gazellen-Halbinsel gesprochen; man trifft sie etwas verändert auf den Herzog-York-Inseln, und viele ihrer Worte sind auch auf Neu-Mecklenburg gebräuchlich. Diese Sprache von der Blanche-Bai klingt sanft, ist einfach, regelmäßig, logisch, bezeichnend und reich. Sie ist in jeder Hinsicht eine schöne Sprache und steht nach meiner Meinung in mancher Beziehung keiner europäischen Sprache nach.



Drei Eingeborene von der Weißen Bai.

„Im folgenden versuche ich einen Ueberblick der religiösen Anschauungen, wie sie sich zu Blavolo und in seiner Umgebung finden. Es gibt zwei mit schöpferischer Macht ausgerüstete Wesen; das eine heißt To-kambinana, was soviel als ‚weises Wesen' oder ‚Weisheit' bedeutet; das andere nennen sie To-Korvuvu, welches Wort offenbar aus korkor (schwarz) und uvu oder ubu (kämpfen, morden) zusammengesetzt ist. Diese beiden Wesen sind Brüder und besitzen gleiche Macht; sie haben immer existirt und die Erschaffung der Welt so unter sich vertheilt, daß der eine von ihnen eine bestimmte Art Wesen ins Dasein rief, der andere die übrigen. To-kambinana ist gut, großmüthig, wohlthätig, er liebt die Menschen, beschützt sie und sucht ihnen Wohlthaten zu erweisen; To-korvuvu im Gegentheil ist verkehrt und böse; er durchkreuzt die guten Absichten seines Bruders; er bekämpft die Menschen und sucht ihnen zu schaden.

„Unter manchen anderen kindischen Märchen, die von diesen beiden Wesen handeln, erzählt man auch das folgende: Eines Tages wollte To-kambinana die Menschen mit Fischen beschenken. Er flocht also eine Reuse und senkte sie ins Meer. Im Dunkel der Nacht aber kam der böse To-korvuvu, zog sie heraus und zertrümmerte sie mit gewaltigen Schlägen. Als To-kambinana am andern Morgen gewahrte, was geschehen war, beschied er seinen Bruder vor sich, warf ihm mit bitteren Worten sein Betragen vor und entließ ihn mit einem vor Zorn flammenden Blicke. — Ein anderes Mal sagte To-kambinana zu seinem Bruder: ‚Gehe und suche die Menschen und sage ihnen, wer grünes Holz beim Brandopfer brenne, solle leben; wer dürres Holz brenne, solle sterben.' To-korvuvu begab sich also zu den Menschen, gab ihnen aber gerade den verkehrten Befehl. Als To-kambinana dahinter kam, schalt er ihn aus.

„Die folgende Erzählung erinnert an die Geschichte vom Sündenfalle der Stammeltern. Eines Tages, erzählen sie, ging ein Mann an einem Orte vorüber, den sie uns genau zeigten. Derselbe ist nur wenige Schritte von unserem Hause (vgl. das Bild S. 160) entfernt und gehört zu unserem Eigenthum. Da gewahrte er eine

ungeheure Schlange von der Dicke eines Armes um einen Baum gewickelt. In dieser Schlange war der Teufel. Mit einem Schwunge stürzte sie sich auf den Menschen, umstrickte ihn und tödtete ihn. Seit diesem Vorfalle, sagen sie, sei dieser Ort verflucht und verwunschen; wer daselbst einen Schluck Wasser trinke oder eine Frucht esse, sei des Todes. Dieser Ort ist allbekannt und allgefürchtet; man nennt ihn nach dem Namen der Schlange Akáïa, d. h. böse, verrucht, verwunschen. Wir haben daselbst für unsern Gebrauch einen Brunnen gegraben; aber die Kanaken wollen um keinen Preis daraus trinken. Merkwürdigerweise hat jedes Dorf seinen Akáïa, von dem man die gleiche Geschichte erzählt. Es ist ihnen übrigens so natürlich, die Idee des Teufels und der Schlange miteinander zu verbinden, daß sie den Teufel nach einer Schlangenart tambaran nennen.

„Ganz allgemein verbreitet und von niemand bezweifelt ist der Glaube an die Fortdauer, Unsterblichkeit und geistige Natur der Seele; aber das Paradies denken sie sich sehr sinnenfällig. Nach ihrer Meinung gehen die Seelen der Reichen und Häuptlinge nach dem Tode an einen Ort, wo sie selig sind, in dem sie nach Lust rauchen, schmausen und sich unterhalten. Die Seelen der Armen dagegen bleiben in ihrem Dorfe; da hört man sie nächtlicherweile seufzen und sich voll Traurigkeit beklagen, und sie erscheinen ihren Anverwandten, um diese zu erschrecken. Damit aber der Reiche im andern Leben glücklich sei, muß seine Familie viel Divara (so heißt das landesübliche Geld, das aus kleinen, an Schnüre gereihten Muscheln besteht) vertheilen, zu seiner Ehre Tänze veranstalten, Schmausereien und Feste geben. Ohne daß man von den Schätzen, die er hinterließ, also reichlich austheile, könne auch die Seele eines Vornehmen nicht glücklich werden und würde ihre Angehörigen quälen. Ihre Hoffnung auf eine zukünftige Glückseligkeit beruht mithin einzig auf ihrem Reichthum. Man kann sich nicht denken, welche Mühe sie sich geben und welchen Entbehrungen sie sich ihr ganzes Leben lang unterziehen, um sich solches Muschelgeld zu ersparen und dasselbe zu vermehren. Möchten sie doch bald begreifen, daß das einzige ‚Divara', welches nach dem Tode Werth hat und um das man den Himmel erkaufen kann, die göttliche Gnade ist! Wenn sie auf diese ihre Liebe zum Geld übertrügen, würden sie Heilige.

Verschiedene Typen von Eingeborenen Neu-Pommerns.

„Ein anderer Glaubensartikel, der bei ihnen ebenso fest eingewurzelt ist und einen außerordentlichen Einfluß auf das Leben und die Sitten dieser Völker übt, ist der Glaube an das Dasein böser Geister. Ihnen zufolge sind die Teufel oder tambaran (ein Wort, das auch ‚armer Unglücklicher' oder ‚Leidender' heißt) insgesammt böse, trügerische und Uebles wirkende Geister, die sich ohne Unterlaß Mühe geben, uns zu schaden. Krankheiten, Tod, Ungewitter und überhaupt jedes Unglück wird ihnen zur Last gelegt. Die Zahl der bösen Geister ist Legion; sie hausen überall, ganz besonders in den Wäldern, in den Einöden und in den Tiefen des Meeres. Ebenso glauben sie an Zauberer und Hexenwerk, auch daß es verschiedene Arten böser Geister gebe, und sie haben für alles Mögliche eigene Zauberer und Zaubermittel. Wie sie Zauberer haben, die einen behexen können, so haben sie auch wieder Schwarzkünstler, welche den Zauberbann lösen, Krankheiten heilen, Regen und gutes Wetter machen, kurz in tausenderlei Mißlichkeiten helfen können. In alledem

ist das eine weitaus am klarsten, daß nämlich die Hexenmeister aus ihrem Handwerke großen Nutzen ziehen. Unter den Teufeln ist einer, der A-toï (Männchen) heißt; das ist der Geist der Unreinigkeit. Offenbar wollen sie diesen Geist durch das Standbild Aiviet darstellen, von dem ich oben redete, und das sie den Blicken der Eingeweihten bei ihrem geheimen Götzendienst enthüllen; diese Eingeweihten heißen A-ten a-toï (Zauberer des Dämons A-toï), und sie behaupten, von ihren Götzen eine ganz abscheuliche Gewalt zu empfangen.

„Dieser Glaube an das Dasein der Teufel und ihre Macht hat die armen Leute, anstatt sie zu bewegen, den Schutz ihres Schöpfers, des wohlthätigen To-kambinana, anzurufen, vielmehr dazu gebracht, daß sie den eigentlichen Teufelsdienst an Stelle des Dienstes Gottes setzten, und ihnen eine Unzahl plumper, erniedrigender und sinnloser abergläubischer Bräuche aufgebürdet; ich würde kein Ende finden, wollte ich sie alle aufzählen. Ganz folgerichtig machte er sie überaus mißtrauisch, unruhig, unglücklich und hält sie in beständiger Furcht, welche wie ein Bleigewicht ihr Leben belastet und sie zu wahren Sklaven des Teufels macht. Auf Schritt und Tritt fürchten sie irgend eine Zauberei. So z. B. wagen sie niemals, auch nicht in unserer Gesellschaft, in einem fremden Dorfe, wo sie weder Verwandte noch Freunde haben, auch nur das Geringste zu genießen; denn man könnte ja, wie sie meinen, die Ueberreste des Mahles nach ihrem Weggange verhexen und ihnen so den Tod auf den Hals schicken. Ebenso hüten sie sich wohl, wenn sie zu Schiff eine Fahrt machen,

Missionsanstalt von Veridni. (S. 158.)

die Ueberbleibsel der Mahlzeit ins Meer zu werfen; sie thun es nur auf hoher See und geben wohl Acht, daß dieselben in die Tiefe sinken; denn wofern die Strömung sie ans Ufer brächte, könnten sie behext werden.

„Ich kann unmöglich alle Sitten und Gebräuche der Kanaken auf der Gazellen-Halbinsel bei der Heirat, bei Geburten und Todesfällen niederschreiben, ebenso wenig als die verschiedenen Arten des ‚Tabu' oder der religiösen Verbote, der Tänze, Gesänge und Feste. Aber die schreckliche Sitte, die sie beim Tode eines Häuptlings beobachten, will ich noch mittheilen.

„Sobald einer derselben den Geist aufgegeben hat, ertönt das dumpfe Rollen des ‚Angaramont', einer Art Trommel, die aus dem Stück eines hohlen Baumstammes besteht und im Tacte geschlagen wird, und verkündet das Ereigniß den umliegenden Dörfern. Dann beginnt für das Dorf des Verstorbenen ein strenges Stillschweigen, ‚Avinamont' genannt. Während eines vollen Monats hört man kein Wort und kein Geräusch als die halb erstickten Seufzer seiner Angehörigen. Dann kommen von allen Seiten schaarenweise die Männer, jeder mit einer Lanze bewehrt, und ziehen stillschweigend an der Leiche vorüber, die mit ‚Divara' (Muschelgeld) fast ganz bedeckt ist, wovon die Familie an die Leute vertheilt. Tags darauf legt man die Leiche, sobald sich die Besucher entfernt haben, in eine offene Piroge, welche man in eine enge Hütte hineinschiebt. Die dem Verstorbenen am nächsten verwandten Weiber müssen diese Todtenhütte betreten; hinter ihnen wird die Thüre vermauert, und so sind sie gezwungen,

in diesem grausigen Gefängniß hart neben dem verwesenden Leichnam zu verweilen, bis dessen Fleisch völlig aufgelöst ist. Die Nahrung empfangen sie durch ein Loch in der Mauer; sie dürfen unter keinem Vorwande hinaus, und so oft sich jemand der Hütte (vgl. untenstehendes Bild) nähert, um den Todten zu beweinen, müssen sie das übliche Klagegeschrei erheben. Wenn eine aus ihrer Zahl stirbt, was nicht selten vorkommt, wird eine Bresche in die Mauer gelegt; man zieht die Todte heraus und schließt die Mauer unbarmherzig wieder, ohne die übrigen herauszulassen. Erst wenn von der Häuptlingsleiche nur mehr das Gerippe übrig ist, öffnet man das Haus und schreitet zum feierlichen Begräbniß. Jetzt folgen Festgelage und Tänze oft mehr als einen Monat hindurch, welche aus dem Reichthume des Verstorbenen bestritten werden. So meinen die Kanaken ihrem Häuptlinge im andern Leben die Seligkeit erkaufen zu können. Die armen Leute! Wie hart drücken sie die Sklavenketten des bösen Feindes! Daß sie doch bald einem andern Herrn dienten und erkennen möchten, wie süß das Joch unseres lieben Heilandes ist! Man kann sich keinen Begriff von der sittlichen Verkommenheit machen, in die sie versunken sind. Ohne den Verstand, den sie in hohem Grade sich bewahrten, würde man sie viel eher für Thiere als für Menschen halten; so sehr ist ihnen das sittliche Gefühl abhanden gekommen.

„Die Kanaken der Gazellen-Halbinsel unterscheiden zwei Kasten: die Kaste der Atemavet und diejenige der Atematan. Die Atemavet sind das eigentliche Stammvolk, die eigentlichen Landsleute, wie schon der Name andeutet; denn avet heißt ‚wir'; die Atematan

Wohnung eines Häuptlings auf Neu-Pommern.

dagegen bilden die Fremdlinge, Einwanderer. Den Ursprung dieser Kasten und die Gründe ihres Fortbestehens weiß niemand genügend zu erklären. Wahrscheinlich rühren sie von der Einwanderung eines fremden Volksstammes her, der neben den Urbewohnern seine Selbständigkeit bewahrte. Gewiß ist, daß die Kanaken einer bestimmten Gegend auch ohne jedes äußere Erkennungszeichen die Atematan von den Atemavet unterscheiden. Ueberdies befolgen sie den unverletzlichen Gebrauch, stets ein Weib aus der andern Kaste zu ehelichen, und da nun die Kinder immer zur Kaste der Mutter gehören, ist einer Verschmelzung der Kasten vorgebeugt. Das ist vielleicht auch der Grund, weshalb die Kinder immer das Eigenthum eines Oheims mütterlicherseits oder, wenn kein solcher vorhanden ist, des nächsten Verwandten der Mutter sind.

„Auf den Salomons-Inseln untersteht die Bevölkerung Häuptlingen, die eine fast unbeschränkte und oft tyrannische Gewalt ausüben. In Neu-Pommern aber besteht keine eigentliche gesellschaftliche Gliederung, und es gibt keine wirklichen Häuptlinge. Reiche Leute werden freilich mit dem Titel Häuptling angeredet, aber nicht als ob sie eine Richter- oder Herrschergewalt hätten, sondern weil sie durch ihre Mittel eine kleinere oder größere Zahl Krieger werben und so ihren Willen mit Waffengewalt durchsetzen können. In ruhigen Zeiten sind alle Familien und in den Familien selbst alle Mitglieder unabhängig. Niemand hat das Recht, ein Gesetz zu erlassen.

„Wenn sich jemand in seinen Rechten beeinträchtigt glaubt, so wird über den Fall erst verhandelt, und wenn die Besprechung zu

keinem Ziele führt, kommt es zum Krieg. Beide Theile werben Mitkämpfer, zunächst ihre Anverwandten, dann aber auch gegen Bezahlung alle, welche freiwillig für sie kämpfen wollen. Wenn man kampfbereit ist, erhebt der Anführer ein eigenartiges Geheul, den Kriegsruf, der augenblicklich nach allen Seiten hin wiederholt wird, und dank dieser Art von Telephon weiß man in wenigen Minuten auf mehrere Kilometer in der Runde, daß der Krieg erklärt ist. Sofort ergreifen die Weiber die Flucht und versammeln sich an einem Orte unter dem Schutze der Krieger; wenn die Gefahr dringend ist, so verkriechen sie sich im hohen Grase; denn sie wissen wohl, daß sie mit Lanzen durchbohrt werden, wenn sie dem Feinde in die Hand fallen. Die Männer schaaren sich ebenfalls zusammen und bewaffnen sich. Wenn die feindlichen Heerhaufen sich gegenüberstehen, zählt man zuerst die Gegner; dann erschallen von beiden Seiten Schimpfreden; so wird man nach und nach warm, und unter entsetzlichem Geschrei beginnt der Kampf. Die Schleuder, die sie mit seltener Geschicklichkeit handhaben, ist die Waffe, welche zuerst gebraucht wird, und nur ausnahmsweise kommen die Feinde so nahe, daß man zur Lanze greift. Damit dies geschehe, müßte es schon ein sehr erbitterter Kampf sein, wie er bloß zwischen Dörfern, die in beständiger Fehde und in Erbfeindschaft miteinander leben, vorkommt. Zwischen Nachbarsdörfern, mit denen man sonst im Frieden lebt, und zwischen Mitbürgern kommt es zwar oft zum Kampfe, aber selten zum Todtschlag; gewöhnlich wird der Kampf abgebrochen, sobald einige verwundet sind. So geschah es wenigstens bei den ‚Schlachten', deren Augenzeuge ich war. Der Besiegte muß dem Sieger nicht nur in der strittigen Angelegenheit sich fügen, sondern er muß auch allen Schaden ersetzen und die Kriegskosten bezahlen, sowohl auf Feindes- als Freundesseite. Für die verwüsteten Pflanzungen, für die eingeäscherten Häuser, für die Verwundeten und für die Todten muß er Strafe bezahlen, für einen Todten gewöhnlich 30 Klafter Diwara, genau so viel wie für ein Schwein. So kommt es, daß ein Krieg den besiegten Häuptling und dessen Familie oft vollständig an den Bettelstab bringt. Sobald sie daher merken, daß das Glück der Waffen ihnen nicht günstig ist, beeilen sie sich, um Frieden zu bitten, damit sie nicht gar zu viel bezahlen müssen. Sind die Kriegskosten infolge der Halsstarrigkeit des Anführers so hoch angewachsen, daß er sie nicht mehr bestreiten kann, so ist auch der Friedensschluß unmöglich, und der Krieg kann die Verbannung oder gänzliche Ausrottung des unterliegenden Theiles zur Folge haben. Als ich neulich Neu-Pommern verließ, herrschte ein derartiger Vernichtungskampf im Innern der Gazellen-Halbinsel, in der Nähe des Varzinberges. Nach den Berichten der Kanaken war die ganze Gegend durch Morden und Brennen verheert.

„Was ich bisher über die Eingeborenen von Neu-Pommern sagte, dürfte eigentlich genügen, um einen Begriff von ihrem tiefen sittlichen Verfall zu geben und unser Mitleid für sie wachzurufen. Es ist aber noch nicht die Hälfte des Elendes.

„Sowohl Cannibalismus als Sklaverei blühen hier. Trotz des Dunkels, das diese Gegenden noch einhüllt, sind die Beweise dafür zu zahlreich, als daß man sie bezweifeln könnte. Alle Stämme üben den Cannibalismus zur Kriegszeit; sämmtliche Feinde, welche ihnen todt oder lebendig in die Hände fallen, werden aufgezehrt. Bei den wilderen Stämmen, welche jahraus, jahrein förmlich von der Jagd auf Menschen leben, ist sie täglich im Gebrauch. Diese cannibalischen Mahlzeiten werden mit Gesang und Tanz begangen; Spiele folgen, welche die wilde Grausamkeit noch mehr zum Ausdruck bringen und wahre Höllenscenen veranlassen. Ja an manchen Orten scheint die Menschenfresserei den Charakter einer Opferhandlung zu haben.

„Ich könnte eine Reihe von Zeugnissen anführen, welche beweisen, daß die Anthropophagie im Vikariat Neu-Pommern allgemein in Uebung ist. Statt dessen will ich meine eigenen Erfahrungen von Vlavolo und der Gazellen-Halbinsel mittheilen. Als im Jahre 1882 unsere Missionäre in Neu-Pommern landeten, entdeckten sie sofort diesen grausamen Brauch, obschon die Eingeborenen sich alle Mühe gaben, die Sache vor den Augen der Europäer zu verheimlichen. 1884 sah der Missionär von Vlavolo die blutige Hälfte eines Mädchens, das im Kriege in einem Nachbardorfe getödtet worden. Umsonst gab er sich alle Mühe, die Vertheilung dieser Ueberreste zu verhindern; sie wurden in die Berge geschleppt und bei Sang und Tanz verzehrt. Als später der Häuptling To-viring einen Häuptling des Nachbardorfes erschlagen hatte, wurde dafür sein Neffe getödtet und aufgezehrt. Unsere Kanaken von Vlavolo, die nunmehr dieser scheußlichen Sitte entsagt haben, gestehen selbst, daß auch nicht einer unter ihnen sei, der kein Menschenfleisch gegessen habe, und daß dieses unter allen Eingeborenen dieser Gegend allgemein üblich gewesen. In der That wird im Innern des Landes nicht weit von Vlavolo auch heute noch am hellen Tage dem Cannibalismus gefröhnt. Wenn ein ernster Krieg zwischen zwei Bezirken geführt wird, kann man sich denken, wie groß die Zahl der Opfer auf beiden Seiten sein muß.

„Zu Baïning, zehn Stunden von Vlavolo, an der Nordküste, lebt ein ganz besonders wilder Stamm, dessen ständige Nahrung Menschenfleisch ist; um sich solches zu verschaffen, stellen diese Wilden förmliche Menschenjagden an. Nach den Berichten unserer Kanaken, welche mit diesem Stamme in Berührung kamen, liegt ihr Dorf wie ein Adlerneſt auf der Spitze eines Berges und ist nur zu erreichen, indem man die steilen Felsen im Bette eines Wildbaches erklettert. Von diesem Raubneste aus unternehmen Schaaren Bewaffneter ihre schauerlichen Jagdausflüge, welche mehrere Wochen dauern. Da sie die nächste Umgegend schon ganz entvölkerten, dringen sie tief in die Wälder ein, schleichen sich an die Wohnstätten heran, spüren Weg und Steg aus, umlauern Gärten und Hütten und erkundschaften so ihre Beute. Auf ein gegebenes Zeichen stürzen sie sich auf dieselbe, schlagen die Erwachsenen mit Keulen nieder und fangen die Kinder, welche weder Widerstand leisten noch fliehen können. In Eile werden die Opfer in das Dickicht des Waldes geschleppt; dann folgen einige Tage grausigen Gelages, und die Krieger setzen ihre Jagd nach einer andern Richtung hin fort. Auf die Zahl ihrer Opfer gestattet die Anzahl der Kinder, welche sie als Sklaven in ihr Dorf entführen, einigermaßen einen Schluß. Sie verkaufen ziemlich viele an die Kanaken der angrenzenden Bezirke, wo sie als Arbeiter in den Pflanzungen gebraucht werden; in Vlavolo selbst kenne ich ein Dutzend. Unter den zehn Kindern, die wir freikauften, sind sechs aus Baïning. Ueberdies werden sehr viele in Baïning selbst geschlachtet und verzehrt, sobald sie groß genug sind, und so betrachten diese Barbaren die gefangenen Kinder wie ihr Schlachtvieh!

„Einige Monate vor meiner Reise nach Europa schickte ich unser Boot, in der Hoffnung, einige dieser armen Kinder loskaufen zu können. Der Schiffer aus Manila, dem ich diesen Auftrag gab, fand nur ein vierjähriges Mädchen, und die Leute von Baïning sagten, es sei schade, daß er nicht einen Monat früher gekommen sei. ‚Da hatten wir viele Kinder,' sagten sie; ‚weil wir

aber des stürmischen Meeres wegen nicht fischen konnten, hatten wir Hunger, und so haben wir alle aufgegessen.'

„Wie die Anthropophagie, so scheint auch die Sklaverei allgemein zu sein. Natürlich wird die Lage dieser Sklaven dadurch noch trauriger, daß sie erwarten müssen, bei Gelegenheit irgend eines Festes abgeschlachtet zu werden. Wir beabsichtigen, so viele dieser armen Wesen freizukaufen, als wir nur können, sie in unseren Waisenhäusern zu erziehen und später dann mit ihnen christliche Dörfer zu gründen. Der gewöhnliche Loskaufpreis für einen Sklaven beträgt etwa 40 Mark."

Soweit die Sittenschilderung Msgr. Couppé's. Der Bischof hat in derselben auch der Duck-Duck-Gesellschaft erwähnt. Diese geheime Genossenschaft mit ihren sonderbaren Tänzen und Gebräuchen, die einen großen Einfluß auf die Wilden ausübt, wollen wir noch kennen lernen, ehe wir unsere Fahrt westwärts nach „Kaiser-Wilhelms-Land" fortsetzen.

5. Der Duck-Duck.

Der Duck-Duck scheint namentlich auf Neu-Lauenburg, im Süden Neu-Mecklenburgs und auf der Gazellen-Halbinsel Neu-Pommerns heimisch zu sein. Die Eingeborenen erzählen den Ursprung dieser Südsee-Freimaurerei wie folgt: Es war einmal ein Häuptling, und der hatte einen bösen Sohn. Dieser bekam Streit mit seinem Vater, seiner Mutter, seinen Schwestern und Brüdern und allen Anverwandten und ging schließlich von Hause fort, um im Walde auf eigene Faust zu leben. Weil er aber daselbst kein Fleisch mehr zu essen bekam — natürlich Menschenfleisch, das der Duck-Duck, wie alle seine Landsleute heute noch, als den größten Leckerbissen betrachtete —, hungerte ihn sehr danach. Wie sollte er sich aber solches verschaffen, da er allein doch keinen Krieg führen konnte? Nun fiel ihm ein, er wolle sich als Gespenst verkleiden und so unerkannt die Menschen überfallen. Aus den langen Rippen von Palmblättern flocht er sich einen hohen, zuckerhutförmigen Kopfputz, der eigentlich wie eine lange, spitzzulaufende Fischreuse aussah. Dazu verfertigte er aus Blättern einen weiten Rock (vgl. obenstehendes Bild). Wenn er diesen anlegte und den Zuckerhut (vgl. obenstehendes Bild) darüberstülpte, waren nur mehr seine Beine sichtbar; er selbst konnte durch das Geflecht gut genug sehen, während man sein Gesicht nicht erkennen konnte. Zuletzt malte er an der Vorderseite des Hutes eine scheußliche Gesichtsfratze mit einem weiten Maul und Glotzaugen, band sich den Blätterrock um, setzte den Hut auf, ergriff eine Keule, die er unter den Blättern versteckt trug, und ging so furchtbar brüllend auf Menschenmord aus. Viele Knaben und Mädchen überraschte er, erschlug sie und verspeiste sie. Groß war der Schrecken im ganzen Lande; denn niemand wußte, was der Wau-Wau oder Duck-Duck sei. Endlich faßte der Häuptling, der ein großer Krieger war, Muth, ergriff Lanze und Keule und zog aus, das Ungeheuer zu bekämpfen. Wirklich überwältigte er den Duck-Duck, warf ihn zu Boden und schwang schon seine Keule, um in einem Streiche Hut und Haupt des Vermummten zu zerschmettern. Da gab sich der Duck-Duck seinem Vater zu erkennen, bat um sein Leben und versprach ihm dafür Macht und Reichthum. Der Häuptling war es zufrieden, und fortan wohnte der Duck-Duck in einem Tabu-Hause, d. h. in einem Hause, das bei Todesstrafe kein Uneingeweihter betreten darf, und wenn jemand dem Häuptling nicht gehorchte, war flugs der Duck-Duck da und rächte den Vater. Den Duck-Duck aber fürchtete jedermann und schrieb ihm übernatürliche Kräfte zu. Weiber und Kinder wichen ihm aus, wo er sich zeigte; thaten sie es nicht, so mußten sie sterben.

Costüm des Duck-Duck-Tänzers.

Eine Zeitlang blieb das Geheimniß zwischen Vater und Sohn bewahrt; dann sahen sie sich genöthigt, auch andere einzuweihen, und heute kann sich jeder Mann gegen ein Eintrittsgeld von 100 Faden Diwara in den mächtigen Bund aufnehmen lassen, der eine Art Vehme ausübt. Ist jemand der Mitglieder geschädigt oder sonst beleidigt worden, so zieht der Duck-Duck vor das Haus des Uebelthäters und fordert Schadenersatz; wird er nicht gleich geleistet, so geht zunächst die Hütte in Flammen auf, und wenn auch das nicht hilft, durchbohrt der Duck-Duck sein Opfer mit einem Speere. Auch Nichtangehörige des Bundes können sich durch Zahlung die Hilfe dieses Polizei-Gespenstes erkaufen, das, die Aufträge des Bundes erfüllend, in seiner sonderbaren Tracht von Dorf zu Dorf zieht. Bei seinem Nahen ertönt ein eigenthümliches Geschrei; sofort verbergen sich Weiber und Kinder, und der Duck-Duck waltet seines Amtes, ohne daß eine Hand sich gegen ihn zu erheben wagte; wer das thäte, wäre unfehlbar ein Kind des Todes. Eine besondere Macht hat sich die Duck-Duck-Gesellschaft auch dadurch angeeignet, daß sie eine Art Todtengericht ausübt. Sie erklärt nämlich, ob die Seele eines Verstorbenen nach dem Tode zum guten oder bösen Geiste gegangen sei. Je nach der Antwort wird die Leiche bei der Hütte bestattet oder erhält im Walde ein unehrliches Begräbniß: Grund genug also, daß sich jeder diese geheime Gesellschaft bei Lebzeiten zum Freunde macht!

An bestimmten Tagen werden von der Genossenschaft, deren Mitglieder sich an geheimen Zeichen erkennen, feierliche Duck-Duck-Tänze gehalten. An diesen dürfen auch Weiber und Kinder als Zuschauer theilnehmen. Sobald der Häuptling den Tag festgesetzt hat, beginnen die Vorbereitungen. Im Duck-Duck-Hause werden je nach der Zahl der Tänzer die Blätterröcke und riesigen Thurmhüte hergestellt, die letzteren möglichst grell und gräßlich bemalt und mit bunten Federbüschen an der Spitze verziert. Inzwischen müssen die Weiber in großer Menge bestimmte Speisen zubereiten. Von dieser Zeit sagt man: „Der Duck-Duck brütet." An dem Tage, da er „geboren wird", d. h. da der Tanz stattfindet, kleiden sich die Tänzer in dem Duck-Duck-Hause an und dann ziehen sie zum Häuptling, bei dem der Tanz sein soll. Oft sind 40 und noch mehr dieser ungeheuerlichen Gestalten auf dem Platze. Im Kreise kauern sie sich nieder, so daß der Blätterrock ihre Füße vollständig bedeckt. Aus einiger Entfernung wird ihnen vom Häuptling der Tanzpreis, bestehend aus Diwara, kräftig zugeschleudert, und da die Tänzer mit beiden Händen ihren Hut, daß er nicht umkippe, festhalten müssen, haben sie höchstens einige Finger frei, mit denen sie das Geld fassen können, wozu also eine bedeutende Geschicklich-

keit erfordert wird. Dann beginnt der Tanz unter Trommelbegleitung. Nach dem Tacte hüpft der Tänzer, die Beine abwechselnd hoch emporziehend, etwa 5—7 Minuten im Kreise herum; länger halten es wegen der großen Hitze in den dicken Laubröcken wenige aus. Gewöhnlich treten die Tänzer einzeln auf, höchstens zu zwei; denn alle Bewegungen müssen genau zusammen geschehen, was nur die Geschicktesten fertig bringen. Wenn einem der Tänzer der Hut entfällt, so büßt er seine Ungeschicklichkeit mit dem Tode, die Tanzzeit dauert 10—12 Tage, während welcher die Tänzer viele Geschenke erhalten. Dann „stirbt der Duck-Duck", d. h. die Tänzer werden von den jungen Kriegern auf ein gegebenes Zeichen plötzlich unter gellendem Geheule gefaßt und ins Dickicht geschleppt, wo die Hüte und Röcke abgelegt werden. Hierauf folgt oft durch mehrere Tage der Todtenschmaus des Duck-Duck. Derartige Feste feiert die Gesellschaft mehrere im Jahre.

Diese Tänze finden bei Tage statt und gleichen einem harmlosen Faschingsscherze neben den unheimlichen Tänzen, die mit Recht den Namen „Teufelstanz" führen. Powell schildert uns einen solchen. Etwa 3 Stunden nach Sonnenuntergang setzten sich die Zuschauer in einem Halbkreise einer Reihe von Holzhaufen gegenüber, welche die zweite Hälfte des Kreises bildeten. Erst sachte, dann immer stärker begannen die Weiber die Trommeln zu rühren und stimmten einen Gesang an, der lebhaft an Katzen und Hundegeheul erinnerte. Plötzlich lohte dann ein Holzstoß auf, und beim flackernden Lichte der Flammen sah man aus dem Waldesdunkel gespenstische Gestalten hervorhuschen, die ihrem Namen Tambaran oder Toberran, d. h. „Teufel", alle Ehre machten. Einige trugen Masken aus halbirten Todtenschädeln, die, mit Harz statt mit Fleisch überzogen, ein grinsendes Antlitz zeigten und an einem am Oberkiefer befestigten Querholz von den Vermummten mit den Zähnen festgehalten wurden; andere hatten statt der Masken das Gesicht mit grüner Farbe beschmiert. Auf dem Kopfe trugen sie Perücken aus schwarz gefärbten Palmfasern, auf dem Rücken, in der losen Oberhaut seitwärts vom Nacken befestigte Flügel, die an Fledermausflügel erinnerten; der Leib war in welke Blätter gehüllt, und hinter sich her schleppten sie Schwänze. Diese schauerlichen Gestalten, die in Wahrheit dem Höllenschlunde entstiegen schienen, stürzten mit teuflischem Geheule in den von den Feuern erhellten Kreis und begannen, von dem Lärme der Trommeln und dem gellenden Gequike der Pfeifen begleitet, einen Tanz, der, wie Powell sagt, jeder Beschreibung spotte. Arme, Beine, Flügel, Schädel, Fratzen, Schwänze — alles wirbelt in bestimmter Ordnung durcheinander, und dazu ertönt ein teuflisches Geheul, während das wechselnde Spiel der bald auflohenden, bald zusammensinkenden Flammen den schauerlichen Eindruck dieser Höllenscene noch steigert.

Diese entsetzlichen Tänze, die in der einen oder andern Form wohl auf allen Inseln Melanesiens in Uebung sind, scheinen eine Bethätigung des tiefgefallenen religiösen Sinnes dieser armen Wilden zu sein, ein wahrer Teufelsdienst, dessen Gepräge er auch offen zur Schau trägt. Möglicherweise stellen die Tänzer auch die Geister der Verstorbenen dar, deren Schädel sie tragen; freilich sehen sie dabei ungefähr so aus, wie wir uns die Verworfenen denken, und nicht so, wie wir uns die in Christo ruhenden Vorfahren gerne vorstellen, bekleidet mit dem Gewande der Gerechtigkeit, strahlend in himmlischem Lichte und gekrönt mit der Krone des ewigen Sieges!

6. Neu-Guinea's Bodengestalt, Pflanzen- und Thierwelt.

Neu-Guinea oder die Papua-Insel, der wir uns jetzt westwärts steuernd zuwenden, ist das Stammland all der Völker, welche wir auf unserer Fahrt längs des großen Inselbogens von Neu-Caledonien angetroffen haben. Wenn wir Grönland ausnehmen, so ist sie die größte Insel unserer Erde. Borneo, das ihr an Größe zunächst kommt, ist um rund 70 000, Madagaskar um 200 000 qkm und Sumatra, das die vierte Stelle unter den großen Inseln einnimmt, ist schon fast um die Hälfte kleiner als das 807 956 qkm enthaltende Neu-Guinea. Sie ist also mehr als anderthalbmal so groß als das Deutsche Reich. Ihre Länge beträgt 2350 km, d. h. eine Strecke gleich der von Königsberg nach Madrid, ihre Breite erreicht 675 km, was der Entfernung von Köln nach Genua in der Luftlinie nahe kommt. Die Zahl ihrer Bewohner auch nur annähernd anzugeben, ist man nicht im Stande, da ihr Binnenland bis jetzt so gut wie unbekannt ist; man schätzt sie auf 800 000 Seelen — sehr wenig bei der Größe und Fruchtbarkeit des Landes.

Die Nordwestspitze reicht bis nahe an den Aequator, die Südostspitze überschreitet den 10. südlichen Breitegrad. Der Norden besteht aus einer doppelten Halbinsel, die von der großen Geelvink-Bai gebildet wird. Im Nordosten dieser Halbinsel erhebt sich das Arfakgebirge zu 1628 m Höhe. Südlich von der Geelvink-Bai erstreckt sich die Insel bis zum Huon-Golf auf der Nordseite und dem Papua-Golf auf der Südseite in ihrer größten Breite. Ein mächtiges Hochgebirge scheint das Binnenland zu durchziehen. Schon gleich südlich von der Geelvink-Bai wurden Schneeberge gesehen, deren Höhe man auf 5100 m, also 300 m höher als den Montblanc, schätzte. Vom Huon- und Papua-Golfe verläuft die sich immer mehr verjüngende Südostspitze, welche am Osteap mit einer schmalen Landzunge endet. Die verhältnißmäßig schmale Südostspitze wird von einer mehr als 600 km langen Bergkette durchzogen, deren Gipfel nicht viel unter den höchsten Spitzen der Berner Alpen zurückbleiben. Der Yule-Berg wird auf 3062 m, der Obree auf 3123 m, der Suckling auf 3422 m, der Owen-Stanley auf 4025 m angegeben. Die ganze Insel liegt auf einer flachen Meeresbank. Die Torresstraße, welche sie im Süden von Australien scheidet — der 10. südliche Breitegrad geht mitten durch dieselbe — und welche an ihrer schmalsten Stelle nur 80 Seemeilen mißt, ist an der tiefsten Stelle nur etwa 20, durchschnittlich bloß 14—16 m tief. Aus dieser geringen Tiefe wachsen fast überall gefahrdrohende Korallenbildungen empor, welche von den Schiffern mit Recht gefürchtet sind. Die Ufer steigen zwar an vielen Stellen felsig und steil aus der Brandung, sind aber dennoch meist flach und werden vom Meere durch zahlreiche Kanäle in ein Netzwerk kleiner Inseln zerrissen, die von der steigenden Flut bedeckt, von der Ebbe wieder den glühenden Strahlen der Tropensonne bloßgelegt werden. Da haucht der Sumpf tödtliche Gase aus und macht den Europäern den Aufenthalt fast unmöglich. Gleich an der Küste beginnt fast allenthalben undurchdringlicher Urwald in tropischer Ueppigkeit. Nur auf den wenigen Wasserwegen, den die Flüsse bieten, kann man in das Innere vordringen. Der größte scheint der Fly-River zu sein, der in mehreren Armen sich in den Papua-Golf ergießt. Auf einem kleinen Dampfer hat ihn 1875 d'Albertis 450 englische Meilen weit hinauf befahren, bis ihn Stromschnellen zur Umkehr nöthigten. Der Fluß hat seine Quellen in dem Schneegebirge südlich von der Geelvink-Bai. In denselben Bergen, aber auf ihrem Nordabhange, vermuthet man die Quellen des Amberno, dessen Lauf noch unerforscht ist, während man seine Mündung am Cap d'Urville, am Nordostende der Geelvink-Bai, kennt. Ein sehr bedeutender Fluß ist ferner der in die Kamrao-Bai mündende Karusa. An der Mündung hat er eine

Breite von etwa 900 m, erweitert sich aber landeinwärts bis 1300 m. Neun Stunden aufwärts hat er immer noch eine Breite von über 200 m; dann treten aber lothrechte Sandsteinfelsen an ihn heran und engen ihn zwischen 30—50 m hohen Wänden ein. Noch bedeutender und vielleicht der zweitgrößte Fluß der Insel ist der Baxter-River, den die Eingeborenen Mai-Kassa nennen. Fast 100 englische Meilen weit hat man ihn befahren.

Die Pflanzenwelt Neu-Guinea's ist von derjenigen Neu-Pommerns nur im großen ganzen durch ihre noch staunenswerthere Großartigkeit verschieden. Dr. Studer entwirft uns in wenigen Zügen ein zutreffendes Bild: „Fast an allen Punkten, wo wir den Fuß ans Land setzen, wehrt dem fernern Eindringen eine Vegetation, deren Ueppigkeit jeder Beschreibung spottet. Längs der tief in das Land eindringenden Salzwasserkanäle ist es die Mangroven-Vegetation der Rhizophoren, Avicennien u. a., welche mit ihren Blattsenkern ein undurchdringliches Dickicht darstellen, dessen sumpfiger Untergrund zur Hochwasserzeit von Wasser überflutet ist. Dringen wir in das höhere Land, so erhebt sich ein Urwald, dessen düstere Majestät den Wanderer zurückschreckt. Aus dem modrigen, mit Farren und Lycopodien bedeckten Boden erheben sich die mächtigen, säulenartigen Stämme der Baumriesen, oft erst in 100 Fuß Höhe ihre Blattkrone entfaltend. Die Stämme sind unten durch coulissenartig vorspringende Holztafeln wie durch Strebepfeiler verstärkt. Die lichten Kronen sind verschlungen durch rankende Schmarotzer, umwuchert von darauf wachsenden Orchideen und Farren und lassen keinen Sonnenstrahl durch das dicke Blätterdach dringen. Hier fehlt auch das Unterholz, und man kann, von geheimnißvoller Dämmerung umgeben, zwischen den Riesen der Pflanzenwelt wie in Säulenhallen wandeln. Hier herrscht Grabesstille; nur entfernt tönt aus den hohen, sonnigen Wipfeln die Stimme des Vogels oder der schrille Ton der Cikade. Nur wo ein sumpfiger Bruch den Wald unterbricht oder das schwarze Gewässer eines Baches, der, mit Baumstämmen und modernden Blättern erfüllt, den Moorboden durchzieht, ändert sich der Vegetationscharakter. Hier dringen die Sonnenstrahlen durch und rufen auch die weniger hochstrebende Welt der Phanerogamen hervor. Sagopalmen säumen den Wasserlauf; Gebüsch von Bananen, Feigenarten, Laurineen, darunter wilde Muskatbäume, bilden dichtes Unterholz, über das sich die Stämme von Dracänen und Palmen erheben. Wo sich an den Wald ein flacher Sandstrand gegen das Meeresufer anschließt, da erhebt auch die Kokospalme ihren zierlichen Wipfel und entfaltet die Baringtonia excelsa ihre herrliche Blütenpracht."

Paradiesvogel. (S. 166.)

Aber was sollen uns all diese fremden Namen ausländischer Pflanzen, deren Schönheit und Farbenpracht wir ja doch niemals gesehen und die wir uns deshalb auch nicht vorstellen können! Nun, sie dienen wenigstens dazu, daß sie uns gerade die Unmöglichkeit klarer machen, mit unserer Einbildungskraft die wilde Pracht jener undurchdringlichen Wälder, die Gottes Allmacht auf den Inseln der Tropen geschaffen hat, auch nur annähernd zu erreichen.

Das Thierreich hat manche Formen mit Australien und den übrigen Inseln Melanesiens gemein. Auch hier findet man keine Affen und keine Raubthiere, dagegen wie dort Beutelthiere und Känguruhs. Das Baumkänguruh oder der Känguruhbär klettert mit der größten Leichtigkeit an den Bäumstämmen empor und springt

mit der Behendigkeit und Sicherheit unseres Eichhörnchens von Ast zu Ast. Kuskusarten von Katzengröße, ein Palmenroller, Ratten, Schweine, Fledermäuse kommen vor, und vielleicht birgt der Wald noch manches unbekannte Säugethier.

Viel zahlreicher und in den herrlichsten Farben und Formen ist die Vogelwelt vertreten. Da sind an erster Stelle die durch ihren wundervollen Federschmuck berühmten Paradiesvögel (vgl. das Bild S. 165) zu nennen. Man hat früher gemeint, diese Prachtvögel hätten keine Beine, berührten niemals die Erde, sondern schwebten ihr ganzes Leben hindurch in der Luft und nährten sich einzig vom Thaue des Himmels, wie es sich für Vögel aus dem Paradiese gezieme.

Der alte Geßner z. B. entwirft nach dem Vorgang des Cardamus folgende ergötzliche Lebensbeschreibung dieses Vogels:

„In den Inseln Moluchis, unter dem Aequinoctio gelegen, wirt ein todter vogel auff der Erden oder im Wasser auffgelesen, welchen sie in jrer spraach Manucodiatam nennen; den kan man lebendig nimmer sehen, dieweil er keine Bein und Füß hat: wiewol Aristoteles nicht zuläßt, daß irgend ein vogel ohn Fuß gefunden werde. Dieser, so ich nun drey mal gesehen, hat allein darumb keine Füß, daß er stäts hoch in den Lüfften schwebt. Des Männleins Rücken hat inwendig einen winkel, und in diese höle verbirgt (als der gemeine verstandt ausweist) das Weiblein seine Eyer, dieweil auch das Weiblein einen holen bauch hat, dz es also mit beyden hölen die Eyer brüten und ausschleuffen mag. Dem Männlein hanget am schwantz ein Faden, drey zwärchhänd lang, schwartz geferbt, der hat die mittelste gestalt unter der ründe und viereckete: er ist auch weder zu dick noch zu zart, sondern einem Schumacherdrat fast änlich: und mit diesem sol das Weiblein, dieweil es die Eyer brütet, steiff an das Männlein gebunden werde. Und ist kein wunder, dz er stäts in der Lufft sich enthält: dann wenn er seine Flügel und den schwantz ringsweis ausstreckt, ist es kein zweifel, dann dz er also ohn Arbeit von der Lufft auffgehalten werde. Seine änderung und stäts abwechseln im flug mag jm auch die müde hinnemen. Der behilfft sich auch, als ich vermein, keiner andern speiß als des Himmeldaws, welchs dann sein Speiß und Trank ist: darumb hat ihn die Natur dazu verordnet, daß er in den Lüfften wohnen möge. Daß er aber der reinen Lufft geleben möge, oder die esse, ist der Wahrheit nit gleich, dieweil dieselbig viel zu zart ist. Dz er Thierlein esse, ist auch nicht wol müglich: darumb dz er daselbst nicht wohnet noch junge machet, da er sie finden möcht. Man findet auch solches nicht in jhrem Magen als in der Schwalben. Diß bedörffen sie aber nichts, dieweil sie allein vom Alter umbkommen, auch nit von Dunst oder Dampf der Erden, dann sie sich niederlassen müßten, dieweil daselbst desselbigen mehr ist. Der Dunst ist auch offt schädlich. Darumb ist es der Wahrheit in alleweg gleich, daß sie zu Nacht des Tauwes geleben. Etliche stecken einen schwantz oder die Flügel in jhre beckelhauben, darumb daß der, so solches bei jm habe, nicht verwundt sölle werden, als der obgenannte außweiset. Dieser gewissen und wahrhafften Histori geben alle newe gelehrten Kundtschafft, ohn allein Antonius Pigafeta, welcher dann gantz fälschlich und unrecht sagt, daß dieser vogel einen langen Schnabel und Bein einer zwerchhand lang habe: dann ich, so diesen vogel zweymal gehabt und gesehen, diß falsch seyn gefunden hab. Die Könige Marmin in den Inseln Moluccis haben vor wenig jaren die Seelen untödtlich seyn anfangen zu glauben, und das aus keinem andern grund, dann dz sie etwan ein sehr schönes vögelein, so nimmer weder auf die Erden, noch ander ding sitze, vermerkt haben, sondern daß es zu Zeiten aus der hohen Lufft auff das Erdtreich also todt herabfalle. Und als die Machumeten, so dann umb Kauffmanschatz willen zu jhnen kommen diesen vogel im Paradiß, welches dann das ort der abgestorbenen Seelen ware, geboren seyn bezeugten, da haben die Könige die Machumetische Sect angenommen, darumb daß dieselbige von diesem Paradiß viell großes verhisse und zusagte. Diß vögelein aber nennen sie Manucodiata, das ist ein vögelein Gottes, welches sie für heilig und werth halten, dz die Könige mit diesem im Krieg sicher zu seyn glauben, wenn sie gleich nach jrem Gebrauch und Gewonheit im vordersten Glied stehen."

So der alte Geßner. Auch katholische Schriftsteller der verflossenen Jahrhunderte haben manche erbauliche Nutzanwendung an den Paradiesvogel geknüpft. Dieser Wundervogel ist ihnen ein Bild der durch die göttliche Gnade über die Natur emporgehobenen Seele, deren wundervolle Schönheit er sinnbilde und die nur erhalten bleibe, wenn sie im Gebete beständig über dieser Welt schwebe, sich nie in den Staub und Schmutz der Erde herablasse und statt von den Genüssen der Welt nur von den himmlischen Gnaden und Tröstungen lebe. Die Fabel hat ihre Veranlassung in dem Umstande, daß diese schönen Vögel sich in der That nicht leicht von der Erde wieder erheben können, wenn ein Windstoß ihre langen Federn in Unordnung gebracht hat und sie auf den Boden niedergestürzt sind. Dann eilen die Eingeborenen herbei und schneiden ihnen die Füße ab, welche sie als Zierat gebrauchen. Solche fußlose Vögel vertauschten sie früher wohl an holländische Seefahrer von den nahen Molukken, und durch diese scheint dann die Fabel nach Europa und in die alten Reisebeschreibungen gekommen zu sein. In der That sind die Paradiesvögel wunderbar schön. Man kennt ihrer 18 Arten von der Größe eines Hähers bis zu der einer Lerche. Den sogen. Göttervogel, der auf den Aruininseln im Nordwesten Neu-Guinea's vorkommt, hat Linné, um die alte Sage zu ehren, den „fußlosen" genannt. Er hat die Größe einer Dohle. Oberkopf, Schläfe, Hinterhals und obere Halsseiten sind dunkelgelb, Stirne, Kopfseiten, Ohrgegend, Kinn und Kehle tief goldgrün, die Zügel grünlichschwarz, die übrigen Theile, Flügel und Schwanz, dunkel zimmetbraun, die langen Büschelfedern der Brustseiten hoch orangegelb, gegen das zerschlissene Ende zu in Fahlweiß übergehend. Der Augenring ist schwefelgelb. Die herrlichen, lang herabwallenden Federbüsche, welche über den Hüften herauswachsen und über den Schwanz niederfallen, bilden eine prachtvolle Zierde, die sich in ihrer ganzen Schönheit aber nur bei älteren Männchen findet. Der Blutparadiesvogel, den die Eingeborenen Sebun nennen, hat am Hinterkopf einen goldgrünen Federbusch, den er aufrichten kann, und die seitlichen Federbüschel sind prachtvoll roth. Der Königsparadiesvogel hat schraubenförmig gedrehte Schwanzfedern, die an der Spitze eine runde, goldgrüne Farbe haben. Und so tragen die Kragen-, die Strahlen-Paradiesvögel, die Paradies-Elstern und Paradies-Hopfe alle ihren eigenartigen Schmuck, jeder für sich in der Pracht der Farben und in der Zusammenstellung derselben, sowie durch die verschiedenartigsten Formen ein Wunderwerk der Allmacht Gottes.

Neben diesen Prachtvögeln gibt es auf Neu-Guinea schöne Papageien, Loris, Honigsauger, allerliebste Vögelchen, kleiner als unser Zaunkönig, die mit ihren krummen, spitzen Schnäbelchen die Blumenkelche nach Insecten durchsuchen. An Farbenpracht erreichen sie freilich die Kolibris Südamerika's nicht. Unter den Tauben sind die größten Arten auf dieser Insel einheimisch, so die Kronentaube, die unser Huhn an Größe übertrifft und dem Truthahn

nicht viel nachstehen soll, und die Fächertaube, die sich außer ihrer Größe durch einen wundervollen Kopfputz auszeichnet, welcher dem Schopfe unserer Pfauen ähnlich ist. Endlich ist von den Waldvögeln der scheue Kasuar, von den Wasservögeln der schöne Silberreiher besonders zu nennen.

Die Amphibien sind durch Schlangen, Schildkröten, Krokodile, verschiedene Echsen und Frösche vertreten. Die wundervollsten Korallenarten bewohnen das angrenzende Meer; in allen Farben schillern sie und bilden phantastisch geformte Bäume und Blätter, die aus der Tiefe emporwachsen. Ebenso reich an Schönheit und Mannigfaltigkeit sind die Muscheln und Fische Neu-Guinea's, und von ganz besonderer Bedeutung ist die Seewalze, eine Holothurie, die eifrig gefischt und unter dem Namen Trepang als Leckerbissen in großen Mengen nach China gebracht wird, ähnlich wie die eßbaren Vogelnester, die sich ebenfalls in Neu-Guinea finden.

Wenden wir uns jetzt den Eingeborenen Neu-Guinea's selbst zu.

7. Die Papua.

Die Bewohner der großen Insel zerfallen natürlich in eine ganze Reihe von Stammfamilien, die bei mancher Eigenthümlichkeit doch die Haupteigenschaften gemein haben. Sie sind meist mittelgroß, gut gebaut, die Hautfarbe ist dunkelbraun, ins Graulichschwarze spielend. Das Haar ist kraus und stark entwickelt; ihr Name soll von diesem Kraushaar herrühren. „Pua Pua" heiße nämlich im Malayischen soviel als „gekräuselt", und aus Pua Pua sei Papua entstanden. Die Augen sind ziemlich groß und lebhaft, die Lippen dick, doch nicht so wulstig wie die Negerlippen, die Nase bei einigen breit, bei anderen im Gegensatz zu den Australnegern schmal und so weit herabhängend, daß die Spitze, von vorne gesehen, die Lippen erreicht. Die Backenknochen treten etwas vor, das Kinn zurück, die Zähne sind blendend weiß und vortrefflich entwickelt. Man findet unter den jüngeren Papua manche

Papua.

recht schöne Gesichter, unter den alten aber auch solche von erschreckender Häßlichkeit. Am auffallendsten ist der zu abenteuerlichen Wülsten, Hörnern, Perücken geformte Haarputz.

Der Papua hat eine heftige Gemüthsart; er fühlt sich leicht gekränkt und zeigt Muth. Dabei ist er aber voll grenzenlosen Aberglaubens, kindischer Furcht und unglaublicher Faulheit. Man rühmt ihnen Ehrfurcht vor den Eltern und Geschwisterliebe nach. In den Schnitzereien, womit sie die Schnäbel der Kriegskähne und fast alle ihre Gefäße und Werkzeuge verzieren, bekunden sie nicht nur Geschicklichkeit, sondern auch Geschmack. Dabei ist es leider nur zu gewiß, daß manche Stämme dem allerabscheulichsten Cannibalismus fröhnen, indem sie sogar über die Leichen ihrer Angehörigen herfallen. An der Nordwestküste trifft man Dörfer, deren Wohnungen auf Pfahlwerk im seichten Meere errichtet sind. Ein solches Haus hat gewöhnlich die bedeutende Länge von 20 bis 24 m; die Spitze des Daches, das einem umgekehrten Schiffe oder, wie die Papua sagen, einer Schildkrötenschale gleicht, ist immer der See zugewendet. Unter dieser Spitze befindet sich eine Plattform für die Männer (vgl. das Bild S. 168), während sich die Weiber gewöhnlich auf der entsprechenden Plattform auf der Landseite, die aber nicht überdacht ist, aufhalten. Das Haus hat eine Breite von 6—8 und eine Höhe von 4 bis 5 m. Ein 3 m breiter Gang läuft in der Längsrichtung durch das Haus; zu beiden Seiten desselben liegen so viele aus Flechtwänden hergestellte Räume, als es Familien bewohnen. Der Boden, durch dessen Lücken man das Meerwasser sieht, ist aus Stangen und Aesten, das Dach aus Palmblättern gebildet. Die Hütten im Walde sind viel kleiner und stehen auf 6—8 m hohen Pfählen; auch kommt es vor, daß solche Hütten in die Zweige hoher Bäume (vgl. das Bild S. 169) gebaut werden.

Die Küstenbewohner sind geborene Seeleute und machen mit ihren schmalen, 16—20 m langen Pirogen, die mit Masten,

großen Mattensegeln und Auslegern versehen sind, kühne Fahrten. Alle sind Jäger und Fischer, pflanzen aber auch Mais, Wurzeln, Hülsenfrüchte, Gurken, Gemüse, Zuckerrohr, Bananen und Tabak. Auch hier sind Schweine, Hunde und Hühner die Hausthiere. Auf Raub und Krieg, d. h. auf Ueberfall und Mord, sind alle erpicht. Es gibt für sie keinen größern Ruhm, als einen Menschen erschlagen zu haben. Die Krieger dürfen als beneidete Zierde so viele weiße Kakadufedern in ihr Haar stecken, als sie Menschen gemordet haben. So kommt es, daß sie gleich den Dajaken, die wir auf Borneo kennen lernten (Durch Asien II. S. 284), geschworene Kopfjäger sind.

Es gibt auf Neu-Guinea Freie und Sklaven. An sich sind die Eingeborenen frei, und nur Geraubte oder Gekaufte sind Sklaven, und diese gelten als das unbeschränkte Eigenthum ihrer Herren. Die Freien thun so ziemlich was sie wollen; denn der Einfluß der Häuptlinge ist sehr gering. Die Dorfangelegenheiten werden gemeinsam verhandelt. Im Hause ist der Mann alleiniger Herr; die Frau gilt nur als Last- und Arbeitsthier. Die greuliche Sitte des Kindsmordes herrscht allgemein. Missethaten gegen die Mitbewohner desselben Dorfes werden von einem Gerichte der Aeltesten abgeurtheilt. Auf Mord und Ehebruch steht Todesstrafe, die von dem nächsten Anverwandten des Ermordeten zu vollziehen ist; doch kann dieselbe im Einvernehmen mit der beleidigten Familie auch in eine Geldbuße verwandelt werden.

Papua-Wohnung. (S. 167.)

Anlaß zu festlichen Zusammenkünften, bei denen getanzt und gesungen, geschmaust und getrunken wird, geben Geburten und Todesfälle, Heiraten, Namensveränderungen, der erste Haarschnitt bei Kindern, das Anfertigen eines Götzenbildes, „Korwar" (vgl. das Bild S. 170) genannt, eines Schiffes, das Vollenden eines Hauses, ein glücklich beendeter Krieg oder Raubzug u. s. w. Die Leichen der Freien werden begraben, die der Sklaven ins Meer oder in den nächsten Sumpf geworfen. Als Trauerzeichen binden sie, je nach der Nähe der Verwandtschaft, eine Schnur um den Hals oder um den Oberarm; bei einigen Stämmen wird auch das Haar bis auf einen Büschel über der Stirn abgeschnitten. Nach einiger Zeit wird für einen vornehmen Todten ein Korwar angefertigt, d. h. ein aus einem Holzklotze geschnitztes Bild, in welchem ihrer Meinung nach die Seele des Abgeschiedenen seine Wohnung nimmt und welches daher verehrt wird. Bei der Verfertigung desselben umgibt die ganze Einwohnerschaft des Dorfes den im Schatten eines Baumes arbeitenden Schnitzer und führt im Kreise um ihn Tänze auf, wobei sonderbare Lieder gesungen werden. Als Probe ihrer Sprache und Vorstellungsweise möge der folgende Vers dienen:

Ei wuo, pombesso randisa
rip o kwiri
marinbo kora
ei wu je
rip o kwiri
pombesso randisa marinbo kora.

Ihr Todten, zieht voraus auf die See,
Die Wolken steigen auf!
Zerstreut sie, und ich fahre ab.
Die Wolken steigen auf!
Zieht voraus auf die See,
Zerstreut sie, und ich fahre ab.

Die Korware stellen eine menschliche Figur mit unverhältnißmäßig großem Kopfe vor; die männlichen tragen in der Linken einen langen Schild, während die Rechte das Schwert zückt; die weiblichen fassen auffallenderweise mit beiden Händen eine auf dem umgebogenen Schwanze stehende züngelnde Schlange. Im Zusammenhange mit einer Sage, die wir gleich erzählen werden, scheint das eine Erinnerung an Eva und das Paradies zu sein. Um den Beistand des Korwar zu erbitten, opfern sie ihm Tabak, Glasperlen u. s. w., kauern sich vor ihm nieder und tragen ihm ihr Anliegen vor; befällt sie dabei Husten, Niesen, Zittern oder eine ähnliche Störung, so gilt ihnen das als sicheres Zeichen, daß ihre Bitte nicht erhört werde. Ueberhaupt sind sie voll Aberglauben, Hexen- und Gespensterfurcht; der Wald wimmelt ihnen von bösen Geistern und Seelen der Abgestorbenen, und sie wagen sich nächtlicherweile nicht leicht hinein.

8. Zwei merkwürdige Sagen der Papua.

Ueber ihre Herkunft haben die Papua die folgende Sage: In der ältesten Zeit lebte auf der Insel Biak ein Mann Namens Mangundi, d. h. „alter Mann". Dieser siedelte auf eine der Inseln im Nordosten der Geelvink-Bai über und legte daselbst einen schönen Garten an, den er mit Palmbäumen bepflanzte. Er liebte sehr den Palmwein, den er ähnlich wie wir den Birkensaft gewann, indem er die Palmen anbohrte und eine Kürbisflasche unter das Loch befestigte. Da wurden ihm aber einige Nächte hintereinander die gefüllten Gefäße gestohlen. Das ärgerte Mangundi, und er legte sich in den Hinterhalt, um den Dieb zu erwischen. Richtig, bei Anbruch des Tages erschien Sampari, d. h.

der Morgenstern — auch Lucifer bedeutet Morgenstern — und wollte den gefüllten Behälter stehlen. Kaum hatte er aber seine Hand nach dem Palmwein ausgestreckt, als er sich von dem Alten mit eiserner Faust gefaßt fühlte und sich trotz aller Anstrengung nicht mehr losreißen konnte. Sampari verlegte sich also aufs Unterhandeln und versprach dem Alten endlich einen Zauberstab, wogegen er freigelassen wurde. Mittels dieses Zauberstabes oder Marisbon verschaffte sich der Alte Weib und Kind und wurde so der Stammvater der Papua. Dann zeichnete er in den Meeressand ein großes Boot, verwandelte es mit dem Zauberstabe in ein wirkliches Boot und fuhr mit seinen Nachkommen nach einer andern neu-guineischen Insel. Dort angekommen, steckte er vier Hölzchen in den Boden, die sein Zauberstab in vier Häuser verwandelte, und aus diesen wurden vier Dörfer. Nach vielen Jahren endlich habe der Stammvater der Papua durch Selbstmord geendet, indem er sich in die Flammen eines Holzstoßes gestürzt habe.

Wenn überhaupt, so liegt in dieser Stammsage, doch nur sehr dunkel, von dem Garten der Wonne, den Nachstellungen des bösen Feindes, vielleicht auch von der Arche Noë eine schwache Erinnerung. Dagegen ist in der folgenden Sage, die uns der deutsche Reisende O. Finsch erzählt, die biblische Geschichte vom Sündenfall so deutlich enthalten, daß man fast annehmen möchte, sie sei von den nahen Molukken herübergekommen, wo ja schon seit den Tagen des hl. Franz Xaver die christliche Lehre verkündet wurde.

Nach Finsch lautet an der Geelvink-Bai die Sage etwa so: Neu-Guinea wurde von Korano Koroni, dem großen Geiste, erschaffen. Auf Meiokowondi schlug er dann seinen Sitz auf und pflanzte zwei wunderbare Bäume. Da erschuf er auch das erste Menschenpaar, einen Mann und ein Weib, denen er die Pflege dieser Bäume anvertraute, ihnen aber auch zugleich verbot, von den Früchten derselben zu essen. Sie entfernten sich deshalb nur selten von diesen Bäumen und nur um anderweitig Nahrung zu suchen, und gewöhnlich that das der Mann, während das Weib die Bäume bewachte. Als nun eines Tages das Weib wieder allein unter den Bäumen saß, beschloß Korano Koroni, ihren Gehorsam zu prüfen, und schickte deshalb die Schlange „Ikuwaan" zu ihr, die sie versuchen sollte, das Gebot zu übertreten. Die Eva der Papua widerstand der Versuchung länger als die Eva der Bibel; aber endlich fiel sie in die Sünde des Ungehorsams und verfertigte sich einen Lendenschurz aus Pisangblättern. Als der Mann zurückkehrte, erkannte er aus dieser Bekleidung sofort, daß das Weib die Sünde begangen hatte, und machte ihr heftige Vorwürfe, ließ sich aber schließlich ebenfalls bereden, von den verbotenen Früchten zu essen. — Von den übrigen traurigen Folgen des Sündenfalles weiß die papuanische Ueberlieferung nichts; dagegen scheint sie in ihrer weitern Erzählung ganz unverkennbar, wenn auch mit manchen unsinnigen Zuthaten vermischt, von der lieben Mutter Gottes und dem göttlichen Erlöser zu reden. Sie erzählt nämlich, unter den Nachkommen jenes ersten Menschenpaares habe eine Jungfrau gelebt, ausgezeichnet durch ihre Tugenden, ihren Verstand und ihre Schönheit, welche rein und ehelos leben wollte. Dieselbe sei dennoch auf übernatürliche Weise — durch Zauber, wie in der vorhergehenden Sage — Mutter geworden und sei dadurch in die größten Gefahren und Nachstellungen gekommen; so habe z. B. eine riesige Schildkröte sie verschlingen wollen. Aber Ikuwaan, die Schlange, habe sie auf einen großen Felsen in Sicherheit gebracht und ihr verkündet, daß das Kind, welches sie gebären würde, ein Sohn des Korano Koroni, des großen Geistes selbst sei. Wirklich brachte sie ein Wunderkind zur Welt, das nach wenigen Tagen schon gehen und sprechen konnte. Die Kunde dieses Wunders verbreitete sich; alles Volk eilte herbei und staunte, als das Kind sie über seine göttliche Abkunft belehrte. Es ermahnte die Menschen, fromm und brav zu leben und die Gebote seines himmlischen Vaters treu zu erfüllen; wenn sie das thäten, so hätten sie nur Segen und das größte Glück zu erwarten; wo nicht, so würde ihre Strafe nicht ausbleiben. Alle gelobten feierlich, seiner Lehre treu nachzuleben; allein gar schnell vergaßen sie ihr Versprechen, achteten nicht mehr der Gebote Korano Koroni's und ergaben sich allen Sünden und Lastern. Nicht lange ließ die Strafe auf sich warten, und siehe, an einem Tage wurden alle Papua braun, und ihre Haare wurden kraus. Der Sohn Korano Koroni's aber kehrte zu seinem himmlischen Vater zurück, worüber sich seine Mutter so betrübte, daß sie endlich zu einem Stein wurde. Noch immer warten die Papua auf die Zurückkunft des Sohnes Korano Koroni's und leben der Ueberzeugung, dann wieder mächtig und glücklich zu werden.

Baumhütten der Papua. (S. 167.)

9. Kaiser-Wilhelms-Land.

Es ist Zeit, daß wir uns den großen deutschen Besitz auf Neu-Guinea, der einen bedeutenden Theil seiner Nordostküste einnimmt, etwas näher besehen. Von Neu-Pommern kommend, betreten wir bei geradem westlichem Kurs nach kurzer Fahrt dieses

große und noch immer, mit Ausnahme des Meeresufers, wenig erforschte Land, dem man den Namen des Kaisers Wilhelm gab.

Seine Grenzen bestimmt der kaiserliche Schutzbrief vom 17. Mai 1885 wörtlich wie folgt: „Dieses Gebiet, welches Wir . . . ‚Kaiser-Wilhelms-Land' zu nennen gestattet haben, erstreckt sich an der Nordostküste der Insel vom 141. Grad östlicher Länge (Greenwich) bis zu dem Punkte in der Nähe von Mitre Rock, wo der 8. Grad südlicher Breite die Küste schneidet, und wird nach Süden und Westen durch eine Linie begrenzt, welche zunächst dem 8. Breitegrade bis zu dem Punkte folgt, wo derselbe vom 147. Grade östlicher Länge durchschnitten wird, dann in einer geraden Linie in nordwestlicher Richtung auf den Schneidepunkt des 6. Grades südlicher Breite und des 144. Grades östlicher Länge und weiter in west- und nordwestlicher Richtung auf den Schneidepunkt des 5. Grades südlicher Breite und des 141. Grades östlicher Länge zuläuft und von hier ab nach Norden, diesem Längegrade folgend, wieder das Meer erreicht."

Nach diesen Angaben können meine jungen Freunde, die etwas Erdbeschreibung verstehen, mit Zirkel und Lineal ganz leicht die Grenzen dieses großen Landes zeichnen, das, wie schon früher bemerkt, etwa halb so groß als Preußen ist.

Idole der Papua. (S. 168.)

Die Küste von Mitre Rock, südlich vom Huon-Golfe, wo englisches, bis zur Humboldt-Bai, wo holländisches Gebiet beginnt, hat eine Länge, die ungefähr der Entfernung von Köln nach Königsberg gleichkommt. Wir wollen Dr. Otto Finsch, der bei der Besitzergreifung dieser Landschaft eine so thätige Rolle spielte, längs der Küste auf seinen Fahrten folgen, die er im Herbste 1884 an Bord der „Samoa" mit Capitän Dallmann unternahm. Die erste Fahrt von Mioko aus, auf den Herzog-York-Inseln, galt der Astrolabe-Bai unter dem 5. Grade südlicher Breite. Dort wurden zwei gute Häfen, der Prinz-Friedrich-Wilhelm- und der Prinz-Wilhelm-Hafen entdeckt und die deutsche Flagge gehißt. Die zweite Fahrt wendete sich nach Mitre Rock, also nach der jetzigen Südgrenze des deutschen Küstengebiets. Dort entdeckte man in der Nähe der kleinen Luard-Inseln die Mündung eines ziemlich bedeutenden Flusses, den aber eine starke Barre sperrt, und dabei ein großes, wohl 100 Häuser zählendes Dorf. Es gelang aber nicht, mit den Eingeborenen in Verkehr zu treten; dieselben entflohen, ihr Dorf im Stiche lassend. Dr. Finsch unternahm mehrere Ausflüge ins Land hinein, fand aber überall zum Anbau ungeeigneten Sumpf. Vom Schiff aus konnte man sehen, daß die Küste weithin denselben Charakter hatte: ein flacher Uferssaum mit dichtem Urwald, weiter landeinwärts bewaldete Hügel, die zu höheren Gebirgszügen anstiegen. Am 23. November entdeckte man zwischen Cap Cretin, an der Nordspitze des Huon-Golfes, und Fortification Point den Hafen, der später der Mittelpunkt der ersten Kolonialthätigkeit in Kaiser-Wilhelms-Land werden sollte. Unser Gewährsmann schreibt darüber:

„Wir entdeckten einen sehr hübschen Hafen, eigentlich zwei hintereinander liegende Bassins, von denen wenigstens das innere für Schiffe von nicht zu viel Tiefgang stets Schutz bietet und das äußere auch für große Schiffe gut ist, wenn auch nicht gegen alle Winde. Dieser Hafen wurde von mir Deutschland-Hafen, von den Kriegsschiffen, die ihn später genauer vermaßen, Finsch-Hafen (vgl. das Bild S. 172) genannt. Seine Ufer sind von äußerst reichem und fruchtbarem Lande umgeben, nächst dem Ufer Urwald, dann sanfte Hügel mit grünen Flächen, die sich trefflich für Weideland eignen. Diese herrliche, reiche Gegend, welche ganz den Eindruck einer europäischen Parklandschaft macht, zieht sich von Cap Cretin bis Fortification Point. Hier gibt es an vielen Stellen, namentlich bei Finsch-Hafen, hübsche, zum Theile so ansehnliche Bestände von Kokospalmen wie in der Blanche-Bai (Neu-Pommern). Nur ist die Gegend um Finsch-Hafen besser bevölkert: es mögen an ein Dutzend kleiner Dörfer sein; aber auch die Berge im Innern scheinen bewohnt; denn man sieht große Pflanzungen der Eingeborenen und hier und da einzelne Hütten. Landexcursionen auf die den Hafen umgebenden Berge überzeugten mich, daß der Boden sehr gut ist und daß sich ausgedehntere Flächen bieten, die sich leicht bearbeiten lassen. Aber auch für Viehzucht, namentlich für Schafzucht, ist dieser Theil wie geschaffen, da schönes Wasser im Ueberfluß vorhanden ist."

Am Tage darauf kam das erwartete deutsche Kriegsschiff „Hyäne" in Sicht, und am 27. November erfolgte auf diesem wichtigen Küstenpunkte die Hissung der deutschen Reichsflagge.

Auf einer spätern Fahrt im Frühjahre 1885 erforschte die „Samoa" den nördlichen Theil des deutschen Küstengebietes Wiederum von Mioko kommend, erblickte man am Morgen des 8. Mai unter dem 4. südlichen Breitegrade die Vulkaninsel. Am Nachmittag tauchte dann auch die Küste Neu-Guinea's selbst, von dem weißen Gischte der Brandung umsäumt, aus den dunkelgrünen Wogen empor. Die Küste, an der man abends vor Anker ging, bildete einen Waldgürtel von dichten, schwarzen Baumgruppen aus Nadelholz, Casuarien, die unseren Lärchen ähneln. Ein von Kokospalmen überschattetes Dorf war in der Nähe, und die Eingeborenen suchten gleich Tauschhandel zu treiben. In der Dunkelheit sah man das Feuer des wohl 1500 m hohen Kraters von der Vulkaninsel herüberleuchten. Am folgenden Morgen dampfte die „Samoa" langsam nordwärts die Küste entlang. Die Lehmfarbe des Wassers und Treibholz, darunter große entwurzelte Baumstämme, ließen auf die Nähe einer bedeutenden Flußmündung

schließen. Wirklich fand man eine solche, konnte aber wegen der heftig brandenden Barre nicht in dieselbe einfahren. Bald sah man sich einer zweiten Mündung, vielleicht desselben Flusses, gegenüber, und hier gelang es Dr. Finsch, mit einem Boote einzulaufen. Die starke Strömung und die Menge Treibholz, die der an seiner Mündung eine halbe Seemeile breite Fluß mit sich führt, schien den Schluß zu berechtigen, daß man hier einen der bedeutendsten Flüsse Neu-Guinea's gefunden habe. Finsch nannte ihn Kaiserin-Augusta-Fluß.

Bei der Weiterfahrt wurde ein bewaldetes, etwa 100 m hohes Vorgebirge Cap Dallmann — nach dem Capitän des Dampfers — genannt. Von da an änderte sich die Flachküste in Hügelland. „Vor, also östlich von Cap Dallmann," sagt Dr. Finsch, „hat die 100 bis 200 m hohe, steil abfallende, dichtbewaldete Küste drei Einbuchtungen, die jedoch keine Anker- oder Hafenplätze bieten. Die Küste bekommt durch ausgedehnte, grüne Hänge, die Matten gleichen, durch einzelne Häuser und kleine Kokoshaine ein freundliches, fast civilisirtes Aussehen. Mit dem Passiren von Cap Dallmann sahen wir die d'Urville-Insel vor uns, einen hohen, langgestreckten, dichtbewaldeten Bergrücken von keineswegs vulkanartigem Aussehen; das vorliegende, anscheinend niedrige, dichtbewaldete Vorland erwies sich als die Insel Gressien der Schiffskarte, hier unrichtig verzeichnet. Westlich von Cap Dallmann bildete die Buchten, die Küste mehrere große von 100—130 m hohen, dichtbewaldeten Hügeln begrenzt wurden, hier und da auch Vorland zu besitzen schienen. Der Wald bestand durchgehends aus Laubbäumen, nicht mehr aus Casuarien. Hinter den Uferhügeln oder Bergen erhoben sich ansehnliche höhere Gebirge, die bis zu 1300 m reichen mochten. Um 1 Uhr näherten wir uns der Insel Gressien, deren ganze Westseite eine sanft ansteigende Grasfläche bildet, die herrliches Weideland für Schafe abgeben könnte. Um 1 Uhr 50 Minuten waren wir einer kleinen dichtbewaldeten Insel (Meta-Insel von mir genannt) gegenüber, von der sich westlich eine Bucht öffnet, die wir untersuchten und in der wir um 3 Uhr in 10 Faden Sand zu Anker gingen. Diese Bucht erwies sich als ein sehr guter Hafen, den ich Dallmann-Hafen taufte... Kanoes der Eingeborenen kamen, noch ehe wir zu Anker gingen, längsseits, und ich bedeutete ihnen, daß ich gleich ans Land kommen würde. Ich unternahm daher alsbald eine Landexcursion, begleitet von einer großen Menge Eingeborener, die mich nach einem großen, schönen Dorfe, Rabu, begleiteten und mich mit großer Aufmerksamkeit und Freundlichkeit behandelten. In der That waren sie die freundlichsten Eingeborenen, die ich bisher nicht allein an diesem Theile der Küste, sondern in ganz Melanesien angetroffen habe. Sie bereiteten uns ein Mahl, boten uns Land, Schweine und Häuser an und wünschten sehr, daß wir uns bei ihnen niederlassen möchten. Die erste wirkliche Gastfreundschaft in Melanesien, welche mir hier zu theil wurde, ohne daß ich, was bemerkenswerth ist, zuerst Geschenke vertheilte."

Auch die folgenden Tage verkehrten freundlich gesinnte Eingeborene mit der „Samoa" und boten Früchte und Yamswurzeln zum Kaufe an. Als man die d'Urville-Insel, um die sich einige kleinere Eilande lagern, zurückgelegt hatte, fuhr die „Samoa" an 200 bis 300 m hohen bewaldeten Bergzügen hin, an deren Abhängen überall Pflanzen und auf einer Strecke von zehn Meilen acht große Dörfer sichtbar waren. In einer Thalmulde zwischen den Uferbergen stürzten brausende Wildbäche über Felsen wie über eine Wehre nieder. Auch hier kamen Eingeborene mit riesigen Haarperücken und boten Paradiesvögel und Waffen zum Tausch an. Weiter nördlich erheben sich die 1000 m ansteigenden „Torricelli-Berge". In einer großen Lagune erblickte man Pfahldörfer. Dann sah man wieder an Stelle der Laubbäume Casuarien, und steile, bewaldete Felsen von 100 bis 130 m Höhe traten hart ans Wasser heran, und hinter ihnen erhoben sich höhere Berge. Bald kam auch der etwa 1000 m hohe Bougainville in Sicht. Bevor man ihn aber erreichte, lief die „Samoa" den von d'Urville 1827 benannten „Angriffshafen" (l'anse d'attaque) an. Wie vor zwei Menschenaltern, so kamen auch jetzt alsbald eine Menge Pirogen mit bis an die Zähne bewaffneten Eingeborenen heran. Während aber d'Urville, einen Angriff fürchtend, das Weite suchte, beschloß die „Samoa" die Absicht der Wilden zu erproben. Sie erwiesen sich trotz ihrer Bewaffnung als friedfertige Leute, die nur Tauschhandel suchten. Schon in aller Frühe des andern Tages drängten sich wieder an die 30 Pirogen um den Dampfer.

Sobald man den Bougainville umschifft, öffnet sich die Humboldt-Bai und erblickt man an ihrem Nordufer die Höhen des Cyklopengebirges. Aber hart vor dem Eingange dieser bedeutenden Bai schneidet der 141. Grad östl. Länge die Küste, die Grenze zwischen dem deutschen und holländischen Gebiet bildend, und theilt diese Bai den Holländern zu. Dr. Finsch sucht sich damit zu trösten, daß sie keinen guten Hafen enthalte.

Wir wollen die Bai, obschon sie nicht mehr zum deutschen Besitz gehört, nicht verlassen, ohne den berühmten „Tempel" (vgl.

das Bild S. 173), der sich daselbst findet und der von mehreren Reisenden beschrieben wurde, uns etwas näher anzusehen. Er findet sich beim Dorfe Tobadi und ist eigentlich ein sog. „Junggesellenhaus", d. h. ein Haus, in welchem die nicht verheirateten jungen Männer ihre Zusammenkünfte halten, und welches den Weibern zu betreten bei Todesstrafe verboten ist. Derartige Häuser finden sich auch auf den benachbarten Inseln, und wir werden ihnen später auch auf den Karolinen begegnen; sie sind immer mit besonderer Sorgfalt erbaut und mit allerlei geschnitzten Figuren von Menschen und Thieren verziert, die man früher, vielleicht irrthümlich, für Götzenbilder hielt, weshalb man diesen Gebäuden den Namen „Tempel" gab. Der Tempel von Tobadi nun ist wirklich in seiner Art, wenn man die unvollkommenen Werkzeuge der Papua in Erwägung zieht, ein Prachtbau. Wie alle übrigen Wohnungen steht auch er auf einem Pfahlgerüste im Wasser. Er ist im Sechseck gebaut und steigt in zwei sich verjüngenden Absätzen zu einer Art Kuppelbau mit kegelförmigem sechseckigen Dache an, das von großen Palmwedeln, Wimpeln und geschnitzten Thierfiguren verziert wird. Auch das Innere ist mit solchen Schnitzereien geschmückt, und dazwischen sind Köpfe und Zähne von Schweinen, Schildkrötenschalen und andere Jagdtrophäen nebst Pfeilen und Bogen angebracht. Der Tempel mag eine Höhe von 20 m haben. Auch unter den anderen Gebäuden von Tobadi sind Häuser von bemerkenswerther Form und Größe; statt der länglichen Hütten, die wir weiter oben (S. 167) schilderten, haben hier die Häuser einen viereckigen Unterbau, der ein 8 bis 10 m hohes, kegelförmiges Dach trägt.

Auf der Rückfahrt besuchte die „Samoa" die Schouten-Inseln zwischen dem 144. und 145. Grade östl. Länge, die alle vul-

Ansicht von Finsch-Hafen, erste Residenz des deutschen Gouverneurs. (S. 170.)

kanischen Ursprungs sind, deren Kraterberge aber erloschen scheinen. Auf dem etwa 300 m hohen Krater der Blosseville-Insel, der mit schönen Pflanzungen bedeckt war, konnte man große Dörfer sehen.

Den nördlichen und südlichen Theil der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land hatte nun die „Samoa" besucht; es erübrigte noch der mittlere Theil von der Vulkan-Insel bis zum Finsch-Hafen. Gleich östlich von der Vulkan-Insel fand sich schönes grünes Hügelland und eine überaus liebliche Ufergegend. „Auf einen dichtbewaldeten Uferstrich", sagt Dr. Finsch, „folgt weiter inland mit vielen grünen sanften Hängen eine bewaldete Hügelkette, die weiter östlich höher wird (100 bis 130 m) und zuweilen bis ans Ufer tritt. Das letztere verläuft in sanften Buchtungen, welche Siedelungen mit Kokoshainen und an den Bergen Plantagen zeigen." Dörfer von 20 und noch mehr Häusern — für Neu-Guinea Großstädte! — zeigen sich. Die ganze Uferstrecke schien für Pflanzungen vortrefflich geeignet. Bald nach Ueberschreitung des 145. Grades östl. Länge fand die „Samoa" einen durch vorgelagerte Inseln und Riffe gut geschützten Hafen, den man Hatzfeldt-Hafen nannte. Man ging ans Land. Große Strecken Grasland, von Flüssen und Bächen reich bewässert, eine Gegend, wie Hirten sie sich nur wünschen können. Auch zu Pflanzungen schien sie geeignet. Es fanden sich solche, die zu einem an der Ostseite des Hafens gelegenen Dorfe gehörten, deren Ansiedler sich den Leuten der „Samoa" sehr freundlich zeigten und sie kaum mehr fortlassen wollten. In der Folge wurden daselbst Plantagen angelegt, namentlich Tabakpflanzungen, die sich gut entwickelten, und Mais, von dem man 1888 als erste Ernte 25 Centner einheimste. Ganz vorzüglich gediehen europäische Gemüse.

Oestlich vom Hatzfeldt-Hafen zeigten sich statt der freundlichen Hügel höhere Berge, deren Gipfel 1000 bis 1300 m erreichen. Hinter der Franklin-Bai hört die schöne Ufergegend auf; statt Dörfern und Pflanzungen treten wilde Waldberge an das Ufer heran, und hinter diesen erblickt man stellenweise die Zacken noch höherer Berge. Die „Samoa" steuerte dann zwischen der Dampier-Insel und der Küste Neu-Guinea's weiter, bis sie bei Cap Croiselles die große Astrolabe-Bai erreichte und im Constantin-Hafen vor Anker ging.

Die Gegend an der Astrolabe-Bai, die ihren Namen nach dem Schiffe d'Urville's trägt, mit welchem dieser Forscher sie 1827 entdeckt hat, gehört unstreitig zu dem werthvollsten Besitze Deutschlands auf Neu-Guinea, nicht nur wegen der drei vortrefflichen Häfen, die sie enthält, sondern auch wegen des fruchtbaren und für Anpflanzungen geeigneten Uferlandes. Schon im Jahre 1888 wurden am Constantin-Hafen 5 ha Wald für Kaffee- und Baumwollenpflanzungen gerodet. Ebenfalls in der Astrolabe-Bai wurde 1888 Stephansort angelegt, das gegenwärtig an Stelle von

Tempel in der Humboldt-Bai.

Finsch-Hafen zum Mittelpunkte der deutschen Verwaltung erwählt ist.

Ebendaselbst ließen sich einige Sendboten der evangelischen Missionsgesellschaft „Barma" aus Elberfeld-Barmen nieder und errichteten Stationen auf den Star-Inseln, unmittelbar vor dem Friedrich-Wilhelms-Hafen und auf der Dampier-Insel. 1891 im Mai sollte auch an der Franklin-Bai eine solche Station eröffnet werden, und zu diesem Zwecke fuhren die Herren Bösch und Scheith nach dem Hatzfeldt-Hafen, von wo sie ostwärts längs der Küste noch einen Marsch von 4 bis 5 Stunden zurückzulegen hatten. Sie traten mit den Eingeborenen in Unterhandlung und machten Einkäufe gegen mitgebrachte Tauschartikel: Ringe, Glasperlen, Mundharmonikas, bunte Taschentücher und ähnliches. Die Eingeborenen schienen freundlich gestimmt, und die beiden ahnten nichts Schlimmes. Nach einiger Zeit kehrte Scheith mit dem Assistenten der Station des Hatzfeldt-Hafens, einem Herrn v. Mosaik, zurück, Bösch in dem neugegründeten Hause allein lassend. Diesen Augenblick benützten die Papua, um an dem nichts Böses Ahnenden,

wahrscheinlich durch den Reichthum der aufgehäuften Tauschwaaren verleitet, einen Raubmord zu begehen. Sie spießten ihn und werden den Ermordeten nach ihrer wilden Cannibalenart auch verzehrt haben. Scheith erlitt das gleiche blutige Schicksal. Er fuhr mit Herrn v. Mosaik in einem von farbigen Arbeitern bemannten Boote den Strand entlang. Im Augenblicke, da er landen wollte, fiel eine Schaar Papua über den Unglücklichen her und schleppte ihn zusammt 16 Leuten seiner Begleitung ins Dickicht, wo sie zweifelsohne ebenfalls ermordet und von den Cannibalen verzehrt wurden. Der Ueberfall war so unerwartet schnell ausgeführt worden, daß die Leute im Boote nicht einmal einen einzigen Schuß zur Vertheidigung ihrer Genossen abgeben konnten.

Leider hatten diese bedauerlichen Morde einen jener Rachezüge zur Folge, die nur höchst selten die Schuldigen, sondern eine Menge Unschuldiger treffen. Man will durch solche entsetzliche Züchtigungen die Wilden vor der Wiederholung ähnlicher Thaten abschrecken und erreicht gewöhnlich nichts anderes, als das Feuer des Hasses in ihren Herzen noch mehr anzufachen und sie zur Blutrache herauszufordern.

„Sofort bildete die Neu-Guinea-Gesellschaft einen Landungszug mit 14 Weißen und etwa 110 Arbeitern. Wir führten 40 Gewehre und reiche Munition mit uns. Ein Dampfer brachte uns zur Stelle, wo der Ueberfall geschehen war. Von Eingeborenen war nichts zu sehen. Nun hieß es suchen; in mehreren Zügen wurde nach allen Richtungen gegen den dichten Urwald, der nur hier und da von wenigen Grassteppen unterbrochen ist, ausgeschwärmt. Drei Tagemärsche drangen wir, ohne Widerstand zu finden, ins Innere vor. Die Nächte brachten wir in den von ihren Bewohnern verlassenen Hütten zu. Der dichte Urwald hinderte eine weite Aussicht. Schließlich zeigten sich hier und da einzelne Eingeborene; doch kaum waren sie unser ansichtig, so ergriffen sie die Flucht, die aber nur in den wenigsten Fällen gelang, da sie bei den kurzen Entfernungen fast alle unseren wohlgezielten Schüssen erlagen. Im ganzen wurden 20 Mann getödtet. Die Dörfer wurden in Brand gesteckt, das Vieh als Beute mitgenommen, die Bananen- und Taro-Plantagen wurden zerstört, die Kokosnußbäume niedergehauen, über 100 Kanoes zertrümmert. Daß wir die richtige Spur gefunden, bezeugten viele den Missionären gehörige Sachen.

„Darauf wurde der Rückzug zur Küste und über Hatzfeldt-Hafen nach Stephansort angetreten. Hier erwartete uns eine neue Schreckensnachricht. Bei der Kaiser-Wilhelms-Land-Plantagen-Gesellschaft, deren Hauptstation in Gorima-Hafen, etwa drei Stunden von Stephansort entfernt, war unterdessen ebenfalls ein Ueberfall vorgekommen. Auch hier sollte eine neue Station, etwa eine Stunde weit in den Busch hinein, angelegt werden, worüber die Eingeborenen dadurch ihren Unwillen bekundeten, daß sie die dort stationirten sechs Arbeiter nachts überfielen und aufspießten. Sofort setzte sich wiederum eine aus den Angestellten beider Gesellschaften gebildete Schutztruppe in Bewegung, um die Cannibalen zu züchtigen. Aber auch hier hatten sie sich sofort zurückgezogen. Neun Eingeborene wurden von der Expedition niedergemacht. Sieben Tage lang blieben wir zum Schutz der Gesellschaft dort anwesend, ohne daß sich die Eingeborenen wieder vorgewagt hätten."

Der Berichterstatter schließt mit dem Wunsche, es möchte dieses der letzte solcher Rachezüge gewesen sein. Von Herzen schließen wir uns diesem Wunsche an, zweifeln aber mit ihm gar sehr an dessen Erfüllung. Im Verkehr mit so wilden Völkern, die alle nach dem Gesetze der Blutrache handeln, zieht ein Racheact immer wieder einen neuen nach sich, und ein derartiges Vorgehen führt schließlich folgerecht zu dem entsetzlichen Vernichtungskriege, den die Engländer gegen die armen Bewohner Tasmaniens in Anwendung brachten und der doch allgemein und in erster Linie auch von Deutschland mit Recht so scharf verurtheilt wurde. Mit Pulver und Blei, Verwüstung der Felder und Einäscherung der Hütten macht man die Wilden nicht besser. Möge den Glaubensboten, was ihnen bei anderen Barbaren so oft gelungen ist, auch hier gelingen, diese wilden Herzen zu sänftigen und die reißenden Wölfe in Schafe Christi zu verwandeln.

Mit diesem Wunsche scheiden wir von Kaiser-Wilhelms-Land und von unseren Landsleuten, die inmitten eines ungesunden Fieberklimas mit viel Muth und Thatkraft daran arbeiten, daß dieser weitgedehnte Küstenstrich für den deutschen Handel eine Quelle des Reichthums werde.

10. Die englischen Besitzungen auf Neu-Guinea. Ein Schiffbruch.

Südöstlich vom Huon-Golf beginnt mit dem 8. Grade südlicher Breite der englische Besitz. Derselbe umfaßt die ganze Südostspitze und die Südküste bis zum 141.° östlicher Länge, wo die niederländischen Besitzungen beginnen. Die Grenze im Innern ist die schon oben (S. 170) angegebene Grenze des Kaiser-Wilhelms-Landes. Außerdem gehören die Inseln der Torresstraße und der beiden Louisiaden- und d'Entrecasteaux-Gruppen zu diesem großen Ländercomplex, der auf der Hauptinsel 221 570, mit den eben genannten Neben-Inseln 229 102 qkm enthält, fast ebenso viel wie England und Schottland zusammen.

Auf unserer südöstlichen Fahrt längs der buchtenreichen Küste treffen wir zunächst auf die d'Entrecasteaux-Inseln, 5 größere und eine Anzahl kleiner Eilande mit zusammen 3145 qkm und etwa 12 000 Einwohnern, Papua. Die größte Insel der Gruppe ist Fergusson. Die südöstliche Fortsetzung dieses Archipels bilden die Louisiaden, eine Kette bergiger, bis 1000 m hoher, ebenfalls von Papua bewohnter Inseln, deren östlichste Rossel ist, 770 qkm groß.

Diese Insel hat eine traurige Berühmtheit durch den Schiffbruch des „St. Paul" (vgl. das Bild S. 175), der im Juli 1858 hier zu Grunde ging und dessen Passagiere fast ohne Ausnahme den Cannibalen dieser Insel zum Opfer fielen. Der „St. Paul" war mit 20 Mann Bemannung und 317 Chinesen von Hongkong unterwegs nach Sydney. Als er die wegen ihrer Klippen gefährliche Strecke zwischen den Louisiaden und Salomons-Inseln passiren wollte, erhob sich zum Unglücke heftiger Sturm und warf das Schiff mitten in der Nacht auf eine Klippe in der Nähe einer unbekannten Insel. Als es Tag wurde, sah man sich in der tosenden Brandung eines Korallenriffes, jenseits dessen sich eine bergige, mit hohem Wald bestandene Insel erhob. Die Wogen donnerten mit solcher Wucht gegen das gestrandete Schiff, daß es voraussichtlich in kurzer Zeit in Trümmer gehen mußte. Alles schien verloren; denn wie sollte man 337 Menschen in Booten durch die rasende Brandung an das Ufer retten? Glücklicherweise fand sich dicht am Schiffe eine seichte Stelle, und von dieser aus konnte man ein unbewohntes Eiland erreichen, das für den Augenblick Rettung gewährte und deshalb Zufluchtsinsel genannt wurde. Dorthin rettete man aus dem Wrack, was man an Waffen und Mundvorrath in der Eile fortbringen konnte. Als der Sturm etwas nachgelassen, fuhr der Capitän mit einem Theile der Mannschaft und einigen Chinesen nach der Insel Rossel hinüber, um einen geschützteren Lagerplatz zu finden. Daselbst fand er einige Papua, schwarze, wilde, häßliche

Gestalten, die anfangs sehr furchtsam schienen und dann den Schiffbrüchigen Kokosnüsse anboten. Der Capitän glaubte also, friedlich gesinnte Menschen vor sich zu haben, und beschloß, mit einem Theile seiner Mannschaft nach der Zufluchtsinsel zurückzurudern, um alle Schiffbrüchigen nach dem bessern Lagerplatze zu bringen. Diesen Augenblick hatten die heimtückischen Cannibalen abgewartet und fielen, mit Keulen und Lanzen bewaffnet, über die kleine Schaar her. Wer sich nicht durch Schwimmen nach der Zufluchtsinsel retten konnte, wurde niedergemacht. Eine Zählung ergab, daß 8 Matrosen und noch mehr Chinesen erschlagen waren. An eine Uebersiedlung nach Rossel war nun nicht mehr zu denken, da man an Waffen nur einige Beile und ein halbes Dutzend Flinten hatte, die zur Noth dazu ausreichten, die Wilden zu verscheuchen, welche in ihren Kanoes bereits die Zufluchtsinsel umschwärmten.

Die einzige Hoffnung auf Rettung beruhte nun in der Möglichkeit, mit der Schaluppe von Australien, dessen Küste aber noch immer etwa 1000 km entfernt war, Hilfe zu holen, und wirklich trat der Capitän mit den noch übrigen 11 Matrosen diese Fahrt an. In 12 Tagen erreichte er Cap Flattery an der Küste von Queensland, wo er sich wenigstens mit Wasser versehen konnte Dann wollte er die Küste entlang südwärts fahren, um ein größeres Schiff zum Abholen der Chinesen aufzutreiben. Aber widrige Winde warfen die Schaluppe nach Norden in die Torresstraße, wo sie auf der Booby-Insel die von der britischen Admiralität eingerichtete

Schiffbruch des „St. Paul".

Zufluchtsstätte für Schiffbrüchige auffanden. Eine an einem Mastbaum gehißte englische Flagge macht die Vorüberfahrenden auf dieses einsame unbewohnte Inselchen aufmerksam. Am Fuße des Mastes findet sich eine getheerte Tonne mit der Aufschrift Post-Office (Postamt) und in derselben Schreibzeug; in einer nahen Grotte sind Fässer mit Pökelfleisch, Zwieback, Trinkwasser u. s. w., auch Kleider niedergelegt. Da konnte sich also der Capitän des „St. Paul" mit seinen Leuten etwas erholen. Auf der Weiterfahrt widerfuhr ihnen nach wenigen Tagen schon ein neues Mißgeschick. Australneger, die sich zum Fischfang auf einer Insel aufhielten, an welcher die Leute des „St. Paul" anlegten, überfielen die Schiffbrüchigen, nahmen ihnen die Schaluppe weg, beraubten sie ihrer Kleider und behandelten sie als Gefangene. Wenn die Wilden einen guten Fang machten, warfen sie auch den unglücklichen Matrosen einige Bissen zu. Schon hielten sich alle für verloren, einer starb aus Elend; da erschien am 11. October ein englisches Segelschiff an der Küste und bemerkte glücklicherweise die Zeichen der Gefangenen. Es setzte ein Boot aus und brachte sie an Bord des „Prinz von Dänemark", der sie am Weihnachtsfeste 1858 in dem uns bekannten (s. S. 112) Porte de France oder Numea auf Neu-Caledonien landete.

Auf ihre Bitte stach schon zwei Tage später, am 27. December, ein französisches Kriegsschiff in See, um die unglücklichen Chinesen wo möglich zu retten. Am 5. Januar erreichte man Rossel und sah auf dem Korallenriff noch einige Trümmer des „St. Paul"; die Zufluchtsinsel aber war gänzlich verlassen. Nur die Fetzen eines Zeltes, zwei ausgehöhlte Baumstämme und zwei Leichen von Chinesen fand man. Zunächst suchte nun der französische Capitän

zwischen den Riffen einen geeigneten Ankerplatz und fand einen solchen vor der Mündung eines Flusses, wo eine Oeffnung in den Korallenbänken war. Nachdem das Schiff sicher vor Anker gelegt, wurden bewaffnete Boote ausgesetzt, um nach den Schiffbrüchigen zu forschen. Wohl sah man einige Papua; aber dieselben ergriffen schleunig die Flucht und verschwanden in dem undurchdringlichen Uferwald. Weiter an den Stelzenwurzeln der Mangrovebäume hinfahrend, gewahrten sie plötzlich einen Menschen, der bis an den Leib im Wasser stand und sie herbeiwinkte. Er wagte offenbar aus Furcht vor den Wilden nicht, laut um Hilfe zu rufen. Wie sie vermutheten, so war es: sie hatten einen der Schiffbrüchigen vor sich, einen armen Chinesenknaben. Sobald man ihn ins Boot aufgenommen hatte, fiel derselbe dem Capitän des „St. Paul", der den Zug mitmachte, laut weinend um den Hals und sagte auf Englisch: „Alle todt!"

Durch Zeichen und einige englische Worte erklärte er dann, daß von 314 Menschen nur 4 am Leben blieben, 3 Chinesen und der Schiffszimmermann, ein Deutscher. Mit Hilfe eines Dolmetsch erzählte der Knabe später das schreckliche Ereigniß ausführlicher. Solange die Schiffbrüchigen auf der Zufluchtsinsel Nahrung fanden, ließen sie sich von den Wilden nicht verleiten, nach Rossel hinüber zu gehen, obschon diese ihnen verlockende Früchte anboten und die Durstenden auf die Bäche der Insel aufmerksam machten. Um Trinkwasser zu gewinnen, hatten die Chinesen mittelst Leder und einer Art großer Muscheln Filter hergestellt, durch welche sie das Meerwasser von seinem Salze befreiten; auch sammelten sie das Regenwasser in ausgehöhlten Baumstämmen. Aber die Lebensmittel, die man aus dem Wrack gerettet hatte, gingen zur Neige, und eine Bank eßbarer Muscheln, die sich neben der Insel fand, war auch erschöpft, und nun sahen sich die armen Schiffbrüchigen dem Hungertode preisgegeben. Als zwei wirklich dem Hunger erlegen waren, ließen sich die übrigen der Reihe nach von den Wilden nach Rossel hinüber bringen, wo sie auf die grausamste Weise abgeschlachtet wurden. Die Cannibalen klopften ihnen bei lebendigem Leibe mit Keulen das Fleisch weich und verschlangen dann die noch zuckenden Glieder. So haben die Unmenschen alle bis auf vier, welche von Häuptlingen „an Kindesstatt angenommen wurden", aufgezehrt.

Die Franzosen boten alles auf, um diese Ueberlebenden zu befreien. Es war umsonst; die Papua, mit denen man zusammentraf, erklärten durch Zeichen, sie würden die Gefangenen um keinen Preis freigeben. Auf einem Flusse suchte man in die Nähe des Dorfes zu kommen, dessen Lage man nach dem aufsteigenden Rauche ungefähr errieth. Der Pflanzenwuchs war so üppig, daß kein Sonnenstrahl durch die dichtverwachsenen Baumkronen zu dringen vermochte; im Halbdunkel fuhren die Boote vorsichtig flußaufwärts. Plötzlich gewahrte man in dem Gezweig dunkle Gestalten; ein schreckliches Geheul erscholl, und ein Hagel von Steinen sauste auf die Marinesoldaten nieder (vgl. das Bild S. 177). Ein Rottenfeuer antwortete; aber der Knall der Gewehre schien die Wilden, die in großer Anzahl und gut gedeckt in den Baumwipfeln kauerten, nicht sonderlich zu schrecken. Bald jedoch, wahrscheinlich nachdem einige getroffen waren, ergriffen sie die Flucht. Die Nacht hindurch erscholl von allen Seiten Kriegsgeheul und das Blasen von Muschelhörnern. Auch steckten die Wilden am Ufer zahlreiche Feuer an. Als die Schaluppen am andern Morgen in die Nähe des Landes kamen, wurden sie mit Steinwürfen empfangen, und die Wilden schwangen drohend die Lanzen, während die Weiber ein wahres Höllengeheul anstimmten. Die Marinesoldaten fuhren ganz nahe ans Ufer und richteten eine blanke Kanone auf den Haufen; da stutzten die Wilden, die nicht wußten, was das große Rohr bedeute. Als aber der erste Kanonenschuß auf sie abgegeben wurde, stießen sie ein Angstgeheul aus und zerstoben in toller Flucht. Man landete und konnte ohne Widerstand sich des Dorfes bemächtigen. Alles war geflohen. Weder der Schiffszimmermann noch die drei letzten Chinesen konnten gefunden werden, und in das Innere der Insel durften sich begreiflicherweise die Soldaten nicht vorwagen. Sie steckten also das Dorf der Wilden in Brand und gingen wieder an Bord, den Chinesenknaben als den einzigen Geretteten mit sich nach Neu-Caledonien führend.

Unsere Fahrt geht nun von der Insel Rossel westwärts an der Südost-Insel und an St. Aignan vorbei zurück nach dem Ostcap von Neu-Guinea und folgt dann west- und nordwestwärts dem Süduser der großen Insel, bis wir den weit einbuchtenden Papua-Golf erreichen. Hart an seinem östlichen Ende liegt die Yule-Insel und ihr gegenüber der Leo-Hafen mit dem St.-Josephs-Fluß (vgl. das Bild S. 178), wo wir uns bei den Missionären vom heiligsten Herzen, die sich seit einigen Jahren daselbst niedergelassen haben, etwas aufhalten müssen.

11. Die Mission und die Wilden von der Yule-Insel und dem St.-Josephs-Fluß.

Die Missionäre vom heiligsten Herzen, denen wir auch in Neu-Pommern begegnet sind, haben sich schon seit einer Reihe von Jahren auf der Thursday-Insel und einigen anderen Inseln der Torresstraße niedergelassen und suchten von da aus unter den wilden Stämmen Neu-Guinea's festen Fuß zu gewinnen. Sehr geeignet für dieses Unternehmen war die kleine Yule-Insel (Weihnachtsinsel; vgl. das Bild S. 179); denn dieses Eiland, das etwa eine Stunde lang und eine halbe breit sein mag, liegt vor einer kleinen, gegen alle Winde gut geschützten Bucht, in welche sich zwei bedeutende Flüsse, der Ethel-River und der St.-Josephs-Fluß (vgl. das Bild S. 181), in vielen unter sich verbundenen Armen ergießen. Diese beiden Flüsse bilden Wasserstraßen in das Innere Neu-Guinea's, und, wie wir gehört haben, sind ja die Wasserstraßen der einzige Weg in das unerforschte Binnenland. Der schöne, von Bergen fast ganz umschlossene Golf heißt auf den Karten Hall-Sound; die Missionäre aber haben ihn zu Ehren des Papstes, der sie als Glaubensboten an diese fernen Küsten sandte, Leo-Hafen genannt.

Msgr. Navarre, der Apostolische Vikar für Neu-Guinea, schildert uns in einem Briefe von 1891 die Sitten seiner Pflegebefohlenen. Gleichzeitig erfahren wir aus seiner interessanten Darstellung, daß die katholischen Glaubensboten in den sechs Jahren ihrer Arbeit bereits einen recht segensreichen Einfluß auf die Wilden gewonnen haben, der zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. In 4 Hauptstationen und einer bedeutenden Zahl von Nebenstationen zählen sie etwa 700 Katholiken. Sie haben 14 Kirchen und Kapellen gebaut und unterrichten in 13 Schulen Papuakinder im Lesen, Schreiben und namentlich in der christlichen Religion.

Bischof Navarre schreibt also:

„Die Wilden fürchten sehr die Goldsucher, nicht als ob sie auf den Besitz dieses Metalls eifersüchtig wären, dessen Werth sie nicht kennen. Ein faustgroßes Stück würden sie gern für ein Matrosenmesser hingeben. Das Eisen hat in ihren Augen einen weit größern Werth. Glücklicherweise gibt es in unserer Gegend kaum Goldlager. Als die Goldsucher in Neu-Guinea eindrangen, kamen die Wilden zu uns und baten, wir möchten diese Leute

Ueberfall im Flußlabyrinthe.

doch von ihrer Insel vertreiben; sie wunderten sich sehr und klagten, als sie hörten, wir hätten keine Macht dazu.

„Die materiellen Arbeiten, der Bau unserer Häuser, hat uns manche Zeit entzogen, die wir gern den Wilden gewidmet hätten. Doch sind zu den zwei Missionären, welche die Mission von Neu-Guinea eröffnet, noch zwei gekommen. Das ist freilich noch sehr wenig für ein Dutzend Dörfer. Zudem ist einer der Missionäre erschöpft und muß sich auf Thursday-Island erholen, und ein anderer leidet viel an Kränklichkeit. Trotzdem haben wir etwa 3000 Personen unterrichtet; mehrere Dörfer sind bereit, den Glauben anzunehmen, und andere werden diesem Beispiele folgen. Wenn wir uns einmal in einem Dorfe niedergelassen haben, so betrachten wir es als erobert; denn alsbald bemächtigen wir uns der beiden Thore des Lebens: die Neugeborenen werden uns von den Wilden ohne Schwierigkeit zur Taufe gebracht, und da wir in allen Unterweisungen stets die Nothwendigkeit der Taufe zum ewigen Leben betonen, gelingt es uns auch, die Sterbenden zum Empfange dieses Sacramentes zu bewegen.

„Wir haben sämmtliche Dörfer des Stammes Roro, elf an der Zahl, besetzt. Sie reden dieselbe Sprache; doch finden sich in allen Dörfern zusammen kaum 2000 Seelen. Dafür hat das Dorf Inawui in der Provinz Mekeo allein 1000 Bewohner. Ueberhaupt sind die Dörfer dieser Provinz viel volkreicher als jene Roro's. Eine Stunde von S. Maria von Inawui liegen

Leo-Hafen. (S. 176.)

vier Dörfer, von denen drei vielmehr die Straßen einer und derselben Stadt zu sein scheinen, und das vierte liegt nur zwei Minuten von dieser Häusergruppe. Das ist eine herrliche Pfarrei von 3000 Seelen, und die Einwohner bitten dringend um einen Missionär. In der Umgegend finden sich noch sieben Dörfer; ich glaube, daß es der bevölkertste Theil Neu-Guinea's ist, und der Boden scheint sehr fruchtbar. Wenn wir nur Missionäre hätten! Die Wilden lassen sich leicht bestimmen, unsere Religion anzunehmen.

„Leider haben sie den unseligen Hang, sich in gegenseitigen Kämpfen aufzureiben; ihr Charakter wie ihre Ueberlieferungen bestärken sie darin. Eine dieser Ueberlieferungen will ich mittheilen:

„Vor vielen Monden offenbarte sich Oa-Bowe, den sie als einen Gott betrachten, ihren Vätern. Dieser Oa-Bowe bewohnt nach einigen die Spitzen der höchsten Berge, nach anderen die erhabensten Höhen des Himmels. Die Menschen, die auf Erden gut waren, nimmt er als Freunde in sein Haus auf, während seine Feinde, die Bösen, Tag und Nacht mühsam Steine von einem Orte zum andern wälzen müssen. Man erkennt hierin die Idee eines Gottes, der die Guten belohnt und die Bösen bestraft. Oa-Bowe nun hatte eines Tages ihren Vätern mitgetheilt, daß er einen Gesandten vom Himmel auf die Erde schicken werde, nicht einen Geist, sondern einen Menschen mit einem Leibe. Wenn sie ihn gut aufnähmen, so würde es ihr Glück sein; ihre Pflanzungen würden fast ohne Arbeit gedeihen, beim Fischfang und auf der

Jagd würden sie stets Glück haben, sie würden selten mit Krankheit geplagt sein und in beständigem Frieden miteinander leben. Umgekehrt würden sie, wenn sie den Abgesandten des Himmels nicht gut aufnähmen, mit aller Art von Unheil geschlagen werden und in beständigem Kriege miteinander leben. Ihre Väter aber wollten den Gesandten des Himmels nicht aufnehmen; sie ließen ihn ‚auf die Erde fallen', wie sie sich ausdrücken, und seither haben sie Unglück über Unglück, und jeder Streit muß durch die Waffen entschieden werden. Auch darin findet sich ein Anklang an die Erlösung und die Erbsünde.

„‚Alles wird durch die Waffen entschieden werden', hat Da-Bowe gesagt, und er schickte ihnen vom Himmel die Lanze, den Bogen, die Pfeile, den Schild und den Pohame (die Streitkeule). Diese Waffe ist eine Art Schwert aus Eichenholz und mißt 5 Fuß Länge.

„Ein Strafgesetzbuch oder ein Richtercolleg, das unseren Gerichtshöfen ähnlich wäre, kennen sie nicht. Doch finden sich unter ihnen weise Männer, Greise, welche Streitigkeiten aburtheilen und Schuldige nach dem Maße ihres Verbrechens bestrafen. Indessen gilt auch hier gewöhnlich der Spruch: ‚Gewalt geht vor Recht.' Ihre Gewohnheit, alles durch Waffengewalt zu entscheiden, führt diese Völker der Ausrottung entgegen; die Fehden vererben sich von Vater auf Sohn und endigen oft mit dem Verderben ganzer Familien, Dörfer und Stämme. Im Kriege haben sie einige

Mission auf der Yule-Insel. (S. 176.)

Gesetze, die sie nicht verletzen. Streitigkeiten zwischen Mann und Frau werden im Innern des Hauses ausgefochten, und kein Mensch hat das Recht, sich einzumischen. Aber ein Zwist zwischen zwei Einwohnern desselben Dorfes, der nicht gütlich beigelegt werden kann, entzündet immer einen Bürgerkrieg, an dem sich alle Dorfbewohner betheiligen. In einem solchen Bürgerkrieg bedienen sich die Wilden nur des Pahome. Die Männer handhaben diese Waffe mit großer Geschicklichkeit, ähnlich unseren Fechtmeistern. Der Angreifer sucht dem Gegner den Schädel zu spalten oder wenigstens das Schlüsselbein oder den Arm zu zerschmettern, der Angegriffene die Streiche aufzufangen und zu erwiedern. Ein solches Gefecht wird nicht ohne Vorbereitung unternommen. Die Parteien ziehen sich an die entgegengesetzte Seite des Dorfes zurück und rücken langsam und ein Kriegslied singend aufeinander los. Wenn beim Zusammentreffen der Kehrreim gerade gesungen ist, so beginnt der Kampf sofort; wenn nicht, so ziehen sie singend sich zurück und suchen die Bewegung so einzurichten, daß mit dem Schlusse des Gesanges der Zusammenstoß erfolgt. Hat einmal der Kampf begonnen, so darf er nicht abgebrochen werden, bevor auf *beiden* Seiten Blut geflossen ist. Es kann vorkommen, daß auf der einen Seite fünf oder sechs mit gespaltenem Schädel auf dem Boden liegen; aber erst, wenn auch der Gegner einen Verwundeten zählt, hört das Kriegsgeschrei und das Schlagen der Pohame auf. Dann schließen sie wieder Freundschaft, und die Weiber, die am Kampfe theilgenommen, kehren in ihre Küchen, die Männer zur Arbeit zurück. Dabei geht es an ein gegen-

seitiges Prahlen: ‚Wenn du meinen Hieb nicht aufgefangen hättest, so wäre jetzt dein Schädel in zwei Hälften gespalten', sagt der eine; und der andere ruft: ‚Hast du gesehen, wie blitzschnell ich meinen Pohame schwang und mit dem deinen kreuzte?'

„Als zu Mohu ein solcher Kampf stattfand, stürzte sich der dortige Missionär in das Handgemenge, um die Kämpfer zu trennen. Wirklich mußten sie das Gefecht abbrechen, um den Missionär nicht zu verwunden. Aber seine Mahnung zum Frieden hatte wenig Erfolg. ‚Zieh dich zurück, Missionär!' schrieen sie. ‚Nach unserem Gesetz muß der Kampf ausgefochten werden. Zieh dich zurück! Sonst könnte dir auch gegen unsern Willen ein Leid widerfahren!' Nach dem Kampfe mußte der Missionär die Verwundeten, Freunde und Feinde, verbinden.

„Derlei Kämpfe entstehen oft aus geringfügigen Ursachen. Zu Mohu war es ein gestohlenes Schwein, und letztes Jahr war ich zu Pinapuka Zeuge, daß eine Handvoll Bananen, welche Kinder einem Nachbarn pflückten, die Veranlassung waren.

„Viel gefährlicher sind die Kämpfe zwischen zwei Dörfern; denn da bedienen sich die Wilden der Lanze, des Bogens und der Pfeile. Ein Frauenraub oder sonst ein bedeutender Diebstahl kann die Veranlassung sein, und noch blutiger wird ein Mord gerächt. Solche Kämpfe haben oft die Zerstörung der Dörfer, ja selbst ganzer Stämme zur Folge. So hat ein Stamm der Provinz Pakao, welche im Osten an Roro grenzt, nur mehr zwei elende Dörfer, wovon das eine vier, das andere etwa zehn Wohnungen zählt. Als wir den St.-Josephs-Fluß hinaufsteuerten, sahen wir in der Einöde an verschiedenen Stellen lange Reihen von Kokospalmen, welche bewiesen, daß dort vor kurzem Dörfer waren, und so könnte ich viele ähnliche Beispiele anführen.

„Einst hatten sich zwei Familien an der Hall-Sound-Bai niedergelassen. Dieselben stammten von demselben Vater her und entwickelten sich zu zwei Volksstämmen: die Paitana und Araha. Die Paitana siedelten sich längs einem Meeresarme, Paru genannt, an, der früher eine der Mündungen des St.-Joseph gewesen sein muß. Zwei Dörfer, Mohu und Rapa, entstanden, die fast ein einziges Dorf bildeten; sie lagen nämlich nicht weit auseinander, und da hier die Dörfer nur eine einzige Gasse haben, so bildeten sie zusammen eine lange Doppelreihe von Wohnungen, deren Ausdehnung die noch stehenden Kokospalmen errathen lassen. Die Bewohner dieser Dörfer lebten ruhig im Schutze ihrer Mangrovewälder und Sümpfe. Ihre Pflanzungen hatten sie auf der Insel Gede. Da kamen eines Tages drei Männer von Ohoru, einer Landschaft, die durch ihre grausamen und gewaltigen Krieger berüchtigt ist. Vielleicht hatten sie sich irgend einer Missethat gegen die Leute von Paitana schuldig gemacht, oder man hielt sie für Spione; kurz, die Bewohner von Rapa beschlossen, die drei nächtlicherweile zu tödten. Der eine entkam, dank seinen behenden Schenkeln; die beiden anderen wurden erschlagen und wahrscheinlich auch aufgezehrt. Erst ein Jahr nach dieser That, als die Leute von Paitana an nichts Böses mehr dachten, verschworen sich mehrere Dörfer von Ohoru zur Rache für die Ermordung ihrer Angehörigen in Rapa. Eines Abends kamen sie bei klarem Mondschein auf Pirogen von Norden her in die Bai und liefen in den Poru ein, dessen vielfach gekrümmter Lauf und ruhiges Gewässer eine unbemerkte Annäherung erleichterten. Der Feind wartete den günstigen Augenblick ab, die Stunde vor der Morgendämmerung, als alles im tiefsten Schlafe liegt. So gelang es den Leuten von Ohoru, ganz unbemerkt über Rapa herzufallen, es von allen Seiten zu umringen und die aus Stroh gebauten Hütten in Brand zu stecken. In wenigen Minuten stand das ganze Dorf in Flammen; wer fliehen wollte, wurde von den Belagerern erschlagen: Männer, Weiber, Kinder, Greise, alles wurde niedergehauen oder kam in den Flammen um. Kein Mensch entrann dem Gemetzel, ausgenommen diejenigen, welche zufällig auf ihren Pflanzungen über Nacht geblieben waren, und als die Leute des Nachbardorfes Mohu zu Hilfe herbeieilten, war die Rachethat vollendet und der Feind im Abziehen. Doch warf er noch die Brandfackel in ein Haus von Mohu, und auch dieses Dorf sank in Asche, da ein heftiger Wind die Flammen anfachte. Die wenigen überlebenden Familien der beiden Dörfer vereinigten sich zu einem neuen Dorfe, und von diesem stammen die drei Dörfer ab, die wir nun am St.-Josephs-Fluß besetzt haben.

„Ganz ähnliche Folgen wie ein Mord hat ein Frauenraub. Neulich war der Ausbruch eines Vernichtungskampfes zwischen einer ganzen Reihe von Dörfern wegen dieser Ursache schon beschlossen. Als der Missionär von Mohu hörte, daß seine Pfarrkinder sich zum Kriege rüsteten, schrieb er sofort an meinen Coadjutor nach Leo-Hafen, um ihm die Gefahr zu melden. In aller Frühe des nächsten Morgens eilte Msgr. Verius nach dem Dorfe von Yule, bestimmte die Leute, die Waffen niederzulegen und ihn nach Pinopaka, dem Orte der Zusammenkunft der einen Partei, zu begleiten. Dort fanden sie die Leute von Bereina, die sich in den Waffen übten. Er forderte auch sie auf, dieselben niederzulegen und mit ihm nach Rapa zu gehen. Die Aeltesten sagten ihm aber: ‚Mitsi, wir können nicht unbewaffnet nach Rapa gehen; sonst werden wir erschlagen.' — ‚Fürchtet euch nicht,' entgegnete der Missionär, ‚niemand wird euch ein Haar krümmen, ich werde euch beschützen.' Während man noch verhandelte, kamen Abgesandte von Rapa mit einer Areknuß und allem Zubehör zum Betelkauen, was ein Zeichen des Friedens ist. Aber sie hatten die üblichen Sühnegeschenke nicht mitgebracht, und so wurde der Friede zurückgewiesen. Die vornehmsten Häuptlinge machten sich nun mit Msgr. Verius auf den Weg nach Rapa. Das erste Dorf, in das sie kamen, war leer; nur P. Toutblanc erwartete sie voll Aufregung. Als man endlich die Häuptlinge von Rapa traf, redete Msgr. Verius wohl eine halbe Stunde auf sie ein, natürlich mit gewaltiger Stimme und heftigen Geberden, als ob er im größten Zorne wäre — so fordert es unter solchen Umständen die Sitte. Aber die Rede war mehr für Christen als für Heiden berechnet und machte nicht den gehofften Eindruck; die Häuptlinge ließen zwar die Köpfe hängen, allein keiner antwortete. Der Bischof sagte zu P. Toutblanc: ‚Sie antworten nicht; das ist ein schlimmes Zeichen; wir werden den Frieden nicht zu stande bringen.' Abermals ergriff er das Wort und stellte ihnen vor, daß vier Dörfer sich verbunden hätten, um einen Mann zu schützen, der sich doch gegen ihr Gesetz vergangen habe. Für einen Schuldigen sollen also viele Unschuldige das Leben verlieren oder doch Schmerz und Wunden tragen! Mag der Schuldige die vom Gesetz vorgeschriebene Strafe zahlen! Er soll ein Schwein schlachten und Bananen dazu legen und alle zum Schmaus einladen, und so wollen wir Frieden schließen!'

„Jetzt stand ein Greis auf, wiederholte die letzten Worte und sagte: ‚Ja, der Mitsi hat Recht. Der Schuldige schlachte ein Schwein, mache die üblichen Geschenke, gebe uns Bananen, und der Friede sei geschlossen.' Mehrere andere Greise erhoben sich ebenfalls und wiederholten die gleichen Worte, und ich glaube, daß die Aussicht auf einen Schweinebraten der durchschlagende Grund war, der manches Leben gerettet hat. Sofort wurde das

Schwein geschlachtet, und so ist es den Missionären gelungen, den Frieden wiederherzustellen. Die Heiden staunten selbst am meisten über dieses Ereigniß und verkünden es weit und breit; denn es war bisher unerhört, daß es einem Manne gelungen wäre, einen Krieg zwischen acht kampfbereiten Dörfern abzuwenden.

„Der kriegerische Geist der Eingeborenen ist aber nicht das einzige Hinderniß, das die Missionäre zu überwinden haben. In jedem Dorfe gibt es einen oder mehrere ‚Nepu' (Zauberer), die den größten Einfluß haben; die Leute schreiben ihnen eine geheimnißvolle und übermenschliche Macht zu, kraft welcher sie über jeden Krankheit oder augenblicklichen Tod verhängen können. Natürlich sind diese Menschen, deren Einfluß wir untergraben, unsere Todfeinde. Schon mehrmals haben wir sie herausgefordert, ihre Zauberkunst an uns zu erproben; aber sie weichen uns aus, indem sie sagen, ihre Kraft erstrecke sich nicht über die Weißen. Ein Vorfall, der sich zu Ende des letzten Jahres ereignete, zeigt übrigens, daß nicht alle Eingeborenen an die Zauberkraft der Nepu glauben. Ein Nepu hatte Kinder aus einem Nachbardorfe in sein Haus gelockt und ihnen zu essen gegeben. Als die Kinder nach Hause kamen, wurden sie von Krämpfen befallen und starben,

Mündung des St.-Josephs-Flusses. (S. 176.)

nachdem sie den Namen des Nepu genannt, der ihnen Speise gegeben. Sofort machten sich die Eltern auf, um den Menschen zu erschlagen, überzeugt, er habe ihre Kinder nicht verzaubert, sondern vergiftet. Sie fanden ihn im Garten und machten kurzen Proceß; sie schlugen ihm Hände und Füße, Arme und Beine und endlich den Kopf ab und warfen die Glieder in die vier Ecken des Gartens, damit sie sich nicht etwa durch Zauberkraft wieder vereinigten.

„Die Eingeborenen sind der Ansicht, ein gewisser Stein, den wir bei uns trügen, sei die Ursache, daß die Zauberer keine Macht über uns hätten. Msgr. Verius wäre neulich beinahe erschlagen worden; zwei Dörfer hatten sich verschworen, ihn zu tödten, um dieses Wundersteines habhaft zu werden; nur sein kaltes Blut hat ihn gerettet. Man sieht aber daraus, daß wir stets der Martyrkrone gewärtig sein können. Unsere Eingeborenen sind große, schlecht erzogene Kinder, im Zorne sind sie wohl fähig, die Missionäre niederzumachen; sie würden es freilich einen Augenblick später bitter bereuen, aber das würde die Todten nicht zum Leben erwecken.

„Von anderen Schwierigkeiten unserer Mission rede ich nicht. Die außerordentliche Hitze verursacht ein immerwährendes Schweißbad, das die Kräfte erschöpft. Die heftigen Regengüsse haben Fieber zur Folge, die uns fast nie verlassen und drei Viertel

unserer Kräfte brachlegen. Dazu kommt fast beständig Theuerung und Noth. Im Jahre 1889 haben wir während vier Monaten förmlich Hunger gelitten. Sie sehen aus all dem, daß diejenigen, welche unter den armen Papua das Evangelium verkünden wollen, auf Leiden und Entbehrungen hoffen dürfen."

12. Niederländisch-Neu-Guinea und Weiterfahrt.

Der ganze Theil Neu-Guinea's nördlich von dem 141. Grade östlicher Länge ist niederländischer Besitz, ebenso wie die diesem Küstenstriche vorgelagerten Inseln. Der Flächenraum desselben beträgt rund 400 000 qkm, genauer 382 142 qkm auf der Hauptinsel und 15 062 qkm der Nebeninseln. Die letzteren kommen also zusammen dem Großherzogthum Baden gleich, während der Besitz auf der Halbinsel das Königreich Preußen an Größe um ein Stück Land wie die Schweiz übertrifft.

Auf unserer Fahrt längs der Südküste treffen wir zunächst, nachdem wir den Papua-Golf verlassen und die Grenze des englischen Gebiets überschritten haben, auf die ziemlich große Frederik-Hendriks-Insel, die nur durch einen schmalen Meeresarm von der Hauptinsel getrennt wird. Die weiter westlich liegenden Aru-Inseln gehören schon zu den Molukken. Dagegen zählen die Inseln an der Nordwestspitze Neu-Guinea's, darunter Misol, Popa, Batante, Salwati und namentlich das durch seine herrlichen Paradiesvögel berühmte, unter dem Aequator liegende Waigéu zur Papuainsel. Die Halmahera-Straße scheidet dort die Inseln der Südsee von Halmahera und der ostindischen Inselflur, die uns von unserer Reise „Durch Asien" her bekannt ist. Bemerkenswerth sind endlich noch einige größere Inseln in der wiederholt genannten „Geelvink-Bai".

Als Herren der benachbarten Molukken haben die Holländer schon lange über die von Tidor abhängigen Theile Neu-Guinea's die Oberhoheit beansprucht. Seit Jahrhunderten werden nämlich die nördlichen Küsten von Händlern der Inseln Ternate oder Halmahera, Tidor, Ceram oder Serang besucht; sie holen da Muskatnüsse, Sago, Perlen, Schildpatt, Trepang, Paradiesvögel und bringen dafür den Papua allerlei Manufacturen, Schießwaffen, Schießbedarf und leider auch geistige Getränke. Die Schilderungen der Händler von der Schönheit und Fruchtbarkeit Neu-Guinea's erweckte in den Fürsten der Molukken das Verlangen, sich diese Gegenden zu unterwerfen. Bereits im 16. Jahrhundert eroberten sie bedeutende Theile; jetzt gilt der Sultan von Tidor als der alleinige Herr der nördlichen Küstengebiete und wird als solcher auch von der niederländischen Regierung anerkannt. Unter ihm stehen eine Anzahl Radschas und Häuptlinge, welche in seinem Namen die verschiedenen Bezirke verwalten, so das Fürstenthum Kapia, Aiduma, Lobo, Namatotte, Adie. Manche dieser Gebiete haben dem Namen nach den Islam angenommen, der besonders auf den ebenfalls dem Sultan von Tidor unterstehenden Inseln Waigéu, Salwati, Misol und auf den Inseln der „Geelvink-Bai" Anhänger gefunden hat. Die Eingeborenen haben dem Sultan Abgaben zu entrichten, die von den Radschas und Häuptlingen erhoben werden. Früher pflegte man dieselben gewaltsam einzutreiben, und der Sultan schickte zu diesem Zwecke eine Flotte, bei deren Erscheinen die Papua gewöhnlich in die unzugänglichen Gebirge flüchteten. Es wurde nämlich nebst vielen anderen Ungerechtigkeiten früher auch Menschenraub und Sklavenhandel getrieben, der nun einmal mit dem Islam unzertrennbar verbunden scheint. Jetzt haben die Holländer dem ihnen tributpflichtigen Sultan, dessen Vorfahren über 80 Fürsten geboten und ein Heer von 90 000 Mann ins Feld führen konnten, diese gewaltsame Steuereintreibung untersagt, und der Sultan muß sich dem Willen seiner Herren fügen. Seitdem ist aber auch seine Herrschaft über Neu-Guinea zum leeren Namen herabgesunken, so daß die nördlichen Stämme so ziemlich unabhängig sind, da auch von einem ernsten Kolonialunternehmen seitens der Holländer nichts verlautet.

Und nun verlassen wir Neu-Guinea, trotz des Reichthums seiner tropischen Pflanzenpracht und der Erhabenheit seiner noch unerforschten Gebirgswelt wohl das traurigste Land unserer Erde. Denn in keinem andern ist der Mensch, das Ebenbild Gottes, tiefer gesunken, wie wenigstens einige Stämme der Papua, die, trotz mancher guten Eigenschaften, einem Cannibalismus fröhnen, wie er empörender nirgends gefunden wird. Möge die Begeisterung für koloniale Unternehmungen, die in jüngster Zeit einen so mächtigen Aufschwung nahm und an der sich auch Deutschland so thatkräftig betheiligte, den Glaubensboten, die allein diese tief gefallenen Menschen aufrichten können, auf Neu-Guinea und seinen Nachbarinseln den nöthigen Schutz und kräftige Unterstützung gewähren, Gott aber, dessen Gnade alles vermag, seinen Segen zu dem unternommenen Werke spenden!

Wir steuern nun von der Insel Waigéu aus nordwärts und überschreiten die Gleicherlinie, um die Gruppe der Palau- und Karolinen-Inseln aufzusuchen, die von einem andern Volksstamm bewohnt und zu einer neuen „Landschaft" der Südsee gerechnet werden.

VI. Mikronesien.

1. Die Korallen und ihr Werk.

Melanesien oder Schwarzinselland haben wir nun verlassen und betreten die Inselflur von Mikronesien oder Kleininselland. Der Name, den die Erdbeschreiber diesem Theile der weiten Südsee nicht mit Unrecht geben, kommt nämlich von den griechischen Worten Mikros, d. h. klein, und Nesos, d. h. Insel, her. In der That sind es lauter kleine Inseln, winzige Erdfleckchen im Vergleiche zu der Rieseninsel Neu-Guinea, die wir soeben besucht haben. Die größte von allen, Guam, die Hauptinsel der Marianen, hat nur einen Flächenraum von 514 qkm, etwa die Hälfte von Hohenzollern, ist aber freilich noch immer tausendmal so groß als Helgoland mit seinen 0,5 qkm.

Ganz Mikronesien hat einen Flächenraum von 3540 qkm und eine Einwohnerzahl von nicht einmal 100 000 Seelen (nach der neuesten Schätzung 94 100). Vier Gruppen werden wir besuchen: die Karolinen, Marianen, Marschall- und Gilbert-Inseln; denn die winzig kleinen Eilande des Magelhaens-, Bonin- und Anson-Archipels nördlich von den Marianen sind zu unbedeutend, indem dieselben zusammen nur 110 qkm mit etwa 1000 Einwohnern ergeben.

Die meisten Inseln dieser Gruppen sind das Werk der Korallen oder vielmehr der Korallenthiere, der Polypen, von denen man über tausend jetzt lebende Arten und noch mehr ausgestorbene und versteinerte kennt. Riffbauende Korallen sind besonders die Asträen-, Madreporen- und Karyophyllien-Arten, winzige Thierchen (vgl. das Bild S. 185), von denen manche nur mit dem Vergrößerungsglase gesehen werden können und auch die größten nur etwa 1 mm erreichen. Das ganze Thierchen besteht aus einem Schlauch, der eine Mundöffnung hat, an welcher 6 oder 8 oder ein Vielfaches von 6 oder 8 „Tentakeln", Fühler und Fangarme, haften, mit denen das Thierchen das Meerwasser durchsucht und seine Beute, meist Infusorien, dem Munde zuführt. Den Tentakeln entsprechen am Leibe des Thieres sternförmige Falten, die ebenso viele Kammern bilden. Die Thierchen scheiden durch ihren Organismus den im Meerwasser enthaltenen Kalk aus und bilden so um sich ein den Formen ihres Körpers entsprechendes Gehäuse, den sogen. Polypenbecher, den man am deutlichsten bei der Orgelkoralle sehen kann. Polypen, die einzeln vorkommen, gibt es äußerst wenige; fast alle leben in großen Kolonien zusammen und bilden durch fortgesetzte Theilung und Knospung ein Ganzes, das bald als baumartiges Gebilde (vgl. das Bild S. 185), als Strauch, als büschelige, halbkugelige, polsterartige Masse sich darstellt, an welcher die Einzelthiere als „Kelche", „Sterne", „Knospen" u. s. w. vertheilt sind. Wenigstens bei einigen Arten, so bei der Edelkoralle, hat man nachgewiesen, daß die Einzelthiere einer solchen Kolonie auch unter sich durch eine Art Gefäßsystem verbunden sind.

So wachsen und vermehren sich solche Polypenkolonien, wo sie die nothwendigen Lebensbedingungen vorfinden. Dazu gehört eine gewisse Wärme und Tiefe des Wassers, verschieden für die verschiedenen Arten Wie rasch das Wachsthum vor sich geht, hat man bis jetzt nicht mit Sicherheit ermitteln können. Man führt den folgenden Fall an: 1857 untersuchte man das Wrack eines an der amerikanischen Küste 1792 gescheiterten Schiffes und fand es von Korallenbildungen überkrustet. Eine Madrepore hatte eine Höhe von 5 m erreicht, während andere massige Polypenstöcke nicht so hoch waren. Man wollte nun daraus schließen, die Madrepore sei im Jahre durchschnittlich nur etwa 8 cm gewachsen; aber wer weiß denn, daß sie sich schon im ersten Jahre nach dem Schiffbruche und nicht vielleicht erst im 10. oder 20. oder 40. auf dem Wracke angesiedelt hat? Wer weiß ferner, in welchem Maße mit den Jahren das Wachsthum solcher Polypenstöcke zunimmt? Es steht also auf sehr schwachen Füßen, wenn man behaupten will, eine Korallenbank von etwa 700 m Dicke habe an 200 000 Jahre für ihr Zustandekommen gebraucht!

Aber wie viele Billionen und Billionen dieser kleinen Lebewesen, von denen jedes nur einige winzige Kalkkörnlein zum Baue beisteuerte, hat es gebraucht, um die Massen der zahllosen Riffe und Inseln, mit denen die Südsee übersäet ist, aus der Meerestiefe empor zu bauen? Und wie wundervoll ist der unendliche Gott in allen seinen Werken, der alle diese Wesen nach ihren Tausenden von Arten geschaffen und ihnen in den Tiefen des Meeres die Arbeit zugewiesen und die Nahrung gespendet hat! Und welche Welt voll ungeahnter Schönheit hat er durch diese winzigen Wesen auf dem Meeresgrunde hingezaubert! Ein Naturforscher, der freilich in seltsamer Verblendung in allen diesen Wundern der Schöpfung keinen Schöpfer findet, schildert die Korallengärten des Rothen Meeres also:

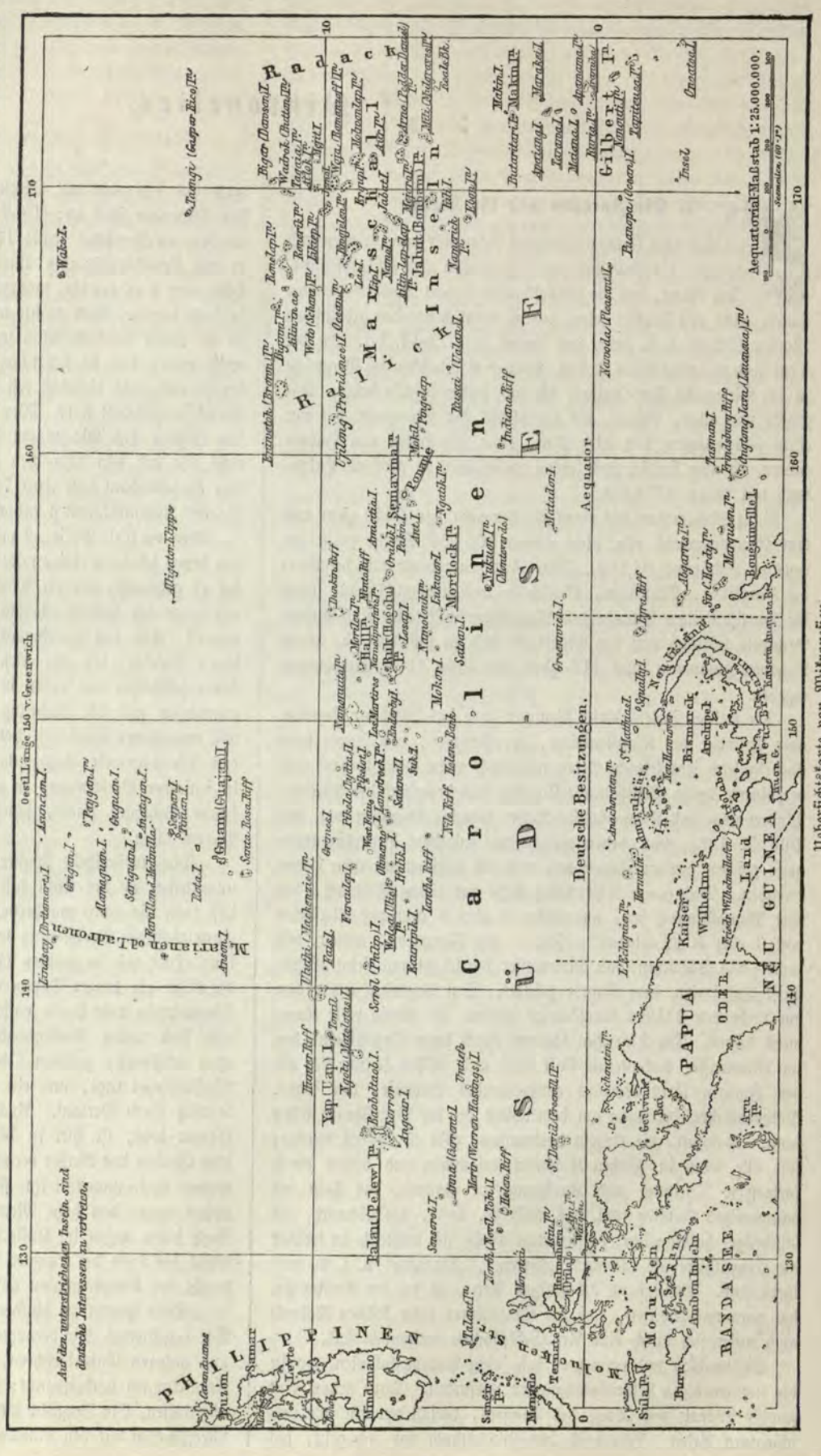
„Das krystallhelle Wasser ist hier (vor dem Hafen von Tur) unmittelbar an der Küste fast immer so ruhig und bewegungslos, daß man die ganze wunderbare Korallendecke des Bodens mit ihrer mannigfaltigen Bevölkerung von allerlei Seethieren deutlich erkennen kann. Hier, wie im größten Theile des Rothen Meeres, zieht parallel der Küste ein langer Damm von Korallenriffen hin, ungefähr eine Viertelstunde vom Lande entfernt. Diese Dammriffe oder Barriereriffe sind wahre Wellenbrecher. Der Wogendrang zerschellt an ihrer unebenen, zackigen Oberfläche, welche bis nahe unter den Wasserspiegel ragt, und ein weißer Schaumkamm kennzeichnet so deutlich ihren Verlauf. Auch wenn draußen auf dem Meere der Sturm tobt, ist hier in dem durch das Riff geschützten Kanale oder Graben das Wasser verhältnißmäßig ruhig, und kleinere Schiffe können darin ungestört ihre Fahrt längs der Küste fortsetzen. Nach außen gegen das hohe Meer fällt das Korallenriff steil hinunter. Nach innen gegen die Küste flacht es sich allmählich ab, und meist bleibt die Tiefe des Kanales so gering, daß man die ganze Farbenpracht der Korallengärten auf seinem Boden erblicken kann.

„Diese Pracht zu schildern vermag keine Feder und kein Pinsel. Die begeisterten Schilderungen von Darwin, Ehrenberg, Ransonnet und anderen Naturforschern, die ich früher gelesen, hatten meine Erwartungen hochgespannt; sie wurden aber durch die Wirklichkeit übertroffen. Ein Vergleich dieser formenreichen und farbenglänzenden Meerschaften mit den blumenreichsten Landschaften gibt keine richtige

Vorstellung. Denn hier unten in der blauen Tiefe ist eigentlich alles mit bunten Blumen überhäuft, und alle diese zierlichen Blumen sind lebendige Korallenthiere. Die Oberfläche der größeren Korallenbänke, von 6—8 Fuß Durchmesser, ist mit Tausenden von lieblichen Blumensternen bedeckt. Auf den verzweigten Bäumen und Sträuchern sitzt Blüte an Blüte. Die großen Blumenkelche zu deren Füßen sind ebenfalls Korallen. Ja sogar das bunte Moos, das die Zwischenräume zwischen den größeren Stöcken ausfüllt, zeigt sich bei genauerer Betrachtung aus Millionen winziger Korallenthierchen gebildet. Und alle diese Blumenpracht übergießt die leuchtende arabische Sonne in dem krystallhellen Wasser mit einem unsagbaren Glanze.

„In diesen wunderbaren Korallengärten, welche die sagenhafte Pracht der zauberischen Hesperidengärten übertreffen, wimmelt außerdem ein vielgestaltiges Thierleben der mannigfaltigsten Art. Metallglänzende Fische von den sonderbarsten Formen und Farben spielen in Schaaren um die Korallenkelche, gleich den Kolibris, die um die Blumenkelche der Tropenpflanzen schweben. Noch viel mannigfaltiger und interessanter als die Fische sind die wirbellosen Thiere der verschiedensten Klassen, welche auf den Korallenbänken ihr Wesen treiben. Zierliche durchsichtige Krebse aus der Garneelengruppe schnellen haufenweise vorüber, und bunte Krabben klettern zwischen den Korallenzweigen. Auch rothe Seesterne, violette Schlangensterne und schwarze Seeigel klettern in Menge auf den Aesten der Korallensträucher, der Schaaren bunter Muscheln und Schnecken nicht zu gedenken. Reizende Würmer mit bunten Kieferfederbüschen schauen aus ihren Röhren hervor. Da kommt auch ein dichter Schwarm von Medusen geschwommen, und zu unserer Ueberraschung erkennen wir in der zierlichen Glocke eine alte Bekannte aus der Ost- und Nordsee, die Qualle.

„Man könnte glauben, daß in diesen bezaubernden Korallenhainen, wo jedes Thier zur Blume wird, der glückselige Friede der elysischen

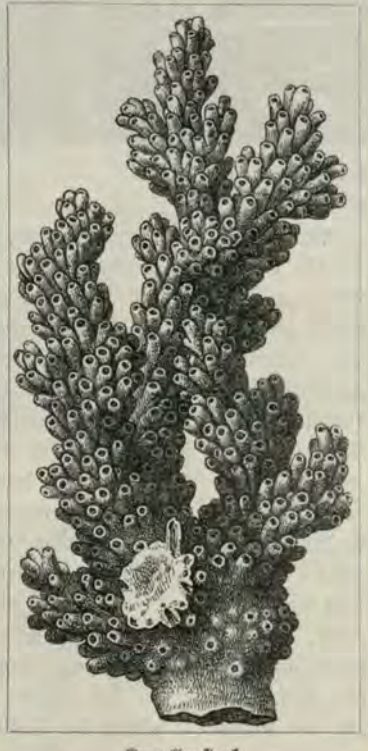


Uebersichtskarte von Mikronesien.

Gefilde herrsche. Aber ein näherer Blick in ihr buntes Getriebe lehrt uns bald, daß auch hier, wie im Menschenleben, beständig der wilde Kampf ums Dasein tobt, oft zwar still und lautlos, aber darum nicht minder furchtbar und unerbittlich. Die große Zahl des Lebendigen, das hier in üppigster Fülle sich entwickelt, wird beständig vernichtet, um die Existenz einer bevorzugten Minderzahl zu ermöglichen. Ueberall lauert Schrecken und Gefahr. Um uns davon zu überzeugen, brauchen wir bloß selbst einmal unterzutauchen. Rasch entschlossen springen wir über Bord und schauen nun erst, von wunderbarem grünem und blauem Licht umgossen, die Farbenpracht der Korallenbänke ganz in der Nähe. Aber bald erfahren wir, daß der Mensch ungestraft so wenig unter Korallen als unter Palmen wandelt. Die spitzen Zacken der Steinkorallen erlauben uns nirgends festen Fuß zu fassen. Wir suchen uns einen freien Sandfleck zum Standpunkt aus. Aber ein im Sande verborgener Seeigel bohrt seine fußlangen, mit feinen Widerhaken bewaffneten Stacheln in unsern Fuß; äußerst spröde zersplittern sie in der Wunde und können nur durch vorsichtiges Ausschneiden derselben entfernt werden. Wir bücken uns, um eine prächtige smaragdgrüne Actinie (vgl. das Bild S. 187) vom Boden aufzuheben, die zwischen den Schalenklappen einer todten Riesenmuschel zu sitzen scheint. Jedoch zur rechten Zeit noch erkennen wir, daß der grüne Körper keine Actinie, sondern der Leib des lebenden Muschelthieres selbst ist; hätten wir es unvorsichtig angefaßt, so wäre unsere Hand durch den kräftigen Schluß der beiden Schalenklappen elend zerquetscht worden. Nun suchen wir einen schönen violetten Madreporenzweig abzubrechen, ziehen aber rasch die Hand zurück; denn eine muthige kleine Krabbe, die schaarenweise zwischen den Aesten wohnt, zwickt uns empfindlich mit der Scheere. Noch schlimmere Erfahrung machen wir bei dem Versuche, die daneben stehende Feuerkoralle abzubrechen. Millionen mikroskopischer Giftbläschen entleeren sich bei der oberflächlichen Berührung auf unsere Haut, und unsere Hand brennt, als ob wir glühendes Eisen angefaßt hätten. Ebenso heftig brennt ein zierlicher kleiner Hydropolyp, der höchst unschuldig aussieht. Um nicht auch noch mit einem brennenden Medusenschwarme in unliebsame Berührung zu kommen oder gar einem der nicht seltenen Haifische zur Beute zu fallen, tauchen wir wieder empor und schwingen uns in die Barke.

Korallenzweig nebst den Thieren.

„Welche fabelhafte Fülle des buntesten Thierlebens auf diesen Korallenbänken durcheinander wimmelt und miteinander ums Dasein kämpft, davon kann man sich erst bei genauerem Studium ein annäherndes Bild machen. Jeder einzelne Korallenstock ist eigentlich ein kleines zoologisches Museum. Wir setzen z. B. einen schönen Madreporenstock, den eben unser Taucher emporgebracht hat, vorsichtig in ein großes mit Seewasser gefülltes Glasgefäß, damit seine Korallenthiere ruhig ihre zierlichen Blumenkörper entfalten. Als wir eine Stunde später wieder nachsahen, ist nicht nur der vielverzweigte Stock mit den schönsten Korallenblüten bedeckt, sondern auch Hunderte von größeren und Tausende von kleineren Thierchen kriechen und schwimmen im Glase herum: Krebse und Würmer, Kanker und Schnecken, Taschen und Muscheln, Seesterne und Seeigel, Medusen und Fischchen, alle vorher im Geäste des Stockes verborgen. Und selbst wenn wir den Korallenstock herausnehmen und mit dem Hammer in Stücke zerschlagen, finden wir in seinem Innern noch eine Menge verschiedener Thierchen, namentlich bohrende Muscheln, Krebse und Würmer verborgen. Und welche Fülle unsichtbaren Lebens enthüllt uns erst das Mikroskop!"



Korallenstock.

Diese Beschreibung der Korallengärten im Rothen Meere und ihres Thierlebens paßt im wesentlichen auch auf jene der Südsee, nur daß hier unter der Tropensonne und in dem lauwarmen Wasser des Stillen Oceans alles noch viel großartiger und reicher sich entwickelt. Anstatt von Gärten zu reden, ist vielmehr das Wort Korallenwälder am Platze. Wie werden nun aber aus diesen Riffe und Inseln?

Die Antwort auf diese Frage lautet: der ewig bewegte Ocean selbst ist der Baumeister, die Korallen bereiten das Baumaterial, und tausend andere kleinere und größere Thierchen helfen ihm dabei. Da sind z. B. die Meerdatteln, eine große Menge von Stein- und Felsbohrmuscheln und zahlreiche Bohrwürmer, darunter namentlich die Serpula und die Bohrschwämme, die alle bald in die lebenden, bald in die todten Theile der oft meterdicken Korallenbäume sich einbohren. In einem zweidrittel meterdicken Stamm fand man außer Hunderten von kleineren Wurmlöchern fünfzig Höhlungen der Meerdattel. Das sind die kleinen Steinbrecher. Wenn nun die Korallen so hoch emporwachsen oder durch eine Hebung des Meeresbodens so hoch emporgehoben werden, daß sie in die Gewalt der brandenden Wogen kommen, dann brechen auch die größten, also angebohrten Bäume und werden von den hin- und herrollenden Wassern in Steintrümmer verwandelt. Schaaren anderer kleiner Thiere schaffen nun den Mörtel herbei, der diese Trümmer verkittet. Da sind eine Unmasse sogen. Papageifischchen, die sich von den Korallen nähren. Ihre Nahrung fällt als feiner Kalkniederschlag zwischen die lockeren Korallenstücke und bindet sie. Dasselbe besorgen ungezählte Schaaren von Holothurien, von denen jährlich viele Schiffsladungen voll von den Riffen der Südsee als Leckerbissen (Trepang) nach China geführt werden; auch sie zermahlen die Korallen zu feinem Kalksand, der als Bindemittel dient, und das Gleiche wäre noch von vielen anderen Meerthieren zu sagen. So wachsen die Korallenbänke zu festen Riffen zusammen, die dann durch die Kräfte, welche den Meeresboden bewegen, an die Oberfläche gehoben werden. Aber auch die Wellen selbst thürmen solche Riffe auf. Ueberall wo der Meeresboden nicht zu tief ist, wachsen Korallen, deren Trümmer

die Wogen in der Nähe der Inselküsten zu einem Damm, zu einem Wellenbrecher aufhäufen, und so treffen wir fast überall, wo nicht das Ufer als Felswand unmittelbar in eine bedeutende Tiefe abstürzt, in welcher die Korallen nicht mehr oder doch nur spärlich gedeihen, die sogen. Barrierriffe und Gürtelriffe, welche die flachen Ufer umsäumen.

Ganz ähnlich entstehen nun auch die eigentlichen Korallen-inseln oder „Atolle", denen wir auf unserer jetzt folgenden Fahrt so oft begegnen werden. Die geheimnißvollen Tiefenkräfte heben einen Theil des Meeresbodens bis etwa 20 oder 30 Faden (40 oder 60 m) unter die Oberfläche empor, dann ruhen sie. Würden sie den Meeresboden bis über den Wasserspiegel emporheben, so entstände eine gewöhnliche Insel aus Urgestein und Ablagerungsschichten. In unserem Falle aber vollenden die Korallen das Werk. Sie siedeln sich, von Meeresströmungen herbeigetragen, auf den unterseeischen Felsrücken an und wuchern munter in die Höhe. Je nach der Tiefe der Felsbank und den Lebensbedingungen, welche die Korallenthiere finden, erreichen sie vielleicht in hundert, vielleicht erst in tausend Jahren die Oberfläche und kommen in die Gewalt der Brandung. Inzwischen haben aber auch all die vielen Bohrthierchen ihr Zerstörungswerk begonnen und fortgesetzt und so der Wogenarbeit vorgearbeitet. Jetzt von dieser, jetzt von jener Seite der Windrose stürzen sich nun die nimmerrastenden Wellen und die Gewalt der Strömung auf die durchwühlten und absterbenden Korallen und bauen sie, die steinernen Zweige und Aeste, Knollen und Blöcke vor sich her rollend und schiebend, ringsum zu einem Walle auf. In der Mitte dieses Ringwalles (vgl. nebenstehendes Bild), der gewöhnlich nur 100 bis 200 m breit ist, liegt noch das einem See, einer Lagune ähnlich umschlossene Meer, und der Damm ist anfangs so niedrig, daß die hohen Wellen manchmal darüber weg bis in die Lagune rollen. Der Ringwall wird selten höher als 3 oder 4 m über die Fluthöhe. Seetang und Meeralgen, die darauf geworfen werden, Moose und Flechten, die daran sich festsetzen, bilden im Laufe der Jahre auf den Stellen, welche die Wogen nicht mehr waschen, eine Schichte Pflanzenerde; Wind und Wasser tragen von den benachbarten Inseln oft Hunderte von Seemeilen weit Pflanzensamen herbei, und unter dem Einflusse von Licht und Wärme und Feuchtigkeit entwickelt sich nach und nach rings um die Lagune ein grünender und blühender Kranz von wunderbarer Schönheit. Die Koralleninsel, das „Atoll", ist fertig!

Koralleninsel.

Vom Borde eines Schiffes aus gesehen, erscheint ein solches Eiland aus der Ferne als eine Reihe dunkler Punkte, die weit draußen am Horizonte aus dem tiefblauen Meeresspiegel aufragen. Steuert man näher, so erscheint eine grüne, da und dort unterbrochene Linie; noch näher erkennt man die Wipfel der Kokospalmen mit ihren zierlichen Wedeln, und endlich in nächster Nähe breitet sich die Lagune in ihrem Kranze aus, dem entzückten Auge einen wundervollen Anblick inmitten der unabsehbaren Wasserwüste gewährend. Ringsum das Riff mit der tobenden, schäumenden Brandung, der weiße Korallenstrand, darüber der herrliche Pflanzenwuchs in seinen tropischen Farben und Formen und im Innern der ruhige See, oft mit winzig kleinen Inseln. Wo derselbe eine Tiefe von 20 bis 25 m erreicht, und tiefer sind diese Lagunen selten, hat er die tiefblaue Färbung des offenen Meeres; an seichtern Stellen aber, wo Sandgrund und Korallen nahe an die Oberfläche steigen, schillert er in zarten gelben und apfelgrünen Tönen.

Bewohnt sind diese Inseln selten; doch werden sie oft des Fischfangs und Trepangfanges wegen von den Eingeborenen größerer Inseln besucht; denn die Bewohner Mikronesiens, in deren Heimat wir uns befinden, sind kühne Seefahrer und suchen diese Fischplätze manchmal Hunderte von Kilometern weit in ihren gebrechlichen Kähnen auf.

2. Die Karolinen.

Wenn wir auf unserer Fahrt von Neu-Guinea dem 134. Grade östlicher Länge folgen, so treffen wir, nachdem wir etwa 400 km zurückgelegt, auf eine Anzahl kleiner Inseln und Riffe und endlich zwischen dem 7. und 8. Grade nördlicher Breite auf eine etwas größere Insel, Babeldzuap oder Baobeltaob welche auf 300 qkm angegeben wird. Die ganze Gruppe trägt den Namen Palau- oder Pelew-Inseln. Sie wird jetzt gewöhnlich zu den Karolinen gezählt, deren westlichste Gruppe sie bildet.

Bekanntlich versuchte Deutschland 1885 auch den Archipel der Karolinen unter seine Schutzherrschaft zu nehmen und ließ wirklich auf denselben seine Flagge hissen. Allein dieses Vorgehen rief in Spanien, das den Archipel als ein Erbe seiner Väter betrachtete, eine solche Entrüstung hervor, daß beinahe der Ausbruch eines Kriegs zu befürchten schien. Unser Heiliger Vater Leo XIII. wurde als Schiedsrichter in diesem Streite angerufen, und es gelang ihm, den Frieden herzustellen. Sein Schiedsspruch, der am 22. October 1885 von Cardinal Jacobini den beiden Parteien überreicht wurde, lautete zu Gunsten Spaniens, das ja auch die wichtigsten dieser Inseln entdeckte und denselben von den Philippinen und Marianen aus Glaubensboten gesandt und sonst zum Wohle seiner Eingeborenen beigetragen hat. Die Entscheidung wurde von Deutschland bereitwillig angenommen; am 17. December 1885 unterzeichneten zu Rom der deutsche und der spanische Gesandte im Auftrage ihrer Regierungen ein Abkommen, dessen Hauptbestimmungen die folgenden sind:

„1. Die deutsche Regierung anerkennt die Priorität der spanischen Occupation der Karolinen- und Palaos-Inseln, sowie die Souveränität Seiner katholischen Majestät auf denselben innerhalb der im Artikel 2 angegebenen Grenzen;

2. die Grenzen sind gebildet durch den Aequator und den 11. Grad nördlicher Breite und den 133. und 164. Grad östlicher Länge (von Greenwich)."

Ein dritter Artikel gewährt Deutschland große Vorrechte bezüglich der Schifffahrt, der Fischerei, des Handels und der Anlage von Plantagen auf allen diesen Inseln.

Die große Inselwelt der Karolinen erstreckt sich also in einer Ausdehnung von 31 Längengraden, nahezu 3500 km, bis an die Gruppe der Marshallsinseln. Die 500 größeren und kleineren Inseln haben zusammen nur 1450 qkm oder etwa 26 Quadratmeilen Land, übertreffen also Hohenzollern um etwa 300 qkm. Dafür ist aber bei weitem der größte Theil unbewohnbar. Korallen-

riffe, durch welche Lücken zu brauchbaren Häfen führen, umschließen die Inseln einzeln oder gruppenweise. An ihnen bricht sich die rauschende Brandung. Der Mehrzahl nach sind es niedere Lagunen-inseln (Atolle), wie wir soeben beschrieben, deren Landgürtel kaum um Meterhöhe die höchste Flut überragen; nur durch den Reichthum ihres Pflanzenwuchses sind sie aus einiger Entfernung schon dem Auge des Seefahrers erkenntlich. Wie Riesenkränze aus Grün und Blumen geflochten, schwimmen sie in der dunkelblauen Flut des Stillen Oceans. Von besonderer Schönheit sind die fünf höheren und bergigen Inseln, welche vulkanische Kräfte aus dem Meere emporgehoben haben. Große Brodfruchtbaumwälder, von schlanken Kokospalmen und zierlichen Pandanus (einer palmenähnlichen Baumgattung) umgeben, bedecken dieselben bis zu den höchsten Gipfeln; nur das bebaute Land und einige sumpfige Stellen in den Thälern sind nicht von den Baumkronen, durch welche sich Lianen mit großen, grellen Blütendolden schlingen, wie mit einem Blätterdache überspannt.

Von den vielen Inseln und Riffen verdienen nur wenige einer besondern Erwähnung. Die westlichste und zugleich die größte Gruppe, welche von vielen Geographen als selbständiger Archipel aufgeführt wird, ist die Gruppe der Palau- oder Pelew-Inseln (440 qkm mit 10 000 Einwohnern). Villalobos entdeckte sie schon 1543 und nannte sie bezeichnend Arrecifes, d. h. Riffinsel. Baobeltaob, das größte Eiland, haben wir bereits erwähnt; es ist gut bewässert und sehr fruchtbar; besonders zu nennen ist noch Sonsorol oder die St.-Andreas-Insel, weil auf derselben am St.-Andreas-Tage 1710 Jesuitenmissionäre zuerst das Kreuz aufpflanzten. — Die zweite Gruppe hat ihren Namen von der Haupt-

Actinien. (S. 185.)

insel Yap (vgl. das Bild S. 189). Yap besteht aus zwei durch eine schmale Landzunge verbundenen Hälften, ist 207 qkm groß und zählt 2700 Einwohner. Vielleicht hatte sie schon 1625 der Holländer Schapenham gesehen; später entdeckte sie der Spanier Lazeano und gab ihr zu Ehren seines Königs, Karls II., den Namen Karolina, welcher in der Folge auf den ganzen Archipel überging. Yap ist nicht nur eine der schönsten, sondern auch der am besten bebauten Karolineninseln; auf ihr machten die Urwälder herrlichen Hainen von Fruchtbäumen und Palmen Platz. Ihre Berge aus tuffartigem Gestein erheben die mit Farn und Gras bewachsenen Gipfel bis zu einer Höhe von 400 m; im Süden senken sich dieselben sanft zu einer ausgedehnten, fruchtbaren Ebene herab. Ringsum wird die Doppelinsel von einem breiten Korallenriffe umschlossen, durch welches nur wenige Kanäle den Zutritt gestatten. Der wichtigste führt an der Südostküste zu der herrlichen Bai, welche die beiden Halbinseln trennt und den guten Hafen von Tomil (oder Rul) bildet.

Oestlich von Yap erstrecken sich in verschiedenen Gruppen und einem ganzen Gewirre von Inseln und Riffen die mittleren Karolinen. Da ist zunächst Fais zu nennen, dessen Bildung derjenigen der umliegenden Eilande ganz unähnlich ist. In steilen, oft fast senkrechten Wänden von Korallenkalkstein erhebt es sich bis 30 m hoch aus dem Meere zu einer Art Hochebene, deren erhöhter Rand die einstige Lagune noch erkennen läßt; es ist offenbar ein durch unterseeische Kräfte emporgerücktes Atoll. Anker- und Landungsplatz fehlen; dafür haben die wichtigeren Inseln Ulea und Lamurec gute, geschützte Häfen. Farroilap ist wichtig, weil es den Marianen zunächst liegt; es wurde 1696 von dem Spanier Ro-

driguez entdeckt. Rug oder Hogoleu mißt 132 qkm und hat 5000 Einwohner.

Unter den Ost-Karolinen ragt die Insel Ponape als die größte aller Karolinen hervor; sie hat einen Flächenraum von 347 qkm und gegen 2000 Einwohner; der Spanier Quiros entdeckte sie schon 1595; auf den alten Karten heißt sie deshalb Quirosa (auch Torres). Das bergige Innere ist mit dichtem Wald bedeckt; an den Küsten breiten sich fruchtbare, wohlbewässerte Ebenen aus, welche eine Fülle von Lebensmitteln erzeugen. Hinter dem breiten, von Seearmen durchschnittenen Ufergürtel, in dem Mangrovebäume mit ihren hohen, verworrenen Stelzwurzeln vorherrschen, beginnt sogleich der hochstämmige Wald, in dessen Schatten sich die Hütten der Einwohner bergen. Durch ihre Fruchtbarkeit hat die Insel schon eine Bedeutung für die Schifffahrt erlangt, und mehrere europäische Niederlassungen sind an ihren Ufern gegründet worden. Der höchste Gipfel der Insel wurde von Lütke auf 893 m gemessen; die Berge bilden übrigens keine Zacken, sondern runde, domartige Gipfel, welche sanft zur Ebene abfallen; nur im Nordosten der Insel ist ein schrofferes Bergland, das nahe am Meere in 300 m hohen Wänden jäh abstürzt. — Diese wilderen Bergformen sind auch der letzten, östlichsten Insel des Archipels eigen, dem Eilande Kusaie oder Ualan (Walan), welches 112 qkm groß ist, aber nur etwa 400 Bewohner zählt. Das Innere ist voll steiler, zackiger, oft thurm- und hornartiger Berge, welche von vielen Thalschluchten durchklüftet sind, in denen zahlreiche Bäche rauschen. Der Boden, in rothen Thon aufgelöster Basalt, ist erstaunlich fruchtbar. Das Korallenriff, das die Insel umschließt, bildet sichere Häfen; der beste ist der auf der Nordostseite gelegene Nimolschonhafen (von den Seefahrern auch Weatherharbour genannt), welcher für den Kessel eines unterseeischen Kraters gehalten wird; in seiner Mitte liegt Lela, der Wohnsitz des Königs, eine schöne, bewaldete, kleine Berginsel von einer halben Meile Umfang.

3. Die Bewohner der Karolinen.

Das Volk, welches die verschiedenen Gruppen der Karolinen bewohnt, deren hauptsächlichste Inseln wir jetzt genannt und kurz beschrieben haben, gehört zur Familie der Mikronesier, einem Mischvolke aus den hellfarbigeren, malayischen Polynesiern und den dunkelfarbigen Papua Neu-Guinea's. Die Karoliner werden gegenwärtig auf 36 000 Seelen geschätzt und übereinstimmend als ein milder, freundlicher, zu Frohsinn und Heiterkeit neigender Menschenstamm geschildert. Vereinzelte Fälle, in denen die Insulaner europäische Seefahrer überfielen, können dieses Urtheil nicht ändern; es waren eben nur zu sehr herausgeforderte Acte der Rache; denn die „gebildeten" Europäer glauben oft, es sei ihnen diesen Kindern der fernen Inselwelt gegenüber alles erlaubt. Vortheilhaft zeichnen sie sich vor den diebischen und in abstoßendem Grade schamlosen Polynesiern aus. Ihre körperliche Bildung ist nicht unschön; durchgehends sind sie gut und stark gebaut; die Hautfarbe ist ein dunkles, ins Kupferbraune übergehendes Gelb. Die Haare sind schwarz, häufig lang, nicht selten mit einer Neigung zum Krausen und Lockigen, doch nicht wollig; der Bartwuchs ist meist schwach. Die angenehmen Gesichtszüge zeugen von Gutherzigkeit, die schwarzen, lebhaften Augen verrathen Geist. Die Nase ist etwas platt, die Backenknochen ein wenig vorspringend, der Mund groß, doch nicht dicklippig, der Gliederbau ebenmäßig, nur daß die Beine etwas verkürzt scheinen. Krankheiten mit Ausnahme eines schuppigen Ausschlages und des Aussatzes waren früher kaum bekannt; dafür haben von den Europäern eingeschleppte Uebel im Laufe dieses Jahrhunderts unter dem Inselvolke entsetzlich aufgeräumt.

Chamisso, der auf seiner Reise um die Welt in den Jahren 1815—1818 die Karolinen besuchte, hat uns in dem Charakterbilde seines Freundes Kadu von der Insel Wolea (Ulea) die Bewohner der Karolinen und überhaupt das Wesen der Mikronesier anschaulich und, wie aus anderen Zeugnissen erhellt, zutreffend geschildert. Kadu war nicht ohne Gemüth, dankbar und freigebig, auch nicht ohne Herzensgüte, was sich namentlich bei seinen vielfachen Neckereien zeigte. Er liebte dieselben sehr, doch sollten sie nach seiner Absicht niemals verletzend sein, und wenn sie es dennoch waren, so gab er sich ernstlich Mühe, die Sache wieder gutzumachen. Wie schon daraus hervorgeht, besaß er ein starkes Rechtsgefühl. Den Krieg verabscheute er als Menschenmord; dennoch war er tapfer. Er war schamhaft. Verstand und Witz hatte er wohl; aber Schlaffheit und Trägheit ließen ihn dieselben nicht recht gebrauchen. Am liebsten schlief er und sang seine alten Lieder. Für das Neue zeigte er Eifer, aber nur für das Aeußerliche; so glückte es ihm sehr wohl, die äußeren Höflichkeitsformen der Europäer nachzuahmen. Geistige Arbeit ermüdete ihn rasch; er lernte wenig oder nichts; dennoch nahm er seinen Landsleuten gegenüber einen possierlichen lehrhaften Ton an und spielte hochmüthig den Großen. Seine Entschlüsse wechselten rasch; doch ließ er sich durch andere von denselben nicht leicht abbringen. Nach anderen Zeugnissen haben die Karoliner neben diesen im ganzen günstigen Charaktereigenschaften auch etwas Mißtrauisches und Hinter-listiges. Alle aber stimmen darin überein, daß sie geistig höher stehen als andere Wilde und daß folglich bei ihnen für die Predigt des Glaubens weit mehr zu hoffen ist als z. B. bei den Cannibalen des Bismarck-Archipels.

Nahrung liefert Wald und Meer im Ueberflusse. Die Brodfrucht, die Kokosnuß, Bananen, Taro-Knollen sind überall zu haben; Fische, Schildkröten, Muscheln, Krebsarten fangen die Karoliner am Strande. Dazu erlegen sie verschiedene Seevögel. An Vierfüßern sind aber die Inseln arm; eine Art Hunde, welche auf Ponape vorkommt, wird gerne gegessen, ebenso Schweine, welche auf einigen Inseln gezüchtet werden. Beliebtes Getränk ist Kokosmilch und Palmwein, den sie auch zu einer Art Syrup einkochen. Aus dem Pfefferkraute bereiten sie das beliebte Kawageträuk; doch wird die Wurzel dabei nicht gekaut, wie von den Polynesiern, sondern zwischen Steinen zerrieben. Das theeartige Gebräu hat Seifenwassergeschmack, der jedoch bald einem Gefühle der Kühle im Gaumen weicht, ähnlich wie bei Pfefferminze, und deshalb in der Hitze erquickt. Viele protestantische Missionäre haben dieses nationale Getränk verboten, wohl weil die Wilden gewohnt waren, den ersten Becher einem Gotte zu opfern; leider ist aber an Stelle des unschädlichen Trankes jetzt vielfach Schnaps eingeführt, der die verderblichsten Wirkungen in physischer und moralischer Beziehung hervorbringt.

Die Weiber tragen eine Art Rock aus Gras, der vom Gürtel zu den Knieen reicht. Der Gürtel selbst ist oft aus Kokosfasern geflochten und prächtig mit geschliffenen Muschelstücken verziert. Auch eine Art Mantel aus Matten kommt vor. Das meist lange Haar schmücken sie mit Federn, Kränzen, Blumen und Thierzähnen, stecken hübsch geschnitzte Kämme hinein und bedecken es nicht selten mit kegelförmigen Hüten aus Kokos- oder Pandanusblättern; auch färben sie dasselbe mitunter roth. Der Bart wird mit Muscheln entfernt; in den mit zwei Löchern durchbohrten, tief herabhängenden Ohrlappen tragen sie Steine, Holzstücke, Ringe

aus Schildpatt, oft auch Tabakspfeifen oder Cigarren. Ebenso sind Arm- und Beinspangen im Gebrauche, wozu man namentlich die Wirbelknochen des Dugongfisches benützt. Als besonderer Schmuck gelten die der Haut eingeätzten Zeichnungen, womit die Kinder im Alter von 10—12 Jahren von den Frauen mittelst spitzer Gräten oder Tannennadeln und Pflanzensäften tätowirt werden.

Die Wohnungen bestehen aus vier Pfosten, auf denen ein hohes Satteldach ruht, welches mit Palmblättern bedeckt ist und zu beiden Seiten bis etwa auf Meterhöhe auf den Boden herabreicht. Geflechte aus Rohr bilden die Wände. Im Innern finden sich mitunter Abtheilungen, auch ist der Boden mit Matten bedeckt und reinlich gehalten. Die Vornehmen umgeben mehrere solche Hütten mit starken Steinmauern. Viel besser als auf den anderen Inseln sind die Häuser von Yap; viereckig gebaut, ruhen sie auf steinernen Grundmauern und haben hohe Giebelseiten. Ueberall werden die Hütten in Dörfer vereinigt, welche auf den Hauptinseln, namentlich auf Yap, von Steinmauern umgeben und von gepflasterten, mit Zierpflanzen eingefaßten Straßen durchzogen sind. Ebenfalls haben alle Dörfer größere Häuser für Berathungen und Versammlungen (vgl. das Bild S. 191).

Von noch viel großartigeren Bauten der Vergangenheit zeugen Ruinen, welche geradezu staunenswerthe Verhältnisse aufweisen. Auf der Insel Yap findet man z. B. 10 m dicke und 6 m hohe Mauern aus Basaltsteinen von 30—40 Centner Schwere. Die Ruinen von Nanmatal auf der Insel Ponape verdienen einen Platz unter den gewaltigsten Ruinen der Erde. Bedecken sie doch einen Flächenraum von 40 ha und bestehen aus 80 künstlich auf Korallenriffen erbauten Inseln, durch Kanäle von großer Länge

Landschaft auf der Insel Yap. (S. 187.)

und Breite getrennt. Noch bemerkenswerther sind die sogen. Königsgräber auf Nan Tanatsch, von riesigen Mauern umgebene Grabkammern, in denen man Todtengebeine und allerlei Schmuck vorfand. Niemand weiß zu sagen, wer diese Bauten errichtete. Auch in Palau staunt man über die Wälle, Straßen und Treppen von Stein, sowie über die gewaltigen Steindämme der künstlichen Häfen.

Statt des Landbaues, der nur im Anpflanzen einiger Fruchtbäume und Knollengewächse besteht, beschäftigen sich die Inselbewohner viel lieber mit dem Fischfange, in dem sie hervorragende Geschicklichkeit bekunden. Große und kleine Netze dienen zum Fange der Schildkröten und des Dugong; Reusen werden auf den Grund des Meeres gelegt; Schnüre und Angelhaken ausgeworfen und nachts bei Fackellicht mit Speeren die Beute erlegt. Auch sperren sie Buchten mit Steindämmen ab, über welche die Flut die Fische hebt, während die zurücktretende Ebbe dieselben auf dem Trockenen läßt.

Ganz besonders zeichnen sich die Karoliner als kühne Seefahrer aus. Ihre Boote sind ausnehmend zierlich. Den Grund bildet ein ausgehöhlter Baumstamm; die Seitenplanken von Brodfruchtbaumholz verstehen sie mit Stricken aus Palmfasern so fest miteinander zu verbinden und die Fugen so gut zu verstopfen, daß das Fahrzeug vollkommen seetüchtig wird; sowohl am Vordertheil als am Hintertheil des Schiffes sind zwei ähnliche erhöhte Schnäbel, so daß sie, ohne zu wenden, vorwärts oder rückwärts fahren können. Das Holzwerk ist oft zierlich geschnitzt oder mit bunten Muscheln geschmückt, der untere Theil schwarz, der obere roth bemalt. Ein Ausleger verhindert das Kentern; auf der Plattform steht eine Hütte für die Waaren und den Mundvorrath. An dem beweglichen Maste spannen sie ein großes, dreieckiges

Segel, das sie geschickt aus Pandanusblättern herstellen und mit Stricken aus Kokosfasern befestigen. Auch der Ruder und des Steuers bedienen sie sich; doch ist der Anker unbekannt. An Muth und Ausdauer bei ihren Seefahrten übertreffen sie alle anderen Inselbewohner des Stillen Oceans; besuchen sie doch nicht nur alle Gruppen ihres ausgedehnten Archipels, sondern fahren seit mehr als einem Jahrhundert in großen Flotten bis zu den Marianen und zwar ohne Compaß, die Fahrt bloß nach den Sternen richtend. Um die gesuchten Inseln sicherer zu treffen, pflegen sie in weit ausgedehnter Linie zu segeln, damit wenigstens eines der Boote das gesuchte Land finde und durch Zeichen das nächste Fahrzeug über die glückliche Entdeckung verständige. Selbstverständlich mißglücken diese kühnen Fahrten nur zu oft, indem Wind und Wetter die schwachen Kähne zertrümmern oder in unbekannte Gewässer entführen, wo die armen Wilden aus Mangel an Lebensmitteln und Trinkwasser elend zu Grunde gehen.

Solchen Zwischenfällen verdankten die Spanier zu Ende des 17. Jahrhunderts die erste genauere Kenntniß der Karolinen und ihrer Bewohner; denn wenn einige ihrer Seefahrer auch schon früher die eine oder andere dieser Inseln entdeckten, so blieben doch Land und Leute noch immer in völliges Dunkel gehüllt. Ein deutscher Missionär, der hochw. P. Paulus Klain aus der böhmischen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu, der im Jahre 1696 in Begleitung des Provinzials Fuccio die Missionen der Philippinen visitirte, theilte in seinem Briefe vom 10. Juni 1697 die erste Nachricht über die Bewohner der Karolinen seinem Ordensgeneral P. Gonzalez mit.

Er erzählt: „Als ich mit dem P. Provinzial unsere Häuser visitirte, kam ich unter anderm auch auf die Insel Samal (Samar), die östlichste der Philippinen. Dort traf ich im Dorfe Guivam 29 Wilde von Palau, welche der starke Ostwind, der vom December bis Mai auf diesen Gewässern herrscht, 300 Meilen weit von ihrem Vaterlande nach der Insel Samal verschlug. Sie hatten sich auf zwei kleinen Fahrzeugen, die man hier zu Lande ‚Paraos' nennt, eingeschifft. 35 Personen hatten dieselben bestiegen, um nach einem benachbarten Eilande überzusetzen. Da erhob sich aber ein gewaltiges Unwetter; die Wucht des Sturmes trieb sie auf die hohe See hinaus und machte es ihnen unmöglich, das gewünschte Eiland oder eine andere ihrer heimatlichen Inseln zu erreichen. Umsonst war all ihre Anstrengung, und 70 Tage kämpften sie mit den Meereswogen. Endlich gaben sie alle Hoffnung auf, ihr Vaterland wieder zu erreichen, und faßten, halb todt vor Hunger und Durst, den Entschluß, sich Wind und Wellen zu überlassen und an der ersten besten Insel zu landen, welche ihnen gegen Westen zu Gesicht kommen würde. Kaum hatten sie diesen Entschluß gefaßt, so erblickten sie das Dorf Guivam auf der Insel Samal ... Am Feste der unschuldigen Kindlein, am 28. Christmonat 1696, stiegen sie daselbst ans Land und wurden von den Einwohnern, welche den Halbverhungerten Wein und andere Erfrischungen brachten, liebreich aufgenommen."

Schon einige Jahre vor der Ankunft dieser Karoliner auf Samar hatte ebenfalls ein Sturm den Bruder des Königs der Insel Lamurec an die Ostküste von Mindanao geworfen, wie uns P. Stöcklein S. J. erzählt. Die spanischen Augustiner, welche dort eine blühende Mission hatten, nahmen den Schiffbrüchigen freundlich auf, unterrichteten ihn im Glauben und tauften ihn; es gefiel dem Karoliner bei ihnen so sehr, daß er nicht mehr nach seiner Heimatinsel zurückkehren wollte, als sich ihm später Gelegenheit dazu bot.

4. Staatswesen und Religion der Karoliner.

Noch erübrigt eine kurze Darstellung der socialen und religiösen Verhältnisse unseres kleinen Inselvolkes. Merkwürdigerweise sind dieselben durchaus nicht so einfach, wie man es von einem wilden Volke glauben sollte. Auf allen Inseln findet sich der Unterschied zwischen Vornehmen und Sklaven oder Hörigen. Nur die ersteren haben Grundbesitz; nur aus ihrer Mitte kann durch Abstammung oder Wahl der „König" genommen werden. Auch sie zerfallen in eine Art höhern und niedern Adels. Auf den östlichen Inseln heißen die Glieder des höchsten Adels Aroch, die des niedern Cherijo; auf den centralen Eilanden werden die Vornehmen mit dem Worte Tamol oder Chamol bezeichnet, auf der westlichen Gruppe nennt man sie Rupak, und zwar Klou Rupak und Kikeri Rupak (d. h. große und kleine Rupak). Das gewöhnliche Volk heißt Armeau oder Kikeri Arakath, was „kleine Menschen" bedeutet. Der Standesunterschied wird sehr streng eingehalten; nie heiratet ein Vornehmer ein höriges Weib, selten ein Glied des hohen Adels eine Frau von niederm Adel. Auch in der Schlacht sucht jeder einen Gegner seines Standes, und nie wird ein Adeliger mit einem Gemeinen kämpfen. Der Standesunterschied wird in allen Inseln durch gewisse Schmucksachen äußerlich kenntlich gemacht: im Osten durch kleine vierseitige, mit Muscheln geschmückte Pyramiden auf dem Verdecke der Schiffe, in den mittleren Inseln durch ein Armband oder den sogen. Klilt-Orden, auf den westlichen endlich durch ein Geflecht aus Kokosblättern und Arumwurzeln. Der Klilt besteht in einem Halswirbel der indischen Seekuh. Nur der König kann diesen Orden einem Adeligen verleihen und wieder entziehen. Sowohl das Anlegen dieses Wirbelknochens als das Abnehmen desselben ist überaus schmerzlich; oft geht dabei der eine oder andere Finger, regelmäßig die Haut der Hand verloren, welche durch die enge Oeffnung des Halswirbels gepreßt und mit aller Gewalt gerissen wird. Die Hörigen sind verpflichtet, den Vornehmen die unterwürfigsten Ehrenbezeigungen zu erweisen. Nur gebückt und kriechend nähern sie sich ihnen, fassen deren Hände und Füße und streichen sich damit über das Gesicht. Aehnlich benehmen sich die Vornehmen dem Könige gegenüber. Zur Erde gebückt erscheinen sie vor ihm, dürfen ihn während des Sprechens nicht anschauen, und wenn er zufällig irgendwo vorübergeht, so muß jegliches Geschäft sofort unterbrochen werden. Gleichgestellte begrüßen sich, indem sie die Nasen sanft aneinander reiben.

Kleine Staaten gibt es auf einigen Inseln so viele als Dörfer; so werden beispielsweise auf der einzigen Insel Yap nicht weniger als 58 selbständige „Fürsten" angeführt, deren „Reiche" aber unter sich verbunden sind. Die Bezirke (Pelu) stehen unter der Leitung des höhern Adels, der niedere Adel besorgt die Vollstreckung der Befehle und bildet eine Art Beamtenstand. Sonderbarerweise haben auch die Weiber ihre eigene Regierung und ihre Gerichte, so daß kein Mann über ein Weib zu Gerichte sitzt.

In den einzelnen Stämmen ist immer der älteste Mann aus der ältesten Familie das politische Haupt. Stirbt er, so folgt ihm sein nächster Bruder oder sonst der nächste männliche Verwandte; stirbt die älteste Familie aus, so folgt die nächste in ihre Rechte. Alle Mitglieder des Stammes werden als Brüder oder Schwestern betrachtet; deshalb sind eheliche Verbindungen unter den Gliedern desselben Stammes nicht gestattet; ja die Trennung der Geschlechter wird so streng durchgeführt, daß nie Männer und Frauen desselben Stammes unter Einem Dache

wohnen dürfen. Nichtsdestoweniger beweisen auch die Sitten dieser Insulaner, daß die Keuschheit eine Blume ist, welche nur auf dem geweihten Boden des Christenthums gedeiht.

Das Land ist meist unter die verschiedenen kleinen Dörfer vertheilt; über noch nicht bebauten Boden kann der Häuptling verfügen. Jeder Mann, auch der Häuptling, besorgt sein eigenes Feld. Gewisse Früchte und Fische sind den Vornehmen vorbehalten. Der König erhält gewisse Zehnten, so in Ponape die Erstlinge des Brodfruchtbaumes und alles, was in einem neuen Netze gefangen wird. Der Häuptling hat auch das Recht, über das Land seines Stammes zeitweilig das „Puauu" (Verbot) auszusprechen; dann dürfen die Früchte von niemanden genossen werden. Gewöhnlich wird dasselbe nur über die Kokospalmen verhängt, und zwar zur Zeit, da die Frucht des Brodfruchtbaumes reif ist. Die Leute sind nun gezwungen, von dieser zu leben und die Kokosnüsse zu schonen, wodurch ein großer Vorrath derselben für die Zeit der Noth erzielt wird. Das Puauu kann aber auch als eine Art Landestrauer beim Tode eines hervorragenden Mannes auf längere oder kürzere Zeit verhängt werden. Kriege sind auf den größeren Inseln nicht selten; doch pflegen dieselben nicht sehr blutig zu sein. Gewöhnlich sind es Raubzüge in das Gebiet eines benachbarten Stammes. Früher waren die Schleuder, welche sie geschickt handhaben, lange, starke Speere aus Kokosholz mit Spitzen von Knochen und Haifischzähnen, und schwere, wuchtige Holzkeulen ihre Waffen; zum Kampfe rief die Muscheltrompete. Jetzt sind die Krieger schon vielfach mit Flinten bewaffnet. Zu einer offenen Feldschlacht kommt es selten. Der schwächere Theil verschanzt sich hinter dicken, aus rohen Stein-

Versammlungshaus und Geldsteine auf der Insel Yap. (S. 189.)

blöcken aufgeführten Mauern. Da stolziren dann die Krieger, von Kopf zu Fuß eingeölt, Federn und Papierstreifen in den Haaren, Kränze und Muschelschnüre um Hals- und Handgelenke, in den engen Lagergassen einher und verpuffen bei den Ausfällen möglichst viel Pulver, bis der einen oder andern Partei die Geduld oder der Schießbedarf ausgeht und man durch Uebersendung einiger Kawawurzeln die Friedensverhandlungen einleitet. Zur Bezahlung der Kriegskosten dienen die gewaltigen Geldsteine, Mühlsteinen ähnliche Scheiben aus gelblichem Kalkspat, welche mit vieler Gefahr und Arbeit von der Insel Korror hergeholt werden und nach der Schätzung der Inselbewohner einen bedeutenden Werth darstellen. Kleinere Stücke von 0,10 m im Durchmesser genügen zum Ankaufe von Lebensmitteln für mehrere Wochen; große centnerschwere decken die Kriegskosten eines Feldzugs. Dieser Staatsschatz hat den Vortheil, daß er nicht so leicht gestohlen werden kann; sie stellen ihn deshalb auch ruhig auf öffentlichem Platze vor dem Versammlungshause auf (vgl. die obenstehende Abbildung).

Nun noch ein Wort über die religiösen Begriffe der Karoliner und, was damit zusammenhängt, über ihre Bestattungsweise. Die Inselbewohner glauben an eine größere Anzahl höherer und niederer Götter; in den centralen Gruppen werden namentlich drei höhere angeführt, Aluelap, Lugeleng und Olifat, welche sie als Vater, Sohn und Enkel ansehen. Auf anderen Inseln werden wieder andere Namen genannt. Eine eigentliche Verehrung wird aber nicht den höheren, sondern den niederen Göttern zu theil, und diese letzteren sind die Geister der verstorbenen Häuptlinge, gute (Elüs melafris) und böse (Elüs melabüt) Geister. Bilder der Götter hat man nur auf der Insel Tobi gefunden. Dagegen glauben die Eingeborenen an eine Art Besessenheit und

verehren die Besessenen als Wohnungen eines Geistes oder Gottes. Auf der Insel Yap gibt es mehrere Tempel, und zwar gesonderte für Männer und Frauen. Die Götzenpriester sind auf allen Inseln sehr zahlreich; sie verkünden die Zukunft, nehmen Beschwörungen vor und verrichten die öffentlichen Gebete und Opferhandlungen. Als Opfergaben werden Lebensmittel und Blumen dargebracht, in einigen Inseln auf einer Art Altäre. Auch Feste gehören zur Götterverehrung, wobei feierliche Tänze die Hauptsache sind.

Die Bestattungsweise der Todten ist eine verschiedene bei den Vornehmen und den Hörigen. Die Leichen der Adeligen werden mit Kokosöl gesalbt, mit Kokosschnüren umwickelt und in einer Hütte oder einem Kahne kurze Zeit ausgestellt. Dann begräbt man sie, scharrt sie aber nach einigen Monaten wieder aus, reinigt die Gebeine und versenkt dieselben entweder an einer bestimmten Stelle ins Meer oder verbrennt sie zu Asche und setzt diese in einem Boote bei, welches auf das Dach des Todten gestellt wird. In Ponape steckt man auf das Grab der Männer ein Ruder, auf das der Frauen eine Spindel. Leute aus dem gemeinen Volke werden nicht begraben, sondern auf ein Brett gebunden oder in ein kleines Boot gelegt und so der Meeresströmung überlassen, welche sie ins Todtenland führe. Auf der Insel Tobi thut man ein Gleiches mit Greisen und Schwerkranken. Kinder, welche noch kein Boot steuern können, werden begraben. Heftige Klagen, besonders der Weiber, Abschneiden der Haare, Bestreuen des Körpers mit Asche gelten als Trauergebräuche.

5. Die ersten Missionsversuche auf den Karolinen.

Wie die Missionäre auf den Philippinen durch schiffbrüchige Insulaner die erste genauere Kenntniß von den Karolinen erhielten, haben wir bereits erzählt (vgl. oben S. 190). Die Gewißheit einer großen Anzahl von Inseln mit vielen Bewohnern, die noch nichts vom wahren Gott und der Erlösung durch Jesum Christum wußten, begeisterte sofort die Jesuiten zu dem Entschlusse, die unbekannten Inseln in der weiten Südsee aufzusuchen.

Zunächst wünschten sie ein klares Bild von der Lage, Anzahl und Beschaffenheit der Eilande zu gewinnen, aus denen der Sturm die armen Wilden verschlagen hatte. Zu diesem Zwecke führten sie die Indianer an einen großen Tisch und baten sie, auf denselben flache Kieselsteine verschiedener Größe also zu legen, wie ihre Heimatinseln im Meere verstreut liegen, so daß ein großer Stein eine große Insel und ein kleiner ein kleines Eiland bedeute. Dann fragten sie die Wilden bei jedem Kiesel, wie das Eiland heiße, wie groß sein Umfang sei, wie weit es von dem nächsten entfernt liege und in welcher Richtung sie mit ihren Kähnen zu demselben ruderten. Die Insulaner legten 87 größere und kleinere Steine, denen allen sie Namen gaben, auf den Tisch, und so gewannen die Missionäre ein freilich ungenaues, aber doch im allgemeinen, wie sich später herausstellte, ziemlich richtiges Kartenbild der nächstliegenden Inselgruppen. Ein deutscher Missionär, P. Paulus Klain S. J., entwarf nach diesen Angaben die erste Karte dieser neuentdeckten Inselwelt.

Nachdem die Jesuiten auf diese Art sich einen ziemlich klaren Begriff von der Größe des neuen Arbeitsfeldes gebildet hatten, das in dem weiten, unerforschten Meere gegen Aufgang ihrer harrte, bestimmten sie einige reiche Spanier von Manila, daß sie ihnen für das apostolische Unternehmen ein Schiff zur Verfügung stellten. Schon waren die Missionäre bestimmt, und das Fahrzeug lag gut getakelt und auf das beste ausgerüstet vor Anker, als einer jener entsetzlichen Wirbelstürme, welche die Philippinen so oft verheeren, das Schiff zerschmetterte und mit allen Vorräthen in den Wellen begrub. Das geschah um das Jahr 1700.

Es war ein harter Schlag für das neue Missionsunternehmen. Die Wohlthäter, welche das gescheiterte Schiff ausgerüstet hatten, waren durch das Unglück so entmuthigt, daß sie zur Ausrüstung eines zweiten Schiffes nicht beredet werden konnten. Die Jesuiten beschlossen also, Hilfe in Europa zu suchen, und schickten zwei Patres den weiten Weg durch den Stillen und Atlantischen Ocean nach Madrid, Paris und Rom. Die gewöhnliche Reiseroute zwischen den Philippinen und Spanien führte damals über Mexico. Die Galeonen segelten quer durch den Stillen Ocean nach dem Hafen Acapulco an der Westküste Mexico's. Von dort ging die Reise zu Land nach Vera Cruz, wo wiederum die schwerfälligen Segelschiffe bestiegen wurden, welche die Reisenden, wenn alles gut ging, endlich nach einem spanischen Hafen brachten. Diese Reise machten damals die beiden Missionäre, welche den Bewohnern der neuentdeckten Inselwelt Hilfe verschaffen wollten.

P. Andreas Serrano hieß der eine der beiden Hilfeflehenden. Derselbe entledigte sich seines Auftrages so gut, daß er unter dem 1. März 1705 mit Empfehlungsbriefen Clemens' XI., dem er eine Karte der Karolinen überreichte, an die Höfe von Versailles und Madrid, sowie an die Erzbischöfe von Manila und Mexico ausgerüstet wurde.

Ludwig XIV. empfing P. Serrano, der ihm das päpstliche Breve überreichte, sehr huldvoll und ließ sich von dem Missionäre eine volle Stunde über die neuentdeckten Inseln erzählen, eine Gunst, welche am Hofe von Versailles und namentlich mitten in den Wirren des spanischen Erbfolgekrieges selten war. Der König gab ihm sogar ein Handschreiben an seinen Enkel Philipp V. nach Madrid mit. So ausgerüstet, wurde P. Serrano natürlich auch dort gut aufgenommen und erhielt die gewünschten königlichen Befehle für den Statthalter der Philippinen. Der Unterstützung seitens der geistlichen und weltlichen Obrigkeit gewiß, kehrte daher P. Serrano in die Mission des fernen Ostens zurück. Er überreichte dem spanischen Statthalter zu Manila die päpstlichen und königlichen Schreiben, und derselbe gab sofort Befehl, ein Schiff zu bemannen und den Missionären zur Verfügung zu stellen.

So ging im Jahre 1708 P. Joseph Bobadilla als erster für die Karolinen bestimmter Missionär auf einer sogen. Patache (Wachtschiff) unter Segel. Das Fahrzeug (vgl. das Bild S. 193) hatte aber kaum die Straße S. Bernardino zwischen den Inseln Luzon und Samar verlassen, als die heftige Meeresströmung es faßte und nach der Ostküste von Mindanao hinabtrieb. Der Pilot wußte sich nicht zu helfen und segelte um die Südspitze von Mindanao herum nach Manila zurück, nachdem man eine kleine bewohnte Insel, vielleicht Serangani, südlich von Mindanao entdeckt hatte. Nicht besser gelang ein neuer Versuch, die Karolinen aufzufinden, im Jahre 1709. Sechs volle Monate kreuzte die Patache mit P. Bobadilla zwischen dem 8. und 10. Grade nördlicher Breite gegen den steifen Ostwind, ohne die gesuchten Inseln zu entdecken. Mangel an Trinkwasser und Nahrung nöthigte endlich, nach manchem gefährlichen Sturme, wiederum unverrichteter Sache die Rückfahrt anzutreten.

Allein dieses Mißgeschick entmuthigte die Missionäre nicht. Sie wandten sich abermals an den königlichen Statthalter, und dieser ließ jetzt eine Fregatte unter der Führung eines erfahrenen hohen Marineofficiers ausrüsten. Das Schiff trug den Namen der heiligen Dreifaltigkeit; 86 Mann unter dem Befehle Don Franz von Padilla's bildeten die Bemannung. Die ersten Mis-

sionäre, welche es nach den Karolinen bringen sollte, waren die Patres Duberon und Cortil, beide Flamänder, und der Laienbruder Stephan Baudin. Im Herbste 1710 verließ das Fahrzeug den Hafen von Cavite und erreichte am 14. November die Höhe der Insel Samar. Padilla steuerte jetzt nach Südosten in die unbekannte See. Nach 15tägiger Fahrt erblickte man Land. Vorsichtig näher heransegelnd, sahen die Spanier, daß es zwei Inseln seien, und P. Duberon nannte dieselben St.-Andreas-Inseln: denn es war der 30. November, das Fest des hl. Andreas, als man diese Eilande, welche zur Gruppe der Palau- oder Pelew-Inseln zählen, zuerst erblickte.

Alsbald kam ein Nachen der Insulaner auf die große Fregatte zugerudert. Schon von weitem riefen die Wilden: Mapia! Mapia! d. h. Gut Freund, wie einer der schiffbrüchigen Insulaner, Namens Moak, den die Missionäre in Manila getauft und als Dolmetsch mitgenommen hatten, den Spaniern erklärte. Moak redete seine Landsleute an und dieselben stiegen alsbald an Bord der Fregatte. Sie nannten die Inseln Sonsorol und deuteten auf die Frage, wo Panlong, die Hauptinsel ihres Reiches, sei, nach Nordosten, wiesen aber auch nach Mittag, indem sie erklärten, es lägen auch dort noch zwei Inseln Namens Merier und Poulo. Die Leute werden von Don Padilla als stark und wohlgestaltet beschrieben; die Haare bezeichnet er als fast kraus, den Bartwuchs als schwach; als Kleidung trugen sie nur ein Fasergeflecht um die Hüften, dazu einen kleinen Mantel über die Schultern und auf dem Kopfe eine Art Hut aus demselben Stoffe und mit bunten Federn besteckt. Die Insulaner bezeigten große Freude über die Ankunft der Weißen; sie küßten ihnen die Hand und fielen ihnen um den Hals. Sehr seltsam kam ihnen vor, daß die Europäer Tabak rauchten, und große Begierde zeigten sie nach allem, was aus Eisen gefertigt war. Am Nachmittag kamen abermals zwei Kähne der Eingeborenen, jeder mit acht Mann, zur Fregatte. Padilla nennt diese Kähne nicht übel gebaut; die Segel seien den sogen. lateinischen ähnlich, und ein Gegengewicht auf der denselben gegenüberliegenden Seite verhindere das Kentern der Kähne. Die Wilden stiegen sofort an Bord und ergötzten die Spanier durch einen Gesang, den sie mit Händeklatschen und Schlagen auf ihre Hüften begleiteten. Als Geschenke hatten sie Kokosnüsse, einige Fische und Kräuter mitgebracht. Sie konnten nicht genug über das große Schiff der Fremden staunen und maßen es nach Länge und Breite, in der Meinung, dasselbe sei wie ihre Kähne aus einem einzigen Baumstamme ausgehöhlt.

Padilla schickte seinen Obersteuermann mit einer Schaluppe nach der Insel, um einen günstigen Ankerplatz auszuforschen. Allein trotz der wiederholten Versuche konnte man in den Korallenriffen keinen geeigneten Grund finden. Die Fregatte hatte sich inzwischen mit Hilfe der Segel in der Nähe der Insel gehalten, und es war Don Padilla zu Mittag gelungen, aus der Sonnenhöhe die geographische Breite derselben zu bestimmen; er fand 5° 16′ nördlicher Breite. Gegen Abend aber, als der Wind nachließ, konnte sich das Schiff gegen die starke, nach Südosten führende Meeresströmung nicht halten. Sobald die Inselbewohner an Bord bemerkten, daß das Schiff von ihrer Heimat abtreibe, ließen sie sich durch keine Bitten der Missionäre, welche in ihrem Seeleneifer den Unterricht sofort begonnen und sie die Namen Jesus und Maria gelehrt hatten, zu längerem Bleiben bewegen, sondern ruderten eilends dem Ufer zu.

Alte portugiesische und spanische Fahrzeuge.

Die Strömung führte die Fregatte auf die hohe See, und erst am 4. December gelang es Padilla, wieder in Sicht der Insel zu kommen. Wiederum suchte er umsonst nach einem Ankergrunde. Da ließ den beiden Patres ihr Eifer keine Ruhe mehr; sie baten Don Padilla, er möge sie mit der Schaluppe ans Land gehen lassen, um durch Errichtung eines Kreuzes ihre Missionsthätigkeit feierlich zu eröffnen. Don Padilla und sein erster Schiffsofficier widerriethen es, da man weder die Sinnesart der Eingeborenen hinlänglich kenne, noch auch der Meeresströmung genügend Herr sei. Allein die Missionäre baten so dringend, daß der Capitän ihnen die Schaluppe unter Leitung eines Officiers und eines Schiffsfähnrichs zur Verfügung stellte. Die PP. Duberon und Cortil bestiegen also dieselbe zusammt dem getauften Insulaner Moak und dessen Frau und Kind und ließen sich nach dem Lande rudern. Bruder Baudin blieb auf dem Schiffe zurück. Die Schaluppe hatte Befehl, vor Nacht zur Fregatte zurückzukehren, welche sich inzwischen wiederum mittels der Segel gegen die starke Strömung hielt. Allein gegen Abend erhob sich ein heftiger

Wind und trieb die Fregatte auf die hohe See. Umsonst ließ der Capitän die ganze Nacht Laternen am Bugspriet und am Besanmast aushängen, daß die Schaluppe das Schiff finden möge. Bei Sonnenaufgang war die Fregatte acht Stunden von der Insel entfernt und keine Schaluppe zu sehen. Zwei Tage lang versuchte Padilla, gegen Wind und Strömung ankämpfend, die Insel wieder zu erreichen; je mehr man sich anstrengte, desto weiter trieb man ab. Am 11. December erblickte man wieder Land; die Sonnenhöhe ergab 7° 14′ nördlicher Breite. Padilla glaubte die Hauptinsel der Palaugruppe, welche von den Insulanern Panlong genannt worden war, vor sich zu haben, erfuhr aber bald, daß es nur das Eiland Faliwelap sei. Gegen Abend nahten sich von der Insel her sechs Kähne der Fregatte. Die Eingeborenen hielten in geringer Entfernung und schwammen dann an das große Schiff heran, in der unverhohlenen Absicht, zu stehlen, wessen sie nur immer habhaft werden könnten. Diese Leidenschaft hatten die Spanier auch schon bei Sonsorol an den Insulanern bemerkt; dort hatte einer einen Säbel ergriffen, sich damit ins Meer gestürzt und war so mit seiner Beute davongeschwommen. Hier wollten die Wilden sogar eine schwere Kette vom Bug losreißen, während ein anderer so frech war, seinen Kopf durch eine Stückpforte hereinzustrecken und mit beiden Händen einen Bettvorhang an sich zu reißen. Padilla ließ also seine Mannschaft unter das Gewehr treten und bedeutete den Wilden, die wohl 80 Mann stark waren, sich vom Schiffe zu entfernen. Sie thaten es, schossen aber zuerst ihre Pfeile auf die Weißen; als nun aber Padilla mit Flintenschüssen antworten ließ, stürzten sich alle, außer sich vor dem Donner dieser ihnen unbekannten Waffen, kopfüber ins Meer und schwammen mit unglaublicher Gewandtheit dem Ufer zu. Erst als das Schießen aufgehört hatte, kehrten sie zurück und retteten ihre Kähne.

Am 12. December herrschte fast völlige Windstille, so daß die Fregatte nicht vom Platze kam. Mit einem Süd-Südost-Winde segelte sie dann um das Eiland und suchte kreuzend wieder die St.-Andreas-Insel zu erreichen. Am 18. December erreichte man endlich zunächst die Nordseite der Insel. Auf Kanonenschußweite steuerte Padilla rings um das Eiland, ohne daß man weder die Schaluppe noch irgend ein Zeichen von den beiden ausgesetzten Missionären oder ihrer Gefährten erspähen konnte. Drei Tage forschte man umsonst, bis ein heftiger Wind die Fregatte zwang, die offene See zu suchen. Am 21. December hielt Padilla Rath, und einstimmig faßte man mit traurigem Herzen den Entschluß, nach den Philippinen zurückzukehren; denn das Trinkwasser ging zur Neige, und man hatte keine Schaluppe mehr, um sich mit frischem zu versorgen. Die Fregatte mußte den weiten Weg im Süden um Mindanao herum nehmen, weil widrige Winde sie die Insel Samar nicht erreichen ließen.

Es dauerte ein volles Jahr, bis es den Jesuiten gelang, ein zweites Schiff für die Fahrt nach der St.-Andreas-Insel zu gewinnen und auszurüsten. P. Andreas Serrano selbst, der in Rom und an den Höfen von Versailles und Madrid so viel für die Gründung dieser neuen Mission gethan hatte, bestieg dieses Fahrzeug. P. Ignaz Crespo, Bruder Stephan Baudin und eine Schaar auserlesener Jünglinge begleiteten P. Serrano, um den beiden verlassenen Missionären beizuspringen. Am 15. December 1711 ging das Schiff von Manila unter Segel. Allein drei Tage später scheiterte dasselbe während eines furchtbaren Sturmes und versank sammt allem, was es trug, in den Fluten. Nur zwei Eingeborene und ein Spanier retteten sich durch Schwimmen und brachten die Trauerkunde des Schiffbruchs nach Manila. So erntete P. Serrano zusammt seinen Gefährten die doppelte Palme des Seeleneifers und der Nächstenliebe. Ueber das Loos der beiden PP. Duberon und Cortil hat man nie etwas Bestimmtes erfahren. Einige Berichte meinen, es sei wahrscheinlich, daß dieselben von den Eingeborenen ermordet worden seien, um so mehr, da jener Moak, der sie begleitete, ein jeder Schandthat fähiger Mensch gewesen sei; andere Berichte dagegen sind der Ansicht, die starke Meeresströmung werde die Schaluppe in unbekannte Gewässer entführt und ihre Bemannung einem sichern Tode überliefert haben. Die Missionäre hatten vom Schiffe nichts mit sich genommen als ein Chorhemd zur feierlichen Errichtung und Einsegnung eines Kreuzes, und ihre Breviere.

Die Spanier nannten nun die Inseln, deren Aufsuchung so viel Mühe, Kosten und Menschenleben fruchtlos verschlungen hatte, las Islas encantadas, „die verzauberten Inseln", und waren nicht mehr zu bewegen, ein neues Schiff zu diesem Unternehmen auszurüsten. Auch die Missionäre verzichteten vorläufig auf einen neuen Versuch. Sie meinten, wie P. Josef Kropff S. J. aus der oberdeutschen Ordensprovinz schreibt, die Stunde, welche Gott von Ewigkeit her für die Bekehrung dieser Insulaner bestimmte, müsse wohl noch nicht geschlagen haben, und verschoben deshalb die Ausführung ihres apostolischen Planes „auf eine andere Zeit, da etwa der vorsichtige und gütige Himmel das Gefallen haben möchte, unseren Begierden und Bemühungen günstiger zu willfahren".

Zehn Jahre waren verflossen seit dem Schiffbruche, dem P. Serrano und seine Gefährten zum Opfer fielen; da brachten wiederum von Wind und Wellen verschlagene Karoliner den alten Plan eines Missionsunternehmens auf den „verzauberten Inseln" in Anregung. Am 19. Juni 1721 landete ein karolinisches Fahrzeug auf Guam oder Guahan, der Hauptinsel der Marianen. Diese nördlich von den Karolinen gelegene Inselgruppe, schon 1521 durch Magelhaens entdeckt, war seit 1668 spanischer Besitz und der Schauplatz einer blühenden Jesuitenmission, in welcher namentlich viele deutsche Missionäre arbeiteten. In dem Nachen der Karoliner befanden sich 11 Männer, 6 Weiber und 7 Kinder; zwei Tage später landete noch ein zweites Fahrzeug, welches 4 Männer, 1 Weib und 1 Kind trug. Wie sich herausstellte, waren es Leute von der Insel Faraulep, welche mit vier Kähnen nach der Insel Ulea (Wolea) steuern wollten, aber von einem heftigen Südsturme erfaßt halbtodt vor Hunger und Erschöpfung an die Marianen geworfen worden waren. Sowohl der Viceprovinzial der Jesuiten, P. Muscati, als auch der spanische Gouverneur der Marianen, Don Ludwig Sanchez, nahmen die Schiffbrüchigen freundlich auf. Man kleidete, bewirthete, verpflegte sie. Namentlich war es P. Johann Anton Cantova S. J., der sich den Schiffbrüchigen widmete und sie im katholischen Glauben zu unterrichten suchte. Das war aber eine überaus schwierige Aufgabe; denn die Sprache der Karoliner war den Bewohnern der Marianen unbekannt. Dennoch brachte es der eifrige Missionär binnen zwei Monaten so weit, daß er in ihrer Muttersprache die nothwendigsten Glaubenswahrheiten niederschreiben konnte. Bald hatte er einige das heilige Kreuzzeichen, das Vaterunser, das apostolische Glaubensbekenntniß und die zehn Gebote Gottes gelehrt und konnte dann alle zum Unterrichte in der Kirche versammeln. Um ihren Eifer mehr zu beleben, ließ er ihnen jedesmal nach dem Unterrichte ein kleines Mahl bereiten. In vier Monaten waren die Schiffbrüchigen so weit unterrichtet, daß sie die heilige Taufe verlangten. Bisher hatte P. Cantova das heilige Sacrament nur einigen Kindern

gespendet und zwar nach der Zusage ihrer Eltern, daß dieselben unter der Obsorge der Missionäre verbleiben sollten, wenn kein Glaubensbote mit in ihre Heimat zurückführe. Es war nämlich zu befürchten, daß die Kinder nach der Rückkehr in ihre Heimatinseln im Heidenthume erzogen würden. Auch den Erwachsenen, welche jetzt um die Taufe baten, mußte das heilige Sacrament hinausgeschoben werden; denn die Schiffbrüchigen, welche sehnlichst nach ihren Eilanden heimzukehren wünschten, wären ohne Priester daselbst gewiß wieder in das Heidenthum zurückgefallen.

Als P. Cantova erfuhr, daß der Gouverneur der Marianen gesonnen sei, die Bitte der Karoliner zu gewähren und sie nach ihren Inseln zu entlassen, war der Missionär gleich entschlossen, die gefährliche Fahrt mit seinen Neophyten zu wagen. Allein sein Vorgesetzter, P. Muscati, wollte die Erlaubniß zu dieser gewagten Seereise nicht gewähren; es blieb ihm also nichts übrig, als sich in den Willen Gottes zu ergeben. Der Gouverneur verschob die Entlassung der Schiffbrüchigen bis zum folgenden Frühjahr, obschon sie ihm versicherten, sie könnten vor lauter Heimweh kaum Speise und Trank genießen. Den unfreiwilligen Aufenthalt der armen Wilden benützte P. Cantova, um aus ihren Aussagen ein wirklich meisterhaftes geographisches und ethnographisches Bild der unbekannten Inseln zu entwerfen. Er zeichnete im Jahre 1722 eine Karte des ausgedehnten Archipels, über deren Vollständigkeit und verhältnißmäßige Genauigkeit man nur staunen kann, wie auch Chamisso hervorhebt, der die Karolinen auf seiner Reise um die Welt im Jahre 1817 besuchte. Ebenso interessant sind Cantova's Schilderungen der Sitten und Gebräuche dieser Insulaner und ihrer Götterlehre, wie er dieselben aus dem Munde der Schiffbrüchigen hörte.

P. Cantova's Wunsch, seine Neubekehrten nach ihren Inseln begleiten zu dürfen, ging dennoch in Erfüllung. Er konnte am 20. März 1722 seinen Brief, der die obigen Mittheilungen enthält, also schließen: „In dem Augenblicke, da ich dieses Schreiben endige, empfange ich von meinen Oberen die Erlaubniß, mehrgenannte Inseln zu besuchen und zu diesem Zwecke eines jener Fahrzeuge zu besteigen, welche unser Gouverneur gleich nach Ostern dorthin absenden wird. Hiermit wird mein sehnlichster Wunsch endlich erfüllt. Der Herr möge ein also großes Unternehmen segnen, ohne meine Unwürdigkeit anzusehen, damit meine Sünden dem Beistande seiner Barmherzigkeit und der Bekehrung eines so zahlreichen Volkes kein Hinderniß bereiten."

Aber die Zeit der Prüfung war noch lange nicht zu Ende! Ein Brief P. Bonani's aus der österreichischen Ordensprovinz, geschrieben den 14. November 1724 auf der marianischen Insel Rota, nördlich von Guam, erzählt uns den Mißerfolg dieses Unternehmens. P. Cantova war am 15. April 1722 unter Segel gegangen. Die kleine Flotte, welche die Karolinen zu erreichen strebte, bestand aus sechs Fahrzeugen: aus einer Barke, welche der Gouverneur dem Missionär zur Verfügung stellte und welche von 14 Kriegsknechten unter einem spanischen Wachtmeister bemannt war, aus den beiden Kähnen der Karoliner und aus drei marianischen Schiffen, welche wohl die Fahrt mitmachten, um einen Tauschhandel mit den Einwohnern der gesuchten Inseln zu eröffnen. Die Schiffe wollten gerade nach Süden steuern, wurden aber zweimal von heftigen Gewitterstürmen in den Hafen zurückgetrieben. Dennoch wagten sie die Fahrt zum drittenmal. Zwei Tage segelten sie mit günstigem Winde; am dritten aber erhob sich wiederum ein entsetzlicher Sturm und zerstreute die kleine Flotte. Die drei marianischen Schiffe erreichten, vom Sturme furchtbar geschüttelt, gegen alle Hoffnung ihre Heimatinsel wieder. Als das Ungewitter vorüber war, fand P. Cantova glücklich die beiden karolinischen Kähne und entschloß sich, mit denselben die begonnene Fahrt fortzusetzen. Zehn Tage lang steuerte er mit günstigem Winde nach Süden, und sie konnten den Karolinen nicht mehr ferne sein, wenn sie nicht etwa schon, ohne es zu bemerken, zwischen denselben hindurchgesegelt waren, als sich ein neuer und noch viel entsetzlicherer Sturm erhob. Diesmal verschlug das Unwetter die spanische Barke so weit von den karolinischen Kähnen, daß es P. Cantova unmöglich war, dieselben wieder aufzufinden, obschon er zwei Tage nach allen Richtungen der Windrose kreuzte. Der starke Ostwind, der jetzt einsetzte, machte es ihm ebenso unmöglich, die Karolinen wie die Marianen zu erreichen, sondern trieb ihn, er mochte wollen oder nicht, westwärts an die Küste der Philippinen. Zwei Monate hatte seine Barke mit Wind und Wetter zu kämpfen, bis endlich ein sicherer Hafen erreicht war, und der neue Unfall bestätigte die Meinung der Spanier, daß die Karolinen wirklich „verzauberte Inseln" seien und daß höllische Mächte die Glaubensboten von denselben ferne hielten.

P. Bonani schließt seinen Brief mit der Angabe, das unbekannte Südland müsse von einem sehr zahlreichen Volke bewohnt sein; denn auf die Frage, wie viele Menschen beiläufig auf jenen Inseln seien, hätten die schiffbrüchigen Insulaner auf einen sehr großen Ameisenhaufen hingewiesen. Dieselben seien auch keine eigentlichen Götzenanbeter, noch dem Islam ergeben; doch übten sie eine abergläubische Todtenverehrung. P. Bonani bittet deshalb seinen Mitbruder P. Baltassar Miller, der als Missionär in China weilte und an den sein Brief gerichtet ist, „den barmherzigsten und gütigsten Gott sehnlichst zu bitten, uns den Weg zu diesem großen Seelande zu eröffnen, damit wir so viel tausend und tausend blinden Heiden durch Verkündigung seines lichtreichen Evangelii die Augen eröffnen und auf einer also mit Disteln und Dörnern überwachsenen Wüste einen fruchtbaren Weingarten für den himmlischen Hausvater anpflanzen".

6. Gründung und Untergang der ersten Gemeinde.

P. Cantova ließ den Plan, für den sein Seeleneifer entbrannt war, nicht mehr fallen. Nach den Marianen zurückgekehrt, erhielt er im Jahre 1731 endlich wiederum die Erlaubniß, die so oft schon gewagte Fahrt noch einmal zu wagen. Zwei deutsche Missionäre, P. Franz Xaver Uhrfahrer aus Regensburg und P. Victor Walter aus Tirol, beide der oberdeutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu angehörig, waren inzwischen auf den Marianen angekommen, und der eine derselben, P. Walter, wurde, wie P. Kropff sich ausdrückt, „des hohen Glückes gewürdigt, zu einem Gefährten des P. Cantova in einem so heiligen Unternehmen von Gott durch die Oberen auserwählt zu werden".

Diesmal glückte die Fahrt. P. Cantova selbst, in der Sternkunde wohlerfahren, machte den Steuermann. P. Walter schrieb von der Insel Falalep (Faraulep) den 10. Mai 1731 an seinen Mitbruder P. Bernhard Schmitz aus der niederrheinischen Ordensprovinz den ersten Brief, der auf den Karolinen geschrieben wurde. Schon deshalb ist er denkwürdig und verdient einen Platz in der Beschreibung dieser Inseln; er lautet:

„Die Reise, welche ich mit R. P. Anton Cantova den 11. Hornung angetreten, ist so glücklich abgelaufen, daß wir schon den 2. März, ohne von Wind und Wellen behelligt zu werden, in den Inseln Lamoy oder, wie die Spanier sie heißen, Garbanzos angelandet sind. Man zählt dieser Cicer- oder Erbsen-

inseln 33 (oder 36), es werden aber nur acht davon bewohnt, und auch diese sind also unfruchtbar, daß die armen Einwohner kaum das zur Nahrung Nothwendige darauf finden. Wenn nicht der Vater aller Menschen in seiner weisesten Vorsehung diese Inseln und besonders diejenige, von welcher aus ich schreibe, mit Palmbäumen reichlich versehen hätte, würden diese unglücklichen Falalepaner vor Hunger sterben müssen. Sie wissen vom Fleische nichts, indem es hier weder Geflügel noch Hornvieh gibt; ja an vielen Orten leiden sie sogar Mangel an süßem Wasser, dessen Abgang der Saft der Palmfrüchte ersetzen muß. Diese Früchte haben ihnen bisher zur täglichen Speise gedient; jetzt haben wir einen Versuch gemacht und türkischen Weizen (Mais) ausgesäet, um künftighin auch Brod für sie zu backen; müssen aber mit Furcht erwarten, ob nicht das schädliche Ungeziefer, die Erdmäuse, den Samen, ehe er Wurzel fasse, auffresse und also unsere Hoffnung zu Schanden mache.

„Was die Insulaner selbst betrifft, so sind sie ein Volk, das zwar viele Merkmale einer natürlichen Ehrbarkeit verräth und das wilde Laster der Unzucht haßt, doch gehen sie außer einer aus den Fasern einer gewissen Baumrinde gewebten Schürze, welche die Mitte des Leibes bedeckt, ganz bloß. Sie bezeigen uns viel Liebe und Hochachtung; bei unserer Ankunft überließen sie uns eine ziemlich geräumige Hütte zur Wohnung. Wir haben darin, bis uns zu einer bessern Behausung Bauholz von anderswoher zugeführt wird — denn hier ist solches nicht zu haben —, zwei Altäre aufgerichtet und lesen an denselben täglich die heilige Messe. Die Heiden, welche sich am Thore unserer Hütte zahlreich einfinden und unserem Gottesdienste mit Ehrerbietigkeit beiwohnen,

Die Faktoreien in

folgen dem heiligen Opfer mit nicht geringem Wohlgefallen und Bewunderung. Nach demselben hören sie aufmerksam die christliche Lehre. Weil sie weder Götzen noch Götzentempel, noch Götzenpfaffen haben, machen wir uns Hoffnung, daß ihre Bekehrung nicht allzu schwer fallen werde, besonders die der Jugend, welche wie mehr Fähigkeit, so auch größern Eifer zur Erlernung unserer heiligen Glaubenslehre beweist. Schon viele haben das Vaterunser, Ave Maria, Ich glaube an Gott, die zehn Gebote und anderes mehr in dieser kurzen Zeit begriffen. Dazu war uns von großem Nutzen, daß wir ihnen die Geheimnisse unserer Religion in ihrer Muttersprache und zwar in Gesängen vortrugen, welche sie jetzt zu Hause, auf den Gassen, auf dem Meere und überall absingen. Mit Gottes Hilfe haben wir ihnen einen großen Widerwillen gegen die abergläubischen Gebräuche beigebracht, so daß sie dieselben bereits öffentlich verspotten und ihre Eltern mit Gewalt davon abhalten und so dem Teufelsdienste einen merklichen Abbruch thun. Diese kleinen Apostel werden das glückselige Werkzeug sein, durch welches wir in vielen entlegenen Inseln, die wir selbst nicht besuchen können, den heiligen Glauben auszubreiten hoffen. Bald werden wir die erste Taufe dieser jungen Katechumenen mit außerordentlichem Gepränge vornehmen; denn sie haben das Nöthige bereits begriffen. Mit den älteren Leuten wird es etwas langsamer gehen, obschon sie keine Abneigung, sondern im Gegentheil Liebe zu unserem Glauben bezeigen; allein die Gewohnheit des Aberglaubens, dem sie schwer entsagen, und ihre Unbeständigkeit zwingen uns zu größerer Behutsamkeit bei der Spendung der heiligen Taufe. Inzwischen haben wir schon 127 Kinder, welche sie selbst zu uns brachten, als Erstlinge

dieser neuen Christengemeinde mit dem Wasser des Heiles reingewaschen.

„Dieser glückliche Anfang macht uns ungemeinen Muth, daß wir allem Ungemach, welches auf diesen überaus mühseligen Inseln unausbleiblich uns noch bevorsteht, und aller Arbeit, welche der beschwerliche Anbau dieses distelvollen Erdreichs unumgänglich erfordert, herzhaft entgegengehen, und die Schanze, die wir erobert haben, gegen jeden Angriff der Hölle mit unserem Schweiße, Blut und Leben zu behaupten suchen werden.

„Bald nach unserer Ankunft befiel ein fast allgemeines Hals-, Haupt- und Brustweh die armen Insulaner. Da benützte der Seelenfeind diese Gelegenheit, uns bei ihnen verhaßt zu machen, als ob wir dieses Uebel mitgebracht hätten und die Urheber noch vieler anderer sein würden. Allein Gott hat die Seuche in wenigen Tagen gütigst abgewendet und den einfältigen Leutchen den Argwohn gänzlich genommen, so daß sie jetzt ebenso zahlreich wie in den ersten Tagen zur Christenlehre erscheinen. Zu wünschen ist, daß sie die ersten Grundsätze des Christenthums bald erfassen, auf daß wir sie weiter zu einem sittlichen Leben, zur Abstellung vieler Mißbräuche und Ausrottung eingerissener Laster anleiten können. Der Müßiggang wird der erste Feind sein, den wir zu bekämpfen haben. Weil sie kein Oberhaupt haben und ihren Thamoles oder Herren weder Ehrerbietigkeit noch Gehorsam bezeigen, ist niemand, der sie zur Arbeit anhielte. Vom Feldbau haben sie zeitlebens nie etwas gehört; der Fischfang, dem sie bisweilen obliegen, beschäftigt sie nur zur Nachtzeit. Die müßigen Zusammenkünfte, in denen sie unter wüstem Geschrei den ganzen Vormittag vergeuden, und die Bäder, welche sie nachmittags nehmen, machen

alut. (S. 204).

sie ganz weichlich, träge und allem, was die mindeste Beschwerde mit sich bringt, abhold. Viele Stunden verschleudern sie durch Schlaf, durch Tanzen und Springen, durch Salben und Bemalen. Die albernen Menschen halten sich für um so schöner, je mehr sie vom Palmöl triefen und mit rother und weißer Farbe am ganzen Leibe in wahrhaft schrecklicher Weise angestrichen sind. Diese Farben holen sie auf der Insel Yap, wohin sie jährlich fahren, um den Tribut zu entrichten. Dieser Schmuck ist ihre einzige Sorge; nach anderen Dingen verlangen sie nicht, weil sie die Armuth und das Elend schon gewohnt sind. Ihr ganzer Reichthum besteht in ihrer Hütte und einer aus Palmblättern geflochtenen Decke; außer diesem haben und verlangen sie nichts. Nur Eisenzeug reizt sie, als eine ihnen neue Sache, sehr an, und um die Heftigkeit ihrer Begierde danach auszudrücken, bedienen sie sich des folgenden ungeschickten Vergleiches: ‚Wie Ihr', sagen sie, ‚nach dem Himmel, so verlangen wir nach dem Eisen.' Uns wird nun obliegen, daß wir uns des ihnen so beliebten Eisens als eines Schlüssels bedienen, mit dem wir uns den Eingang in ihre Herzen und ihnen das Thor des Himmels eröffnen. Ew. Ehrwürden wollen diese unsere Bemühungen mit Ihrem beständigen Angedenken im Opfer der heiligen Messe befördern, in welche ich mich und meinen Gefährten, der sich zur Rückfahrt nach den Marianen anschickt, um Lebensmittel zu holen, angelegentlichst empfehle. Falalep, den 10. Tag des Maimonats 1731."

Diesem ersten Briefe unseres Landsmannes aus den Karolinen wollen wir einige Auszüge aus einem nur zwei Tage später datirten Schreiben des P. Cantova beifügen, welcher der eigent-

liche Begründer und, wie wir gleich hören werden, der erste Blutzeuge der Mission ist:

„Gott sei gelobt! Ich schreibe aus den Eilanden de los Garbanzos, welche für einen Theil des karolinischen Seelandes Palaos gerechnet werden und wohl aus hundert größeren oder kleineren Inseln bestehen. Ich weile jetzt mit P. Victor Walter auf den genannten Inseln in vollem Frieden, nachdem wir dieselben folgendermaßen glücklich entdeckt haben. Den 11. Februar 1731 sind wir von den Marianen auf einem kleinen gebrechlichen Fahrzeug mit acht Schiffsleuten und zwölf Soldaten abgefahren und den 2. März, an einem Freitage, bei den Garbanzen angelangt, als wir gerade zum zweitenmal eine neuntägige Andacht zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes beendeten. Die Garbanzen sind 36 Inseln; sie liegen von den Marianen 80 Meilen gegen Südwesten; alle sind ziemlich klein und nur acht davon von Menschen bewohnt. Nebst vielen anderen Eilanden dieses Meeres gehören sie sämmtlich unter die Botmäßigkeit des Königs von Yap. Yap ist eine große, volkreiche, beiläufig 50 Meilen von hier entfernte Insel gegen Südwest zu Süd. Von Yap noch 20 Meilen weiter gegen Südwesten liegen die großen Inseln Panleu (Palau), die ebenfalls stark bewohnt sind.

„Sobald wir auf den Garbanzen eine Christengemeinde werden gestiftet und befestigt haben, will ich P. Walter zurücklassen, selbst aber mit einem neuen Missionär, den wir aus Europa erwarten, nach Yap und Panleu fahren und lebe der sichern Hoffnung, innerhalb wenigen Jahren dieses ganze Seeland Palaos mit einer Menge christgläubiger Seelen zu bevölkern, namentlich wenn noch mehrere Priester uns zu Hilfe kämen. Meine erste Sorge war, unsere Wohnung mit einem starken Zaune zu umgeben; dann besuchten wir die umliegenden Inseln, richteten überall Kreuze auf, tauften die unmündigen Kinder und begannen, die Erwachsenen wenigstens über die allernothwendigsten Wahrheiten zu unterrichten. Schon zählen wir 127 in Christo neugeborene Kinder, wozu in kurzer Zeit einige Knaben kommen werden, welche wir mit besonderem Fleiße unterrichten, damit sie uns in der Verkündigung des Evangeliums auf anderen Inseln nach ihren Kräften behilflich seien.

„Wir haben unsern Sitz auf der Insel Falalep (Faraulep) erwählt. Daselbst unterrichten wir täglich zuerst die Männer, dann die Weiber, jedes Geschlecht gesondert, und sie werden den christlichen Glauben sammt den gewöhnlichen Gebeten bald lernen. Sie stellen sich fleißig ein und bezeigen große Lernbegierde und inbrünstiges Verlangen nach der Taufe.

„Unser Haus war bisher eine Zuflucht und Herberge für alle Gäste. Die Dachtraufe reicht bis auf drei Spannen zum Boden; die Wände sind aus kleinen Stäben, wie ein Vogelkäfig, und haben in ihrem Umfange 16 kleine Thürchen, durch welche man kriechend herein- und hinausschlüpft. Dessenungeachtet lebe ich hier vergnügter als in einem prächtig gebauten Collegium, obwohl wir wegen Mangels an Bauholz auf viele Jahre keine Hoffnung auf ein besseres Quartier haben. Denn außer den Kokosbäumen wachsen auf diesen Inseln nur niedere Stauden und Gebüsch, deren Holz zum Bauen untauglich ist. Trotz der Armseligkeit unserer Wohnung haben wir darin eine kleine Hauskapelle so zierlich als möglich eingerichtet, mit einem Bildnisse der seligsten Jungfrau von Loreto geschmückt und ein Hochamt gesungen, wobei aus kleinen Feldstücken geschossen wurde.

„Die Bewohner dieser Inseln halten unter sich eine Art Polizeiordnung. Ihre Häuser stehen wie in Städten gemeinschaftlich zusammengebaut. Die Sprache ist sowohl von der philippinischen als marianischen sehr verschieden. Die Nahrung besteht schier allein in Kokosnüssen, der Trank in einem Wasser, welches sie aus denselben saugen. Uebrigens sind die Leute aufgeräumten, allzeit fröhlichen Gemüths, singen Tag und Nacht ihre Lieder, wie in einem Kloster, wo ewiger Chor gehalten wird. Die meisten tanzen gerne, zumal im Mondscheine, und zwar so ehrbar, daß die Manns- und Weibsleute abgesondert tanzen, ja sich nicht einmal zuschauen. Die Männer, jedoch nicht alle, bemalen den Leib auf mancherlei Art. Ihre Ohrlappen sind mit großen Löchern durchbohrt, und ein kleineres haben sie in der Nase; in diese Löcher stecken oder hängen sie Blumen, wohlriechende Kräuter, Kügelchen aus Kokosschalen, Steinchen und Muscheln. Die Knaben und Mägdlein schmücken Haupt und Hals, Arme und Beine mit Blumenkränzen, Balsamkräutern und weißem Kokoslaub; auch tragen sie Armbänder aus Korallen und Muschelwerk.

„Was ihren Glauben anbetrifft, so sind sie Heiden. Ihre Götter sind gewisse, Elüs genannte Geister, von denen sie Gutes hoffen und Böses fürchten, jedoch nur in zeitlichen Dingen; denn von einem künftigen Leben haben sie keine Kenntniß. Sie sagen zwar, die vom Leibe abgeschiedenen Seelen führen in den Pollibis, d. h. in die Hölle hinab; was aber die Hölle sei, oder wie es dort den Seelen ergehe, davon wissen sie nichts. Sie haben gewisse Gebete, mit welchen sie ihre Elüsgeister um reiche Ernte und um glücklichen Fischfang und um Aehnliches bitten. Tempel oder Götzenbilder findet man unter ihnen nicht; doch legen sie einige Kokosnüsse als Opfer an den Fuß eines Baumes in dem eiteln Wahne, dort hätten die Elüs ihren Sitz. Auch beim Essen, Trinken, Ankleiden und Fischen beobachten sie manche abergläubischen Gebräuche. Wir hoffen dieselben aber mit göttlicher Hilfe bald abzuschaffen; mehr Schwierigkeiten werden uns die Zauberer bereiten, obschon die Kinder ihrer schon auf den Gassen spotten, sie Betrüger und Teufelsgesellen schelten und zu uns führen, so oft sie dieselben auf einer abergläubischen That ertappen. Als ich unlängst von hier nach einer kleinen, vier Meilen entlegenen Insel fuhr, um dort die kleinen Kinder zu taufen, bedrohte mich ein solcher Schwarzkünstler mit einem so heftigen Sturme, daß wir auf der Rückfahrt alle ertrinken würden. Allein derjenige, der allein Wind und Wetter in seiner Macht hat, führte uns also rasch und ruhig hin und her, daß die Heiden selbst bekannten, ihre Götter vermöchten nichts wider unsern Gott.

„Wir leiden hier große Noth an Lebensmitteln. Obschon wir nicht einmal, sondern wiederholt türkisches Korn ausgesäet haben, will dasselbe doch nicht wachsen wegen der Menge schädlicher Feldmäuse, welche allen in die Erde gestreuten Samen sofort verzehren. Diese Thiere sind kaum auszurotten; denn obschon unsere Knaben viele Hunderte gefangen haben, merkt man keine Abnahme. Die Noth zwingt mich also, auf meinem Schifflein nach den Marianen zu fahren, um dort Reis, Türkenkorn und andere Lebensmittel zu kaufen. Ich werde aber meine Fahrt so einrichten, daß ich Guahan etwas eher erreiche, als das Schiff aus Acapulco aus Mexico eintrifft, weil ich von den mit demselben erwarteten Missionären für diese neue Christengemeinde, welche Gott segnen, vermehren und befördern wolle, zwei zu erbeten hoffe."

P. Cantova schrieb diesen Brief auf Falalep den 12. Mai. Aus seinen Zeilen, wie aus denjenigen seines Gefährten, P. Walter, erhält man ein vollständiges Bild der neugegründeten Mission und ihrer Hoffnungen. Man sieht, wie gut sich P. Cantova im Umgange mit den schiffbrüchigen Insulanern auf die Predigt des

Evangeliums vorbereitet haben muß, wie fleißig er ihre Sprache studirt hatte, so daß es ihm gelungen war, die Hauptlehren des Christenthums nicht nur in dieselbe zu übertragen, sondern in Liedesform zu bringen. Man sieht auch, wie sich die Missionäre neben dem Unterrichte, den sie mit besonderem Fleiße talentvollen Knaben widmeten, sofort Mühe gaben, die materielle Lage der Insulaner zu verbessern, und wie ihr nächstes Streben darauf hinging, den Müßiggang derselben zu bekämpfen. Aber schon zeigen sich in den beiden Briefen ebenso klar die Schwierigkeiten, welche den Bestand der Mission von vornherein gefährden mußten. Die Noth an Lebensmitteln konnte durch Zufuhr von den Marianen her bei der damals unvollkommenen Schifffahrt auf dem stürmischen, durch starke Strömungen bewegten Meere jedenfalls nicht regelmäßig gehoben werden. Auch konnte nicht ausbleiben, daß die Feindschaft der „Zauberer", d. h. der Wind- und Regenmacher welche sich auf allen Inseln der Südsee finden, den Glaubensboten gefährlich werden mußte. Und nun kam ein unvorhergesehener Umstand, der das bereits im Verborgenen glimmende Feuer des Hasses in den unbeständigen Inselbewohnern urplötzlich zur hellen Flamme anfachte. Die hereinbrechende Katastrophe deutet P. Cantova in der folgenden Nachschrift an, welche er einem nur wenige Tage später verfaßten, mit dem oben mitgetheilten fast gleichlautenden Briefe an den Provinzial der Philippinen beifügte:

„Als ich, wie oben erwähnt, meinen Nachen besteigen wollte, um mich nach den Marianen einzuschiffen, zeigten sich die Inselbewohner auf einmal uns gegenüber verändert und gaben klar zu erkennen, daß ihr erster Eifer für unsern Glauben ziemlich erkaltet sei. Die Veranlassung hierzu bot ein aus den Marianen heimkehrender Insulaner, den ein Sturmwind von hier dorthin verschlagen hatte. Dieser erzählte nämlich seinen Landsleuten, welche schweren Frohndienste die armen Einwohner der Marianen den sie beherrschenden Spaniern leisten müßten, und versicherte, sie, die Bewohner der Garbanzen und alle Einwohner der Palaosinseln würden ebenfalls aller ihrer Freiheit beraubt und dem gleichen Joche unterworfen werden, falls sie das christliche Gesetz annähmen."

Die Klage, welche der schiffbrüchige Insulaner vor seinen Landsleuten über die Behandlung erhob, welche die Spanier den zum Christenthume bekehrten Bewohnern der Marianen widerfahren ließen, war leider nur zu berechtigt. Die Missionäre aus den Marianen und Philippinen können in ihren Briefen dieselbe Klage nicht oft und laut genug erheben: ihre Bitten und alle ihre Bemühungen waren aber dem Geize gegenüber, welcher aus der Arbeit der Neubekehrten nur möglichst große Summen in möglichst kurzer Frist herauspressen wollte, fast immer erfolglos. Wenn die Missionäre die Wunden, die er schlug, auch noch so liebreich pflegten, wenn es ihnen auch gelang, manches Harte von ihren Kindern in Christo abzuwenden — die wilde Leidenschaft der Krämer und Soldaten war ein Giftbaum, der die aufkeimende Saat des Christenthums furchtbar schädigte. Und nun war ein Samenkorn dieses Giftbaumes übers Meer geflogen und fand in den Herzen der Karoliner, welche sich eben der christlichen Lehre zu öffnen begannen, ein geeignetes Erdreich.

P. Cantova sah mit Schmerz, wie die Saat des Mißtrauens, die der heimgekehrte Insulaner ausstreute, rasch Wurzeln faßte und bittere Früchte zeitigen mußte. Unter diesen Umständen änderte er seinen Plan. Er selbst beschloß, auf der Insel zurückzubleiben, um die aufgeregte Menge zu beruhigen: war er doch der Sprache der Eingeborenen besser mächtig als sein Gefährte; auch mag es ihm passend erschienen sein, daß der Obere für sich den gefährlichern Posten erwähle. Auf der andern Seite war es jetzt doppelt nothwendig, Hilfe an neuen Missionären und materielle Unterstützung für die bedrohte Mission zu gewinnen. P. Cantova schickte also seinen jüngern Gefährten, P. Walter, nach den Marianen.

Gehorsam, wiewohl schweren Herzens, verließ dieser Falalep und suchte, nordwärts steuernd, die Insel Guam zu erreichen. Kaum hatte er aber die hohe See gewonnen, so erhob sich ein heftiger Oststurm und warf das Schiff westwärts in die Nähe der Philippinen. Mit Noth erreichte er im Herbste 1731 den Hafen von Manila. So sehr er selbst und seine Oberen sich Mühe gaben, dem P. Cantova möglichst rasch beizuspringen, gelang es doch erst im Frühjahre 1733, das Schiff mit der nöthigen Fracht auszurüsten. Allein dasselbe scheiterte bei der Einfahrt in den Hafen von Apaña (auf Guam); die ganze Ladung und alles, was zum Baue eines Missionsschiffes nöthig war, ging zu Grunde. „Wunderbar sind Gottes anbetungswürdige Rathschläge," schreibt P. Bonani den 20. Mai 1733 aus Guam. „Jetzt regen wir die Hände in rüstiger Arbeit, um Ende dieses Monats ein neues Schiff zu vollenden und in See stechen zu lassen, auf daß wir endlich erfahren, ob P. Cantova sich noch in diesem Leben befinde oder bereits zu einem bessern übergegangen sei."

Die Nachricht, welche P. Walter nach einigen Monaten zurückbrachte, war, wie man befürchtet hatte, eine sehr traurige. Die Mission war gänzlich verwüstet, P. Cantova von den Insulanern erschlagen; die Wilden zeigten sich feindselig, und so mußte die mit so großen Opfern begonnene Arbeit vorläufig eingestellt werden. P. Malinsky aus der böhmischen Ordensprovinz theilte den Tod P. Cantova's in einem Briefe vom 2. Hornung 1734 mit den folgenden Worten mit: „P. Johannes Antonius Cantova, ein Welscher von Geburt, ist von den unmenschlichen Einwohnern der karolinischen Inseln aus Haß des Glaubens auf grausame Art um das Leben gebracht worden, vielleicht damit er das unfruchtbare Erdreich dieser Eilande, welches er mit seinem Schweiße eine geraume Zeit umsonst befeuchtete, durch sein Blut fruchtbar mache. Er ist schon der dritte aus den Missionären dieser Inseln, denen die Palme des Martyriums allda zu theil wurde. Auch der vierte, P. Victor Walter, der Gefährte P. Cantova's, wäre unfehlbar ermordet worden, wenn er nicht eben damals, da sein Gefährte dieses Glückes theilhaftig wurde, nach den Marianen gesegelt wäre, um Lebensmittel und andere nothwendige Dinge herbeizuschaffen. Was P. Walter nicht erlangte, ist den katholischen Tagalen, welche von Manila aus P. Cantova nach den Karolinen folgten, zu ihrem größten Troste zu theil geworden. Sie alle sind durch die Barbaren eines gewaltsamen Todes hingerichtet worden. Ihre Leichname warfen sie an das Ufer des Meeres. Des selig verschiedenen Paters Leiche aber haben sie in die Erde eingegraben und die Grabstätte mit einem Schutzdache überdeckt, vielleicht damit dieser kostbare Schatz von den Christen späterer Zeit zur gebührenden Verehrung erhoben und an einen bessern Ort übertragen werde."

Das ist die letzte Nachricht, welche wir über den Missionsversuch auf den Karolinen im vorigen Jahrhunderte finden. Der Brief, den P. Walter ohne Zweifel an seine Oberen mit genauen Nachrichten über den Zustand der verwüsteten Mission und die Katastrophe selbst geschrieben haben wird, ist uns nicht erhalten. Man konnte nach den vielen Unfällen kein neues Schiff mehr be-

kommen, welches die Fahrt in den gefährlichen Archipel unternommen hätte. Dann kam der wuchtige Schlag, der die ganze Missionsthätigkeit zu Ende des letzten Jahrhunderts traf, und so ruhte die katholische Mission auf den Karolinen. Protestantische Sendboten versuchten seit 1852 von Hawai aus, namentlich auf den östlichen Inseln Kusaie und Ponape, einige Gemeinden zu gründen. Auch die katholische Missionsthätigkeit wurde aufs neue in Angriff genommen. Leo XIII. hat durch Decret vom 15. Mai 1886 spanischen Kapuzinern das lange brachliegende Arbeitsfeld übertragen. Möge es endlich, nachdem schon vor anderthalb Jahrhunderten mit Thränen darauf gesäet wurde, den neuen Arbeitern eine frohe und reiche Ernte bringen!

7. Die Marianen und ihre Bewohner.

Wie die Karolinen, so sind auch die Marianen, und zwar schon seit mehr als zwei Jahrhunderten, unbestrittener spanischer Besitz. Dieselben liegen nördlich von den Karolinen, und das in den obigen Kapiteln oft genannte Guam, von dem aus die ersten Glaubensboten nach den Karolinen segelten, ist die Hauptinsel der ganzen Gruppe. Sie ist gleichzeitig die südlichste; es folgen in nördlicher Richtung die Inseln Rota, Tinian, auf welcher sich riesenhafte Trümmer alter Tempel und Paläste finden, von deren Erbauern man keine Ahnung hat, und Saypan. Die noch nördlicher gelegenen Inseln sind vulkanisch und haben zum Theil noch thätige Kraterkegel, so namentlich Paygan mit drei thätigen Vulkanen und die nördlichste Insel der Gruppe Asuncion. Jetzt sind nur mehr die beiden südlichsten, Rota und Guam, bewohnt. Der ganze Archipel mit 1140 qkm ist just so groß wie Hohenzollern (1142 qkm), hat aber nur 10 172 Seelen, während dieses mehr als das Sechsfache (66 148 Einwohner) zählt. Die südlichen Inseln sind hügelige, fruchtbare Ländchen, die ein mäßiges, sehr gesundes Meerklima haben, ihrer tropischen Lage in der Nähe des 14. Grades nördl. Breite ungeachtet. Korallenriffe, hinter denen gute und geschützte Häfen liegen, umsäumen die niedrigen Ufer.

Schon oben (S. 3 u. 194) erwähnten wir, daß Magelhaens auf seiner kühnen Fahrt durch die Südsee am 6. März 1521 auf eine dieser Inseln stieß. Er gab ihnen den unschönen Namen „Ladronen-“ oder Diebs-Inseln, weil deren Einwohner ihm von seinem Schiffe verschiedene Gegenstände entwendeten. Sie zeigten sich darin als echte Mikronesier, die den Diebstahl Fremden gegenüber als etwas Erlaubtes und Löbliches betrachten, während sie unter sich durchaus ehrlich sein sollen. Der Name wurde später zu Ehren der Königin Mariane, welche die erste Mission für diese Inseln ausrüsten ließ, in den jetzt gebräuchlichen umgewandelt.

Die alten Bewohner der Marianen wurden von den Spaniern „Chamorro“ genannt. Sie sind jetzt nahezu ausgestorben. Die Männer, besonders die Vornehmen, zeichnen sich durch hohen und vollen Körperbau aus, haben starke Glieder, langes, glattes, schwarzes Haar, ausdrucksvolle Gesichtszüge mit ein wenig schiefstehenden Augen, mäßig hoher Nase und etwas dicken Lippen. Die Haut ist hellbraun oder olivenfarbig. Jetzt ist diese Bevölkerung fast ganz durch Tagalen, welche die Spanier seit 1741 von den Philippinen aus hier ansiedelten, und von Mischlingen verdrängt. Die Chamorro hatten nämlich einen ungemein starken Unabhängigkeitssinn und wollten lieber sterben als sich von den Spaniern knechten lassen. Kämpfe, wiederholte Aufstände und endlich Seuchen rafften sie dahin, und während man um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Bewohner des ganzen Archipels auf 100 000, die von Guam allein auf 40 000 Seelen schätzte, mußte man ein Jahrhundert später, um das völlige Aussterben zu verhindern, Tagalen und Indianer aus Peru gewaltsam herbeiholen.

P. Strobach S. J. entwirft uns in einem Briefe vom Jahre 1682 die folgende Schilderung der alten Marianer: „Was die Sitten der Marianer betrifft, so stimmen sie am meisten mit den Tagalen auf den Philippinen überein. Doch zerfallen sie in drei Stände: Adel, Mittelstand und gemeinen Pöbel. Und sie halten diese Trennung so streng ein, daß der obere Stand mit dem mittlern und dieser mit dem untern sich niemals weder durch Ehe noch durch gemeinschaftliche Wohnung verbindet. Ja sie essen nicht einmal, was der Geringere berührt, oder trinken mit ihm aus demselben Brunnen; sie dürfen das Haus eines Niedrigern nicht betreten, sondern müssen im Freien aus einiger Entfernung ihm ihr Anliegen kurz vortragen, wenn auch der Vornehmere ein Bettler und der Geringere ein reicher Mann wäre. Wie schwer solcher Ehrgeiz die Bekehrung der Vornehmeren mache, ist leicht zu errathen, indem der Edelmann anfangs mit dem gemeinen Mann weder in einem Gotteshaus sich zugleich einfinden, noch mit einerlei Wasser taufen lassen, noch mit einem Priester, der sich mit gemeineren Leuten eingelassen hatte, reden wollte. Nun aber geben sie es wohlfeiler und erkennen in geistlichen Sachen die Unedeln für ihre Mitbrüder an.

„Ihren frühern Glauben anlangend, ist gewiß, daß sie ehedessen zwar den wahren Gott nicht erkannt, aber auch keinen Abgott noch Götzen noch Teufel angebetet haben. Nur der Todten Gebein und absonderlich die Todtenköpfe verehrten sie, welche sie in ihren Häusern mit großen Ehren aufbewahren und niemals essen, ohne ihnen den besten Bissen vorzusetzen... Auch schnitzen sie aus dem Gebein eines Menschen 12 Speere, deren Spitzen sie zu beiden Seiten mit einer doppelten Reihe von Zähnen versehen; wer mit einer solchen Waffe gestochen wird, stirbt unfehlbar an seiner Wunde, wenn auch nur der geringste Splitter stecken bleibt, was fast allzeit geschieht. Je größer nun der Mann ist, desto stärker sind die aus seinen Gebeinen verfertigten Lanzen; daher stellen sie großen Männern gern nach dem Leben. Solcher Ursache willen, nämlich 12 Speere zu liefern, möchte ich nun freilich nicht gern sterben, wiewohl ich um Christi willen mein Leben aufzuopfern nicht allein bereit, sondern auch begierig bin“ (P. Strobach sollte, wie wir im nächsten Kapitel erzählen werden, in der That um Christi willen sein Leben verlieren).

P. Strobach erzählt dann weiter, daß die Marianer bis zur Ankunft des ersten europäischen Schiffes, also bis zur Landung Magelhaens', begreiflicherweise der Meinung gewesen seien, sie seien die einzigen Menschen auf Erden und ihre Inseln das einzige Land. Diese Ansicht mußten sie natürlich aufgeben; aber sie hielten doch daran fest, ihr Land sei das Stammland aller übrigen Völker, welche von den reinen Sitten und der schönen Sprache ihrer Insel abgefallen seien. Wie schlecht es mit den anderen Ländern bestellt sei, meinten sie, könne man daraus schließen, daß die fremden Schiffe Ratten und Mäuse und anderes Ungeziefer, auch verschiedene Seuchen auf ihre Inseln eingeschleppt hätten.

Sie glaubten, das Menschengeschlecht stamme von einem einzigen Paare, Puntan und dessen Weib, ab; irrten aber darin, daß sie wähnten, alle übrigen Geschöpfe seien aus dem Leibe dieser Stammeltern geschaffen worden, nämlich aus der Brust Himmel und Erde, aus den Augen Sonne und Mond, aus den Augenbrauen der Regenbogen u. s. w. Bekanntlich hat die nordische Göttersage eine ähnliche Darstellung der Schöpfung.

Einen gemeinsamen König hatten sie nicht, doch stand jeder Stamm unter seinem Häuptling. Die Herrschaft ging nicht auf den Sohn, sondern auf den ältesten Bruder über, der mit der Herrschaft auch den Namen erbte. Das Privateigenthum aber vererbte sich jeweilen auf den ältesten Sohn, der die nachgeborenen Geschwister mit einer Kleinigkeit abfand. Der Haushalt wurde allein von den Frauen besorgt. Den Kindern bewiesen sie große Liebe, ja eine wahre „Affenliebe, indem sie ihnen die größte Freiheit gewähren und alles nachsehen". Die Häuser halten sie außerordentlich reinlich, namentlich das Wohnhaus, neben dem sie noch ein Vorrathshaus und einen Schuppen für verschiedene Geräthe haben.

Unser Gewährsmann stellt ihnen überhaupt ein gutes Zeugniß aus. Sie seien leutselig und gutherzig. Fremde Schiffbrüchige nahmen sie mit Liebe auf, trösteten, beherbergten und versahen sie mit allem Nothwendigen nach Landessitte. Fast stündlich besuchten sie die Missionäre. Begegneten sie ihnen auf der Straße, so grüßten sie dieselben mit dem Spruche: „Gelobt sei das allerheiligste Altarssacrament!" den sie sich bald gemerkt hatten; dann küßten die Männer und Knaben die rechte Hand der Priester und sagten beim Weggehen: „Madios!" das a Dios, „Gott befohlen!" heißen sollte. Das Anstandsgefühl und die Gutherzigkeit der Inselbewohner wollen wir aus P. Strobachs eigenen Worten kennen lernen: „Kein Marianer wird jemals weder essen noch trinken, er habe dann allen und jeden, die bei ihm sind, solches vorher gutherzig angeboten oder die Speise in so viele Theile getheilt, als Personen anwesend sind, und einem jeden seinen Bissen gereicht, den letzten aber und insgemein den schlechtesten für sich behalten. Wenn sie trinken, so setzen sie das Geschirr nicht an die Lefzen, sondern gießen von ferne das Getränk in den Schlund; denn sie halten es für eine Grobheit, ein Geschirr, aus welchem der andere auch trinken soll, mit dem Maul zu berühren. . . Nichts ist mehr zu bewundern als ihre Liebe, indem kein Marianer dem andern, er begehre was er immer wolle, etwas pflegt abzuschlagen. Ja sie geben ungebeten. Wenn einer etwas sieht, so ihm gefällt, so sagt er zum Besitzer ohne Umschweife: ‚Dieses oder jenes will ich haben'; sobald er ausgeredet, stellt es ihm der andere zu ohne einige Entschuldigung. Und solches ist nicht allein unter den erwachsenen Leuten, sondern auch unter den Kindern üblich; denn wenn ein Kind von einem andern einen Bissen begehrt, so dasselbe wirklich ins Maul steckt, würde das andere ihm solchen hingeben und lieber Hunger leiden, als seinem Mitgespielen etwas versagen. Ein Marianer wird sogar ein Tabaksblatt, um welches er den ganzen Tag hart gearbeitet, mit dem Nachbarn, den er antrifft, theilen. Gleichwie nun diese freigebigen Leute anfangs vermeint hatten, alle Menschen wären so ehrlich wie sie, haben sie sich an den Christen, als ihnen diese dasjenige, was sie begehrten, abschlugen, sehr geärgert, mithin solche für grobe Barbaren, bei welchen die Liebe keinen Platz finde, angesehen."

Zweig eines Brodfruchtbaumes. (S. 203.)

Ebenso pflegten die Marianer ihre Kranken mit großer Liebe und Geduld. Mochten ihre Geschwüre und der dem Aussatz ähnliche Ausschlag, an dem manche von ihnen litten, noch so ekelhaft sein, niemals zeigten sie sich darüber unwillig, sondern ertrugen den übeln Geruch der Kranken „mit unbegreiflicher Langmüthigkeit, ja mit fröhlicher Gleichgiltigkeit". Endlich hatten sie einen Widerwillen gegen alle berauschenden Getränke.

Es schien also verhältnißmäßig leicht, diese Wilden, die so viele natürlich gute Anlagen besaßen, zum Christenthume zu bekehren und zu den glücklichsten Menschen zu machen. Leider folgten aber den Missionären unmittelbar auf dem Fuße spanische Truppen und bemühten sich, den an Unabhängigkeit Gewohnten ein unerträgliches Joch aufzubürden. Dagegen empörten sich die noch heidnischen Stämme, und es kam zu einem jener Vernichtungskriege, in dem die schwächeren Insulaner den Feuerwaffen ihrer „Herren" erliegen mußten.

8. Deutsche Missionäre auf den Marianen.

Die Mission auf den Marianen wurde 1667 von den Jesuiten eröffnet. Der fromme Missionär Diego Luis de San Vitores war ihr Begründer. Von Anfang an arbeiteten viele deutsche Missionäre mit ihren spanischen Ordensbrüdern zusammen an der Bekehrung der Einwohner. Wir wollen nur einige dieser muthigen und opferwilligen Männer nennen, von denen bei dem großen Aufstande von 1684—1685 mehrere ihr Blut vergossen haben. P. Augustin Strobach ist uns schon aus einem seiner Briefe bekannt. P. Johannes Tilpe war sein Landsmann, beide aus Deutschböhmen. P. Karl Boranga aus Wien, P. Anton Kerschbaumer aus Süddeutschland; ferner werden die Niederländer P. Gerard Bowens, P. Petrus Comano, P. Basilius von Raulx und der Laienbruder Balthasar du Bois 1862 mit dem Bemerken genannt, daß einige von ihnen schon im zehnten Jahre als Missionäre auf den Marianen wirkten.

Schon 1676 wurde die Kirche der Jesuiten zusammt zwei Waisenhäusern in Aguada, der Hauptstadt von Guam, in der Nacht auf den 29. August durch die Rebellen in Brand gesteckt. Bei dem Brande zeigten sich die bekehrten Eingeborenen so ehrlich,

daß von den geretteten Gegenständen auch nicht das Mindeste abhanden kam. Die Missionäre zogen sich während des Aufstandes in das Schloß oder Fort zurück; nur P. Sebastian Montroy, ein überaus muthiger Mann, glaubte von seiten der Aufständischen nichts befürchten zu müssen und blieb, obschon gewarnt, auf seinem Posten. Er wurde am 6. September 1676 erschlagen. Die übrigen Missionäre hatten mit dem Commandanten in der Festung eine sechswöchentliche Belagerung zu bestehen. Die ganze Besatzung bestand aus nur 40 Mann; doch wurden die Angreifer mit großem Verluste zurückgeschlagen, und die Missionäre erbauten eigenhändig eine Steinkirche an Stelle der niedergebrannten Holzkapelle.

Der Hauptaufstand erfolgte im Sommer 1684. Mehrere heidnische Häuptlinge, zu denen sich auch einige abgefallene Christen gesellten, zettelten wider die Spanier eine Verschwörung an, welche sich von dem Dorfe Apurguam aus zunächst über Guam und dann auch über die benachbarten Inseln verbreitete. Alle Fremden, auch die Missionäre, sollten überfallen und niedergemacht werden. Der Plan war gut überlegt und das Geheimniß wohl gewahrt, so daß, wie der Bericht des P. Cuculinus, eines Böhmen, sagt: „die Spanier davon nicht eher Wind bekamen, als bis ihnen das Messer an die Gurgel gesetzt war". Am 23. Juli, einem Sonntag, kam der Anführer der Verschworenen — Antonius Juda nennen ihn die Missionäre —, der den gefährlichsten Theil sich vorbehalten hatte, mit drei Gefährten in den Hauptort Aguada zur Messe. Sie trugen unter den Kleidern versteckte Waffen, überfielen nach dem Gottesdienste den spanischen Landesobersten, Damian d'Esplana, und machten ihn nieder. Gleichzeitig überfiel eine Schaar Aufständische das Haus der Missionäre, erschlugen P. Emmanuel de Salarzano und den niederländischen Laienbruder Balthasar du Bois, während sie P. Gerard Bowens und zwei andere Missionäre schwerverwundet liegen ließen. Den Muth, den P. Kerschbaumer bei dieser Gelegenheit bewies, wollen wir mit den Worten P. Cuculins schildern:

„Unter diesem Blutbad las der beherzte Mann P. Kerschbaumer, den die Spanier Cerezo nennen, in der Kirche seine heilige Messe, welche er noch vor dem Ausbruche des Aufstandes gleich nach der Predigt angefangen hatte. Man warnte ihn zwar zeitlich, er solle wegen äußerster Gefahr, in welcher er sammt den allerheiligsten Geheimnissen sich befand, dieselbe abbrechen. Er aber ließ sich auf keine Weise schrecken, sondern fuhr mit dem göttlichen Opfer ganz andächtig fort, ohne sich im geringsten beirren zu lassen; er reichte sogar einem Soldaten auf dessen Bitte das heiligste Altarssacrament. Als aber zur gleichen Zeit eine Schaar verschworener Indianer mit gewaffneter Hand in die Kirche einfiel, ging er ihnen mit der heiligen Frohnleichnamsbüchse (dem Speisekelch) in der Hand bis in die Mitte der Kirche entgegen, ob welcher kühnen Heldenthat die Mörder dergestalt erschraken, daß sie aus dem Gotteshaus, ohne jemanden zu beleidigen, abgezogen, etliche gar davongeloffen, andere aber sich hin und wieder zerstreut haben."

„Der tapfere Held Ignatius Ineti, ein edler und kriegserfahrener Marianer, so Gott und seinem König jeder Zeit treu verblieb", kam mit den Kriegern seines Dorfes den Missionären zu Hilfe und verhinderte für jenen Tag zu Aguada weitere Gewaltthaten. Inzwischen verbreitete sich die Kunde von den Ereignissen in dem Hauptorte wie ein Lauffeuer über Guam und die benachbarten Inseln. In hellen Haufen zogen den Aufständischen die heidnischen und auch manche getaufte Marianer zu. „Tod allen Fremden!" war die Losung. In dem Dorfe Rityam fielen die Rebellen über den italienischen Missionär Theophil de Angelis her, knüpften den Mann, der ihnen nur Gutes gethan, an dem Mast eines Schiffes auf und warfen seine Leiche am folgenden Morgen ins Meer. Die übrigen Missionäre der Hauptinsel konnten sich in die Veste von Aguada retten.

Nicht so die Patres Strobach und Boranga, welche auf der Insel Rota arbeiteten. Man hatte ihnen durch einen Boten Kunde von dem Aufstande und die Einladung geschickt, sich ebenfalls zu Schiff nach Aguada zu flüchten. Sie glaubten aber, „es sei in alleweg Gott weit gefälliger, wenn sie in solcher Wolfsgefahr bei ihren Schäflein verharrten". P. Strobach wollte sich nach dem Schicksale seiner Mitbrüder auf Guam erkundigen; als er aber am 27. Juli auf seinem Boote in Sicht von Aguada kam und sah, daß die Kirche, das Missionshaus und die übrigen Gebäude theils in Flammen standen, theils schon in Asche lagen, glaubte er, alles sei daselbst verloren, und kehrte nach Rota zurück. Dort traf er einen Boten an den Wachtmeister Don Guiroga, der mit 57 Soldaten die beiden Inseln Tinian (unter dem 15.° nördl. Breite) und Saypan (etwas nordöstlich von Tinian) besetzt hielt; derselbe sollte mit seiner kleinen Schaar unverzüglich den Spaniern auf der Hauptinsel zu Hilfe kommen. P. Strobach übernahm es, diese wichtige Botschaft, von der die Rettung vieler Menschenleben abhing, Guiroga zu überbringen. Er segelte zunächst nach Tinian, wo er vor Anker ging und seinen Fährmann ans Land schickte, daß er sich nach der Gesinnung der Einwohner erkundige. Während er auf Antwort wartete, wurde er von den Tinianern überfallen und vor den Häuptling des nächsten Dorfes geführt. Derselbe riß ihm zunächst das Crucifix von der Brust und wollte es an einem Steine zerschmettern; aber ein frommer Marianer erbat es für sich und versprach, es an seinem Halse zu tragen. Dann wurde der Missionär unter dem Vorwande, er sei ein christlicher Zauberer, mit gebundenen Händen in das Dorf Marpu geschleppt, dessen Häuptling ein vom Glauben abgefallener Mensch war. Von unerträglichem Durste gepeinigt, bat der Missionär um einen Trunk Wasser. Allein derselbe wurde ihm mit Hohn versagt; dann führten sie ihn weiter in ein drittes und viertes Dorf durch die glühenden Strahlen der Tropensonne, ohne dem Verschmachtenden einen Tropfen Wasser zu gewähren. Endlich wurde P. Strobach einem Edelmann Namens Guiyao vorgeführt. „Dieser," erzählt P. Cuculin, „fragte seine Geleitsleute, was er unterwegs gethan habe. Als sie geantwortet, er habe ohne Unterlaß einige Gebete gesprochen, mit welchen die Christen den wahren Gott pflegen anzurufen, versetzte der Wütherich: ‚Jetzt werden wir sehen, was ihm dies alles helfen werde.' Der Priester fragte sie, warum sie ihn tödten wollten und was er ihnen jemals zuleide gethan habe, worauf der andere nichts zu sagen wußte. Da aber der Pater wieder das Wort nahm und sich verlauten ließ, er fürchte sich nicht, um Gottes willen, den er beständig vor Augen habe, zu sterben, indem er betrachte, daß die ewige Weisheit bestens wisse, was für ihn das Beste sei, fiel ihm der Marianer in die Rede und sagte: ‚Wir erkennen diesen Gott nicht; doch laß uns sehen, ob er dir helfen könne!' hub hiermit den Kolben (die Streitkeule), so er in der Hand hielt, in die Höhe und schlug den Pater mit aller Gewalt an die Gurgel, welcher auch bald darauf heilig verschieden ist. Alle Leute, so diesen gottseligen Blutzeugen in Spanien, Amerika und anderswo gekannt haben, geben ihm das Lob, daß er ein heiliger Mann gewesen sei." Er starb am 27. Juli 1684.

Um dieselbe Zeit erlitt auch sein Mitbruder P. Karl Boranga aus Wien auf der Insel Rota, wo er die Christengemeinde Agusan

leitete, den Martyrtod. Aufrührer von der Insel Saypan waren gelandet und unversehens in die Wohnung des Missionärs eingedrungen. Sie verwundeten ihn mit einem Wurfspieß am Haupte und durchstachen ihm mit einem jener Speere aus Menschengebein den Hals. Dann ließen sie den tödtlich Verwundeten in seinem Blute liegen und flüchteten auf ihre Insel Saypan zurück. Erst am folgenden Tage starb der Missionär eines heiligmäßigen Todes. Seine Gebeine wurden in der Folge nach seiner Vaterstadt Wien gebracht und daselbst in der Gruft des Profeßhauses der Gesellschaft Jesu unter dem Hochaltar in einem besondern Sarge ehrfurchtsvoll aufgestellt.

Der Aufstand von 1684 hätte beinahe mit der Vertilgung aller Fremden auf den Marianen geendet. Nur mit äußerster Anstrengung konnte sich das Fort von Aguada und die Schanze auf Saypan, die Guiroga heldenmüthig vertheidigte, gegen die Aufständischen behaupten. Endlich aber erhielten die Spanier Hilfe und wurden der Rebellen Meister. Viele Heiden begingen aber lieber Selbstmord, als daß sie das verhaßte Joch der Fremden willig auf sich genommen hätten.

Von Zeit zu Zeit flammte der Aufruhr immer wieder auf; so 1696, 1702 u. s. w. Auch in der Folge arbeiteten deutsche Missionäre auf diesen Inseln, so die PP. Walter, Uhrfarer und Kropff. Die Jesuiten versahen bis zur Unterdrückung ihres Ordens diese Mission; dann ging dieselbe zunächst an die Augustiner über und wird nunmehr von Weltgeistlichen geleitet, von Tagalen aus den Philippinischen Inseln. Die sehr zusammengeschmolzene Bevölkerung der Marianen gehört jetzt fast ausschließlich zur katholischen Kirche.

Nördlich von den Marianen sind noch die Bonin-Inseln zu nennen, zusammen nur 110 qkm mit etwa 100 Bewohnern. Sie gehören jetzt politisch zu Japan. Die weitverstreuten Inselchen und Riffe des Anson-Archipels sind unbewohnt.

Melonenbaum.

9. Der Marschall- und Gilbert-Archipel.

Oestlich von den Karolinen treffen wir auf die Gruppe der Marschall-Inseln, die aus zwei parallelen, von Nordwest nach Südost streichenden Ketten kleiner Inselchen und Riffe besteht; die westliche heißt die Ralik-, die östliche die Ratak-Kette. Alle diese Inseln zusammen haben nur einen Flächenraum von 410 qkm und eine Einwohnerzahl von 11 500 Seelen. Südlich vom Marschall-Archipel liegt, von der Gleicherlinie durchschnitten, die Gruppe der Gilbert-Inseln, 430 qkm mit 35 200 Einwohnern. Dieselben haben also eine dreifach so starke Bevölkerung als die Marschall-Inseln und sind überhaupt die volkreichsten Mikronesiens.

Die Inseln beider Gruppen scheinen ohne Ausnahme das Werk der Korallen zu sein. Die wichtigste Insel des Marschall-Archipels ist Jaluit (Dschalut) in der Ralik-Kette. Der Ringwall, der ihre Lagune umschloß, ist in 55 kleine Inselchen, von denen keines breiter ist als 600 m, eingetheilt. Innerhalb dieses Kranzes von Inselchen liegt die 37 km lange und 10 km breite Lagune. Da die Inselchen weder Quellen noch Bäche haben, so ist auch der Pflanzenwuchs verhältnißmäßig nicht so reich vertreten, wie z. B. auf der südlicher gelegenen Ebon-Insel. Aber die Kokospalme gedeiht noch immer vortrefflich und liefert den Eingeborenen alles zum Leben Nöthige. Auch der Brodfruchtbaum (vgl. das Bild S. 201) und der Melonenbaum (vgl. das nebenstehende Bild), ursprünglich kein einheimisches Gewächs, kommen gut fort, während die Banane nur ein kümmerliches Dasein fristet. Die eigentliche Bedeutung hat aber die Insel oder vielmehr der Inselkranz durch seinen geräumigen und vortrefflichen Hafen, welcher der an sich fruchtbarern und volkreichern Ebon-Insel abgeht. Dieser Hafen macht Jaluit zum Mittelpunkte des Handels für die Marschall-Gruppe. Deshalb haben sich hier schon vor mehr

als einem Jahrzehnt zwei deutsche Handelshäuser niedergelassen und Faktoreien (vgl. das Bild S. 196—197) gegründet. Das veranlaßte Deutschland, auch auf dieser Insel am 15. October 1885 seine Flagge zu hissen; an dem genannten Tage wurde Jaluit und die Ralik-Kette, am folgenden Tage auch die Ratak-Kette unter deutsche Schutzherrschaft gestellt, was durch eine kaiserliche Verordnung vom 13. September 1886 die staatliche Anerkennung erhielt.

Einzelne dieser Inseln wurden schon 1529 durch Saavedra und später von anderen Seefahrern gesehen; aber eigentlich durchforscht haben dieselben erst im Jahre 1788 die beiden Engländer Marshall und Gilbert, deren Namen die zwei Gruppen heute führen. Sie kommen aber auch noch unter dem Namen Lord Mulgrave- und Kingsmill-Archipel vor. Auch Central-Archipel werden sie genannt, weil sie so ziemlich in der Mitte aller Inselgruppen der Südsee liegen. Chamisso, der sie auf seiner Reise um die Welt 1817 besuchte, schildert die Bewohner als die liebenswürdigsten und edelsten Menschen der Südsee. Sie sind von Natur freundlich und gutmüthig; was aber ihre Sittlichkeit und Ehrlichkeit angeht, so ist dieselbe heute leider sehr zurückgegangen. Der Einfluß verkommener Matrosen, die sich doch Christen nennen, hat die armen Eingeborenen sittlich verpestet.

Seit 1852 sind protestantische Missionäre von den Sandwichinseln aus nach den Marschall- und Gilbert-Inseln gekommen. Einer ihrer Katecheten hat auf den Gilbert-Inseln einen himmelschreienden Vernichtungskrieg gegen einen heidnischen Stamm geführt. Das schreckliche Blutbad ereignete sich im Jahre 1881, und sein Urheber, den der protestantische Bericht selbst „ein Ungeheuer von Verdorbenheit" nennt, heißt Nalimu. Derselbe hatte schon elf Jahre im Dienste einer amerikanischen Missionsgesellschaft gestanden, als es ihm einfiel, die Christen der Insel Tapiteuea aufzufordern, mit den Waffen in der Hand über ihre noch heidnischen Mitbürger herzufallen, denen er vorher unter dem Vorwande, die Kriege zu verhindern, die Waffen abgenommen hatte. Die nächste Veranlassung zum Kampfe soll das rücksichtslose Eintreiben einer Steuer von Kokosnüssen gegeben haben, welche die heidnische oder vom Christenthum wieder abgefallene Bevölkerung nicht entrichten wollte; nach anderen forderte der Unmensch die Christen auf, ihre Landsleute, weil dieselben beharrlich die Annahme des Christenthums verweigerten, als „die Feinde des Herrn" zu erschlagen. Möglich, daß er durch unverständige Lesung der Bücher des Alten Bundes zu einem solchen Entschlusse kam. Auf seinen Befehl wurden nicht nur die waffenfähigen Männer, sondern auch die Weiber und Kinder grausam erschlagen. So kamen, wie der protestantische Bericht zugibt, zwischen 300 bis 600 Insulaner ums Leben. Die Leichen wurden zu Haufen geschichtet und verbrannt. Nach anderen Nachrichten würde die Zahl der Opfer sogar tausend überstiegen haben und hätte der Wütherich nicht nur die Leichen, sondern auch die Schwerverwundeten den Flammen übergeben. Es versteht sich von selbst, daß die protestantische Missionsgesellschaft solche Greuel verabscheut und deren Verantwortung mit Entrüstung von sich abweist; aber es ist doch immer traurig, daß sie ein derartiges Scheusal angestellt und ohne Beaufsichtigung so lange als Lehrer arbeiten ließ.

Panzer der Gilbert-Insulaner.

In neuester Zeit haben auch katholische Missionäre auf diesen Inseln sich niedergelassen, Väter des heiligsten Herzens, denen wir schon in Neu-Pommern und auf der Yule-Insel begegnet sind und denen der Heilige Vater das Apostolische Vikariat Mikronesien als Arbeitsfeld überwiesen hat. Die ersten Gilbert-Insulaner wurden auf Samoa, wo sie als Arbeiter weilten, von den Maristenvätern zum katholischen Glauben bekehrt; auf ihrer Heimatinsel Nonuti, wohin sie nach dem Ablaufe ihrer Arbeitsdauer vertragsmäßig zurückgebracht wurden, blieben sie ihrem Glauben treu, und einer aus ihrer Mitte richtete an den Apostolischen Vikar der Schifferinseln, Msgr. Lamaze, der den Titel „Bischof von Olymp" führte, folgenden Brief:

„Olymp, Gruß! Tarawatti bittet um einen Missionär. Es gibt viele Katholiken zu Nonuti. Es gibt dort sieben Gebetshäuser. Olymp, sende schnell einen Missionär nach Nonuti, damit er die Leute dieses Landes unterrichte. Die von Nonuti werden hernach die von Magala unterrichten gehen. Olymp, Gruß dir, in unserm Heilande Jesus Christus. Tarawatti, so heißt der, welcher zu Nonuti unterrichtet."

Inzwischen ist dieser so berechtigten Bitte von den Vätern des Herzens Jesu, die diese Mission unter den besondern Schutz des hl. Joseph gestellt haben, Folge gegeben, und auf verschiedenen Inseln sind feste Gemeinden gegründet worden.

Die Bewohner der Marschall- und Gilbert-Inseln sind kühne Seefahrer, ja wohl die kühnsten der ganzen Südsee. Es ist geradezu staunenswerth, wie sie, in früherer Zeit sogar ohne jedes eiserne Werkzeug, ihre geschickt gearbeiteten, seetüchtigen Boote, die nicht aus einem hohlen Baum bestehen, sondern aus vielen Stücken kunstvoll zusammengesetzt sind, zu stande bringen, obschon ihre Inseln kaum geeignetes Schiffsbauholz haben. Die Fahrzeuge sind mit einem Ausleger versehen, wie wir ihn schon kennen lernten; da aber derselbe das Boot von der geraden Richtung ab und zum Beschreiben eines Kreises drängt, haben sie diesen Uebelstand dadurch ausgeglichen, daß sie die dem Ausleger zugekehrte Seite des

Schiffes nach außen gebogen (convex) geformt haben. In der Mitte des Fahrzeuges befindet sich eine Plattform mit zwei Häuschen und einem beweglichen Mastbaum, der das große dreieckige Mattensegel trägt, dessen eine Spitze am Schiffsschnabel befestigt ist. Auf solchen Fahrzeugen wagen sich die Insulaner auf das offene Meer hinaus und unternehmen ohne Compaß Fahrten von 2000 bis 3000 km Weite, d. h. eine Strecke wie von Constantinopel nach Gibraltar. Die früheren Bewohner der Marschall-Inseln waren übrigens noch viel kühner und hatten es im Seewesen zur Anfertigung eigenartiger Segelkarten gebracht. Diese aus Holzstäbchen und Steinen verfertigten „Medos" zeigten den Steuerleuten, wie sie das Schiff bei verschiedenem Wind- und Seegang zu lenken hatten, um nach dem Parallelogramm der Kräfte, das ihnen freilich theoretisch ganz unbekannt ist, die eine oder andere Insel zu erreichen, welche der „Medo" durch die Steine bezeichnet. Auch auf den gestirnten Himmel achten sie; der Auf- oder Untergang der Sterne gab ihnen Ost und West und hiermit auch die übrigen Himmelsgegenden an. Dann bemerkten sie, daß zu bestimmten Jahreszeiten auch bestimmte Sternbilder an derselben Stelle des Himmelsbogens erschienen. Diese Zeiten und diese Bilder wählten sie dann für ihre Fahrten nach den verschiedenen Inseln, die sie im Laufe des Jahres besuchen wollten.

Trotz dieser Vorsicht mußte es oft geschehen, daß sie ihr Ziel verfehlten, indem widrige Winde sie verschlugen oder heftige Meeresströmungen die leichten Kähne in unbekannte Gewässer entführten. Selbst den großen europäischen Schiffen wird es ja oft schwer, diese niedrigen Inseln aufzufinden, und die Wilden könnten mit ihren winzigen Kähnen oft tagelang in der Nähe ihrer Heimatinsel kreuzen, ohne dieselbe zu Gesicht zu bekommen. Von Hunger und Durst getrieben, segelten sie dann wohl westwärts und suchten eine der bergigen Karolinen in Sicht zu bekommen, deren mehrere hundert Meter hohe Gipfel bei klarem Wetter schon aus weiter Ferne sichtbar sind. Viele gehen auf diesen kühnen Fahrten zu Grunde; viele werden an fremde Inseln verschlagen und siedeln sich daselbst an, unfähig, die ferne Heimat wieder aufzufinden; vielen ist es aber nach Jahren, da ihre Landsleute sie schon längst für todt hielten, noch gelungen, in den Hafen der Heimatinsel wieder einzulaufen.

Nicht so viel Muth wie auf ihren Seefahrten beweisen diese Insulaner bei ihren Kriegszügen, wenigstens nicht die Marschaller. Die Gilberter sind schon blutdürstiger, und ein Häuptling der Gilbert-Inseln sieht in seinem Mattenpanzer (vgl. das Bild S. 204) oder mit einem Helme, der aus der Haut des Igelfisches verfertigt ist, abenteuerlich genug aus. Auch die Waffen, Keulen und mit Haifischzähnen sägenförmig besetzte Speere, sind gefährlich, und der Kampf, an dem auch die Weiber theilnehmen, wird oft bis zur völligen Vernichtung der unterliegenden Partei geführt. Nicht so auf den Marschall-Inseln. Da ist der Aufmarsch und der Lärm die Hauptsache; zu einem eigentlichen erbitterten Kampfe kommt es selten, und wenn etwas Blut geflossen ist, wird der Friede wiederhergestellt. Finsch hatte bei seinem Aufenthalte auf Jaluit 1880 Gelegenheit, einen solchen „Krieg" zu sehen. Die Häuptlinge Kabua (vgl. das untenstehende Bild) und Loiak waren in Fehde, und der letztere rückte mit seinen Kriegern in 20 großen Schiffen an. Kabua hätte ihn vom Ufer aus mit Flintenschüssen — denn Flinten und sogar Hinterlader gibt es jetzt leider genug auf diesen Inseln — übel empfangen können; aber er that es nicht, da nach dem Marschaller Kriegsrecht derjenige angreifen muß, der den Krieg erklärt hat. Als aber Loiak gelandet war und seine Kundschafter sich zeigten, stellte sich Kabua an die Spitze seiner Tapferen und rückte dem Feinde entgegen. „Der Aufmarsch dieses buntscheckigen und geschmückten Volksheeres", sagt Dr. Finsch, „war in der That sehr malerisch und der einzige bemerkenswerthe Moment des ganzen Krieges. Selbstredend marschirten die Tapferen nicht in Colonnen oder Sectionen auf, sondern einzeln in langer Gänsemarschreihe, hier und da Gruppen bildend, in denen Weiber und Mädchen die Mehrzahl waren, wie dieselben überhaupt den überwiegenden Theil des Heeres ausmachten, dessen männlicher Kern, inclusive der Jungen und Krüppel, ungefähr 100 Köpfe betragen mochte. Kabua selbst war übrigens nicht von einer Leibgarde seiner besten Kämpen umgeben, sondern vier seiner Weiber folgten ihm als Escorte, und erst viel weiter nach rückwärts kamen die Krieger angezogen." Als man des Feindes ansichtig wurde, erscholl ein schauerliches Gebrüll, und drohend wurden die Waffen geschwungen; damit war aber auch des Heldenmuthes genug gezeigt, und die „Heere" zogen sich im Laufschritte in mehr gesichertere Stellungen zurück, von denen aus gewöhnlich ohne viel Schaden etwas Pulver verknallt wird. Möchten alle Kriege der civilisirten Völker so harmloser Natur sein!

Kabua, der König von Jaluit.

Daß die Inseln für den Handel nicht werthlos sind, erhellt aus der Angabe, daß die Ausfuhr bereits im Jahre 1884, also noch vor der deutschen Schutzherrschaft, schon 3 600 000 Pfund Kopra (getrocknete Kokosnüsse) betrug.

VII. Mittel-Oceanien.

1. Uebersicht.

Im Süden reiht sich an die Gilbert-Inseln die Gruppe der Lagunen- oder Ellice-Inseln, kleine Eilande, von Korallen erbaut, zusammen nur 37 qkm mit etwa 2500 Bewohnern. Aber diese gehören nicht mehr zu den Mikronesiern, sondern zählen ganz entschieden zu den Polynesiern. Wir betreten also hiermit auf unserer Fahrt über die Südsee sozusagen eine neue Gegend. Polynesien, d. h. „Vielinselland", unterscheidet sich freilich von den Inseln, die wir bis jetzt besucht, mehr durch die Art und Sitten seiner Bewohner als durch die Beschaffenheit des Bodens und die Thier- und Pflanzenwelt. Die Polynesier sind dem Körper

Landschaft von Fidschi. (S. 208.)

nach den Mikronesiern, die wir soeben auf unserer Fahrt durch die Karolinen, Marianen, Marschall- und Gilbert-Inseln kennen lernten, nahe verwandt; sie sind überdies Stammesbrüder der Maori, die wir auf Neu-Seeland getroffen.

Die Polynesier sind im ganzen ein schöner Menschenschlag. Die Gestalt ist mittelgroß, oft mehr als mittelgroß, die Glieder sind stark und muskulös, ihre Haut heller oder dunkler olivenfarbig. Sie haben schöne Augen, schöne Zähne, einen schönen, oft üppigen Haarwuchs, sind gut proportionirt, nur daß die Beine etwas zu kurz sind. Das Gesicht ist breit, mit etwas vortretenden Backenknochen, der Bartwuchs spärlich; der Gesichtsausdruck wird als im allgemeinen freundlich und ruhig geschildert. Bei diesen körperlichen Vorzügen, die den Polynesiern im Gegensatze zu den wilden Melanesiern unstreitig eignen, sind sie aber mit Lastern behaftet, die sie in unseren Augen tief unter die Mikronesier stellen. Sie sind dem entwürdigendsten Cannibalismus ergeben, der nun freilich, Gott sei Dank, der Einwirkung des Christenthums auf den meisten Inseln zu weichen beginnt; sie sind grausam und brachten früher ihrem Kriegsgotte blutige Menschenopfer dar; das Laster des Kindsmordes ist sehr verbreitet, und von ihrer entsetzlichen Unsittlichkeit wollen wir ganz schweigen. Gerland nennt sie „begehrlich, diebisch, genußsüchtig, unzuverlässig, rachgierig, nicht immer tapfer, immer aber wild und grausam, kalt und rücksichtslos gegen den Nächsten, stolz, prahlerisch, eitel, im guten und im bösen Sinne sehr empfindlich, durch Wollust entartet". Diesen häßlichen Neigungen und Leidenschaften stellt er aber auch einige gute zur Seite, indem er sie als

freigebig, gastfrei, großmüthiger und edler Züge, wenn auch selten, fähig, feineren Regungen des Gewissens und warmer Religiosität keineswegs unzugänglich schildert.

Diese Menschenrasse bewohnt nun alle Inseln, die wir noch zu besuchen haben, und bevölkert räumlich den größten Theil der Südsee. Von Neu-Seeland im Südwesten bis zu den Sandwich-Inseln im Nordosten und von der Fidschi-Gruppe im Westen bis zur Oster-Insel im äußersten Osten treffen wir die Polynesier. Wir wollen uns die Inseln, über die sich die Polynesier verbreitet haben, in vier große Hauptgruppen eintheilen: 1. Neu-Seeland, das wir bereits besucht haben, und das den Polynesiern durch die europäische Einwanderung immer mehr entrissen wird; 2. Mittel-Oceanien, wozu wir die Fidschi-, die Tonga-, die Samoa-Inseln rechnen, und nördlich von diesen wichtigen Gruppen die kleineren Gruppen der Lagunen-, Unions- und Phönix-Inseln, sowie endlich die weit zerstreuten central-polynesischen Sporaden; 3. die Sandwich- oder Hawaii-Gruppe, und 4. die Ost-Polynesischen Gruppen, wozu die Harvey- oder Cook-Inseln, die Gesellschafts- und Austral-Inseln, die Markesas- und Tuamotu- oder Niedrigen Inseln gehören.

Von diesen Inselreichen haben sich die Engländer als die „Beherrscher der Meere" die größten und reichsten, nämlich Neu-Seeland, die Fidschi-Inseln, die Phönix- und Unions-, die Manihiki- und Cook-Inseln und die wichtigsten der Sporaden vorweggenommen. Die Franzosen haben von den Gesellschafts-Inseln Tahiti und die benachbarten Austral-, Markesas- und Tuamotu-,

Piroge auf dem Rewafluß. (S. 208.)

namentlich die Gambier-Inseln, als ihren Besitz erklärt. Auf den Samoa- oder Schiffer-Inseln hätte Deutschland sehr gerne seine Flagge aufgehißt; denn da befindet sich der Schwerpunkt des deutschen Handels- und Plantagenbetriebes in der Südsee; allein die Eifersucht der Engländer und Nordamerikaner hat vorläufig die Unabhängigkeit des Königs von Samoa gerettet. Auch die Tonga-, sowie die bedeutungslosen Lagunen-Inselchen und andere Riffe sind bis jetzt von keiner europäischen Macht als Eigenthum erklärt, und endlich steht das Königreich Hawaii noch unter seinem angestammten Herrscher. Doch ist auf allen diesen Inseln eine solche reißende Abnahme der eingeborenen Bevölkerung bemerkbar, daß das gänzliche Aussterben der polynesischen Rasse nicht unwahrscheinlich ist, und daß also, vielleicht nach ein oder zwei Jahrhunderten, die Weißen die alleinigen Bewohner dieser Inselwelt sein werden.

Doch genug der allgemeinen Bemerkungen! Es ist Zeit, die genannten Gruppen der Reihe nach zu besuchen und an Ort und Stelle zu sehen und zu hören, was sie uns an Unterhaltung und Belehrung zu bieten vermögen.

2. Die Fidschi-Inseln.

Auf der Gruppe der Ellice-Lagunen inseln hat nur das Eiland Fanafuti für uns einige Bedeutung, weil wir auf demselben eine Anzahl Katholiken treffen, die nicht von Missionären, sondern von ihren Landsleuten zum Glauben bekehrt und getauft wurden. Wie nämlich Msgr. Elloy erzählt, traf er 1875 zu Apia

auf den Samoa-Inseln ein halbes Dutzend Eingeborene des Lagunen-Archipels. Sie blieben ein Jahr in Samoa, wurden unterrichtet, getauft, gefirmt, empfingen die erste heilige Communion und kehrten dann, mit katholischen Katechismen ausgerüstet, in ihre Heimat zurück. Dort lehrten sie die katholische Religion und schrieben dann an den Bischof, er möge kommen und mehreren von ihnen Bekehrten die heilige Taufe spenden. Es ist das ein schönes Beispiel des Eifers dieser Neubekehrten.

Ohne längern Aufenthalt steuern wir an den sonst unbedeutenden Lagunen-Inseln vorbei und erreichen auf südlicher Fahrt die Gruppe der Fidschi- oder Viti-Inseln, das letzte und südlichste Glied des äußern Inselbogens, der sich um den innern Gürtelbogen Melanesiens legt. Schon durch diese Stellung bilden diese Inseln ein Uebergangsglied. Ihrer Lage nach ist man geneigt, sie zu dem Inselbogen Mikronesiens zu ziehen; ihre Bewohner haben den Körperbau der Melanesier, dafür aber die Sitten und im allgemeinen auch die Sprache der Polynesier.

Der Flächeninhalt der Fidschi-Gruppe, die aus 154 kleineren und größeren Eilanden besteht, beträgt 20 801 qkm, ist also um ein weniges größer als Westfalen. Mehr als die Hälfte davon, 11 601 qkm, kommt auf die Hauptinsel Viti-Levu, 6932 qkm auf die zweitgrößte Insel Vanua-Levu, 553 qkm auf Kandavu und 523 qkm auf Ovalau; der Rest vertheilt sich auf die kleineren Eilande. Der 180. Längegrad, der mit dem Längegrad von Greenwich die Erde in die Ost- und Westhälfte theilt, geht durch diese Inselgruppe, so daß ihre östlichen Eilande bereits auf

Volkstypen und Haartrachten auf Fidschi.

der Westhälfte unseres Planeten liegen, und sie auch in dieser Beziehung ein Uebergangsglied bildet.

Die kleineren Inseln sind Korallenbauten, die größeren vulkanischen Ursprungs. Die Landschaftsscenerie ist herrlich (vgl. das Bild S. 206). Bis an den Gipfel bewaldete Basaltberge erheben sich auf Viti-Levu zur Höhe von 1220 m. Der reichbewässerte Boden ist überaus fruchtbar; neun verschiedene Arten von Brodfruchtbäumen gedeihen neben Bananen und Kokospalmen. Die Yamswurzel spendet reichliche Nahrung, ebenso Taro und Bataten. Die Pflanzungen liefern ein reiches Erträgniß, namentlich Zuckerrohr, Baumwolle von seidenartiger Feinheit, ausgezeichneten Kaffee, Thee, Vanille, Reis, Mais u. s. w. Große Strecken sind mit Kokospalmen angepflanzt, deren getrocknete Fruchtkerne, „die Kopra", einen Haupthandelsartikel bilden. Die größten Grundbesitzer sind Deutsche, welche überhaupt sehr viel zur Nutzbarmachung dieser Inseln beigetragen haben. Die Flüsse sind theilweise schiffbar (vgl. das Bild S. 207). Das Klima dieser von der Natur verschwenderisch ausgestatteten Inseln ist ein mildes; steigt doch das Thermometer trotz der tropischen Sonne nicht über 29° und fällt nicht unter 17° Celsius.

Die Inseln könnten ein wahres Paradies sein, wenn nicht gerade sie bis in die neueste Zeit hinein der Sitz des raffinirtesten Cannibalismus wären. Nicht nur Kriegsgefangene werden von den Fidschianern (vgl. das oben und das S. 209 stehende Bild) verzehrt und Kriege einzig geführt, um solche zu erhalten, sondern auch die Stammgenossen; ja die Männer fallen über ihre eigenen Weiber her, und selbst schon in Verwesung übergegangene Leichen sind vor diesen verthierten Menschen nicht sicher. Es gehört zum guten Ton, dann

und wann seinen Freunden einen Arm zum Geschenke zu machen, und wenn der Fidschianer einen Leckerbissen beschreiben will, so sagt er, es schmecke so zart wie Menschenfleisch. Die Zahl ihrer Opfer war, früher wenigstens, erstaunlich groß. Ein protestantischer Missionär erzählt, daß ihm im Jahre 1848 ein Häuptling eine Reihe Steine zeigte, welche sein Vater zusammengelegt. Jeder dieser Steine bedeutete einen aufgezehrten Menschen. Das war so die Art des Cannibalen, über seine Opfer Buch zu führen. Es ergab sich die erstaunliche Zahl von 872 Steinen, und der Häuptling versicherte, sein Vater habe alle diese Menschen allein verzehrt. Die Oefen des Königs Kakobau, in denen ganze Menschenleiber gebraten werden konnten, wurden niemals kalt. Jetzt ist in den Uferstrichen, wo die Mehrzahl der Einwohner das Christenthum angenommen und wo sich viele Europäer angesiedelt haben, dieses scheußliche Laster freilich noch nicht ganz, aber doch aus der Oeffentlichkeit verbannt. Allein im Innern, wo die Stämme noch heidnisch sind, herrscht der Greuel des Cannibalismus auch heute noch.

Die Fidschianer verehren eine große Zahl von Göttern, denen sie die Gestalten eines Habichts, einer Krabbe, einer Schlange u. s. w. beilegen. Jeder hat seinen besondern Schutzgott und wird niemals das Thier essen, in welchem sein Gott, wie er meint, wohnt. In ganz besonderen Ehren steht eine seltene Landkrabbe, welche sie Tilioa nennen. Wer eine solche findet, läuft stracks zum Götzenpriester, und bald ist die ganze Gegend in Aufruhr. Alles eilt herbei, betet das Thier an und legt dem ekelhaften Gotte Kokosnüsse und andere Gaben vor, daß er ihnen gnädig sei und gutes

Typen von Fidschi-Insulanern.

Wetter und Gesundheit schenke. Auch bei den Fidschianern finden wir einige Züge, welche dunkel an die Geschichte der Schöpfung und den Sündenfall der Stammeltern erinnern. Ihr oberster Gott Ove, der im Himmel oder im Monde wohnt, ist der Schöpfer aller Menschen. Der erste Mensch war ein Fidschianer; da er aber arg sündigte, wurde er schwarz und erhielt nur wenig Kleider. Der zweite Mensch war ein Tonganer, der sich schon besser aufführte und zum Lohn dafür eine hellere Haut und mehr Kleider bekam. Ganz zuletzt erschien der Europäer, der wegen seiner guten Aufführung eine weiße Haut und eine Menge Kleider erhielt. Ove zunächst kommt der Gott Ndengei, der in Gestalt einer Schlange in einer Höhle auf Viti-Levu haust. Vor seinem Richterstuhle muß die Seele sofort nach dem Tode erscheinen, um gereinigt zu werden oder ihr Urtheil zu empfangen. Aber es hält sehr schwer, in den Himmel (Buruto) einzugehen. Nur Häuptlinge haben Zutritt; der gemeine Mann weiß sich aber zu helfen, indem er den Gott mit größter Kaltblütigkeit belügt und sich für einen großen Häuptling ausgibt. Mit einer Kriegskeule auf der Schulter und einem Walfischzahn in der Hand wandert die Seele bis ans Ende der Welt. Dort steht eine heilige Fichte, nach welcher sie den Zahn wirft. Geht dieser Wurf fehl, so darf die Seele nicht weiter; trifft er, so geht sie bis zu einem bestimmten Platze, wo sie auf die Seelen der Weiber wartet, welche dem Todten in das andere Leben nachgeschickt werden. Er muß sich nämlich als verheiratet ausweisen, da Unverheiratete keinen Zutritt zum Himmel haben. Von ihnen begleitet zieht nun die Seele weiter, bis ein schrecklicher Riese ihr den Weg vertritt, der eine gewaltige Axt schwingt. Ihn muß sie im Kampfe bestehen; unter-

liegt sie, so wird sie von dem Riesen gefressen, und die Sache ist zu Ende; siegt sie, so steht ihr der Weg offen bis zu einem Abgrunde, über den man nur in dem Schiffe des Schlangengeistes Ndengei gelangen kann. Hier nun wird die Seele nach Rang und Name gefragt, und sie erzählt, welch ein mächtiger Häuptling sie gewesen, wie viel Feinde sie im Kriege bezwungen und gefressen, wie viel Dörfer und Pflanzungen sie verwüstet habe. Wenn sie mit ihrer Erzählung fertig ist, so muß sie über das lange Steuerruder, das über dem Abgrunde schwebend gehalten wird, in das Schiff klettern. Glaubt Ndengei ihren Worten, so hält er das Steuer ruhig, und die Seele gelangt in den Himmel; glaubt er ihr nicht, so schnellt er es plötzlich herum, und die Seele stürzt in den Abgrund, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt.

Ein junger Fidschi-Insulaner im Fest- und Kriegscostüm.

Fast alle Götter der Fidschianer zeichnen sich durch Mordlust und Cannibalismus aus, wie man schon aus ihren Namen ersehen kann; heißt doch einer Mainatasavara, d. i. „der eben vom Schlachten kommt", ein anderer Batimona, d. i. „der Menschenhirn liebt". Nur Ratamaimbulu, „der den Brodbaum blühen läßt", ist gütiger Natur. Ihre Tempel, deren jedes Dorf (vgl. das Bild S. 211) wenigstens einen hat, nennt man „Mbure". Gewöhnlich stehen sie auf einer Anhöhe und werden mit großer Sorgfalt gebaut. Jeder Stamm, jeder Balken und das Flechtwerk der Wände wird nicht ohne Geschmack verziert und mit schwarzer und rother Musterung versehen. Das thurmförmige Dach ist etwa in halber Höhe abgeschnitten und endet mit einem zu beiden Seiten weit vorstehenden Firstbalken, die Höhe des Baues erreicht sieben und noch mehr Meter. In diesem „Geisterhause" finden die Versammlungen statt und wird der Wille der Gottheit erforscht. Zu diesem Zwecke übergibt der Häuptling dem Götzenpriester einen Walfischzahn, und alle setzen sich in tiefstem Schweigen und schauen auf den Götzendiener hin. Derselbe verfällt nach einigen Minuten in Krämpfe; seine Augen rollen, sein Gesicht verzerrt sich; er gleicht einem Wahnsinnigen oder Besessenen, und was er in diesem Zustande sagt oder thut, gilt als Offenbarung Gottes. Die größten Greuel werden so als Gottes Wille verkündet und von diesen unglücklichen und verblendeten Menschen auch ins Werk gesetzt. Man gibt die Zahl der Heiden, die im Innern der großen Inseln noch immer an dieser entsetzlichen Form des Götzendienstes festhalten, verschieden an; einige schätzen sie auf 7000, andere auf 20 000 Seelen.

Da sie dafür halten, daß sie im Jenseits in demselben Zustande fortleben werden, in welchem sie diese Erde verließen, glauben sich die Kinder verpflichtet, ihre Eltern zu tödten, sobald dieselben an der Grenze der Altersschwäche angelangt sind. Manchmal lassen sie sich sogar lebendig begraben. So war Williams Zeuge, wie der alte König von Somo-Somo im schönsten Schmucke auf die Leichen seiner erwürgten Weiber in eine Grube gelegt und lebend mit Erde überschüttet wurde. Man hörte ihn noch husten, als schon eine Masse Erde auf ihn geworfen war. Nach einer solchen Trauerfeier sind viele Ceremonien zu beobachten. Ein zwanzigtägiges Fasten, während dessen nur nach Sonnenuntergang gegessen werden darf, wird verordnet; das Haupthaar ganz oder

theilweise geschoren, und die Weiber schneiden sich einige Finger ab und hängen dieselben in einem Rohr an die Dachtraufe des königlichen Palastes. Die Verwandten tragen nur Kleider aus Blättern und schlafen auf bloßer Erde anstatt auf Matten; die Küste wird auf eine weite Strecke als „Tabu" (heilig) erklärt, und eine Zeitlang ist der Fischfang verboten. In die Trauerzeit fallen auch verschiedene Tänze, namentlich der „Madentanz", der den Anfang der Verwesung bildlich darstellen soll. Auch ein „Lachfest" wird gehalten, um die Trauernden wieder aufzuheitern.

Die Bevölkerung ist in raschem Abnehmen. Noch 1870 wurde sie auf 150 000 Einwohner geschätzt; jetzt zählen die Eingeborenen kaum mehr 100 000 Seelen. Zu Anfang des Jahrhunderts waren es vielleicht dreimal so viel. Die Fidschi-Inseln sind freilich schon 1643 von Tasman entdeckt worden; allein erst 1804 ließen sich Europäer auf denselben nieder, und zwar leider Subjecte der schlimmsten Art — 27 aus Australien entflohene Verbrecher, welche anfangs mit Hilfe ihrer Feuerwaffen die Eingeborenen beherrschten, später aber von den Wilden erschlagen wurden. 1835 ließen sich Wesleyaner auf den Inseln nieder, ein Jahrzehnt später (1844) wollten auch die Maristenpatres eine katholische Mission gründen, wurden aber von den Wesleyanern in jeder Weise behelligt und wiederholt vertrieben; schließlich wurde ihre Ausdauer doch belohnt, und jetzt zählen über 10 000 Fidschianer zur katholischen Kirche; doch ist die Zahl der Wesleyaner bedeutend größer. Für verschiedene Unbilden, welche Nordamerikaner von den Fidschianern erduldet, fordern die Vereinigten Staaten von dem Könige Kakobau 180 000 Mark.

Dorf von Eingeborenen auf den Fidschi-Inseln.

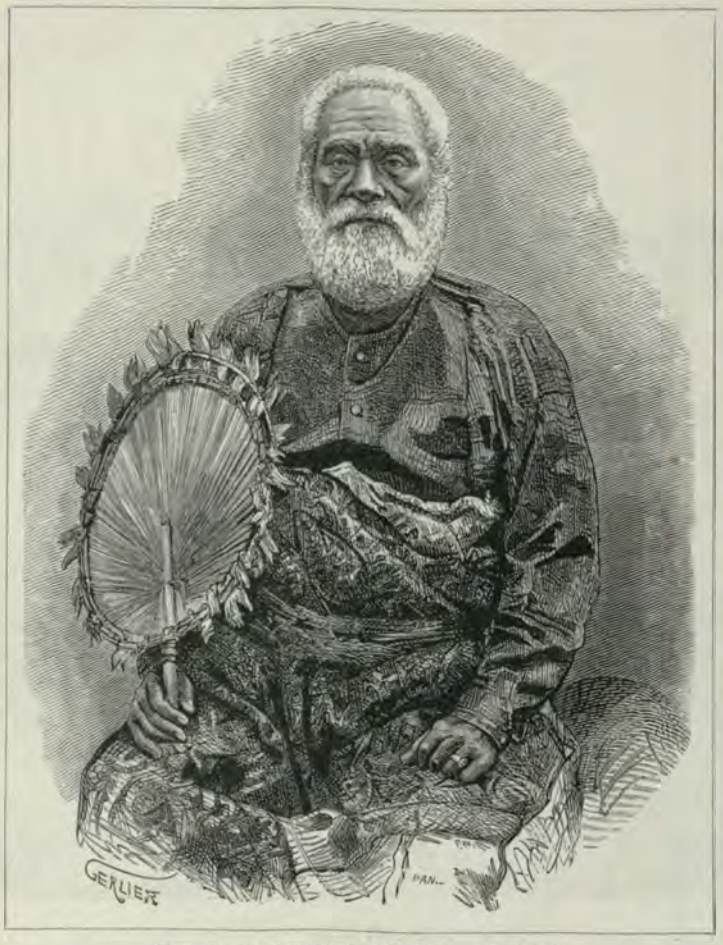
Um diese und andere Schulden bezahlen zu können, bot der Häuptling sein Land den Engländern an. 1859 übernahm wirklich der englische Consul Pritchard für kurze Zeit die Regierung. Später bezahlte die „Polynesische Gesellschaft" die Schulden des Königs (vgl. das Bild S. 212) und warf ihm überdies einen Jahresgehalt von 4000 Mark aus. Dann gab der früher berüchtigte Menschenfresser seinem Volke eine Constitution und ein Parlament — und als auch das nicht viel fruchtete, nahm sich England des schönen Inselreiches an. Am 18. October 1874 übergab Kakobau sein Land und sein Scepter der Königin Victoria, und am 6. Februar 1875 wurde Fidschi als Kronkolonie der Kolonialregierung Australiens unterstellt.

Bevor wir die Fidschi-Inseln verlassen, wollen wir den Apostolischen Vikar Msgr. Vidal und einige seiner Ordensbrüder aus der Congregation der Maristen auf einem kurzen apostolischen Ausfluge begleiten.

Die Fahrt ging von Rewa, der Hauptstation von Viti Levu, an mehreren kleinen Inseln vorbei nach der stark bevölkerten, durch reichen Pflanzenwuchs ausgezeichneten Insel Taveuni.

„Am 6. October," so erzählt der Maristenmissionär P. Emanuel Rugier, „um 6 Uhr in der Frühe, lichteten der ‚St. Michael' und der ‚Malua' ihre Anker. Auf dem Verdeck des ‚St. Michael' stand dicht gedrängt eine Schaar junger Leute von Loreto. An Bord des ‚Malua' befand sich Msgr. Vidal mit einigen unserer Missionäre. Vom Hauptmast wehte das bischöfliche Banner mit rothem Kreuz und rothem Stern auf weißem Grunde. P. Marion war in Loreto zurückgeblieben, um alles für die geistlichen Uebungen vorzubereiten, die wir gleich nach unserer Rückkehr beginnen sollten.

Er hatte all seinen Schützlingen erlaubt, zum Feste mitzugehen. Unsere Fidschianer lieben große Festversammlungen, vor allem auch die Seefahrt und nicht an letzter Stelle die Hekatomben von Schweinen und Hühnern, die bei dergleichen Gelegenheiten geopfert werden. Sehen Sie nur, wie ihre Gesichter vor freudiger Erwartung und ihre Köpfe in den feinsten Frisuren strahlen! Schon tagelang zuvor haben sie die Haare sorgfältig mit Kalk gepudert und während der Nächte fest in eine Art Turban eingeschlagen, damit sie ja am Festtage hübsch weiß und nach der neuesten Mode geschniegelt erscheinen. Gegen 6 Uhr abends werfen wir Anker im Norden der schönen, fruchtbaren und volkreichen Insel Koro. Es sind 19 Dorfschaften über die Insel hin zerstreut. In einer ist ein Katechist stationirt. Hier landen wir. Aber die christlichen Bewohner sind uns alle schon nach Wairiki vorausgeeilt. Bloß die Wesleyaner blieben zurück. Man wies dem großen Häuptling der Christen, dem Bischof, und seinem Gefolge eine geräumige Hütte an, und bald drängten sich auch die Wesleyaner zahlreich herzu. Sie traten vor, neigten sich tief zur Erde, setzten sich schweigend im Kreise nieder und schauten uns mit unverwandten, neugierigen Blicken an, während wir unter uns sprachen. Da auf einmal geht eine Bewegung durch die Versammlung. Was gibt's? Der Kawa (der Nationaltrank der Oceanier) wird gebracht. P. Lazar, der einzige von uns, der ihre Sprache kannte, stellte nun an die Insulaner verschiedene Fragen und ließ sich Auskunft geben über die Insel und ihre Bewohner. Nachdem der Kawa mit der feierlichsten Miene und größten Andacht getrunken war, machten wir Anstalten zum Schlafengehen, indem jeder auf seine Matte sich hinlegte. Allmählich leerte sich nun die Hütte, doch blieben wir immer noch unter dem Kreuzfeuer neugierig blinzelnder Augen, welche durch die zahlreichen Ritzen und Spalten der Schilfrohrhütte ungehindert uns besichtigen konnten. Da löschten wir die Lampe aus und hofften nunmehr, ungestört und allein zu bleiben. Leider hatten wir uns geirrt. Zwar hatte uns die Dunkelheit die Koroaner glücklich vom Halse geschafft, weil es nichts mehr zu sehen gab. Dafür aber drangen die auf dieser Insel so zahlreichen Hunde in unsere Hütte ein. Se. Gnaden mahnte, wir sollten unser Schuhwerk in Sicherheit bringen. Er hatte in dieser Beziehung Erfahrungen gemacht; waren ihm doch einmal seine Schuhe von einem unverschämten Pudel eine große Strecke weit entführt worden. Aber nicht bloß die Hunde machen hier die Nächte unsicher; fast noch schlimmere Banditen sind die Schweine. Wollen die Leute nicht sehen, daß die frechen Eindringlinge ihnen die Speisereste wegholen und unter Umständen sogar die kleinen Kinder nicht verschonen, so müssen sie die Hütte auf einem Grundwerk von Stein aufführen und eine Fallbrücke anbringen, die des Nachts in die Höhe gezogen wird. Ich wurde in der Nacht nicht wenig erschreckt, als ich auf einmal dicht neben mir das Grunzen eines Schweines vernahm; Gott sei Dank, das Ungethüm befand sich vor der Hütte, und eine dünne Wand war zwischen mir und seiner raubgierigen Schnauze. Ohne die Fallbrücke wäre es sicherlich eingedrungen. Der hochw. Bischof hatte von dem großen fidschischen Familienbette Besitz genommen, das nicht weniger als 4 m breit und 8 m lang ist. Während nämlich zwei Drittel des Wohnraumes bloß mit einer oder zwei Matten bedeckt sind, ist im letzten Drittel eine Lage trockener Blätter aufgeschüttet, und sechs, acht bis zehn Matten liegen darüber ausgebreitet. Diese also erhöhte Stelle ist das fidschische Paradebett. Auf ihm hat sich unser Bischof zur Ruhe gebettet und im rechten Winkel zum Bischof P. Trouillet seine müden Glieder ausgestreckt. Als Kissen dient ihm sein Reisesack. Ich habe ein Kissen à la Fidschi, d. h. einen dicken Bambuspflock, der auf vier niederen Füßen ruht, ganz in der Art, wie in der Auvergne die Melkstühle aussehen. Hart genug ist dieses Kissen — davon weiß ich zu erzählen — und bietet keine Gefahr der Verweichlichung. Doch leistete es mir gute Dienste als Wurfwaffe gegen die zudringlichen Hunde, die mir zu nahe kamen. Die Nächte sind hier kühl; doch wir befinden uns wenigstens unter Dach und Fach, so gut man es in einem Missionslande nur immer sein kann, zumal auf den Fidschi-Inseln.



Der König der Fidschi-Inseln. (S. 211.)

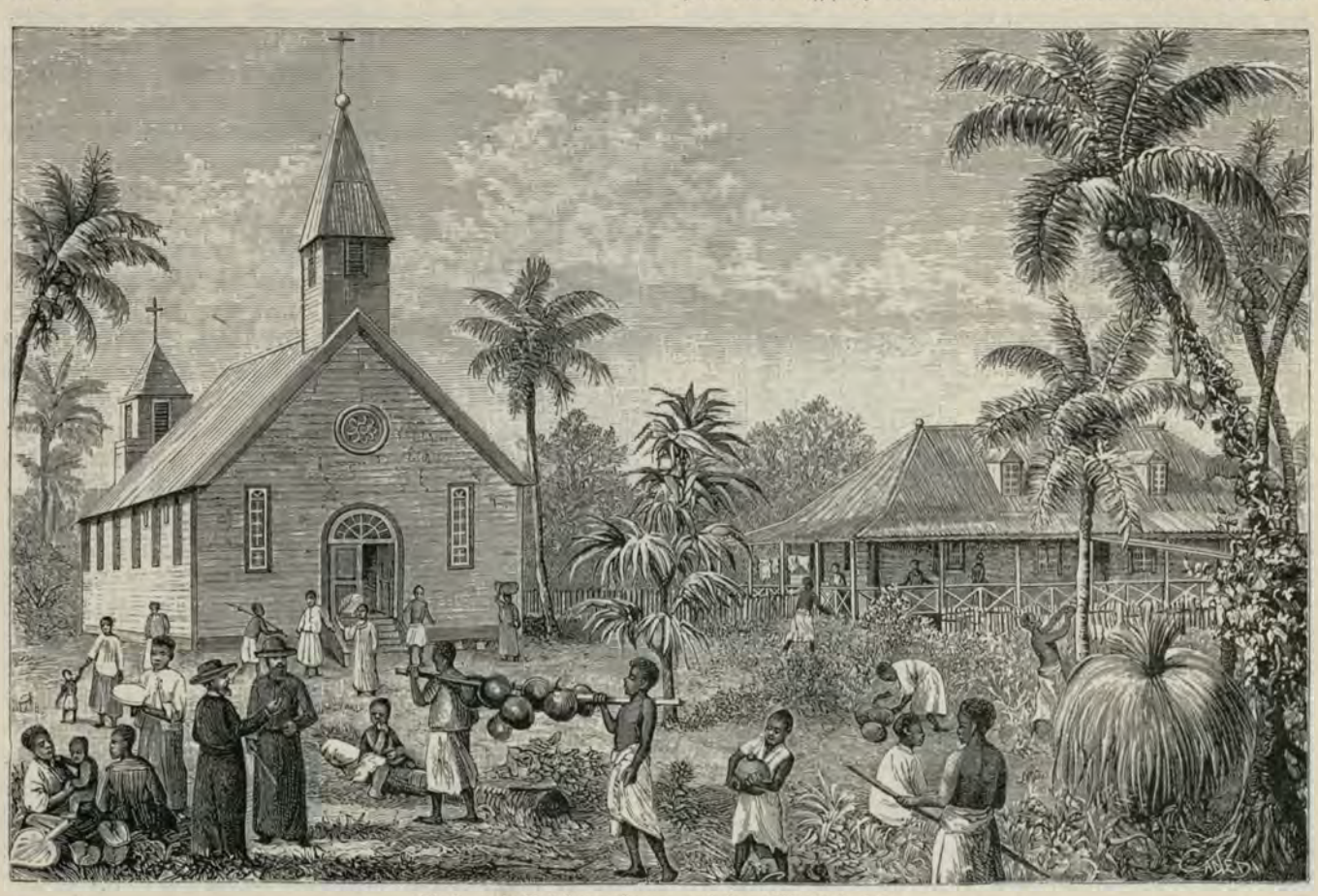
„Die Katholiken müssen zur Sonntagsmesse nach dem eine halbe Tagereise entfernten Wairiki gehen, d. h. müssen sich auf die hohe See hinauswagen, was hier immer ein Wagniß ist, indem die Gewässer des Archipels wegen der unzähligen Korallenriffe zu den gefährlichsten von ganz Oceanien gehören. So kommt es, daß sie ihrer Sonntagspflicht bloß in längeren Zwischenräumen genügen können.

„Wir verließen Koro in der Frühe und steuerten nun geradenwegs auf Tavëuni zu. Ein frischer Wind blies kräftig in die Segel, so daß wir Wairiki (Hauptstation auf Tavëuni) bereits um 2 Uhr nachmittags in Sicht bekamen. . . Bei unserer Landung stürzten sich mehr als hundert der am Ufer harrenden Insulaner ins Meer, um unser Gepäck zu holen. Im Nu war alles auf den kräftigen Armen und Schultern vertheilt. Am Gestade sehen wir bereits den P. Berthier, mit dem Chorrock bekleidet, unter

einem prächtigen Traghimmel stehen, den ein dichter Kranz von Kindern umgibt. Mfgr. Vidal steigt aus und küßt das Vortragekreuz. Im selben Augenblick donnert ein Kanonenschuß über die stille Wasserfläche hin und stimmen die Schulkinder — der Stolz und die Freude der Missionäre und Schwestern in Wairiki — ein Willkommlied an. Die Kanone stammt noch von einem unglücklichen Schiffe, das hier einst gescheitert ist, und die Wilden haben das Beutestück der Mission geschenkt. Jetzt wird das Te Deum angestimmt, und in langsam feierlichem Zuge schreitet der Bischof und sein Gefolge durch die spalierbildenden Reihen der Insulaner, die der Heilige Geist aus Menschenfressern, was sie noch unlängst waren, nunmehr in Kinder Gottes umgewandelt hat.

„P. Bréhéret, der im Jahre 1855 diese Mission begonnen hat, erzählte mir eines Tages, daß er mit eigenen Augen noch mitansehen mußte, wie Kinder von 10—15 Jahren an Menschenknochen nagten. Unter den älteren Insulanern, die jetzt dort auf ihren Knieen liegen, um andächtig den Segen ihres Bischofs zu empfangen, war mehr denn einer noch vor kurzer Zeit ein blutgieriger Tiger. Wer sollte das vermuthen, der diese Christen sieht, jetzt so sanftmüthig und voll kindlichen Glaubens und voll Liebe zu Jesus und Maria!

„In der festlich geschmückten Kapelle (vgl. das untenstehende Bild) angelangt, ertheilte Mfgr. Vidal den päpstlichen Segen. Darauf folgte feierlicher Segen mit dem Hochwürdigsten, und zwar unter Assistenz von Diakon und Subdiakon, was die guten



Kirche und Priesterwohnung auf den Fidschi-Inseln.

Insulaner noch nie gesehen. Dazu klang das harmonische Geläute der Glocken.

„Die letzten Stunden des Samstags verliefen in aller Stille, wenn ich nicht des Schweineschlachtens gedenken soll, das in der Nähe unserer Wohnung für das morgige Festmahl stattfand. Doch ging es dabei ziemlich ruhig her, natürlich nicht ganz ohne Geschrei. Die Keule, diese einst furchtbare Waffe, die so manchen Menschenschädel zerschmettert, ist heute nur noch den Borstenthieren gefährlich. Der Fidschinaer, der nicht mit dem ersten Schlage das Schwein mausetodt niederstreckt, gälte als ein ungeschickter Tölpel und würde von allen ausgelacht. Am folgenden Morgen wurden denn auch nicht weniger als 130 Schweine, alle hübsch im Backofen gebraten, vor Mfgr. Vidal gebracht und in langer Reihe auf den Boden hingelegt."

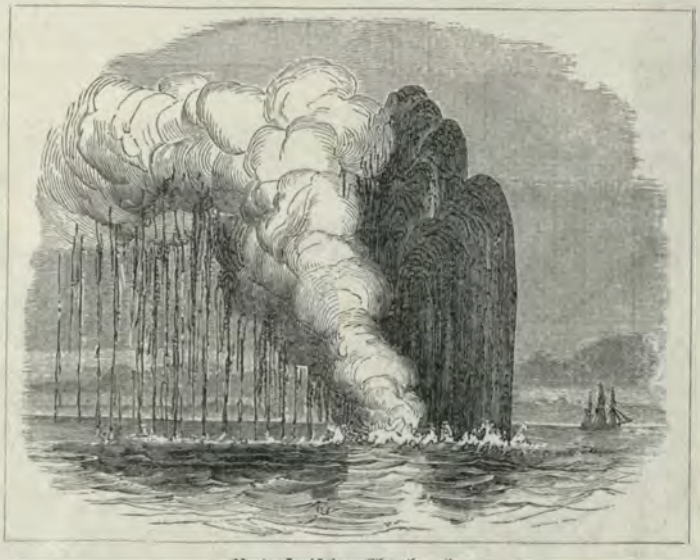
Nördlich von der Fidschi-Gruppe liegt die ebenfalls England gehörige Insel Rotumah mit 2680 Einwohnern und etwa 1000 Katholiken. Die Mission auf Rotumah wurde 1846 gegründet, bald jedoch wurden die Missionäre gezwungen, die Insel zu verlassen; die Katechumenen und Neophyten aber blieben fest trotz der Entfernung ihrer Väter. In der Hütte, die als Kapelle gedient hatte, wurde eine Lampe angezündet und sorgfältig brennend erhalten; sie war gleichsam das Symbol des Glaubens, der bei diesem Volke nicht mehr erlöschen sollte. Die Missionäre kehrten zurück; einer von ihnen, P. Dezest, erlag seinen Leiden; sein Gefährte, P. Trouillet, schleppte sich, trotzdem er selbst krank war, an den Altar, um die heilige Messe feiern und dem Sterbenden die heilige Wegzehrung bringen zu können. Gott nahm diese Opfer wohlgefällig an; P. Trouillet genas und sah in kurzer

Zeit eine blühende Gemeinde um sich vereint. Ihre Treue und Beharrlichkeit wurde auf die Probe gestellt; die methodistischen Prediger erregten eine neue Verfolgung: 600 Katholiken in einem Districte sollten entweder ihrem Glauben entsagen oder ihr Land verlassen. Einige wenige fielen ab, aber die große Mehrzahl zog die Verbannung dem Abfall vor; sie verließen also ihre Hütten, ihre Pflanzungen, ihr ganzes Vermögen und zogen sich in eine Ecke der Insel zu einem befreundeten Häuptling zurück. Schon eine Reihe von Jahren leben sie dort in einer wahren Verbannung, und wer weiß, wann sie in ihre Heimat zurückkehren und ihr verlorenes Eigenthum wieder erlangen können.

Wie immer und überall, so hat auch hier die Verfolgung den Eifer nur vermehrt. Sobald die täglichen Arbeiten beendet sind, sieht man Männer und Frauen truppweise sich zu der als Kirche dienenden Hütte begeben; sie machen dort ihre Andacht vor dem allerheiligsten Sacramente und warten auf das Abendgebet, obgleich dasselbe erst eine oder zwei Stunden später beginnt. Die Zeit, welche sie in der Kapelle zubringen, wird ihnen nie zu lang; sie haben immer etwas dem lieben Gott zu sagen, der sich mächtig erweist in den Bekennern und Martyrern.

Junge Mädchen sind trotz der Verfolgung nach Rotumah zurückgekehrt; sie haben beharrlich alle Heiratsanträge abgelehnt, führen wie Klosterfrauen ein gemeinschaftliches Leben und widmen sich der Jugenderziehung; bisher nur durch ihren eigenen freien Willen gehalten, sehnen sie sich nach dem Augenblick, wo die Kirche dieses freiwillige Opfer segnen und sie zu den Gelübden zulassen werde.

Wie viel Beschämendes für uns, die wir im Schoße der Kirche geboren, liegt in der Großmuth dieser Neubekehrten?



Unterseeischer Ausbruch.

3. Die Tonga- oder Freundschafts-Inseln.

Von der Fidschi-Gruppe an richten wir den Bug des Schiffes nach Osten und begrüßen nach kurzer Fahrt die Gruppe der Tonga- oder Freundschafts-Inseln, die äußerste auf der Westhälfte unserer Erde. Derselbe Tasman, der die Fidschi-Inseln entdeckte, fand auf der gleichen Fahrt 1643 auch diese Eilande. Genauer erforschte sie der Engländer Cook in den Jahren 1773 und 1777, und da sich die Bewohner ihm und seinen Leuten gegenüber so sanft und gutwillig bezeigten, gab er ihnen den schönen Namen „Freundschafts-Inseln" (Friendly Islands). Die Inseln sind meist klein, von gefährlichen Riffen umgeben, aber fruchtbar. Auch hier treffen wir neben den Korallenbauten lebhafte vulkanische Thätigkeit. Neben erloschenen Vulkanen rauchen thätige Krater, so der 854 m hohe Tofua. Ein unterseeischer Ausbruch (vgl. das obenstehende Bild) hob am 14. October 1885 die Falkeninsel aus der Meerestiefe empor, ein Eiland, das 2,32 qkm Oberfläche hat, also immerhin etwa fünfmal so groß als Helgoland ist. Die bedeutendste Insel der ganzen Gruppe ist Tongatabu, „das heilige Tonga" mit 430 qkm. Sitz des Königs (vgl. das Bild S. 215) aber ist die vielgegliederte Insel Vavau, die einen erloschenen Vulkan trägt. Durch Vertrag von 1876/77 erhielt Deutschland einen Hafen dieser Insel zur Anlegung einer Marine- und Kohlenstation. Das Gebiet, das dem König von Vavau untersteht, umfaßt die Vavau-Gruppe und alle südlichen Inseln der Tonga-Gruppe, einschließlich der neuen Falkeninsel gerade 999 qkm. Die nördlichen Inseln dagegen, nämlich Uëa oder Wallis (vgl. das Bild S. 217), Futuna (Fotuna) und Alofi, sind französischer Besitz; Uëa schon seit 1844 (bestätigt seit 1887), Futuna seit 1887. Die feierliche Besitzergreifung fand aber erst am 29. Juni 1888 statt. Die Bevölkerung dieser nördlichen Inseln ist katholisch, während jene der südlichen Eilande evangelisch ist.

Um ein Bild der Tonga-Inseln und ihrer Bewohner zu erhalten, wollen wir eine derselben und zwar Futuna besuchen. Wir wählen gerade diese, weil auf ihr der selige Chanel, dessen kurzes Lebensbild wir alsbald erzählen werden, die glorreiche Palme der Märtyrer errang.

Die Insel Futuna, von den Geographen Horn oder Alufatu genannt (aus dem Oceanischen Alofa atu, d. h. Liebe [sei] dir, der Gruß, mit dem die Futunier einen Fremdling bewillkommnen), liegt unter dem 14.° südl. Br. und zwischen dem 178.° und 179.° westl. L., südwestlich von Wallis, wohin man bei günstigem Winde in weniger als einem Tage hinüberfährt. Die Hauptinsel Futuna hat etwa 45 km im Umfang. Dicht daneben liegt, nur durch einen schmalen Kanal getrennt, die kleinere Insel Arofi (Alufi). Die Ufer von Futuna bestehen meist aus jäh abfallenden, von der Flut gepeitschten Felsen. Nur hin und wieder schmiegen sich mehr oder minder lange und schmale Niederungen zwischen den Saum des Meeres und die rasch aufsteigenden Höhen. Längs dieser grünen Streifen liegen die kleinen Dörfchen. Der Zugang von einem Dorf zum andern ist vielfach nur auf den Pirogen möglich, und es bedarf dabei vieler Vorsicht, um nicht von der auch bei stillem Wetter weißschäumenden Brandung an die zahlreichen Klippen geworfen zu werden. Nur eine einzige Bucht gestattet größeren Schiffen einen ziemlich sichern Landungsplatz. Das Innere besteht mit Ausnahme einiger tief eingeschnittenen Thalschluchten aus steilen Felsen und waldigen Bergen, die aber nirgends eine bedeutende Höhe erreichen. Beide Inseln weisen überall auf vulkanischen Ursprung hin. „Einmal in der Nacht", erzählt der selige Chanel, „weckte mich ein Erdstoß so heftig, daß ich dachte, die ganze Insel werde in den Abgrund verschlungen. Innerhalb der nächsten 24 Stunden zählte ich noch 19 mehr oder minder starke Stöße; dann wurden sie allmählich schwächer und seltener. Aus dieser Erscheinung zog ich den Schluß, Futuna ruhe auf einem Vulkan und sei vielleicht selbst von diesem Vulkane gebildet. Die Eingeborenen haben eine andere Erklärung; ob sie besser ist, mögen die Naturkundigen entscheiden. Nach ihnen hat der Gott Mafuisse-Fulu unter der Insel seine Lagerstätte. Hat er nun

ein Jahr lang auf der einen Seite gelegen, so wendet er sich, um auf der andern weiter zu schlafen. Dieser unschuldige Vorgang ist die Ursache jener Erdbeben. Wenn einmal der Krater des Vulkans sich wieder öffnen sollte, dann werden sie wohl sagen, das sei der Mafuisse, der da Feuer ausspeie, und ihre Fabel erinnerte dann an die antike, mythologische Dichtung von Enzeladus" (Sohn des Tartarus, der mit noch anderen himmelstürmenden Titanen unter der Insel Sicilien begraben liegt).

„Die einheimische Pflanzenwelt in Futuna ist so ziemlich dieselbe, wie auf den anderen Inseln Polynesiens. Kokosbäume, Bananen, Brodbäume u. s. w. bilden den Hauptschmuck unserer Insel und den vornehmsten Reichthum ihrer Bewohner. Ich sah auch einige schöne Blumen, doch sind sie selten.

„Die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses grenzt ans Wunderbare. So beobachtete ich im Juli den Wuchs einiger Pflanzen von Augenblick zu Augenblick und sah, wie sich ein Bananenblatt in Zeit von 20 Stunden um 18 cm verlängerte. Als ich darüber staunte, sagte man mir: ‚Das ist nichts; der Baum steht in schlechtem Boden.' Und wirklich entwickelt er sich an anderen Orten mit noch überraschenderer Kraft. Wunderbare Sorgfalt der Vorsehung! Nicht ohne Absicht befördert sie hier das Gedeihen der Pflanzen so sehr; denn diese Inseln bedürfen dessen. Häufig werden sie von furchtbaren Ungewittern verheert, und rast der Sturm, so werden Kokospalmen, Bananen- und Brodbäume zerknickt oder doch der Früchte vollständig beraubt. Selten trifft man einen größern Stamm, der nicht Spuren solcher Stürme zeigte. Was müßte also aus den armen Insulanern werden, nachdem ihnen der Orkan sämmtliche Lebensmittel geraubt, wenn nicht der reiche Boden bald wieder ihren Verlust ersetzte und ihnen gleichsam über Nacht eine neue Ernte in den Schoß würfe?"

Georg, König des Tonga-Archipels.

In den Wäldern flattert eine Menge fast ganz weißer Papageien und anderer kleiner Vögel; am Meeresstrande sieht man Fische von allen Formen und Farben, bald weiß, bald roth, bald grün oder mit wunderbar zierlicher Zeichnung. Doch sind darunter wegen der beständig ungestümen Brandung an diesen klippenreichen Küsten wenige große zu finden. An allerlei Schlangen ist die Insel reich, und es gibt darunter sehr große Arten.

Die Eingeborenen verrathen in Körperbildung, Farbe und in ihren Sitten eine auffallende Aehnlichkeit mit den Fidschi-Insulanern und Neu-Seeländern. „In den mich umringenden Neophyten", schreibt P. Servant, „fand ich ganz meine Neu-Seeländer wieder, die nur nach Laune arbeiten, leicht zum Zorne und zur Rachsucht gereizt werden, aber auch viel Gefühl für Freundschaft haben."

„Die Futunier sind, mit geringer Ausnahme, von den Europäern in betreff der Gestalt und Physiognomie im ganzen nicht bedeutend verschieden. Wohl sind sie ein wenig kupferfarbig. Das Haar tragen die meisten kurz; nur einige der Vornehmeren lassen es in langen Strängen auf die Schultern herabwallen und pflegen es mit nicht geringerer Sorgfalt als irgend ein französischer Stutzer. Was bei ihnen auffällt, obschon es sie nicht besonders entstellt, ist eine mehr oder minder plattgedrückte Nase."

„Ueber das Tätowiren sage ich nichts, da hier die nämlichen Ceremonien und wunderlichen Zeichnungen dabei im Gebrauch sind, wie in Neu-Seeland. Indessen haben doch die Futunier eine eigene charakteristische Nationalzeichnung, auf die sie nicht wenig stolz sind. Sie besteht darin, daß das Gesicht in vier gleiche Vierecke getheilt wird, zwei schwarze und zwei rothe. Die ersteren sind einfach mit Ruß gemalt, für die letzteren verwenden sie den Saft einer Wurzel, deren Lese und Zubereitung bei ihnen mit einem ähnlichen Freudenfeste verbunden ist, wie bei uns die Weinlese. Das sonderbare Aussehen dieser in gleiche bunte Vierecke getheilten Gesichter können Sie sich vorstellen. Auf den Gesichtern der Weiber jedoch hat die rothe Farbe eine besondere Bedeutung. Sie zeigt an, daß sie von ihren Männern geschieden sind und eine neue Verbindung einzugehen wünschen. Wie groß der Verbrauch dieser Lieblingsfarbe ist, können Sie daraus entnehmen, daß Ehescheidungen an der Tagesordnung sind. Bei der geringsten Unzufriedenheit von der einen oder andern Seite gehen Mann und Frau wieder auseinander, und die Trennung macht nicht größere Umstände, als etwa die Entlassung eines Bedienten in Frankreich."

Die Vertheilung der Arbeit steht mit den Kräften und Anlagen der Geschlechter in naturgemäßerem Verhältniß, als sonst wohl bei wilden Völkern. „Die Weiber müssen die Muscheln sammeln, welche die zurücktretende Flut auf den Klippen und Ufern zurückläßt. Sie verfertigen die Matten und Flechtwerke, worin sie eine außerordentliche Geschicklichkeit bekunden, desgleichen ein feines Gewebe, den Sipao oder Tapa von Futuna, der wegen seiner Feinheit und seiner schönen, regelmäßigen Zeichnungen auch auf den benachbarten Inseln mit Recht geschätzt wird.

„Den Rohstoff bietet die Rinde eines Strauches, der so ziemlich einem sehr dicken, geraden und zähen Hanfstengel gleicht. Jede Rinde wird einzeln (mit einem hölzernen Hammer) so lange geklopft, bis sie etwa die Breite eines gewöhnlichen Taschentuches hat. Diese Stücke werden dann zu einem einzigen zusammengenäht, das oft 30 Ellen lang und 3 bis 4 Ellen breit ist. So gleicht der Tapa mit seinen rothen Zeichnungen ungefähr dickem,

leicht gummirtem Tapetenpapier. Der Stoff ist dauerhafter als das stärkste Segeltuch, jedoch nicht wasserdicht. Jede Familie muß ehrenhalber einen bedeutenden Vorrath davon haben.

„Den Männern fällt die Besorgung der Feldarbeiten und der Baumcultur, der größere Fischfang und seltsamerweise — die Küche zu.“ Eines ihrer wichtigsten Geschäfte aber ist die Zubereitung des Kawa aus der oft riesigen heiligen Kawawurzel, die in fast ganz Oceanien eine große Rolle spielt.

„Nichts gleicht dem feierlichen Ernste, mit dem die Insulaner sich an diese wichtige Arbeit machen. Zuerst wird die Wurzel dem Vornehmsten der Versammlung präsentirt; dieser bietet sie nach dem gebräuchlichen Gruß und Dankwort einem andern Vornehmen der Gesellschaft dar zum Zeichen der Ehre und Freundschaft. Dieser betrachtet sie eine Zeitlang, macht dem Geber sein Compliment und gibt das Geschenk wieder an den zurück, welcher der Versammlung vorsteht, von wo sie endlich in die Hände der Gäste gelangt, die sie zertheilen, zerstampfen, zerkauen und zu einer Art Teig zerkneten.

„So zubereitet wird sie in ein Becken gesammelt, darin neuerdings zerstampft, mit Wasser verdünnt und endlich nach der vom Tuha oder Ceremonienmeister angegebenen Ordnung an die Anwesenden vertheilt. Ist der Saft aufgezehrt, beginnt eine neue Zubereitung und das wiederholt sich zuweilen fünf bis sechs Stunden hintereinander.

„Die Kawawurzel ist beinahe das einzige Unentbehrliche bei diesen Völkerschaften. Durch sie ehren sie die Gottheiten und sichern sich ihre Gunst; durch sie versöhnen sie sich mit ihren Feinden und bewahren sich das Wohlwollen ihrer Könige und Häuptlinge; ihr danken oft die Verurtheilten Gnade und Rettung; sie ist der Zauber, wodurch die Gesundheit und verlorene Dinge wiedergewonnen werden; sie spielt die Hauptrolle bei allen Bündnissen, Besuchen, bei den geringsten religiösen oder bürgerlichen, öffentlichen und privaten Verhandlungen; kurz, es geschieht nichts, wobei nicht der Kawa als Zeichen der Huldigung oder Freundschaft geopfert wird.

„Mäßig genossen, ist dieser Trank sehr wohlthuend, aber im Uebermaß wird er gefährlich, betäubt den Kopf, schläfert ein und entnervt ähnlich wie das Opium. Anfänglich widersteht er den Fremden; doch gewöhnen sie sich bald daran und trinken ihn mit Vergnügen. Ich kann aus Erfahrung sagen,“ versichert Mgr. Bataillon, „daß er nach der größten Ermüdung, die unter dem brennenden Himmel der heißen Zone oft der leichtesten Arbeit folgt, die Kräfte vortrefflich wiederherstellt.“

„Ist die Speise zubereitet (was in ähnlicher Weise geschieht, wie auf Neu-Seeland), so versammelt man sich im Hause des Vornehmsten im Dorfe, wohin jeder sein Essen mitbringt; die Weiber speisen abgesondert in einer andern Wohnung. Statt des Löffels bedient man sich eines umgebogenen Blattes, und wer sich die Finger zu verbrennen fürchtet, wenn er das Kraut aus der Suppe zieht, nimmt als Gabel das erste beste Stückchen Holz, das ihm in die Finger fällt. Dieses Kraut ist meist so scharf schmeckend, daß es dem Ungewohnten nach dem Genusse vorkommt, als packe ihn jemand an der Gurgel, um ihn zu erwürgen.

„Wird das Gastmahl einem Freunde zu Ehren gegeben, so wird ein Hund aufgetischt. Schweine, von denen es auf der Insel wimmelt, werden für die Festtage aufbewahrt. Man wirft sie so, wie sie sind, nachdem man ihnen zuvor die Borsten abgebrannt und die Eingeweide herausgenommen, ganz in den Backofen (eine Grube, die mit glühenden Steinen belegt wird). Daß sie dann oft noch ganz blutig herausgezogen werden, braucht nicht gesagt zu werden.

„Bei gewöhnlichen Mahlzeiten begnügt man sich mit Taro, einer Knollenart, welche zu dem Fleisch der Kokosnuß, das man in der Erde erst faulen läßt, oder auch mit einer Art ungegohrenem Muse von dem Kokoskern genossen wird. Denken Sie sich dazu noch einige elende Fischlein, die man meist ungekocht verspeist, und Sie haben eine Vorstellung von der Mahlzeit einer futunischen Haushaltung. Es dauerte lange,“ versichert P. Chevron, „bis ich den Ekel vor diesen rohen und noch lebenden Fischen überwand; doch der Hunger ist ein guter Koch! . . .

„Bei den öffentlichen Festmahlen führt der König den Vorsitz; zu seinen Füßen legt jeder Insulaner die mitgebrachten Speisen. Nach dem gemeinsamen Gebet kaut man feierlich den Kawa, um ihn der Gottheit darzubringen. Dem König, als dem Tabernakel Gottes, steht es zu, derselben den kostbaren Saft durch den Canal seiner Gurgel zu übermitteln. Hernach werden die Gerichte den Häuptlingen einzelner Dörfer zugestellt und von diesen unter die Hausväter vertheilt; es essen immer drei bis vier aus einer Platte und es gehört zum feinen Ton, seinen Freunden das bereits angebissene Stück anzubieten.

„Jeder sitzt auf seiner Matte am Boden; denn Stühle oder Bänke kennt man nicht. Die Männer haben die Beine nach Schneiderart übereinander geschlagen; die Weiber (die abgesondert in einer eigenen Hütte ihr Mahl halten) kauern auf ihren Fersen. Am Ende der Mahlzeit wirft man die Ueberbleibsel sammt dem Tischgeräthe (als Topf, Platte, Serviette und Tischtuch dient nämlich ein großes Bananenblatt, das in ähnlicher Weise auch Regen- oder Sonnenschirm und Mantel ersetzen muß) den Hunden und Schweinen vor, die inzwischen unaufhörlich um die Gäste herumschnuppern.

„Die Wohnungen sind sehr einfach . . . Sie gleichen einem ausgespannten, riesigen Regenschirm, der aber, anstatt auf einer einzigen Stütze im Mittelpunkte, auf vier in der Mitte angebrachten Pfählen ruht. Die rings abfallenden Dachränder sind nur etwas über 1 m vom Boden erhöht. Das künstlich gefügte Blätterdach ist, selbst wenn es drei Jahre lang allem Unwetter ausgesetzt ist, doch für den Regen undurchdringlich. Im Innern ist der Boden mit dichtem Laub bedeckt, über welches tapetenartige, schöne Matten von Kokosblättern liegen . . . Einige dieser Wohnungen sind geräumig genug, um beinahe 300 Personen unterzubringen, und dabei so fest, daß sie selbst den heftigsten Windstößen widerstehen. . . Um jede Wohnung zieht sich eine Art Terrasse, die je nach dem Reichthum des Eigenthümers mehr oder minder groß, aber stets mit Sand bestreut und sehr sauber gehalten ist.“

Die Sitten der Insulaner zeigen neben finsteren Schattenseiten manches Gute. „Mit Ausnahme des Königs und einiger Häuptlinge, welche sich die Vielweiberei erlauben, haben die Männer nur eine Frau, der sie, solange sie zusammen bleiben, musterhaft die Treue bewahren. Eine Verletzung dieser Pflicht dürfte die Schuldigen für ihr Leben fürchten lassen, oder wenigstens ihr Dorf der Gefahr aussetzen, von den Verwandten des Beleidigten beraubt und geplündert zu werden. Denn hier wird für die Schuld des Einzelnen gewöhnlich seine ganze Sippe mitverantwortlich gemacht. Zuweilen geschieht es, daß eine Frau, die über ihren Mann zu klagen hat, ohne weitern Proceß hingeht und ihrer Nebenbuhlerin, falls diese niedrigern Standes ist, die Nase abbeißt. Nicht gar selten stößt man auf solche Opfer weibischer Eifersucht.

„Unter sich sind die Insulaner höflich und dienstfertig, gegen Fremde edelmüthig und gastfreundlich. So groß auch ihre Noth sei, sie theilen mit, was sie haben, und geben oft das letzte hin, um es denen, welche Noth leiden oder sie besuchen, zu verabreichen. Auch die Ehrfurcht der Kinder gegen ihre Eltern, der Unterthanen gegen den König und die Häuptlinge ist ein Zug, der ihnen Ehre macht. Empfangen sie Befehle von einem Vorgesetzten, so geschieht es immer sitzend und schweigend; müssen sie ihn anreden, so scheint es, als fürchteten sie, seinen Namen auszusprechen; begegnen sie ihm auf dem Wege oder sehen sie ihn in der Ferne herankommen, so setzen sie sich sogleich nieder und stehen erst wieder auf, wenn sie sehen, daß er sich entfernt. In noch ehrfurchtsvollere Form kleiden sie ihre Huldigung gegen den König."

Die Verfassung ist, wie fast überall in Oceanien, eine despotische. Der König ist der Abgott des Volkes, und sein Einfluß wird ins Maßlose gesteigert durch die religiösen Vorstellungen, die mit seiner Person sich verknüpfen.

Dieses Bild, wie es das milde Urtheil der Missionäre uns entwirft, hat aber auch seinen düstern Schattengrund, seine entsetzlichen Verzerrungen. Was zunächst ihre religiösen Vorstellungen angeht, so beweist freilich ihr Glaube an das Fortleben der Seele (mauli = Leben genannt) nach dem Tode und an eine ewige Vergeltung und Bestrafung, daß der Glaube an Gott im Grunde auch ihnen nicht fremd ist, so traurig dieselbe auch sich entstellt findet.

Der Himmel ist ein Land, wo alles in Hülle und Fülle sich findet, was der Futunier liebt: Schmausereien, Nichtsthun, Tanz und Spiel u. a. m. In der Mitte steht ein ungeheurer Baum, Pukatala genannt, dessen Blätter den Himmelsbewohnern alles bieten, was sie nöthig haben. Im Backofen geröstet, verwandeln

Missionäre auf Wallis. (S. 214).

sie sich in die köstlichsten Leckerbissen aller Art. Fühlen die Seligen des Himmels das Alter herannahen, so brauchen sie sich bloß in den hellen Fluten des Sees Vaiola zu baden, um wieder jugendfrisch herauszusteigen. In diesen Himmel kommen nur Menschen, welche die Götter verehrt, den Tapu respectirt, den Häuptlingen gehorcht, sich verheiratet und vor allem ihr Blut auf dem Schlachtfeld vergossen haben. Die tapferen Krieger nehmen den Ehrenplatz ein. Doch müssen ihre Seelen vor Eintritt in den Himmel, in irgend ein Thier fahrend, vier Tage lang an dem Orte umherirren, wo sie gefallen sind. Darum stellen sich die Verwandten gleich an Ort und Stelle ein, breiten eine Matte aus und wachen aufmerksam, bis irgend ein Insect oder Reptil oder der Schatten eines darüber fliegenden Vogels auf der Matte erscheint. Dann falten sie rasch und sorglich die Matte zusammen und begraben sie neben dem Leichnam; denn in diesem Thiere sitzt die Seele des hingeschiedenen Kriegers.

Das Loos derjenigen, welche die oben genannten Bedingungen nicht erfüllen, ist ein sehr trauriges. Ihre Seelen kommen zuerst in die falomate (Todtenwohnung) ihrer Familie. Das ist entweder ein hohler Baum oder eine Felsenhöhle u. dgl. Dort wohnt ein Atua matalua, d. h. ein Gott mit zwei Augen. Nach einiger Zeit stirbt die Seele wieder und kommt nun zu Atua matalasi, einem Gott mit einem Auge, um endlich unter die Herrschaft des Atua magugu zu gerathen, einem taubstummen, blinden Unhold ohne Mund und Nase. Die Seele nimmt in diesen Perioden die Gestalt und Lebensweise des jeweiligen Gottes an, und ihre Nahrung besteht nur aus Eidechsen, Tausendfüßlern, Ameisen, Erdwürmern und anderem ekelhaftem Gethier.

„Ihr Götzendienst gilt keinen Bildern. All ihre Gottheiten sind reine Geister, die vordem mit Leibern vereint waren, mit Ausnahme gewisser auserwählteren Götter, welche niemals unsere Natur hatten und deren Ursprung für sie ein Geheimniß ist. Alle

diese Geister wohnen in der Wolkenregion oder kommen aus einem fernen Lande, das sie Porstu (Nacht des Gebetes) nennen. Der allgemeine Name ihres Himmels ist Epuri (Nacht). Dort herrscht eine Unterordnung, ähnlich der auf der Insel eingeführten, d. h. alle diese Geister erkennen einen König; die unter ihm Stehenden sind Diener seines Willens. Dem einen übergibt er die Sorge einer Insel, dem andern die Aufsicht über den Tapu (das Geheiligte); dieser ist der Walter über Krieg und Frieden, ein anderer bändigt die Wogen, lenkt die Winde, schützt die Früchte u. s. w. Wieder andere bilden das Gefolge des großen Geistes und kommen nie auf unsere Erde, es sei denn, um etwa einen Spaziergang zu machen und eine Schale Kawa zu trinken. Männer und Weiber, in deren Körper diese Gottheiten hinabsteigen, heißen Taura und Atua, Priester und Priesterinnen Gottes; auf der einen Insel Wallis sind derselben mehr als 60; unter ihnen werden aber nur die Priester der oberen Gottheiten beachtet. Denen, welche im Reich der Nacht nur einen sehr untergeordneten Rang einnehmen, zollen die Insulaner nur deshalb einige Achtung, damit sie nicht hingehen und sie bei den in Aemtern stehenden Gottheiten verklagen."

Die meisten dieser Gottheiten sind nichts anderes als die Geister ihrer alten Könige und Häuptlinge. Die Art und Weise, wie dieselben sich offenbaren, gleicht den Entzückungen bei den Quäkern. Plötzlich kommt der Geist über einen der Priester. Diese gerathen in einen Zustand der Besessenheit, sie schaudern und zittern, beginnen oft das lächerlichste, verworrenste Zeug zu schwätzen, lachen, singen oder verlangen Kawa u. dgl. „Was sie aber auch immer sprechen mögen, stets wird es mit Beifall aufgenommen. Reden sie vom Scheiden, so bittet man sie, die Insel noch einige Augenblicke mit ihrer Gegenwart zu beglücken. Endlich nehmen sie von den Sterblichen Abschied und entweichen in das Reich der Nacht. Ihren Rückzug künden neue Verdrehungen bei dem Priester oder der Priesterin an; diese schlagen sich auf den Kopf und die Brust, husten und speien so lange, bis nichts Göttliches mehr in ihnen bleibt. Ist der Gott weg, so ist sein Priester wieder ein gewöhnlicher Mensch und darf kein Vorrecht beanspruchen; oft scheint es sogar, als erinnere er sich dessen, was er unter dem Einfluß seines Atua gesprochen, nur insofern, um seine Worte zu mißbilligen. Wirkt hier listige Berechnung oder eine Verirrung der Einbildungskraft? Das möchte schwer zu entscheiden sein. Bedenkt man indessen, wie lange die Sitzungen der Kawatrinker oft dauern, das tiefe Schweigen, das sie dabei beobachten, und besonders die Kraft des Trankes, den sie in langen Zügen genießen, so erscheint es denkbar, daß einige dieser Besessenen es redlich meinen, und den Wahnsinn, in welchen die Berauschung sie setzt, für göttliche Eingebung halten. Wie dem auch sei, ich konnte solchen Scenen nie beiwohnen, ohne von tiefem Mitleiden gegen diese armen Blinden ergriffen zu werden." Alles Böse, was den Menschen begegnet, ist das Werk der Geister. „Ihre hauptsächlichste Beschäftigung", sagt Msgr. Bataillon, „ist in der Vorstellung der armen Insulaner, diese zu verfolgen, Krankheit, Seuchen und vor allem den Tod über sie zu bringen." Führt doch der oberste dieser Geister den wenig schmeichelhaften Namen Faka-Veri-Kere, d. h. der die Erde böse macht.

Der fast ausschließliche Cult sind daher Versöhnungs- und Besänftigungsopfer. Hat einer einen Atua, der im Verdachte steht, das Uebel verursacht zu haben, so wird derselbe für seinen Träger „zu einem goldenen Huhn", das ihm all die Versöhnungsopfer einbringt. Helfen dieselben nichts, so fehlt es nie an einer guten Ausflucht. „Sobald also", schreibt der selige Chanel, „jemand krank wird, eilen sie zur Wohnung des betreffenden Gottes, ‚der ihn fressen will', wie sie sagen. Um aber zu wissen, an welchen Geist sie sich zu wenden haben, muß erst genau untersucht werden, in welchem Theile des Körpers die Krankheit sitzt. Denn jeder Gott hat verschiedene Wohnungen zur Heilung der verschiedenen Glieder und Organe. In diese Götzentempelchen bringen sie dann Früchte, Kleidungsstoffe, ja oft ihre besten Kostbarkeiten, um den bösen Geist mit diesen Opfern zu besänftigen. Das wird dann alles die Beute einiger weniger (der Zauberer und Götzenpriester), welche die abergläubische Furcht des Volkes zu ihrem Vortheile ausbeuten. Wie sehne ich mich nach der Zeit, da diese armen Oceanier keinen andern Gott mehr kennen als ihn, der die Liebe und Wahrheit ist."

„Es ist sehr schwer, ihnen das Lächerliche ihres Aberglaubens begreiflich zu machen; ihre kindische Furcht hält sie ab, denselben dranzugeben; ‚denn,' sagen sie, ‚wenn wir Christen werden, dann werden die bösen Geister in ihrem Zorn uns auffressen'."

Weil nun nach dem Glauben der Insulaner der König der ständige und legitime Träger des größten aller Geister ist, so liegt es natürlich in dessen Interesse, diesen Irrwahn zu unterhalten und seinen Gott als den mächtigsten und furchtbarsten zu erklären. „Auch möchte es ihm jetzt sehr schwer fallen, seinem Volke zu sagen, das alles sei nur Trug gewesen."

„Aus diesem Glauben ergibt sich die verhängnißvolle Stellung des Königs. In ihren Augen ist der Herrscher als Tabernakel seines Gottes für seine Handlungen nicht verantwortlich ... Heilig ist daher sein Wille, und sogar seine Launen und die Ausbrüche seiner Wuth verehrt man. Beliebt es ihm, als Tyrann zu handeln, so ist es für seine Unterthanen Gewissenssache, sich seinen Bedrückungen zu unterwerfen. Ist er dagegen gleichgiltig oder schwach, wie der gegenwärtig regierende (Niuriki oder Niuliki), so ist jeder sein eigener Herr ...

„Aber diese Könige sind trotz ihres göttlichen Ansehens doch nicht glücklich oder geschickt genug, Frieden unter ihren Stämmen zu erhalten. Die Insel ist beständig in zwei Parteien getheilt, die, je nachdem sie Sieger oder Besiegte sind, Maro oder Lava heißen. Der Besiegte gehört mit Leib und Gut dem Sieger. Sobald aber die Lava sich wieder stark genug fühlen, das Joch zu brechen, wird der Kampf erklärt, und diese Kämpfe sind furchtbar."

„Nach den Berichten einiger alten Leute", erzählt P. Servant, „war die größere Insel noch zu ihrer Zeit in allen Thälern von mehreren tausend Kanaken bewohnt; allein die Kriegsgeißel hat alles hinweggerafft, und es sind kaum noch 900 übrig geblieben. Noch schrecklicher ist die kleinere Insel verheert worden, welche, einst von 1500 Wilden bewohnt, jetzt nur noch 50 zählt." (Die Zahlen werden von anderen etwas verschieden, aber in ähnlichem Verhältniß angegeben.) Ein anderer Grund dieser schrecklichen Abnahme der Bevölkerung war die Menschenfresserei.

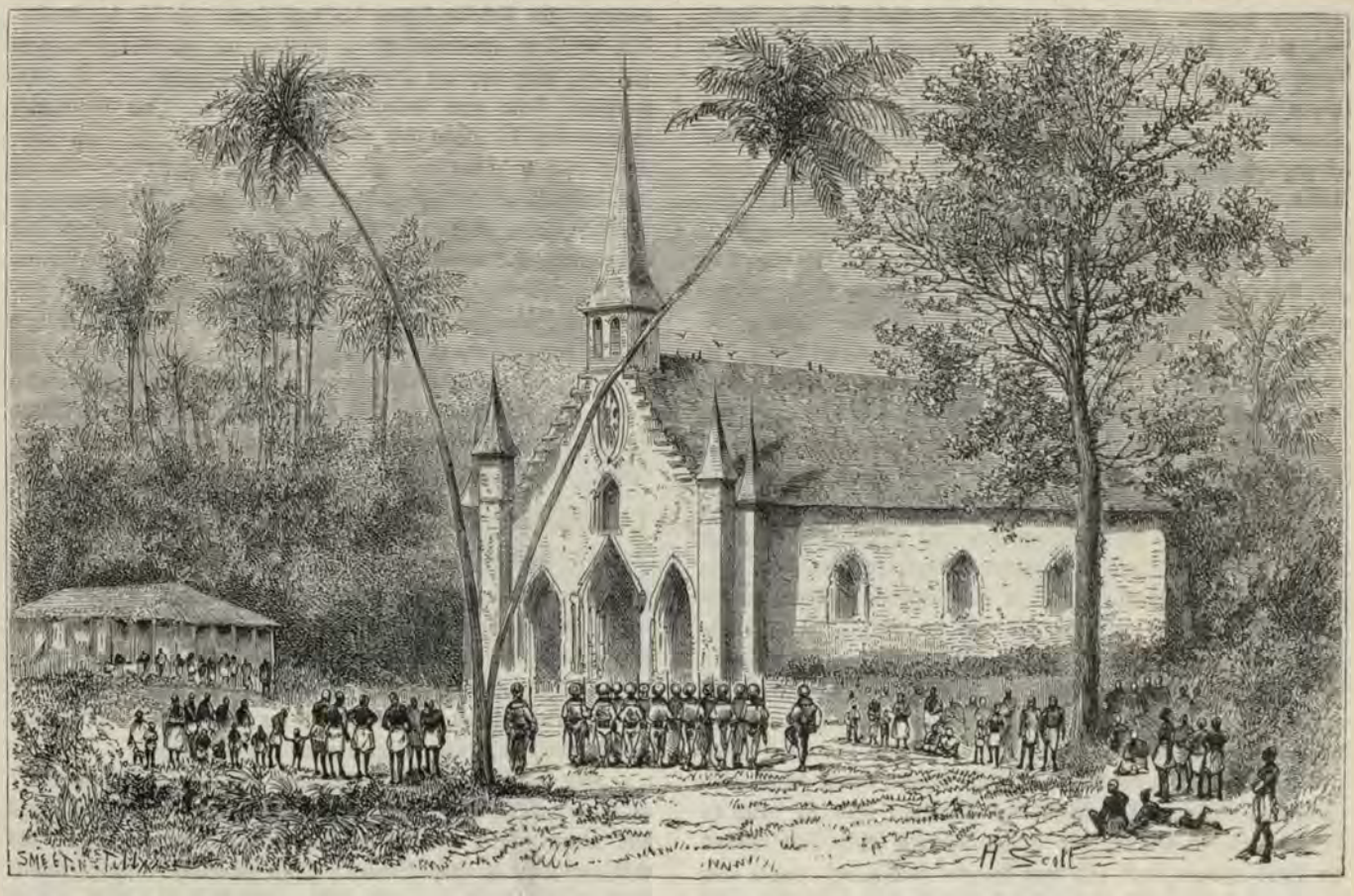
„Es mögen höchstens 20 Jahre her sein, als die Wuth, Menschenfleisch zu fressen, auf einen solchen Grad gestiegen war, daß der Krieg nicht mehr hinreichte, um den hinreichenden Vorrath für diese gräßlichen Mahlzeiten zu liefern. Daher fing man an, im Schoße des eigenen Stammes auf Menschen Jagd zu machen. Männer, Weiber, Kinder, Greise, Freund oder Feind, alles wurde ohne Unterschied gemordet. Man ging so weit, die eigenen Familienglieder zu tödten. Einmal zählte man bei einer Mahlzeit 14 Schlachtopfer auf der königlichen Tafel. Man zeigte mir einen Greis, der in einem Dorfe von 300 Einwohnern allein dem Kochofen entronnen war.

„Diese Metzelei führte das Volk raschen Schrittes völliger Vernichtung entgegen, bis endlich dem König bei einer religiösen Feier die eigenen Lastergefährten den Hals zuschnürten. Gott, der des Menschen Herz in seinen Händen trägt, flößte dem neuen Fürsten menschlichere Gesinnungen ein, die er allmählich auf seine Unterthanen übertrug. Seitdem wurde kein einziges Menschenopfer mehr verzehrt."

Nicht ohne Widerwillen entsagten indessen die alten Cannibalen der schrecklichen Kost, nach der sie ein starkes Gelüste behielten. Mehr als ein Versuch wurde gewagt, die Blutgerichte wieder in Schwang zu bringen. Noch kürzlich machte ein Alter den Vorschlag, zur Götterspeise wieder zurückzukehren. „Eine Gottheit", so gab er vor, „hat mir durch einen Traum den Wunsch nach der Wiederaufnahme des alten Götterdienstes geoffenbart." Zum Glück stopfte ihm der König den Mund mit der bestimmten Erklärung, wenn jemand gefressen werde, so sei er der erste, den man in den Ofen werfe.

Auch Kindsmord wird von den Bewohnern Futuna's gewohnheitsmäßig begangen. „Wirft man den Wilden diese Verbrechen vor, so antworten sie kaltblütig: ‚Kore faka Futuna', d. h. es ist so Landessitte, oder: ‚Kore nea mango', d. h. es ist so alter Brauch. Das ist ihre stete Entschuldigung, auch wenn man sie über andere Unsitten zur Rede stellt.

„Die Gewohnheit, die alten Leute zu erdrosseln, herrschte hier nicht, wie auf anderen Inseln, die ich besuchte; dennoch versteht man es, wenn sie zur Last fallen, sich ihrer zu entledigen, indem



St.-Josephs-Kirche zu Sigawe. (S. 220.)

man sie unter dem Vorwande einer Krankheit einer so strengen Diät unterwirft, daß sie bald vor Hunger sterben müssen. Armes Volk! wie sehr bedarf es des Gebetes! Wird die Religion nicht bald von Futuna Besitz nehmen, so steht zu fürchten, daß die Insel über kurz oder lang ganz verödet steht.

„Bei all ihrer Roheit sind unsere Wilden in mehrfacher Beziehung noch recht große Kinder, die jede Kleinigkeit in Erstaunen setzt. Vor einigen Tagen hatten wir zwei elende Tragbahren gemacht, mit denen wir, nämlich P. Chanel, die zwei Brüder und ich (P. Chevron), Steine zu einer Ringmauer um unsere Pflanzungen hintrugen. Da war ein allgemeiner Ausruf des Staunens unter den Zuschauern. Als ich aber erst, weil die Hände zum Tragen zu schwach waren, eine sehr biegsame Baumwurzel an der Tragbahre befestigte und um den Hals schlang, da riefen sie im Chore: ‚E fenua! sara poto le Tangata nei!' ‚O welch ein Land muß es sein, wie geschickt sind diese Leute!'

„In ihrer unwissenden Eitelkeit hielten sie übrigens ihr Inselchen für den größten Erdtheil der Welt. Selbst diejenigen ihrer Landsleute, welche nach Sydney reisten, konnten sie bis jetzt keines Bessern belehren. Ihre liebsten Werkzeuge sind ein Stück Eisen, um den Boden aufzulockern und das Unkraut zu jäten, eine Axt, ein Messer, eine Scheere, Nadel, Feile, ein Rasirmesser (früher rasirten sie sich, indem sie den übrigens schwachen Bart mit Bimsstein rieben oder Haar für Haar ausrissen), ferner ein Nagel, um sich eine Angel daraus zu machen, oder noch lieber eine schon fertige Angel, einige Glaswaaren, ein Hemd oder ein Tuchlappen, das sind für unsere Insulaner die köstlichsten Dinge dieser Welt. Ueber anderes mögen sie staunen; auf diese Kleinigkeiten aber

sind sie versessen, spüren sie auf oder stehlen sie auch wohl bei guter Gelegenheit. Ein alter Rock ist für sie immer noch ein Schatz. Selbst der König zieht einen alten, abgenutzten Leibrock, den ihm P. Chanel zum Geschenk gemacht, nur an Festtagen an und dünkt sich unter diesen Lumpen mehr als ein General in seinem goldbordirten Waffenrock."

Auf Futuna sind zwei Pfarrkirchen, U. L. Frau von den Martyrern, wo der selige Chanel erschlagen wurde, und die St. Josephskirche zu Sigawe (vgl. das Bild S. 219). Die letztere ist in ihrer Art ein Wunderwerk für Oceanien; hat sie doch eine Länge von fast 50 m bei einer Breite von 13 m. „Ihre Façade", sagt Msgr. Elloy, „wird, als wenn sie einer Kathedrale angehörte, von drei spitzbogigen Thüren mit Säulen ꝛc. durchbrochen, und über der Hauptpforte öffnet sich eine große Rosette von fein behauenen Steinen. Was mich am meisten an dieser Kirche wunderte, ist, daß P. Quiblier, der Pfarrer derselben, sie hat aufführen können. Ohne vorher sich mit dergleichen Dingen abgegeben zu haben und ohne andere Hilfsmittel zu besitzen, als ein kleines Handbuch der Baukunst, hat er sich an die Arbeit begeben, indem er zugleich Baumeister, Maurer, Steinmetz, Zimmermann, Dachdecker u. s. w. wurde. Die Steine wurden hoch oben an einem Berge gebrochen, dann in die Ebene hinabgewälzt, und von dort, wie auch die Baumstämme aus dem Walde, auf den Schultern der Kanaken herbeigetragen. Es genügte aber nicht, die Materialien am Bauplatz zu haben; sie mußten an ihre Stelle gelegt werden. Das war eine neue Schwierigkeit in einem Lande, in welchem man keinen Flaschenzug und nicht einmal Stricke kennt; P. Quiblier verfertigte selbst einen Flaschenzug, und Stricke wanden die Insulaner aus den Rindefasern einer Ibiscusart. Auch zu mauern verstanden die Arbeiter nicht; ihre ganze Kenntniß in diesem Fache beschränkt sich darauf, Pfähle in den Boden zu rammen, sie oben zu verbinden und mit Pandanusblättern zu überdecken — denn weiteres bedürfen sie nicht für den Bau ihrer Häuser. Der Missionär mußte sie also lehren, die Steine zu behauen, Mörtel zu machen, kurz alle und jede Arbeit, die bei einem europäischen Bau nöthig ist, zu verrichten. Vier Jahre lang haben die Insulaner unter der Leitung P. Quibliers geduldig und angestrengt gearbeitet — natürlich ohne Lohn, denn die Mission ist nicht reich genug, die Arbeiter zu bezahlen, und die neuen Christen hätten auch für die Arbeit an ihrer eigenen Kirche keinen Lohn annehmen wollen. Der Fleiß der Insulaner und die geschickte Leitung des Missionärs, der selbstverständlich stets selbst überall die Hand anlegte und mit dem Beispiel voranging, treten noch mehr ins Licht, wenn man weiß, daß die ganze Pfarrei von Sigawe nur 750 Seelen zählt. Ebenso viele Seelen gehören zur zweiten Pfarrkirche der Insel, die zum Andenken an den seligen P. Chanel zu Kolopelu errichtet ist. Die ganze Insel hat also nur 1500 Bewohner; das ist nicht viel, aber doch bedeutend mehr, als sie vor Ankunft der Missionäre hatte. Der Götzendienst und die Menschenfresserei entvölkerten ehemals alle diese Inseln, welche sich jetzt unter dem Einfluß der katholischen Religion wieder bevölkern. Ich sage mit Absicht: unter dem Einfluß der *katholischen* Religion; denn jeder Reisende kann die Wahrnehmung machen, daß bloß die Bevölkerung der *ganz* katholischen Inseln im Wachsthum begriffen ist.

„Bei meiner Ankunft auf Futuna hatte ich die Absicht, meinen Aufenthalt so lange auszudehnen, bis sich eine Gelegenheit bot, meine Rundreise fortzusetzen; denn die „Reconnaissance" setzte von hier aus ihre Fahrt nach Sydney fort. Ich war gerade mit P. Hervé beschäftigt, die Bewohner von Kolopelu zur heiligen Firmung vorzubereiten, als man mir die Ankunft eines französischen Kriegsschiffes meldete; es war der französische Kriegsdampfer „Seignelay" unter dem Commando des Capitäns Aude. Dieser hatte bereits einmal im Jahre 1869 meinem Vorgänger, Msgr. Bataillon, das Schiff, welches er damals commandirte, die „Mégère", zu einer Rundreise zur Verfügung gestellt, und er wollte mir jetzt auf dem „Seignelay" den nämlichen Dienst leisten. Freudig nahm ich sein großmüthiges Anerbieten an; bevor ich jedoch abreiste, wollte ich noch die neue Kirche von Sigawe einweihen und der Feierlichkeit durch die Anwesenheit der französischen Fregatte einen um so höhern Glanz verleihen.

„Die Weihe der Kirche wurde auf den 14. August 1878 festgesetzt; am Tage vorher war die ganze Bevölkerung in Bewegung; die Arbeiter legten die letzte Hand an, um die Außenseite der Kirche noch möglichst zu glätten, und die anderen brachten auf dem Platz vor der Kirche die Vorräthe zusammen, die beim morgigen Feste zum Festmahl dienen sollten. Zur bestimmten Stunde am 14. fand sich eine Abtheilung Matrosen mit ihrer Musik ein und begrüßte mit einer Musketensalve den Eintritt des Bischofs in die Kirche. Auch das ganze Officiercorps in Paradeuniform wohnte der Ceremonie bei, Seite an Seite mit den einheimischen Häuptlingen, welche nicht wenig durch ihre fromme Haltung erbauten. Officiere und Matrosen verhehlten ihre Bewunderung über den Bau nicht, der mit so geringen Mitteln und von so unerfahrenen Händen aufgeführt war. So etwas, meinten sie, könne nur der lebendige Glaube bewirken. Der Capitän selbst wollte eine Federzeichnung der Kirche aufnehmen (vgl. das Bild S. 219), um in Europa zu zeigen, was die Eingeborenen unter Leitung katholischer Missionäre zu machen im Stande seien."

4. Katholische Kirchen und Schulen auf den Tonga-Inseln.

Auch den übrigen katholischen Gemeinden auf den Freundschafts-Inseln wollen wir unter Führung Msgr. Elloy's einen kurzen Besuch abstatten. Ist es ja für ein Kind der katholischen Kirche herzerhebend, auf diesen fernen Eilanden, von denen uns der halbe Erdumfang trennt, Glaubensbrüder und mitten unter ihnen unsern Heiland im Sacramente der Liebe begrüßen zu können.

Zunächst geht unsere Fahrt nach Wallis (Uëa).

„Ein günstiger Wind brachte uns schon am 25. Juni 1877 in Sicht von Wallis", erzählt der Bischof; „die Insel ist rings von einem Gürtel von Riffen eingeschlossen, der sie besser, als Festungswerke es thun könnten, gegen feindliche Angriffe sichert. Diese Korallenbänke, nur bei niedrigem Wasserstande sichtbar, sind an bloß drei Stellen durchbrochen, und nur eine dieser Oeffnungen gestattet größeren Fahrzeugen die Durchfahrt, welche bei Gegenwind stets sehr gefährlich, und selbst bei günstigem Winde nur unter Leitung eines eingebornen Piloten, der die Straße genau kennt, möglich ist.

„Ohne Unfall durchsegelten wir die schwierige Passage und warfen bei Matauta, gerade vor der Residenz der Königin Amalia, Anker. Die Bevölkerung, welche von unserer bevorstehenden Ankunft Kunde erhalten hatte, war am Ufer versammelt, und wir folgten mit unseren Blicken vom Verdecke den Bewegungen der dicht gedrängten und freudig erregten Menge. Es war nicht möglich, trockenen Fußes von der Schiffbrücke ans Ufer zu gelangen; noch ein weiter Morast war zu durchwaten. Doch auch hieran war gedacht, auch hierfür schon gesorgt. Acht Mann, eine mit feinen Matten bedeckte Tragbahre auf ihren Schultern, nähern sich vom Ufer dem Schiffe,

um ihren neuen Bischof abzuholen. Wie im Triumph werde ich hinübergetragen, indem eine große Anzahl Eingeborener, die mit den Trägern durchs Wasser herübergeeilt waren, mein Geleite bildet. Am Ufer fand ich die ganze Volksmenge auf den Knieen liegend, die Königin an ihrer Spitze, bereit, den Segen dessen zu empfangen, der da kam im Namen des Herrn. Nun begaben wir uns zur Kirche Unserer Lieben Frau, welche P. Jonny versieht. Der erste Tag verstrich unter den verschiedenen Empfangsfeierlichkeiten.

„Den folgenden Tag begab ich mich nach Lano. Diese Schule war wirklich die Lieblingsanstalt des Msgr. Bataillon. Nachdem mehrere Versuche, daselbst ein Colleg zu gründen, gescheitert waren, begann er im Jahre 1874 noch einmal, und dieses Mal scheint ein guter Erfolg sicher. Es wird gegenwärtig ein großer Theil der Jugend von Wallis in Lano herangebildet. Die von Schwestern geleitete Schule der Mädchen erhebt sich auf einem Hügel in einiger Entfernung; auf der andern Seite des Thales ist die für die Knaben bestimmte Anstalt dem P. Bouzigue anvertraut. Dieser seeleneifrige Missionär weiht seine ganze Zeit und Kraft dem freilich sehr mühevollen, aber auch überaus segensreichen Werke der Jugenderziehung. Seine Anstalt zählt gegen 150 Knaben, welchen er den vollen Elementar-Unterricht ertheilt. Das Hauptgewicht legt er natürlich auf den Religionsunterricht. Der hierbei eingeführte, von Msgr. Bataillon verfaßte Katechismus umfaßt nicht weniger als 300 Seiten; diese 300 Seiten haben fast alle Zöglinge völlig im Gedächtniß. Auch Gesang und Musik bilden einen Unterrichtsgegenstand, freilich nur, insofern sie die Erhöhung der kirchlichen Feierlichkeit bezwecken. Die Fortschritte der Schüler in dieser Beziehung werden durch die eine Thatsache bewiesen, daß eine gute Zahl unter ihnen im Stande ist, einen Introitus oder ein Graduale vom Blatt weg zu singen. Die talentvollsten unter den Knaben sind zu einer lateinischen Schule, einer Art von kleinem Seminar, ausgewählt worden. Schon sind 15 unter ihnen mit den in der zweiten Klasse (sixième) üblichen lateinischen Autoren beschäftigt. Das sind die ersten Ansätze zu einem einheimischen Clerus. Gebe Gott, daß sie zur vollen Frucht heranreifen!

Kloster der Schwestern zu Maofaga. (S. 223.)

„Doch Lano ist durchaus nicht die einzige Schule dieser Insel. Jede Pfarrei hat die ihrige, und jedes Kind ist zum Besuche derselben verpflichtet. Der obersten Behörde sind sogar Aufseher beigegeben, welche den Schulbesuch zu controliren und nöthigenfalls saumselige Eltern zu bestrafen haben. Jeden Abend ziehen die Kinder, kleine Körbchen mit dem nöthigen Mundvorrath am Arm, zur Kirche. In der Nähe derselben befinden sich geräumige Hütten, in welchen die Mädchen unterrichtet werden und unter der Aufsicht einiger Wittwen übernachten. In entsprechender Entfernung erheben sich die für die Knaben bestimmten Gebäulichkeiten, in welchen die Knaben in drei nach dem Alter getrennten Abtheilungen unter der Obhut einiger zuverlässiger Männer gleichfalls die Nacht zubringen. Nachdem sich die Kinder alle in der Kirche versammelt haben, beginnt das gemeinsame Gebet und der Rosenkranz; einige Lieder beschließen die Andacht. Dann kehrt jede Abtheilung zu ihrer Hütte zurück, wo sich jedes Kind aus den mitgebrachten Vorräthen sein Abendessen bereitet; nach dem Abendessen folgt das Lernen des Katechismus und neuer Lieder. Um 9 Uhr gibt ein Schlag auf den Lali (Holzglocke) das Zeichen zur Ruhe, und alle strecken sich auf die Matten aus, nachdem sie vorher drei Ave Maria gebetet haben. Am folgenden Morgen vor Sonnenaufgang gibt ein neuer Schlag auf den Lali das Zeichen zum Aufstehen, und mit drei Ave Maria wird der neue Tag begonnen, wie der vorhergehende damit beschlossen wurde. Die Toilette nimmt sehr wenig Zeit in Anspruch; zehn Minuten nach dem ersten Zeichen sind schon alle Kinder in der Kirche zum Morgengebet und zum Anhören der heiligen Messe versammelt. Nach der Messe beginnt die Schule — es wird gelesen, geschrieben, gerechnet. Wir haben also hier den Schulzwang, aber einen vernünftigen. Die Missionäre vergessen nicht das Wesentlichste; die Religion bildet hier die Grundlage des Unterrichts sowohl als der Erziehung. Msgr. Bataillon hat durch die Einführung dieser Ordnung der Bevölkerung dieser Inseln den größten Dienst geleistet; er hat dadurch die Jugend dem traurigen Einfluß der alten heidnischen Sitten entzogen und die jungen Herzen hingerichtet auf die Kirche, die allein trotz allen Verleumdungen im Stande ist, das wahre Licht und das wahre Glück zu vermitteln.

„Im Januar 1877 hatte Msgr. Bataillon zu Lano den Bau einer Kreuzkirche begonnen, deren Längeschiff 33 m mißt bei einer Breite von 12 m, und deren Querschiff 25 m lang ist. Diese Kirche sollte zum Colleg gehören, und da das Colleg für die ganze Insel dient, wollte auch die ganze Insel zum Bau beitragen. So erhielt denn jede Ortschaft ihren Theil zugewiesen; die eine baut den Chor, eine andere die Façade, eine dritte einen Arm des Querschiffes u. s. w. Für alle gab es Arbeit genug, und alle wetteiferten, den angewiesenen Theil aufs beste auszuführen. Von allen Punkten der Insel wurden Steine herbeigeschleppt und herbeigetragen, und da diese Steine von verschiedenen Farben sind, hat man sich dieser Farbenverschiedenheit bedient, um auf den Mauern hübsche Zeichnungen hervorzubringen. Leider hatte Msgr. Bataillon nicht das Glück, seine Kirche vollendet zu sehen; er starb am 11. April 1877, aber er wollte im Angesicht

seines letzten Werkes ins andere Leben hinübergehen. Nachdem er daher in der St.-Josephs-Kirche zu Mua vor dem versammelten Volke die heiligen Sterbsacramente empfangen hatte, ließ er sich zu seinem Colleg von Lano tragen. Wenige Stunden vor seinem Tode hörte er nicht mehr das Geräusch der Arbeiter. ‚Ich höre keine Hammerschläge mehr,' sagte er da zu seiner Umgebung, ‚arbeitet man nicht an der Kirche?' — ‚Wir fürchteten, Sie in Ihren letzten Augenblicken zu beunruhigen,' lautete die Antwort, ‚und haben deshalb die Arbeit vorläufig eingestellt.' — ‚O nein, nein,' rief er, ‚lasset ruhig weiterarbeiten; ich will sterben unter dem Geräusch der Hammerschläge. Arbeitet, arbeitet, es ist ja für den lieben Gott.' Man erfüllte den Willen des Sterbenden und nahm die Arbeit wieder auf; Msgr. Bataillon aber ließ sich aus dem Hause heraustragen und unter einem Brodbaum auf eine Matte legen, und dort, das Auge zur neuen Kirche gewendet, hauchte er seinen letzten Athemzug aus."

Bischof Elloy beschreibt uns die Einweihung dieser Kirche wie folgt:

„Am folgenden Mittwoch war die Kirche so weit fertig, daß die Benediction stattfinden konnte. Lano liegt etwa vier Kilometer von Matautu, wo der ‚Seignelay' ankerte. Capitän Aube sendete eine Abtheilung von 50 Matrosen mit einem Feldgeschütz, welches die 21 dem Feste versprochenen Schüsse abgeben sollte; er selbst erschien wieder mit seinem Stabe. Nach der Benediction und nach Beendigung des Hochamtes, bei welchem die Zöglinge von Lano vortrefflich die Missa regia sangen, begann das schönste Fest, das nach der Aussage der Greise Wallis jemals gesehen habe. Zuerst kamen die Mädchen an die Reihe; im Halbkreise sitzend, sangen sie unter Begleitung verschiedener Gesten ihr Lau; dann begannen die Knaben und Jünglinge ein Scheingefecht mit den alten Waffen, mit Lanzen und Keulen, die sie mit bewundernswerther Geschicklichkeit führten. Dem Gefechte folgten die alten Kriegstänze und Lieder, und als Begleitung zum Gesang schlugen sie bald im Tacte die Stäbe aneinander, die sie in der Hand trugen, bald mit denselben auf ausgehöhlte Baumstämme, die bei ihnen die Trommeln vertreten. Während die Spiele noch dauerten, begannen die Beamten der Königin und die Häuptlinge mit der Vertheilung der Vorräthe. Das war keine kleine Arbeit. Fast die ganze Bevölkerung von Wallis befand sich zu Lano, aber es war auch etwas vorhanden, um diese 5000 Menschen zu speisen; 500 Schweine, mehr als tausend Hühner waren für das Fest geschlachtet, und ganze Haufen oder vielmehr Berge von Tarowurzeln und Ignamen waren aufgethürmt. Bevor aber das Mahl begann, fand die unerläßliche Ceremonie des Kawa statt. Sechs Kanonenschüsse zeigten an, daß der Augenblick dazu gekommen sei; die Matrosen stellten sich vor der Königin auf und präsentirten ihre Waffen; der Capitän richtete darauf an die Menge einige Worte, die ich übersetzte. Er drückte seine Freude darüber aus, hier ein Volk zu erblicken, das einig und gehorsam unter der milden Regierung seiner angestammten Königin lebt; er wisse nicht, ob er jemals wieder nach Wallis zurückkehren werde, aber auch aus der Ferne werde er stets mit regem Interesse ihren Fortschritten in der wahren Civilisation folgen; sie möchten immer gelehrig hören auf die Stimme ihres Bischofes und ihrer Priester, die ihre besten Freunde seien, dann werde Wallis stets glücklich sein. Nachdem die Königin dem Capitän ihren und ihres Volkes Dank ausgesprochen, begann das Festmahl, zu welchem die Königin 150 Schweine und 100 Hühner hergab. Am Abende beleuchtete das französische Schiff seine Masten und sein Takelwerk zum Abschlusse des Festes.

„Nachdem ich die Schulen von Lano besucht und die Arbeiter an der noch immer nicht fertigen Kirche zu frischer Thätigkeit ermuntert hatte, begab ich mich nach Hihifo zu der von P. Padel, einem unserer ältesten und eifrigsten Missionäre, verwalteten St.-Peter- und Pauls-Pfarrei. Die Bevölkerung von Wallis nämlich, im ganzen etwa 5000 Seelen, ist in drei Pfarreien vertheilt; im Norden der Insel befindet sich die St.-Peter- und Pauls-Pfarrei von Hihifo, in der Mitte die Marienpfarrei von Matautu und im Süden die St.-Josephs-Pfarrei von Mua. Lano bildet keine selbständige Pfarrei, sondern gehört zu Hihifo; die beiden Orte sind so nahe, daß P. Padel meistens in Lano wohnt und von dort aus die Pfarrkirche versieht. Bei meiner Ankunft war die ganze Bevölkerung der Pfarrei bei der Kirche vereint, um mich zu begrüßen, und ich hatte Gelegenheit, zu constatiren, daß das Gotteshaus für die von Jahr zu Jahr wachsende Zahl der Eingepfarrten zu enge wird.

Alte Kirche und Missionshaus zu Maofaga. (S. 223.)

„Von Hihifo begaben wir uns an das andere Ende der Insel nach Mua; hier wurde ich auf fast europäische Weise empfangen. Die ganze männliche Jugend der Pfarrei war mir entgegengezogen; sie war mit guten Gewehren bewaffnet und trug europäische Militäruniform; es fehlte ihr nur die Kopfbedeckung, dagegen war sie beschuht — ein auf Wallis ganz außerordentlicher Luxus. Das Pulver, das man hier gegen Kokosnüsse eintauscht, wurde nicht gespart, und unter dem Knallen der Büchsen mußte ich eine Tragbahre besteigen und unter vielen Triumphbögen her meinen Einzug halten. Ich nahm diese Ehrenbezeigungen an, da das gute Volk in mir ja nur den Stellvertreter Gottes ehrte. In der St.-Josephs-Kirche von Mua hat Msgr. Bataillon seine Ruhestätte gewählt; die Bewohner von Wallis aber haben ihm in dem Grabmal, das sie ihm errichteten, einen deutlichen Beweis ihrer

Dankbarkeit gegeben; von den Gräbern ihrer alten heidnischen Könige, die bisher noch immer unberührt geblieben waren, haben sie die schönsten und größten Steine hinweggeholt und daraus gerade unter dem bischöflichen Throne den Grabkeller gebaut; das Grab ist somit gleichsam eine Trophäe des Besiegers der Insel — denn das war Msgr. Bataillon. Als ich in der Kirche angelangt den bischöflichen Thron bestiegen hatte und mich erinnerte, daß gerade unter mir die irdischen Ueberreste meines so seeleneifrigen Vorgängers ruhten, wurde ich von tiefer Rührung ergriffen, und aus der Fülle meines Herzens versprach ich diesem guten Volke, mich bis zum letzten Athemzuge ihm zu widmen, wie mein Vorgänger es gethan hatte. Die St.-Josephs-Pfarrei zählt 1650 Seelen und steht unter der Leitung des P. Olliveaux; er sagte mir, daß regelmäßig mehr als 200 Personen an jedem Sonntag die heilige Communion empfangen.

„Von Mua kehrte ich nach Matautu zurück, wohin die Königin ihr ganzes Volk berufen hatte, um meine Ankunft zu feiern. Ich benützte die Gegenwart sämmtlicher Häuptlinge der Insel, um mit ihnen eine Sache ins reine zu bringen, die mir sehr am Herzen lag. Bisher hatte die Mission auf der Insel keinen Besitz, der ihre Zukunft in Sicherheit stellte; ich glaubte, die Zeit sei gekommen, diese neuen Christen darauf hinzuweisen, daß es ihre Pflicht sei, an den Unterhalt ihrer Missionäre zu denken. Ich bediente mich dabei des Vergleiches, daß ein Kind, solange es klein ist, von seinen Eltern ernährt werden müsse; daß es aber, sobald es erwachsen ist, die Pflicht habe, für seine Eltern zu sorgen. Die Vergleiche spielen in der Rede der Oceanier eine große Rolle; um zu wissen, ob eine Rede Erfolg haben werde, braucht man bloß zu wissen, welchen Vergleiches sich der Redner bedienen wolle. Mein Vergleich wurde sofort von meinen Zuhörern verstanden. ‚Was du sagst, ist richtig,‘ antworteten sie mir; ‚weshalb hast du es uns nicht früher gesagt? Wir wunderten uns schon lange, daß man das nicht von uns verlangte.‘ Ich benützte diese gute Stimmung der eifrigen Neophyten, die so gut verstanden, was der hl. Paulus will, daß diejenigen, welche dem Altare dienen, auch vom Altare leben. Nicht weniger Eindruck machte es auf sie, als ich sie daran erinnerte, daß die Mittel, welche bisher zum Unterhalt ihrer Missionäre gedient hätten, uns in den Stand setzen würden, anderen Inseln die frohe Botschaft zu verkünden, und daß sie so Antheil hätten an den Verdiensten des Vereines der Glaubensverbreitung. Die Neubekehrten schätzen die Gnade des Glaubens so hoch, daß es ihnen eine Freude ist, wenn sie anderen das nämliche Glück verschaffen können. Mit großem Eifer also gingen die Bewohner von Wallis auf meinen Vorschlag ein, und sofort gab man sich daran, sowohl für die drei Pfarrkirchen als für das Collegium von Lano eine bestimmte Anzahl von Aeckern zu bestimmen und sie durch einen schriftlichen Act denselben zu überweisen. Auch machten sie sich anheischig, diese Aecker urbar zu machen und mit Kokospalmen zu bepflanzen.“

Kirchhof zu Maofaga.

Folgen wir Msgr. Elloy auch nach den südlichen Inseln, wo sich zwischen den methodistischen Gemeinden einige katholische zerstreut finden.

„Unser Schiff legte bei Maofaga (vgl. die Bilder S. 221, 222 und untenstehendes) an, und da Maofaga nahe bei Nukualofa, dem Sitze der Regierung, liegt, wurden 21 Schüsse zu Ehren des ‚Königs‘ Georg abgefeuert. König Georg ist ein noch kräftiger Greis, von bemerkenswerther Einsicht; er herrscht schon lange über den Archipel. Er zuerst nahm die Methodisten auf der Insel auf und bekehrte sich zu ihrer Lehre; sein Beispiel aber hat seine Unterthanen zu dem nämlichen Schritt bewogen, da sie glaubten, keine andere Religion, wie ihr König, bekennen zu dürfen. Als später die katholischen Missionäre kamen, wurden sie von König Georg abgewiesen, und die katholische Religion wurde verfolgt; jetzt aber herrscht eine gewisse Duldung, die jedoch manchmal den Katholiken nicht sehr günstig sich beweist. Doch muß man bekennen, daß König Georg gegen die Katholiken nicht mehr feindlich gesinnt ist; im Gegentheil wird sein Verhalten gegen sie von Jahr zu Jahr günstiger.

„Ich blieb zwei Tage zu Maofaga; der Missionär, P. Lamaze, war damit beschäftigt, das bisherige Lokal für den Gottesdienst durch eine größere und würdigere Kirche zu ersetzen. Das Gebäude wird nicht von Stein, sondern von Holz aufgeführt; zwei Thürme schließen die Façade ein, und zwischen ihnen wird sich eine Statue der Unbefleckten Empfängniß erheben, welcher die Kirche gewidmet ist. ‚Die Vorsehung,‘ schrieb mir jüngst P. Lamaze, ‚hat mir bereits das Piedestal umsonst geliefert; es ist ein ungeheurer Holzblock von etwa 6 m Länge und 2 m Durchmesser, den die Wogen von Neu-Seeland her bis an unser Ufer getrieben haben. Bruder Karl, hocherfreut über diesen Fund, den alle Bewohner bewundern kommen, wird diesen Block aufstellen, und wie werden ihn die Tonganer erst ogo ogo (wunderbar) finden, wenn er die Statue der Mutter Gottes trägt?‘ Im nämlichen Briefe schreibt P. Lamaze noch folgendes: ‚Anfangs hatte ich nicht an eine so schöne Kirche gedacht; ich hätte es nicht gewagt; aber ich freue mich jetzt, daß sie in Angriff genommen ist. Es ist das eine ganz gute Art, die Mission auf der Insel zu halten. Alle Welt spricht von der Kirche und ist ihres Lobes voll. Der König scheint sehr zufrieden damit; so oft er mir begegnet, fragt er mich, wie es mit dem Bau stehe. Ich habe ihn eingeladen, sich die Arbeiten einmal anzusehen, und

ihm einen guten Platz auf der Tribüne für den Tag der Einweihung versprochen. Er hat meine Einladung gern angenommen und mir eine Unterstützung für den Bau in Aussicht gestellt.

„Außer Maofaga haben wir noch zwei Stationen auf Tongatabu, nämlich Hihifo und Mua (vgl. untenstehende Bilder u. S. 225) Hihifo bedeutet Westen, Mua bedeutet Erster; beide Worte finden sich als Ortsnamen auch auf anderen oceanischen Inseln; auf Wallis haben wir gleichfalls eine Pfarrei Hihifo und eine Pfarrei Mua. Das große Boot unseres Schiffes führte mich mit den PP. Lamaze und Castagnier von Maofaga nach Mua. Die katholische Bevölkerung, mit den PP. Chevron und Guitta an der Spitze, erwartete uns am Ufer und führte uns in Procession unter den Riesenbäumen her, deren einer unter seiner Krone mehr als 2000 Personen aufnehmen kann, zur Kirche. Unter diesen Bäumen wurden ehemals Tänze und Spiele zu Ehren der falschen Gottheiten gehalten, jetzt ziehen unter ihren Schatten die Processionen mit dem hochheiligen Sacrament einher. Ganz nahe bei diesen Riesenbäumen erhebt sich die St.-Josephs-Kirche (vgl. das Bild S. 225), ein für die Südsee auch nach dem Zeugniß der Europäer schönes Gebäude, das gegen tausend Personen fassen kann. Besondere Aufmerksamkeit erregt der aus Holz geschnitzte Altar, den man fast ein Meisterwerk nennen darf. Vor etwa 20 Jahren hat ein Maristenbruder ihn angefertigt, und das Merkwürdigste ist, daß ihm nur die allergewöhnlichsten Zimmermannswerkzeuge dabei zu Gebote standen. Mit dem Beile mußte er sich die Bretter aus den Stämmen schlagen und dann sie schnitzen, wie es eben ging; zahllose Stückchen von Schildpatt und Haifischzähnen sind zu kunstvollen Mosaiken eingelegt und erregen allgemeine Bewunderung.

Bischöfl. Residenz von Mua-Tonga.

„Mua ist der Ort, wo P. Chevron, der erste katholische Missionär, auf Tonga landete; er ist ein wahres Vorbild für den Missionär. Den letzten Rest seiner Kräfte wendet er an, um sich gewissermaßen zum Diener des Paters zu machen, den der Gehorsam ihm als Gefährten gegeben hat, und seine letzten Gebete ziehen den Segen des Himmels auf dieses Land herab, das er mit seinen Thränen und seinem Schweiße befruchtet hat. Als er auf dieser Insel landete, war Tui-Tonga, ein prächtiger Greis von fast 2 m Größe, nicht nur das Haupt, sondern gleichsam die lebende Gottheit des Archipels; derselbe hatte das Glück, sich zur katholischen Religion zu bekehren. Im Jahre 1856 sah ich selbst ihn mit der rührendsten Frömmigkeit bei der heiligen Messe dienen; seither ist er eines frommen Todes gestorben, seine Nachkommen aber beharren in ihrer Treue gegen die heilige Kirche. Unglücklicherweise haben Umstände und Ereignisse, deren Erzählung mich hier zu weit führen würde, es bewirkt, daß die Oberherrschaft auf den König Georg übertragen wurde, und wenn auch jetzt noch Tui-Tonga's Nachkommen von ihren ehemaligen Unterthanen geachtet und geehrt werden, haben sie doch keinen Einfluß mehr. Tui-Tonga und seine Vorfahren liegen zu Mua begraben. Ihr Grabmal besteht aus Steinen, die 6 m lang, 3 m hoch und 1 m breit sind; diese Steine sind jedoch nicht von diesen Inseln — nirgendwo gibt es hier derartige Blöcke —, die einheimische Sage berichtet vielmehr, daß sie auf großen Pirogen von Wallis (Uëa) herbeigebracht wurden, und eine gleiche Walliser Sage tritt zur Bestätigung hinzu.

„In der Nähe dieser Königsgräber liegt der katholische Kirchhof; hier herrscht das Kreuz: ein großes Steinkreuz erhebt sich in der Mitte, kleine Holzkreuze bezeichnen die einzelnen Gräber. Trotzdem, insofern eine Aehnlichkeit mit den katholischen Kirchhöfen Europa's vorhanden ist, gewährt der Kirchhof einen eigenthümlichen Anblick, der seinen Grund in der Art und Weise hat, wie man das Begräbniß vornimmt. Man gräbt das Grab aus, legt den Leichnam hinein, eingehüllt in seine reichsten und schönsten Gnatutücher — nur die Häuptlinge werden in einer Piroge, die gleichsam als Sarg dient, begraben —, dann aber wirft man nicht die ausgegrabene Erde in das Grab zurück, sondern läßt sie daneben liegen, füllt die Grube jedoch mit dem feinsten Meersande, und die Oberfläche wird mit Steinen, Muscheln und Korallenstücken mannigfach verziert.

Katholische Ansiedlung zu Mua.

„Die Tonganer haben, wie auch die anderen Oceanier, eine große Verehrung für die Todten. Vom Augenblick an, wo der Sterbende den letzten Seufzer aushaucht, bis zur Stunde des Begräbnisses wird im Sterbehause beständig gebetet. Mit dem Rosenkranz wechseln in einem fort Kreuzwegandachten; alle Verwandten, Freunde und Nachbarn rechnen es sich zur Pflicht, zum Sterbehause zu kommen, um dem Verstorbenen diesen Liebesdienst des Gebetes zu erweisen. Diese neuen Katholiken haben nicht die Gewohnheit, den Ort des Begräbnisses möglichst weit von ihren Wohnungen zu entfernen, wie man es jetzt in civilisirten Ländern gern thut, wo man durch nichts an den Tod erinnert werden will; bei ihnen liegt der Kirchhof, wie der Name es will, bei der Kirche, so daß die Gläubigen, so oft sie das Gotteshaus besuchen, an ihre verstorbenen Verwandten und Freunde erinnert und zum Gebet für sie aufgefordert werden.

St.-Josephs-Kirche zu Mua-Tonga.

„Von Tongatabu segelten wir an den Haapai-Inseln vorbei, auf denen nur erst wenige Katholiken in den verschiedenen Districten zerstreut leben, nach der Insel Vavau. Diese hat einen der schönsten Häfen Oceaniens, in welchen man durch einen langen, vielfach sich windenden Meeresarm gelangt, so daß er gegen 8 Kilometer vom offenen Meer entfernt ist und fast mehr einem rings vom Lande umgebenen See gleicht. Diese günstige Lage ist der Aufmerksamkeit der Deutschen nicht entgangen; durch einen Vertrag mit dem König Georg hat die deutsche Regierung das Recht erlangt, hier eine Kohlenstation anzulegen, die wohl bestimmt ist, nicht stets bloßes Kohlenlager zu bleiben. Sicher ist, daß die Deutschen ihren Einfluß in Oceanien auszudehnen sich bestreben.

Riesenbaum zu Mua.

„Auf Vavau haben wir nur eine Station; sie wurde vor mehreren Jahren auf einem Grundstück gegründet, das wir der Großmuth des Königs Georg verdanken. Mehrere Jahre hat P. Breton allein auf dieser von allen unseren anderen Stationen weit entfernten Insel zugebracht, und sein Muth war groß genug, dieses von den Umständen auferlegte Opfer zu bringen. Der seeleneifrige Missionär war zu einem äußerst harten Leben verurtheilt; nie zündete er ein Feuer an, um sich seine Nahrung zu bereiten, sondern er begnügte sich mit dem, was ihm die Eingeborenen von freien Stücken anboten; und gaben sie ihm nichts, so reichten die paar Früchte seines Gartens für seinen Lebensunterhalt hin. Durch dieses abgetödtete Leben hat er sich schwere Körperleiden zugezogen, die er mit bewundernswerther Geduld erträgt, zufrieden in dem Gedanken, um diesen Preis den Glauben in seiner kleinen Heerde erhalten zu haben. 200 Katholiken hat er hier, während der Protestanten 6000 sind. Aber der Missionär weiß ja, was eine einzige Seele werth ist, und er fährt fort, sich für die kleine Zahl, welche der Gehorsam ihm anvertraut hat, zu opfern und für sie zu arbeiten, indem er durch seine Gebete den Augenblick der Gnade für die anderen zu beschleunigen sucht. Heute hat P. Breton an P. Delahaye einen kräftigern und nicht weniger großmüthigen Gefährten. Beide hoffen, und zwar mit Grund, daß die Kirche auf dieser Insel bald größere Fortschritte machen wird."

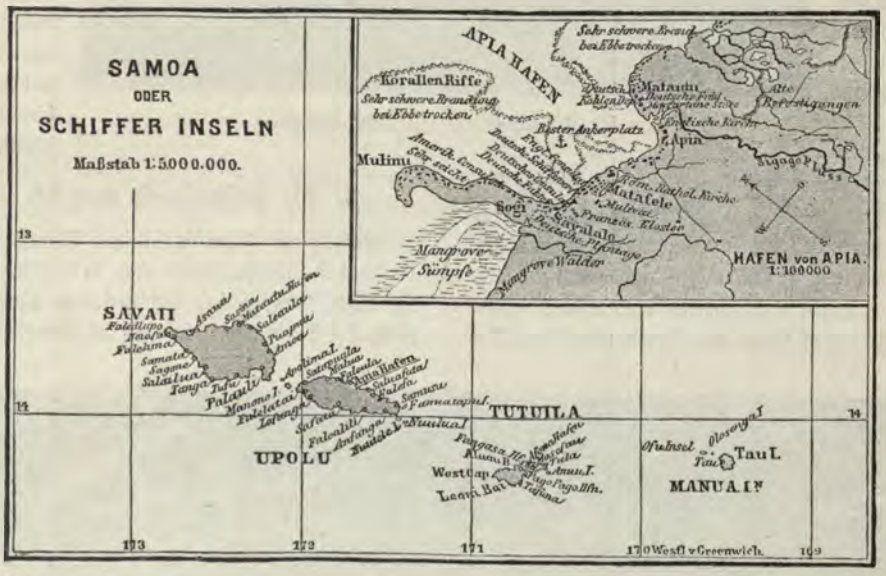
5. Die Schifferinseln oder der Samoa-Archipel.

Nach kurzer Fahrt in östlicher Richtung treffen wir unter dem 13.—14.° südlicher Breite und dem 169.—173.° westlicher Länge die kleine Gruppe der Schifferinseln oder den Samoa-Archipel, welche für Deutschland ein ganz besonderes Interesse hat und daher in jüngster Zeit in der Tagesliteratur so oft genannt wurde. Ihr Flächeninhalt beträgt 2787 qkm oder 50,6 deutsche Quadratmeilen, ist also nicht ganz so groß wie das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, aber größer als der Flächeninhalt von Anhalt. Unter den Inseln und Inselchen des Archipels treten besonders drei hervor: Sawaii, 31 Quadratmeilen mit 13 000 Einwohnern; Upolu, 16 Quadratmeilen mit 16 500 Einwohnern, und Tutuila, 2 Quadratmeilen mit 3800 Einwohnern. Rechnet man dazu ungefähr 2500 Fremde, so beläuft sich die Gesammtzahl der Einwohner auf 35 800.

Auch zu diesen Menschen, die viele, viele tausend Meilen von uns entfernt sind, hat die christliche Liebe und der christliche Opfermuth über Welttheile und Meere den Weg gefunden.

Ehe wir jedoch auf die Christianisirung der Bewohner von Samoa zu sprechen kommen, wollen wir uns das Land selbst und die Leute in demselben ein wenig ansehen.

Wie fast alle Inselgruppen Polynesiens, so sind auch die Schifferinseln durchweg von Korallenriffen umwallt, deren Durchfahrt nur an einzelnen Stellen möglich und fast immer gefahrvoll ist. Mehr als ein stolzes Fahrzeug, dessen Trümmer die unter dem Wasser verborgenen Riffe bezeichnen, bis ein Sturm die letzte Planke wegreißt, sind an den von diesen winzig kleinen Thierchen aufgeführten Riesenmauern gescheitert (vgl. das Bild S. 227). Vulkanische Kräfte haben die Inseln aus der Tiefe emporgehoben, was die vielen erloschenen Krater, zumal auf der Insel Sawaii, bezeugen. Allein hier auf diesen Südsee-Inseln hat die unfruchtbare Lava nicht, wie auf so manchen anderen Punkten der Erde, jedes Wachsthum vernichtet, sondern in echt tropischer Fülle entfaltet sich die Baum- und Pflanzenwelt. „Alles", so schreibt ein Augenzeuge, „prangt auf den Schifferinseln im üppigsten, reichsten Pflanzenwuchs, und dichter Urwald zieht sich bis auf die Spitzen der Berge hinauf. Von diesen Bergen, die sich meistens in der Mitte der Inseln zusammendrängen, senkt sich das Land allmählich in sanften Terrassen bis zum Gestade hinab. Kleine Bäche und Flüsse ziehen sich wie Silberstreifen zwischen den prächtigsten Bäumen der Tropenwelt hin, die von schönen Tauben, langschwänzigen Papageien und anderen buntgefiederten Vögeln belebt sind. Rauschende Wasserfälle stürzen sich hier und da über die Basaltblöcke hinab, und allenthalben wechseln Baumgruppen, grüne Matten und Wohnungen, die im Schatten gewaltiger Brodbäume liegen (vgl. das Bild S. 228), miteinander ab." Von den drei soeben genannten Inseln ist zwar Sawaii die größte, wird aber von dem östlich gelegenen kleinern Upolu an Fruchtbarkeit und Bedeutung weit übertroffen. Die Pracht der Vegetation ist hier (vgl. das Bild S. 229) so herrlich, daß man dieses gesegnete Eiland nicht mit Unrecht „die paradiesische Insel" genannt hat. Ein Beispiel mag diese Fruchtbarkeit veranschaulichen. Ziemlich in der Mitte der Insel erhebt sich der 710 m hohe erloschene Vulkan Tafua. Als nun der Reisende Dana diesen Berg erstieg und in den mächtigen Kraterschlund hinabblickte, konnte sein Auge nirgends den Boden erreichen; denn gewaltige, oft über 35 m hohe Riesenbäume beschatteten ihn, und überall verschwand das Felsgestein unter einer dichten Pflanzendecke. Angebaut werden auf Upolu, wie auf den beiden anderen Inseln, hauptsächlich Kokospalmen, Brodfruchtbäume und Pisang; auch Citronen und Orangen gedeihen in ganz vorzüglicher Güte und fangen an, ein bedeutender Ausfuhrartikel zu werden. Höchst merkwürdig ist eine Art Feigenbaum, dessen zahlreiche Luftwurzeln von 2 cm bis zu $^2/_3$ m im Durchmesser sich in den Boden senken. In einer Höhe von 25 m vereinigen sie sich zum Hauptstamm und bilden ein ungeheures Dach horizontaler Aeste. Die Thierwelt bietet keine Besonderheiten; nur unter den Vögeln ist eine Abart bunter Turteltauben zu erwähnen, welche mit ihrem violetten Kopf, grünen Flügeln und rothgesprenkelter Brust, während das übrige Gefieder weiß ist, einen eigenartigen Anblick gewähren.



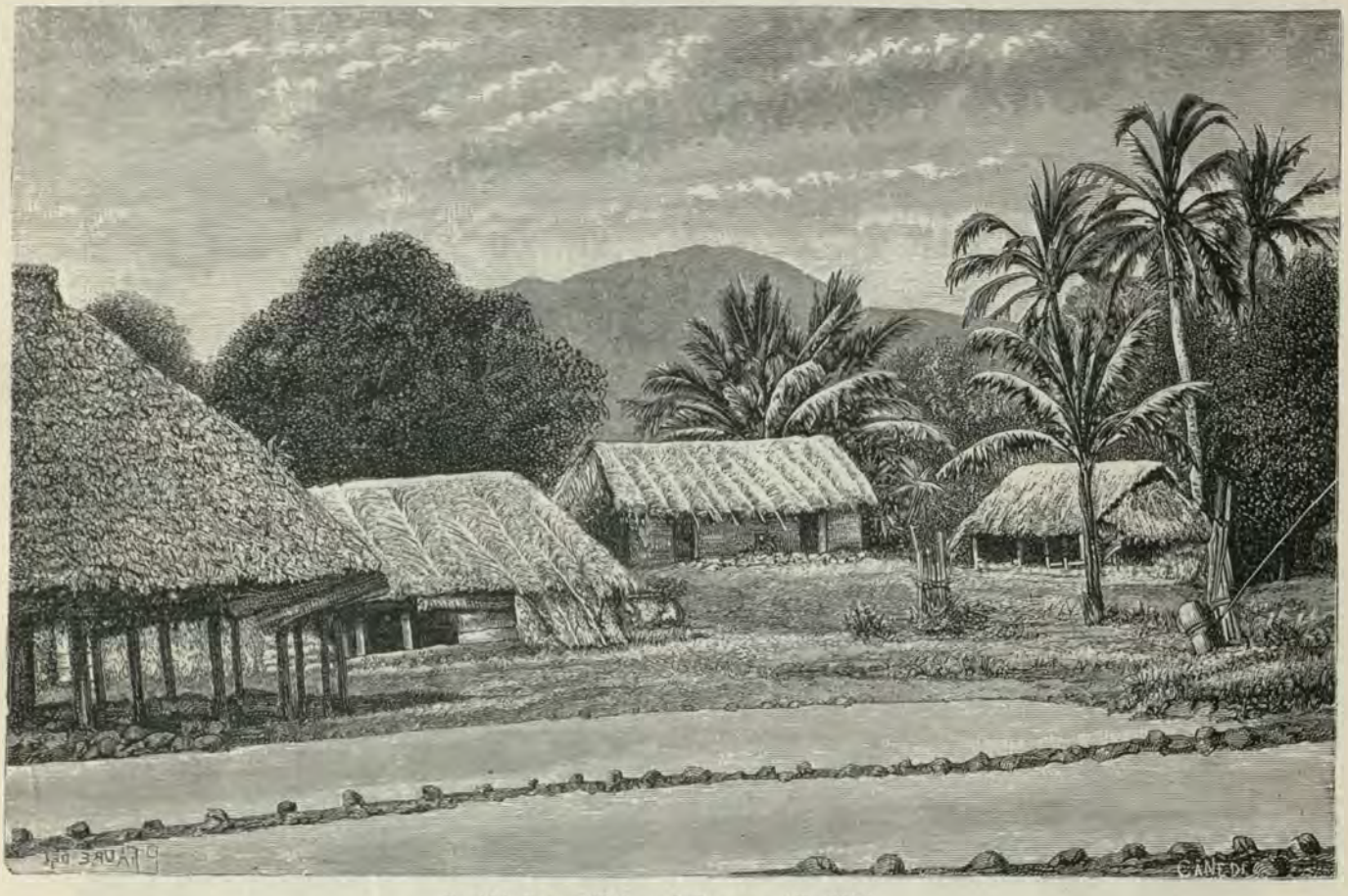
Die Bewohner des Samoa-Archipels gehören zu der hellfarbigen malayischen Rasse, und alle Berichte stimmen darin überein, daß die Samoaner ein gutmüthiges Völkchen sind, voll heitern Sinnes, höflich und gastfrei. Freilich haben sie sich im Jahre 1787 durch eine entsetzliche Metzelei, welche an zwölf arglosen Franzosen verübt wurde, berüchtigt gemacht; allein es scheint, daß diese grausame That ein Racheact war für die Tödtung eines Eingeborenen. Ihre Kleidung ist höchst einfach: für die Männer ein Blättergürtel um die Lenden, für die Frauen ein weißer Mantel, der aus den Fasern des Hibiscus gewebt wird und oft von außerordentlicher Weichheit und Schönheit ist. Uebrigens wird das Tätowiren bei den Samoanern in einem Umfange betrieben, daß die Farben dieser Hautmalerei den Körper fast bekleidet erscheinen lassen. So erzählt uns Graf Hübner, daß er beim ersten Anblick geglaubt habe, die Männer trügen eng anliegende, schwarze, weißgestickte Hosen. Die Wohnungen der Samoaner liegen fast alle am Meeresstrande, so daß man das Innere der Inseln beinahe unbewohnt nennen kann. Es sind große, mit einem Blätterdache versehene Hütten. Das Innere bildet in der Regel ein einziger Raum, der nur selten durch Matten und Flechtwerk abgetheilt ist. Fenster haben diese Wohnungen nicht. Früher waren auch die Samoaner den Greueln der Menschenfresserei ergeben, jetzt besteht ihre Nahrung meistens aus Brodfrucht, Kokosnuß, Yams, Taro und Bataten; auch Fische, Schildkröten und Schalthiere werden von ihnen genossen; seltener das Fleisch von Hunden, Hühnern und Schweinen.

Die religiösen Vorstellungen dieser Inselbewohner, die in sittlicher Beziehung der Vielweiberei und groben Ausschweifungen ergeben sind, bilden ein wirres Durcheinander, in welchem sich aber doch noch einzelne Anklänge an den mosaischen Bericht finden. So z. B. bei der Schöpfung. Im Anfang, so erzählt die samoanische Ueberlieferung, gab es nichts als Himmel; die ganze Erde war mit Wasser bedeckt. Einst sandte nun Tangaloa, der oberste Gott, seine Tochter Tuli aus. Dieselbe flog in Gestalt einer Schnepfe lange umher und suchte vergeblich nach einem Ruhepunkt. Endlich fand sie die Spitze eines Felsens aus den Fluten hervorragen, auf welcher sie rasten konnte. Zurückgekehrt zu ihrem Vater, wurde sie wieder ausgesandt, und so mehreremal hintereinander. Jedesmal fand sie die trockene Fläche erweitert. Darauf gab ihr Tangaloa Erdreich und Samen mit; so entstanden die Pflanzen und Bäume.

Durchfahrt durch die Korallenriffe.

Neben Tangaloa, dem obersten polynesischen Gott, werden noch besonders verehrt die Kriegsgötter Tamafarga, Sinleo, Onafanua, der Erdbebengott Mafaie und der Wettergott Safu. Der Eingang zur Unterwelt befindet sich an der westlichen Küste von Sawaii und heißt Tafa. Kommt die Seele eines Verstorbenen an diesen Eingang, so muß sie sich wohl hüten, einen dort stehenden Kokosbaum zu berühren, sonst muß sie wieder in den Leib zurück. Ist sie glücklich an dem Baum vorüber, so gelangt sie zu zwei großen Wasserbecken, von denen das eine für die Häuptlinge, Alii, das andere für die Gemeinen, Tulafale, bestimmt ist. Das Leben in der Unterwelt ist von dem auf der Erdoberfläche nicht verschieden. Die Aitus, wie die Geister heißen, kochen, jagen und fischen, essen und trinken wie früher.

Was die Sprache angeht, so gehört dieselbe zum malayischen Sprachstamm; wegen ihres Vocalreichthums soll sie wohlklingend, aber wenig entwickelt sein. Im ganzen besitzt das Samoanische 14 Buchstaben mit vielen Nasenlauten, ähnlich dem Portugiesischen. So schreibt der Samoaner Toga, spricht aber Tonga, fast gleichlautend dem brasilianischen São. Merkwürdig ist, daß für verschiedene Dinge auch verschiedene Zahlenformen bestehen; „zwei Menschen" werden also durch ein anderes Zahlwort ausgedrückt als „zwei Bäume". Besonders merkwürdig für unsere deutschen Leser ist aber die Thatsache, daß viele Wörter mit geringer Umwandlung aus dem Deutschen herübergenommen sind. Da nämlich diese Inseln bis in neueste Zeit sehr vom Verkehr abgeschlossen waren, so stellte sich bei ihrer Erschließung das Bedürfniß nach



Landschaft von Apia auf Samoa. (S. 226.)

neuen Wortbildungen ein. Allem Anscheine nach haben nun deutsche Kaufleute, Reisende oder auch Matrosen auf diese Wortbildung entscheidend eingewirkt. So kommt es denn, daß viele Thiernamen, wie Löwe, Bär, Ziege u. dgl., deutschen Ursprungs sind. Ja in allerneuester Zeit ist sogar das Wort „Kaisa" als Bezeichnung der höchsten Würde in die Sprache von Samoa eingeführt worden.

Dies bringt uns auf die politischen Verhältnisse des Inselgebietes. Früher waren alle Inseln in kleine, unabhängige Gebiete getheilt, welche von Häuptlingen beherrscht wurden. Vor 100 Jahren herrschte ein gemeinsamer König „Tui-Samoa" über die Inselgruppe. Seitdem aber die Europäer und Amerikaner sich auf Samoa niederließen, begann ein trauriges Ränkespiel, indem die verschiedenen Mächte den einen oder andern Häuptling mit ihrer Gunst auszeichneten, um durch ihn die Herrschaft über das von der Natur reich ausgestattete Inselland zu erlangen. Es kam zum offenen Bürgerkrieg. Eine Zeitlang war eine Art republikanischer Regierung am Staatsruder, indem die „Taimuna", d. h. eine Versammlung von Häuptlingen, und die „Faipule", eine Versammlung von Männern geringern Standes, gemeinsam regierten. Aber des Streites und der Fehden, die von den Fremden eifrig geschürt wurden, war kein Ende. 1879 warf sich mit Hilfe derselben ein gewisser Malietoa (d. h. „tapferer Hahn") zum König auf und wurde von Deutschland, England und Nordamerika als solcher anerkannt. Allein das Ansehen dieses Schattenkönigs war bei den Eingeborenen gleich Null. Sofort begannen innere Zwistigkeiten; eine Malietoa feindliche Partei wählte einen gewissen Tamasese zum König. Da nun dieser Streit das deutsche

Interesse schädigte und Malietoa sich überdies den Deutschen abgeneigt zeigte, machte der deutsche Consul im August 1887 kurzen Proceß und ließ den „Monarchen" durch eine Abtheilung der Mannschaft eines im Hafen von Apia ankernden deutschen Kriegsschiffes gefangen an Bord und nach Kamerun bringen. Doch blieb Tamasese nicht lange im Alleinbesitze der königlichen Macht. Die Häuptlinge von Malietoa's Partei riefen Mataafa, einen überzeugungstreuen Katholiken und einen wirklich edeln Mann, wie sein Benehmen bei dem großen Schiffsunglück von Apia zeigte, das wir gleich erzählen werden, zum Könige von Samoa aus. Er schlug Tamasese vollständig und wäre wohl der Mann gewesen, seiner Heimat Ruhe und Friede zurückzugeben. Aber das lag wohl nicht im Interesse der Fremden, die lieber mit einem Schattenkönig als mit einem kräftigen Fürsten zu thun haben wollten. Als in dem Kriege zwischen Mataafa und Tamasese deutsche Pflanzungen beschädigt wurden, landeten die deutschen Kriegsschiffe Mannschaften, die aber von Mataafa angegriffen und nahezu vernichtet wurden. Nachdem aber eine stärkere Abtheilung gelandet, mußte sich Mataafa zurückziehen. Endlich wurde der Friede dadurch wiederhergestellt, daß Deutschland Tamasese nicht mehr unterstützte, der dann auch sofort jede Bedeutung verlor, und Mataafa freiwillig zurücktrat, während der verbannte Malietoa Laupepa in sein Reich zurückkehren durfte. Am 5. December 1889 wurde seine Flagge zu Apia wieder aufgehißt und am folgenden Tage durch die Consuln Deutschlands, der Vereinigten Staaten und Englands die Acte der Einsetzung und Anerkennung des Königs vollzogen. Im April 1890

Häuser auf den Samoa-Inseln. (S. 226.)

fand dann eine Versammlung der Häuptlinge der verschiedenen Parteien statt, welche sich dem Willen der Großmächte fügte und den Bürgerkrieg als beendet erklärte.

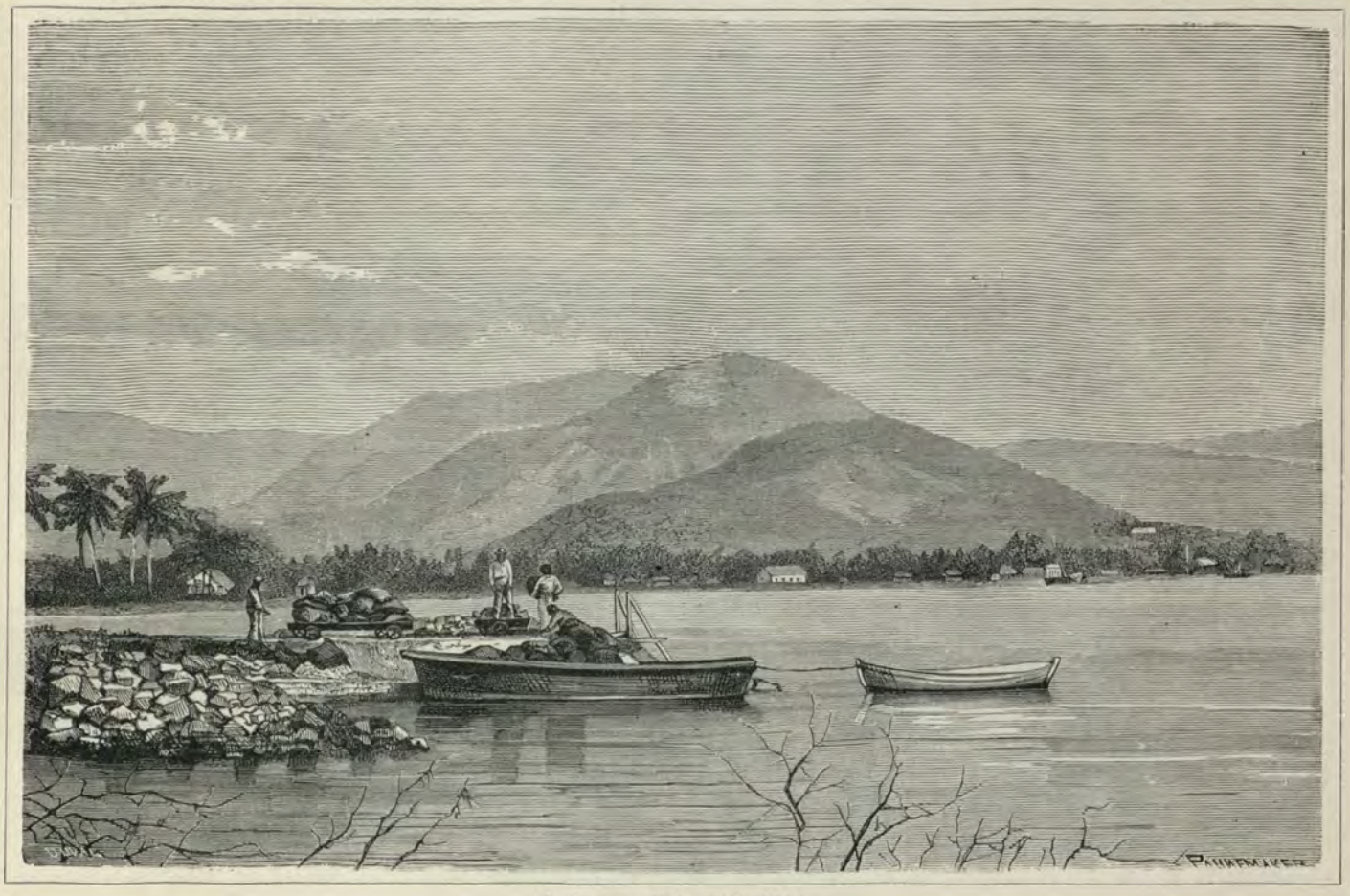
6. Die Katastrophe von Apia.

Der „Stille Ocean" wird diesem seinem Namen keineswegs immer gerecht. Gerade die Samoa-Gruppe wird nur zu oft von furchtbaren Orkanen heimgesucht, deren Wucht nichts zu widerstehen vermag. Wiederholt haben sie auch die Kirchen und Wohnungen der Missionäre in Trümmer verwandelt.

Ein solcher entsetzlicher Sturm wüthete auch im März 1889 an der Nordküste von Upolu, als daselbst wegen der eben erzählten Kriegsunruhen im Hafen von Apia eine Anzahl Kriegsschiffe vor Anker lagen. Der Hafen (vgl. die Kartenskizze S. 226 u. das Bild S. 230) ist zwar durch ein quer vorgelagertes Korallenriff gegen fast alle Winde geschützt. Nur der Nordsturm hat durch die enge, aber tiefe Passage Zutritt, und seine Gewalt, die in dem von Riffen umschlossenen Kessel keinen Ausweg findet, ist dann den Schiffen um so gefährlicher, als auch noch der Hafen selbst durch einen Arm des Riffes in zwei ungleiche Hälften getrennt wird.

Am 10. Februar 1889 wüthete der erste Sturm der verspäteten Regenzeit und zerschmetterte im Hafen von Apia einen deutschen Schooner; vier Tage später brach ein zweiter Sturm los, vernichtete zwei Segelschiffe und beschädigte das deutsche Kanonenboot Eber, das schon an diesem Tage in großer Gefahr schwebte. Der Hauptsturm aber brach am Nachmittag des 15. März los

und steigerte sich in der folgenden Nacht zum furchtbarsten Orkane. Er kam aus Norden und wehte gerade in den Hafen hinein. Die Kriegsschiffe waren unter Dampf und suchten durch die Thätigkeit der Maschinen die Stöße zu verringern, welche die Ankerketten zu sprengen drohten. Die Mannschaften der Segelschiffe hatten sich meist ans Land gerettet, nachdem sie ihre Fahrzeuge durch Nothanker möglichst festgelegt. Der Orkan wälzte ungeheure Wogen in den Hafen hinein; auf ihnen tanzten die schweren Kriegsdampfer wie die leichtesten Segelboote gleich Nußschalen und wurden hin- und hergeschleudert. Dabei goß der Regen in Strömen. Gegen Mitternacht verloren die Anker des „Eber" ihren Halt; bald darauf auch diejenigen des amerikanischen Kriegsschiffes „Vandalia"; gegen 3 Uhr morgens waren sämmtliche Schiffe von den Ankern losgerissen. Es war eine furchtbare Lage; das Heulen des Sturmes, das Branden der Wogen, die vielen Schiffe in dem engen Raume, die, der Gewalt des Sturmes fast hilflos preisgegeben, jeden Augenblick zusammenzustoßen oder an den Riffen zu zersplittern drohten. Auch am Ufer ahnte man wohl, was kommen würde, und voll Angst schaute man in die Nacht hinaus nach den hin- und herschwankenden Laternen an den Schiffsmasten. Endlich kam der Tag. Das erste Morgengrauen enthüllte ein entsetzliches Schauspiel. Alle Schiffe, von den Ankern losgerissen, trieben dem Riffe und so dem Verderben zu, allen voran das deutsche Kanonenboot „Eber", der ebenfalls deutsche Kreuzer „Adler" und der amerikanische „Nipsic", die dicht beisammen nur mehr wenige Klafter von der Brandung des Riffes entfernt waren. Umsonst machte der



Hafen von Apia. (S. 229.)

„Eber" die verzweifeltsten Anstrengungen, um mit der ganzen Kraft der Maschine sich gegen die Wucht des Sturmes zu halten. Umsonst! seine Schraube war beschädigt, und er stieß zuerst mit dem „Nipsic", dann mit der „Olga" zusammen und wurde endlich, von einer Riesenwoge in der Breitseite gefaßt, um $5\frac{1}{2}$ Uhr morgens gegen das Riff geschleudert und versank spurlos, indem der Dampfer überschlug und unter die tafelförmig vorspringende Felskante zu liegen kam, so daß von der ganzen Mannschaft nur drei die Oberfläche des Wassers erreichten.

Der „Adler" war das nächste Opfer des Orkans. Kurz vor 7 Uhr trieb er mit der Breitseite gegen das Riff und wurde von einer ungeheuern Sturzsee auf den Felsen geschleudert, wobei er kenterte (vgl. das Bild S. 231). Die ganze Mannschaft stürzte in die brandenden Wogen. Doch konnten sich die meisten retten, da ein Theil des Schiffsrumpfes glücklicherweise so hoch zu liegen kam, daß er den Schiffbrüchigen eine Zuflucht bot. Es gelang, ihnen vom Ufer aus ein Tau zuzuwerfen, das am Wrack befestigt wurde, und so gingen von den 130 Mann der Besatzung nur 20 in den Wellen verloren. Bald sank auch der „Nipsic", nachdem er wiederholt mit der Kreuzercorvette „Olga" zusammengestoßen und einen Schooner in den Grund gebohrt hatte. Zwei seiner Rettungsboote kenterten sofort, und fast die ganze Bemannung ertrank. Um 10 Uhr morgens wurde das englische Kriegsschiff „Kalliope" wider die amerikanische „Vandalia" geschleudert; darauf strandete diese so unglücklich, daß der Rumpf unter Wasser kam und von der Mannschaft, die in das Takelwerk kletterte, die

Das Kanonenboot „Adler“ kentert in einer Sturzsee.

meisten zu Grunde gingen, als der Besan- und Hauptmast über Bord stürzten. Der „Kalliope" aber gelang es, mit vollem Dampf gegen die Wogen anringend, den Ausgang des Hafens zu gewinnen und die hohe See zu erreichen.

Am Nachmittage waren sämmtliche im Hafen befindliche Schiffe gesunken oder gestrandet mit Ausnahme der „Olga" und des amerikanischen Admiralschiffs „Trenton", und auch diesen schien das gleiche Loos beschieden. Der „Trenton" hatte sein Steuer verloren, und einströmendes Wasser hatte seine Kesselfeuer gelöscht; so trieb er, von der Gewalt der Wogen erfaßt, unaufhaltsam auf die „Olga" zu, deren Capitän umsonst alles aufbot, um den Zusammenstoß mit dem Koloß zu vermeiden. Derselbe verlief über Erwarten glücklich, so daß der Capitän der „Olga" sein Schiff noch rechtzeitig an einer günstigen Uferstelle auf den Strand laufen lassen konnte und so seine ganze Mannschaft rettete. Auch der „Trenton" strandete gegen Abend so glücklich, daß er nicht nur seine Mannschaft, sondern noch etwa 100 Mann der „Vandalia", die dicht neben ihm lag, aus den Wanten herüberretten konnte.

Das also ist der schreckliche 16. März von Apia. Viele Millionen an Werth hatte er zerstört, mehrere hundert Menschenleben gefordert. In der Stadt lagen die Palmen entwurzelt, viele Häuser eingestürzt; der Strand war weithin mit Schiffstrümmern und Leichen bedeckt. Von den Eingeborenen hatte sich allen voran der edle Mataafa mit seinen Leuten beim Rettungswerke ausgezeichnet. Gerade er leistete den deutschen Schiffbrüchigen in heroischer und aufopferndster Weise Hilfe. „Unser Feind Mataafa zeigte sich höchst edelmüthig," schreibt von ihm der Obersteuermannsgast Fick von der „Olga". „Er hatte Wachen ausgestellt, daß nichts gestohlen werde, und alle übrigen Kanaken mußten den Schiffbrüchigen Hilfe leisten. Einem Kanaken, welcher, statt Menschen zu retten, sich eine dahertreibende Kiste mit Tabak angeeignet hatte, soll einer der Häuptlinge den Kopf abgeschlagen haben."

Von demselben Mataafa, der die Feindesliebe so edel übte, erzählen die Missionäre, daß er jeden Tag seit seiner Bekehrung durch Msgr. Elloy, den Vorgänger des jetzigen Bischofs Msgr. Lamaze, den ganzen Rosenkranz bete, den Kreuzweg betrachte und täglich die heilige Messe höre, so oft die Nähe einer Kirche es ihm verstatte. Dieser Neubekehrte ist in Wahrheit eine Ehre für die katholischen Missionäre der Südsee.

Als Anerkennung seiner wackern That erhielt Mataafa von verschiedenen Seiten Dankschreiben zugesandt und Geschenke zur Vertheilung unter die seit den letzten verheerenden Kriegen schwer heimgesuchten Insulaner.

Unter anderen haben auch die Katholiken von Sydney auf Anregung des hochw. Erzbischofs, Seiner Eminenz des Cardinals F. Patrick Moran, eine Sammlung veranstaltet und den Betrag durch den Cardinal an die Missionäre übermittelt mit der ausdrücklichen Bestimmung, bei der Vertheilung keinen Unterschied zu machen zwischen Protestanten und Katholiken, zwischen Freund und Feind. Der König sandte hierauf folgendes Dankschreiben an den Cardinal:

„Eminenz! Ich richte diesen Brief an Ew. Gnaden mit tiefster Ehrerbietung. Ich bin gegen Ew. Eminenz von innigstem Danke durchdrungen wegen Ihrer liebevollen Theilnahme für Samoa, dieses Eiland so weit entfernt, so schwer heimgesucht durch Krieg, durch Stürme und Hungersnoth. Ein Beweis Ihrer Güte sind die milden Gaben, die Sie uns durch die Missionäre haben zukommen lassen. Dieselben haben sie unter jene Familien vertheilt, die am meisten in Noth und Elend sind. Was mir vor allem auch große Freude bereitet hat, ist der Umstand, daß sie unter den Nothleidenden keinen Unterschied machten, sondern im Gegentheil auch jene gleicherweise bedachten, die weder unserer Partei noch unserer Religion angehören. Ich bedaure nur eines, daß ich nicht durch ein entsprechendes Gegengeschenk meine Dankbarkeit auszudrücken vermag. Wir werden aber an Jesus Christus und seine heilige Mutter uns wenden, um für Ew. Eminenz die ewige Glückseligkeit zu erflehen. Möge Gott Sie lieben und Ihnen langes Leben verleihen.

Ich verbleibe

Josef I., Mataafa, König von Samoa."

Cardinal Moran las den Brief bei einer öffentlichen Gelegenheit unter lautem Beifall der Anwesenden vor. „Es ehrt den wackern König," sagte der Cardinal unter anderm, „daß er solche edle Gesinnungen hegt, und es spricht dies laut für die bewunderungswürdige Kraft des christlichen Unterrichts, den er genossen und der sein Herz mit solch echt katholischer Gesinnung erfüllt hat."

Auch der Congreß der Vereinigten Staaten hat 5000 Dollars bestimmt als Anerkennung der heldenmüthigen Anstrengungen der Samoaner, die Schiffbrüchigen zu retten. Die Summe, bestehend aus 4000 Dollars in Goldmünze und 1000 Dollarwerth an goldenen Uhren und ähnlichen Geschenken, ist durch den amerikanischen Consul übermittelt und nach genauer Abwägung der Verdienste vertheilt worden. Jeder Oberhäuptling erhielt eine goldene Uhr, Mataafa je ein Stück von den verschiedenen Werthsachen, die vertheilt wurden, als da waren Wanduhren, Barometer, Thermometer u. dgl. Dabei gab es einige köstliche Scenen, veranlaßt durch die völlige Rathlosigkeit der guten Insulaner hinsichtlich der Handhabung und der Verwendung dieser wissenschaftlichen Instrumente. Einer, dem ein großes Wandbarometer zugefallen war, lauschte aufmerksam der Erklärung, welche ein alter Seebär, der gerade zugegen war, ihm über die geheimnißvollen Eigenschaften des Instrumentes zu geben suchte. „Ein feines Ding," meinte der Samoaner; „aber ich habe keinen Schlüssel, es aufzuziehen."

7. Ein schiffbrüchiger Missionär.

Wenn es an den Küsten von Samoa für die größten und stärksten Kriegsschiffe oft gefährlich genug ist, so läßt sich denken, welchen Gefahren sich manchmal die Missionäre in ihren gebrechlichen Fahrzeugen auszusetzen haben. Der folgende Brief eines Samoa-Missionärs, des hochw. P. Jaboulet, mag uns eine dieser gefahrvollen Fahrten erzählen, denen sich die Missionäre Oceaniens unterziehen, wenn sie die auf den verschiedenen Eilanden verstreuten kleinen Gemeinden besuchen wollen. Wohl können sie mit dem hl. Paulus sagen, daß sie um des Evangeliums willen sich „Gefahren zur See" zu unterziehen haben. Der Brief ist datirt aus Apia (17. Januar 1886) und an die Mutter des Missionärs gerichtet.

„Nach dem Weihnachtsfeste hatte ich die Freude, den hochw. P. Vidal nach Apia, dem Mittelpunkte der Samoa-Mission, zu begleiten. P. Vidal wurde auf der Insel Upolu bis zum 2. Februar festgehalten, da er daselbst den Grundstein einer neuen Kirche einsegnen sollte. Allein wir hatten einige Kranke auf unserer Insel Tutuila (südöstlich von Upolu), und ich mußte deshalb die erste Fahrgelegenheit benützen, um zu unseren zwei Gemeinden auf Tutuila zurückzukehren. Glücklicherweise traf ich einen amerikanischen Capitän, der am folgenden Tage, den 8. Januar, mit seinem

kleinen Segler, ‚der Schiffer', nach dem Hafen Pago-Pago (vgl. die Karte S. 226), wo sich meine Station befindet, in See gehen wollte. Er war bereit, mich an Bord zu nehmen, und so schiffte ich mich zur festgesetzten Stunde ein, obschon ich erst zwei Tage in Apia zugebracht hatte. Trotz eines starken Westwindes ließ sich ‚der Schiffer' von einem kleinen Dampfer aus dem Hafen bringen, um sofort abzusegeln. Aber plötzlich trat eine Windstille ein, und wir harrten umsonst, daß sich eine günstige Brise erhöbe. Nach der Aufforderung des Capitäns ging ich ans Land, um die Nacht bei meinen Mitbrüdern zuzubringen.

„Am Samstag den 9. Februar, einem der heiligen Jungfrau geweihten Tage, schien sich das Wetter günstig zu wenden, und wir verließen gegen 10 Uhr morgens die Rhede von Apia. Der Wind hatte freilich umgesetzt und kam jetzt gerade von Tutuila her; aber er blies steif, und unser schmucker Zweimaster schoß pfeilschnell durch die Fluten, obschon seine Leeseite bis an den Rand im Wasser ging. Gleichwohl senkte sich der Tag, und wir waren noch immer in Sicht von Upolu. Da unser Capitän sah, daß das gewöhnliche Kreuzen nichts half, legte er sich voll Vertrauen auf die Tüchtigkeit seines hübschen Schiffes noch viel kühner vor den Wind und sagte mir, am nächsten Morgen würden wir an den Küsten von Tutuila hinfahren und im Laufe des Tages die Bucht von Pago-Pago erreichen. Ich dankte ihm, wir nahmen unsern Thee, und dann zog ich mich in meine Cabine zurück. Der Himmel hatte sich schwarz überzogen, und ein heftiger Platzregen drohte.

Mfgr. Bataillon. (S. 236.)

„Bei Tage fliegen zur See die Stunden ziemlich rasch dahin. Ein Vogel, ein Fisch, eine Wolke, ein Holzstück, das auf den Wellen treibt, und tausend andere Kleinigkeiten zerstreuen den Reisenden, der sich seinen Träumereien hingibt. Aber wenn nachts der Sturm das gebrechliche Fahrzeug rüttelt, das euch auf den Wogen des Oceans trägt, dann stürmen auch in eurer Seele Furcht und Hoffnung. Mitternacht war seit einer halben Stunde vorbei, wir mußten weit vom Lande entfernt sein; da fühle ich plötzlich, wie das Schiff seine Richtung ändert. Jäh wirft es sich auf die rechte Seite, und gleichzeitig schlägt ein schriller Schrei des Capitäns an meine Ohren. Gläser, Teller, Lampen, die wohl befestigt waren, stürzen klirrend in der Cabine zu Boden; Kisten und Kasten poltern im Schiffsraume mit schrecklichem Getöse nach der tiefer liegenden Seite. Kein Zweifel mehr: das Verdeck ist unter Wasser! Bevor ich auch nur daran denken konnte, die Cabine zu verlassen, stürzten die Wellen herein, und trotz aller Anstrengung wurde ich aus meinem Bette in 6 oder 7 Fuß tiefes Wasser geschleudert. In der Dunkelheit war es mir unmöglich, einen Ausgang zu finden; ja ich dachte nicht einmal daran; denn ich war überzeugt, das Schiff sei gescheitert, und da konnte es mir gleichgiltig sein, ob ich drinnen oder draußen ertrinke. Statt dessen beschäftigte mich ein viel nützlicherer Gedanke, der Gedanke nämlich: ‚In einigen Minuten wirst du vor dem Richterstuhle Gottes stehen.'

„Plötzlich hob eine Woge das Schiff, und das zurückströmende Wasser riß mich gegen die Thüre der Cabine. Zu meinem Glücke kam ich mit dem Kopfe wieder über Wasser; ich bemerkte ein schwaches Licht, eilte instinctiv darauf zu und kletterte hinauf. Noch jetzt kann ich in meiner Verwirrung nicht erklären, wie es mir gelang, nicht auf das Verdeck des Schiffes — denn das Verdeck war ganz unter Wasser —, sondern auf die eine Schiffsflanke zu steigen. Ich konnte nun wenigstens Luft schöpfen und benützte die augenblickliche bessere Lage, um mich inständiger der göttlichen Vorsehung zu empfehlen. Dann suchte ich in der Dunkelheit eine Planke, der ich mich beim Sinken des Schiffes hätte anvertrauen können. Eine Anzahl Protestanten klammerten sich gleich an die Seite des Schiffes und sahen mit Schrecken dem Tode entgegen; ich bot ihnen meine priesterliche Hilfe an. Sie gaben mir keine Antwort; sie wagten nicht, die dargebotene Hand zu ergreifen, so sehr sie es vielleicht wünschten. Da wandten sich meine Gedanken nach einer andern Seite, und von einer plötzlichen Eingebung bewegt, rief ich mit lauter Stimme aus: ‚Maria, meine gute Mutter, eile mir zu Hilfe! Ich verspreche 500 heilige Messen für die armen Seelen im Fegfeuer und werde ein Votivbild bei Unserer Lieben Frau von Valfleury anbringen lassen.'

„Kaum hatte ich dieses Gelöbniß gemacht, da rief eine Stimme aus den Wellen: ‚Die Tutula! die Tutula!‘ Tutula nennt man die kleine Schaluppe. Der Rufer war ein Matrose, welcher um das Schiff geschwommen war, um für sich eine Rettungsplanke zu suchen und welcher die Schaluppe gefunden hatte. Kein Mensch hatte an diese gedacht; sie war auf der entgegengesetzten Seite des Schiffes, welche ganz im Wasser lag, befestigt gewesen. Wer hatte sie tief unter der Wasserfläche gelöst? Ich meinerseits trug kein Bedenken, die hilfreiche Hand unserer Mutter im Himmel zu erkennen. Das war ein Aufdämmern der Hoffnung; aber noch wagte man sich nicht der Rettung zu erfreuen; denn das Fahrzeug war voll Wasser und unter dem Drucke der Segel ganz auf die Seite gelegt, während die Wogen jeden Augenblick über unsere Köpfe weggingen und uns ins Meer fortzureißen drohten.

„Glücklicherweise verlor der Capitän seine Kaltblütigkeit nicht. Er gab Befehl, die Schaluppe hinter den Kiel des Schiffes zu bringen. Das dauerte eine lange Viertelstunde, und während dieser Zeit sank das Schiff von Minute zu Minute immer tiefer. Noch einen Meter ragte das Wrack über Wasser und dann! — Dunkelheit, Regen, Wind und Wogen steigerten unsere Angst; ich zitterte vor Kälte; denn ich hatte mich meiner Soutane entledigt, um leichter schwimmen zu können. Endlich nahte sich die ersehnte Barke; die Hoffnung wuchs und erfüllte uns mit neuer Kraft. Wir warfen ihr ein starkes Tau zu und zogen sie mit vereinten Kräften an die Flanke des Schiffes heran, bereit, das sinkende Fahrzeug zu verlassen. Schon meinten wir gerettet zu sein, da braust eine gewaltige Woge über uns hin, stürzt uns beinahe in die Tiefe; das Tau entgleitet unserer Hand, die Barke wird fortgerissen und mit Wasser gefüllt. Das Rettungswerk muß von neuem begonnen werden. Zum Ausschöpfen hatten wir unsere Hände, und das Wrack sank immer tiefer. Der Capitän gab seinen Filzhut; aber fast jede Welle spritzte hinein; die Barke wurde immer von neuem voll Wasser, und all unsere Mühe schien nutzlos; fünf- oder sechsmal wäre sie uns beinahe versunken; allein dennoch gelang es uns schließlich, sie zu dreiviertel auszuschöpfen und glücklich wieder an das sinkende Schiff heranzuziehen. Als wir die Barke beinahe geleert hatten, bestiegen wir dieselbe und verließen das Wrack, das gleich darauf sank.

„Wohin nun? und wie? Zwei Fragen, welche in unserer gänzlichen Hilflosigkeit nicht leicht zu beantworten waren. Wir hatten kein Ruder, um von der Stelle zu kommen, keine Magnetnadel, welche uns den Weg wies, und die dunkle Nacht ließ auch keinen Stern scheinen, der uns die Richtung gezeigt hätte. Die Noth macht erfinderisch. Man riß ein Brett von 50 cm Länge vom Boden der Schaluppe los und entfernte die Nägel. Aber wie es zuschneiden, da wir keine Instrumente hatten? Nicht ohne Gefahr für die Schaluppe gelang es endlich, das harte Holz am Schiffsschnabel in drei Stücke zu schlagen; so gewannen wir drei unförmliche Ruder, die von starken Armen sofort gebraucht wurden. Kamen wir voran? Wer hätte es sagen können? Das Meer ging so hoch, und es regnete in Strömen. Ein Samoaner war beständig an der Arbeit, mit dem Hute des Capitäns das Wasser auszuschöpfen. Aber bald erklärte er sein Unvermögen, dem einströmenden Wasser zu wehren; in der That fühlte ich, auf dem Boden des Schiffes sitzend, wie es immer höher stieg. Was war zu thun? Alle hatten die irgendwie entbehrlichen Kleider über Bord geworfen. Nach Kräften half ich Wasser ausschöpfen und bediente mich meiner Flanelljacke dazu wie eines Schwammes. Endlich wurden wir des eindringenden Wassers Herr.

„Die Richtung, welche wir einzuschlagen hatten, war nicht minder schwierig zu finden. Niemand vermochte die vier Himmelsgegenden zu bezeichnen. Man konnte keine drei Schritte weit sehen, und auch nicht ein einziger Stern funkelte am Himmel. Der Capitän entschied sich dafür, die Richtung nach dem Winde zu bestimmen. Dabei mußte er aber von der Voraussetzung ausgehen, daß der Wind seit dem Schiffbruche nicht geändert habe, und doch hatte er in der Nacht zwei- bis dreimal gedreht. Welche Gewißheit hatten wir nun, daß er seither ständig geworden sei? Wir mußten uns mit einer schwachen Wahrscheinlichkeit begnügen, und so entschied der Capitän, nachdem er auch mich um meine Meinung gefragt hatte, trotz einigen Widerspruchs seitens der übrigen, die Richtung nach dem Winde zu nehmen. Nachdem er gesprochen hatte, schwiegen alle, nur daß nach Samoaner Brauch die Ruderer sich durch gegenseitigen Zuruf anfeuerten. Ich benützte die Ruhe zu eifrigem Gebete und sang leise für mich das Lied: ‚Gruß dir, Stern der Meere, Gottesmutter hehre!‘ das gewiß zu unserer Lage paßte.

„Plötzlich rief ein alter Seebär: ‚Ein Schooner!‘ Jeder wandte seine Augen nach der Seite, von wo uns die Rettung verkündet wurde. Alle glaubten etwas zu sehen, der eine einen Zweimaster, der andere einen Dreimaster, ein dritter meinte gar einen Dampfer zu erblicken. Aus jeder Brust rang sich ein durchdringendes Hilfegeschrei. Ach, es war eitel Täuschung, und die augenblickliche Hoffnung gab einer um so traurigern Stimmung Raum! Ich kannte die Gedanken meiner Unglücksgenossen nicht; aber ich selbst hatte wenig Zuversicht. ‚Wer weiß,‘ sagte ich zu mir selbst, ‚ob wir nicht dem Hungertode entgegengehen? Wenn nun die Sonne aufsteigt und wir kein Land erblicken?‘ Allein ich hütete mich wohl, meine Befürchtungen den Gefährten mitzutheilen. Auch ich glaubte ohne Unterlaß, Schiffe im Dunkeln zu sehen; ja einmal meinte ich sogar, das Krähen eines Hahnes zu hören. Von 1 Uhr nachts bis 5 Uhr morgens kam uns die Zeit sehr lang vor. Wir sehnten die Sonne herbei, um in ihren Strahlen zu erwärmen; denn unsere Glieder schlotterten vor Kälte. Endlich graute der Morgen und — o der Freude! — mit dem wachsenden Lichte erschien am Horizonte vor uns eine langgestreckte Bergkette, auf welcher schöne weiße Wolken lagerten. Zweifelsohne die große Insel Upolu; wir waren ihr aber sehr ferne und mußten uns schon anstrengen, die Küste zu erreichen. Geschwind wurden die Ruder abermals entzweigeschlagen, damit mehr Arme ihre Kraft einsetzen könnten. Jetzt achtete man nicht mehr der schäumenden Wogen; alle arbeiteten freudig, den Blick fest auf das vermeinte Land gerichtet. Ach, es war ein Trugbild! Was wir für einen Bergrücken hielten, war eine dunkle Wolkenbank. Im Nu zerfloß vor der aufsteigenden Sonne alles in Nebel. Wir waren also wirklich auf hoher See, ohne alle Mittel der Rettung. Es trat jetzt ein Augenblick der Entmuthigung ein; doch durften wir die Hände nicht in den Schoß legen; wenn wir ja keine Küste fanden, so war der Hungertod unser sicheres Loos.

„Die Sonne stieg höher und höher. Unsere breite, fast runde und überladene Schaluppe durchschnitt nur mühsam die hohlgehende See. Umsonst durchforschte der Blick den Gesichtskreis — ringsum die unermeßliche Wasserwüste! Nach und nach stellte sich Hunger und Durst ein, und wir hatten keine Krumme Brod, keinen Tropfen Trinkwasser. Da steigt ein Schwarm Vögel vor uns aus dem Wasser auf! Wir verdoppelten unsere Anstrengungen, um in ihre Nähe zu kommen; denn gewöhnlich halten sie sich in der Nähe der Küste, und wir hofften, sie würden uns als Führer

zum Strande dienen. Aber ach, sie hatten Flügel und wir nicht! In einem Augenblicke schwenkten sie nach rechts und dann nach links, und fort waren sie. Abermals herrschte Schweigen in unserer Schaluppe; aber ich versichere Ihnen, daß trotz der Ermüdung keiner an Schlaf dachte. Alle Augen waren weit offen und forschten, ob von keiner Seite Rettung komme. Gegen Mittag sahen wir einen dunkeln Gegenstand auf den Wellen schwimmen. In der Hoffnung, es möchte uns ein Zeichen sein, daß wir die rechte Richtung verfolgten, suchten wir uns dem Dinge zu nahen. Es war eine Kokosnußschale; wäre sie frisch gewesen, so hätte man daraus schließen können, es sei hier vor kurzem ein Schiff vorübergefahren, oder wir seien in der Nähe des Landes. Enttäuschung! Der Matrose, der sie aus dem Wasser zog, warf sie unwillig auf den Boden der Schaluppe; sie war ganz mit kleinen Muscheln bedeckt. Ich hob sie auf und warf sie wieder ins Meer zurück. Man sagte mir kein Wort; aber die Mienen meiner Gefährten drückten Mißbilligung aus. Weshalb wollten sie die halbverfaulte Schale behalten? Da dämmerte in mir der Gedanke auf: sie sind vorsichtiger als du und denken an die Möglichkeit, daß der Hunger sie zwingen könnte, auch solche ekelhafte Nahrung nicht zu verschmähen. Daß ich nicht falsch gerathen, bewies gleich nachher ein Befehl des Capitäns. Wir erblickten nämlich abermals eine Kokosnußschale, und der Capitän gebot sofort, darauf zuzuhalten und die leere Schale wie einen Schatz aufzubewahren.

„Inzwischen überzog sich der Himmel, und Gewölk drohte die Sonne zu verbergen, die uns als Compaß diente. Ein Platz-

Bischöfliche Residenz und Kirche der Unbefleckten Empfängniß zu Apia. (S. 236.)

regen und dann abermals das Truggebilde eines Gebirges entmuthigten uns noch mehr. Man erblickte wiederum einen Gegenstand, der auf den Wellen trieb, und redete eben, ob es sich der Mühe lohne, darauf zuzusteuern; da rief der Capitän, der mehr als alle anderen ermüdet war, plötzlich: ‚Land, Land! sehet dort!‘ Sie können sich unsere Freude denken. Es lag beinahe in gerader Richtung vor uns. Gott hatte uns also in seiner Barmherzigkeit gut geführt, und unser Leid schien ein Ende zu nehmen. Freilich ganz konnten wir an unsere Rettung noch nicht glauben; denn so manche Enttäuschungen hatten uns ungläubig gemacht. Das ersehnte Land lag in so großer Ferne und schien so winzig klein. Nachdem wir eine ganze Stunde gerudert hatten, war noch kein Baum, keine Bucht zu sehen. Doch hob sich unser Muth und unsere Kraft, als die Sonne hinter den Wolken hervortrat und in ihren Strahlen die Umrisse der Berge, statt wie diesen Morgen zu verschwinden, immer klarer und bestimmter hervortraten. Diesmal hatten wir also ein echtes Land vor Augen. Nur Eines erübrigte noch: alle Kraft einzusetzen, um dasselbe vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen. Noch immer konnte uns eine jener tückischen Meeresströmungen, welche in diesen Gegenden so zahlreich sind, erfassen und weit fortreißen in das sichere Verderben.

„Doch der Schutz des Himmels hatte sich bisher so offenbar gezeigt, daß wir vertrauensvoll auf unsere Rettung hofften. Wie die Ruhe dem Sturme folgt, so verschwanden jetzt die Wolken; das Meer glättete sich, und auf allen Gesichtern der Schiffbrüchigen leuchtete freudige Zuversicht. Nur die Sonne, die wir so heiß ersehnt hatten, ließ sich jetzt ihre Führerdienste bezahlen, indem sie ihre glühenden Strahlen uns auf Haupt und Arme niederschoß.

Doch diese kleine Qual wurde für nichts geachtet und ganz vergessen in der Freude, daß das Land immer höher emporstieg und die Berge von Upolu sich immer schärfer vom Himmel abhoben. Und nun konnten wir auch gerade vor uns den lieben Hügel von Vaïa erkennen, auf dem sich unsere Katechistenanstalt befindet. Wir erreichten die Bucht von Apia, welche wir tags vorher verlassen hatten, und waren jetzt sicher, während der Nacht das Land zu betreten.

„Erlassen Sie mir, unsere Freude zu schildern, als wir endlich in den Hafen einfuhren. Wir kamen uns wie dem Grabe Entstiegene vor. Während ich unserem Heilande Dankgebete stammelte, eilte ich auf die Wohnung meiner Mitbrüder zu, freilich in so nothdürftiger Bekleidung, daß ich mich kaum zu zeigen wagte. Beim Eintritte in die Umzäunung begegnete ich dem hochw. P. Vidal und fiel ihm um den Hals, bevor er mich sehen konnte. Alle eilten herbei, und groß war die Freude ob unserer Rettung. Ich hatte mich kaum zu Bette gelegt, da kamen auch schon der deutsche Consul und andere Herren, um mich zu unserer Rettung zu beglückwünschen."

8. Ein Besuch in der katholischen Mission.

1845 entsandte Msgr. Bataillon (vgl. das Bild S. 233), der Begründer der katholischen Missionen in der Südsee, den P. Roudaire nach Upolu und den P. Violette nach Sawaii und gab jedem von ihnen einen Laienbruder mit. Das war der bescheidene Anfang der Mission auf Samoa. Jetzt zählt sie 15 Hauptstationen, 7 davon auf Upolu, 4 auf Sawaii, und 52 Nebenstationen, 11 Kirchen, 22 Kapellen, 17 Maristenmissionäre und 67 Katechisten; die Zahl der Katholiken beträgt 5250 von 30—35 000 Einwohnern. In 67 Schulen werden 758 Kinder unterrichtet.

Christliche Samoanerinnen.

Graf Hübner, der auf seiner Reise „Durch das Britische Reich" auch Samoa berührte, soll uns seine Eindrücke, die er im Kreise der Missionäre zu Apia empfing, mittheilen. Er schreibt: „Sehr angenehme Stunden verlebte ich in der katholischen Mission. Der Vorstand ist Msgr. Lamaze, Bischof von Olympus und Apostolischer Vikar von Centraloceanien. Vier junge und alte französische Priester theilen mit ihm die Mühen, die Sorgen und Gefahren des Apostolats. Er hat ein ausgedehntes Grundstück neben der Kirche und dem Missionshause erworben und auf demselben ein Dorf für seine Neophyten erbaut. Die Nutznießung der von ihnen bestellten Aecker wird ihnen ohne Vergütung überlassen. Sie entfernen sich nur selten aus der ‚Reduction', wie man in Südamerika sagen würde; die Männer sind verheiratet, und jede Familie hat eine abgesonderte Hütte. Dies System bewährt sich auch hier wie anderwärts. Die Hauptaufgabe ist, die neuen Christen vor der Berührung mit den extra muros (‚außerhalb der Mauern') lebenden Eingeborenen und mit den Weißen zu bewahren. In dieser jungen Baumschule des Christenthums sahen wir nur fröhliche Gesichter, gut bebaute Felder und reinliche Hütten. Einige der Männer wurden zu Katechisten ausgebildet.

„Auf halber Höhe eines Bergkegels steht ein steinernes Kirchlein (vgl. das Bild S. 235), welches der nahende Seefahrer aus großer Entfernung wahrnehmen kann. Ein heftiger Sturm hatte es voriges Jahr zerstört; aber dank den Beiträgen einiger Wohlthäter und der freiwilligen Arbeit, welche die Bewohner des katholischen Dörfleins leisteten, war es möglich, die Kirche binnen wenigen Monaten neu zu erbauen. Dieser Ort heißt Vacca; dort werden die künftigen Katechisten erzogen und auch in die classischen Studien eingeführt.

„Sonntags wohnten wir dem Hochamte in der Missionskirche bei. Die jungen Eingeborenen, besonders die Mädchen und Frauen (vgl. das untenstehende Bild), sangen mit melodischen Stimmen. Nachmittags versammelten wir uns auf einem Rasenplatze zwischen der Kirche und dem Priesterhause. Der Bischof, seine Patres und die Gäste, die Mitglieder der Gemeinde mit dem Oberrichter des Königs an der Spitze, ließen sich im Kreise nieder. Die Tochter des letztern reichte den Kawa. Der Kawa ist ein Getränk, welches junge Mädchen aus einer gewissen Wurzel bereiten. Diese wird von ihnen sorgfältig gereinigt, geschabt, gekaut, dann wieder gewaschen und in dem dergestalt veränderten Zustande in eine große hölzerne Schüssel (vgl. das Bild S. 237) gegossen. Das Ergebniß dieser Reihe wenig appetitlicher Operationen ist ein nach Rhabarber schmeckender, bei Weißen und Farbigen gleich beliebter Trank. Bei freundschaftlichen Zusammenkünften, bei öffentlichen Belustigungen sowie bei Empfang von Ehrengästen darf der Kawa nicht fehlen ... Wenn der Trank gebraut ist, klatscht der Herr des Hauses in die Hände; die gesammte Gesellschaft folgt seinem Beispiele, alle Gespräche verstummen, und das Familienhaupt ruft den Namen des Gastes, welcher den Ehrenplatz einnimmt. Eine der Jungfrauen nähert sich letzterem langsam, verneigt sich mit Anmuth und reicht ihm den Trank in der halben Schale einer Kokosnuß. Sobald diese geleert oder wenigstens mit den Lippen berührt ist, wird sie von neuem gefüllt und von demselben Mädchen nach ihrer Rangordnung den übrigen Gästen gebracht.

„Die Missionäre sagen mir, daß sie auf ihren Reisen Einladungen zum Kawa gern annehmen, weil diese Versammlungen die Gemüther freundlich stimmen und später am Abend Besprechungen über ernste Gegenstände zu erleichtern pflegen.

„Nach dem Kawa wurde getanzt. Die jungen Katechumenen, den Schurz von Baumrinde um die Lenden gegürtet, das Haar mit einer Blume geschmückt, ein hölzernes Schwert in der Hand, führten mehrere Kriegstänze auf. Weiber und Mädchen nahmen keinen Theil daran ...

„Wenige Schritte von der Mission befindet sich das Kloster der Schwestern (vgl. das Bild S. 238) mit 2 französischen und 5 einheimischen Nonnen. Die Oberin verließ in 26 Jahren dieses Haus nur einmal. Sie ist es, die alles schuf, alles organisirte, die kleine Kapelle, ein Kleinod klösterlicher Architektur, erbaute, die viele junge Wesen vor einem schmählichen Geschick bewahrte und in einheimischen und europäischen Familien die Wohlthaten einer soliden und christlichen Erziehung vermittelt hat. In ihrer für weiße Kinder bestimmten Schule sah ich zwei kleine deutsche Mädchen vom reinsten teutonischen Typus, aber sie wußten nicht ein Wort Deutsch und sprachen nur englisch und samoisch."

Kawa-Schale und -Becher.

Wir verlassen nun Samoa und steuern in nordöstlicher Richtung auf die Gruppe der Hawaii- oder Sandwich-Inseln zu — eine weite, wohl 4500 km lange Strecke. Auf unserer Fahrt durchkreuzen wir zuerst die Gruppe der Tokelau- oder Union-Inseln, die unter dem Aequator liegt. Alle kleinen Eilande, Laguneninseln, zusammen haben nur 14 qkm Flächenraum; ihre etwa 500 Bewohner sind katholisch und wurden von den Samoa-Inseln aus bekehrt. Wir wollen ihnen daher auf unserer Fahrt einen kurzen Besuch abstatten. Die Gruppe der Phönix-Inseln, nördlich von Tokelau, hat zwar 42 qkm Flächenraum, aber nur 56 Einwohner, welche den Abbau des Guano besorgen. Auch die centralpolynesischen Sporaden, durch die dann unsere Fahrt weiter gehen wird, haben nur durch ihre reichen Guanolager, die meist von Amerikanern ausgebeutet werden, Bedeutung.

9. Die Tokelau-Inseln.

Die Inselgruppe Tokela oder Tokelau liegt etwa 450 km nördlich von Samoa. Alle diese Inseln verdanken ihren Ursprung den Korallen. Viele derselben sind völlständig unbewohnt, andere zählen nur 60, 100, 200 Seelen. Der Gesichtsausdruck, die Sprache, die herkömmlichen Gebräuche dieser Eingeborenen verbinden sie mit den benachbarten großen Archipeln. Umhergetrieben auf dem Ocean oder vom Sturm verschlagen, werden einige Samoaner diese Inseln angetroffen, eine Zufluchtsstätte hier gesucht und später nicht mehr gewagt haben, sie zu verlassen. So wurden sie wohl bevölkert.

Es gibt nichts Aermeres als die Bevölkerung der Tokelau-Inseln; sie haben keine andere Nahrung als Kokosnüsse und Fische. Wasserquellen sind sehr selten, und obendrein ist das Wasser noch stark salzig. Mehrere Inseln sind sogar ganz der Süßwasser-Quellen beraubt; um sich nun das nothwendige Getränk zu verschaffen, nehmen die Einwohner ihre Zuflucht zu einem Kunstgriff. Die Kokosnußbäume sind alle vom Winde, der fast beständig in einer Richtung weht, niedergebeugt. An der dem Winde entgegengesetzten Seite nun bringen die Eingeborenen Oeffnungen an, welche bis zum Innern des Baumes gehen, ohne der Entwicklung desselben zu schaden. Oberhalb dieser Oeffnungen, dem Stamme des Baumes entlang, graben sie kleine Furchen ein, die das Regenwasser auffangen und in diese kleine Cisterne führen sollen. Wenn diese voll sind, deckt man sie mit Blättern, um die Ausdünstung zu verhindern und die Frische zu erhalten. So verschaffen sich diese unglücklichen Leute das nöthige Wasser, das natürlich dem Eigenthümer des Kokosbaumes, wie der Baum selbst, gehört und an das kein anderer rühren darf. Man könnte meinen, es sei einfacher, Cisternen im Boden zu graben; aber der Boden ist porös, und nur mit Cement könnten ordentliche Cisternen hergestellt werden. Cement aber ist dort noch unbekannt, und die Missionäre werden es den armen Insulanern bringen müssen.

„Im Jahre 1863 besuchte ich zum erstenmal diese Inseln," erzählt Msgr. Elloy, „die damals noch ganz heidnisch waren. Ich erinnere mich noch, auf einer dieser Inseln, zu Fakaafo, ein großes Korallenstück in Form eines Marksteines, umgeben von Matten und Kokosnüssen, gesehen zu haben; das war der Gott der Insel, welchem seine Anbeter alle möglichen Opfer gebracht hatten.

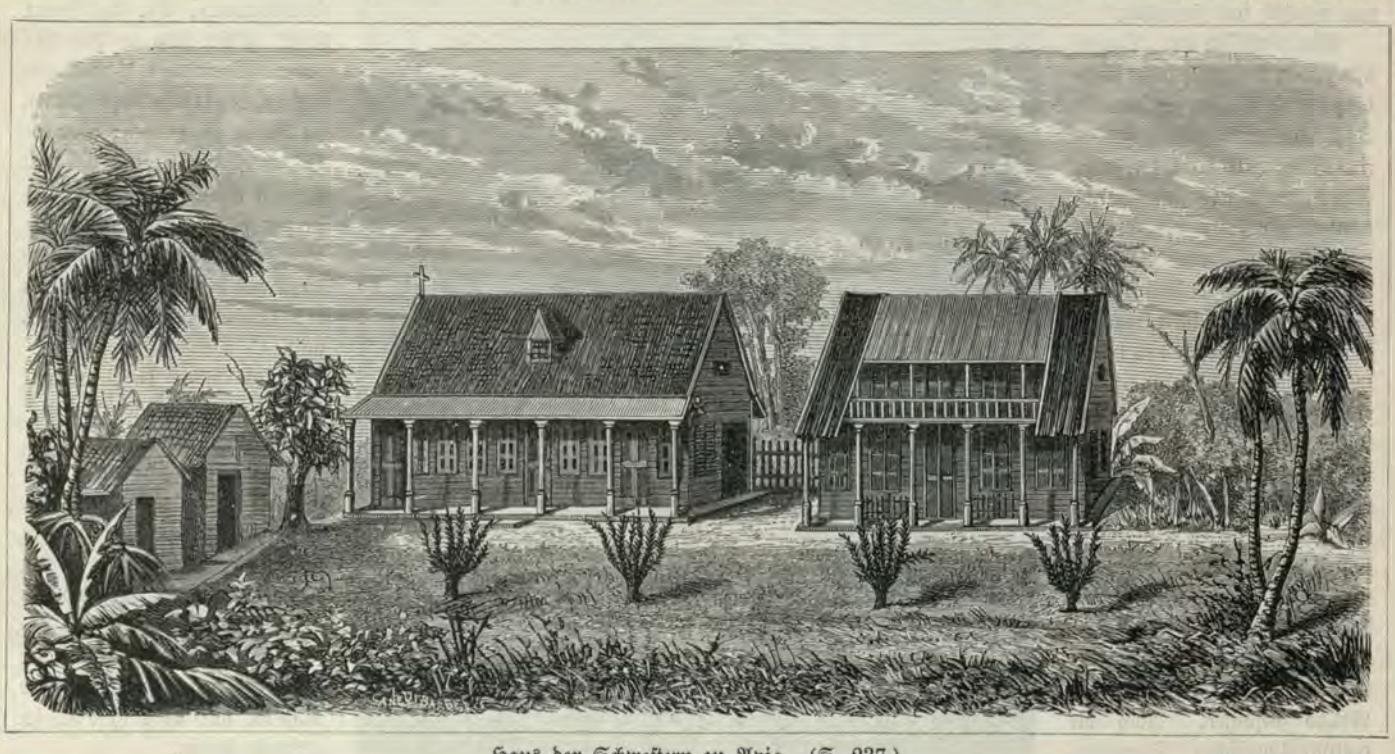
„Einige Monate vorher hatten südamerikanische Seeräuber Fakaafo überfallen und fast alle kräftigen Bewohner gefangen fortgeführt, um sie als Arbeiter anderswo zu gebrauchen. Ich richtete einige Worte an die Uebriggebliebenen; wegen der Verwandtschaft der Sprachen wurde ich zwar zum Theil verstanden; zu meinem größten Bedauern aber konnte ich damals nicht bleiben und mußte abreisen, ohne ihnen die frohe Botschaft zu verkünden; denn das Schiff stand nicht zu meiner Verfügung, und ich hatte nicht die Freiheit, es zurückzuhalten; auch hatte ich vorerst bloß Kundschaft einziehen wollen; zuerst wollte ich sehen, um dann später die Mission ordentlich begründen zu können.

„Von Fakaafo gelangten wir nach Nukunono. Wir waren sehr überrascht, hier keinen Menschen anzutreffen, obgleich uns alles bewies, daß die Insel bewohnt war; denn wir erblickten die leerstehenden Hütten und sahen Fischernetze, die noch vor kurzem gebraucht worden waren. Wir vermutheten, die Piraten seien auch

hier gelandet, und hätten mit noch größerer Grausamkeit als zu Fakaafo schonungslos die ganze Bevölkerung in die Gefangenschaft geführt. Später erfuhren wir jedoch, daß die Bevölkerung nicht, wie wir meinten, in die Sklaverei gebracht worden war, sondern sich vielmehr auf einer kleinen unbewohnten Insel verborgen hatte. Beim ersten Erblicken unseres Schiffes hatten sie uns für Piraten gehalten und die Flucht ergriffen.

„Im Laufe desselben Jahres (1863) sahen wir zu Samoa einige Bewohner dieser Insel Nukunono. Einst hatte Msgr. Bataillon auf die Nachricht, die Hungersnoth verwüste den kleinen Archipel von Tokelau, ein Schiff gemiethet und einige der Hungerleidenden nach Wallis gebracht, wo die christliche Liebe ihnen zu Hilfe kam. Einer dieser freiwilligen Auswanderer war in sein Vaterland zurückgekehrt, hatte seine Landsleute über die neue Religion unterrichtet, so gut er es verstand, und sie besonders gelehrt, den Rosenkranz zu beten. Das Verlangen nach der Taufe bemächtigte sich ihrer, und trotz aller Hindernisse entschlossen sie sich, einen katholischen Priester aufzusuchen. Ihr Unternehmen war ein schwieriges, um nicht zu sagen tollkühnes. 450 km trennten sie von Samoa, welches sie noch niemals besucht hatten und von dessen Lage sie nur höchst ungenau unterrichtet waren. Auch hatten sie keine anderen Ueberfahrtsmittel als ihre Pirogen aus Baumstämmen, die sie mit Hilfe von Feuer und Muscheln ausgehöhlt hatten. Aber ihr Vertrauen bildete ihren Compaß. Während der ganzen Fahrt ließen sie nicht ab, den Rosenkranz zu beten, und ihr Gebet war nicht unnütz. Mit ihren ausgehöhlten Baumstämmen, welche tausendmal statt einmal hätten untergehen müssen, kamen sie zu Sawaii, einer der Fischer-Inseln, an und wurden von dort nach Apia geleitet.

„Wie groß war nicht mein Erstaunen und meine Verwunderung, und wie dankte ich Gott bei der Nachricht von dieser wahrhaft wunderbaren Reise! Wir beeilten uns, den Unterricht dieser Neophyten zu vollenden, und konnten sie bald gut vorbereitet zur heiligen Taufe und den übrigen Sacramenten zulassen. Bei der ersten Gelegenheit dann kehrten sie auf ihre Insel zurück; doch wollten wir sie nicht wieder ihre ausgehöhlten Baumstämme besteigen lassen, die wir vielmehr zu Apia als ein Denkmal ihres Glaubens bewahren, sondern konnten sie einem solideren Schiffe anvertrauen.



Haus der Schwestern zu Apia. (S. 237.)

„Diese Umstände bestimmten uns, wenigstens Katechisten, da wir keine Priester zur Verfügung hatten, nach den Inseln von Tokelau zu schicken. Es war dieses für die Katechisten ein schweres Opfer. Sie mußten sich selbst zur Verbannung verurtheilen und obendrein mit einer kargen Nahrung vorlieb nehmen; denn es gibt dort weder Yamswurzeln, noch Taro, noch Kawa; die beständige Nahrung bilden Kokosnüsse und nicht einmal frische, sondern meist eingetrocknete, welche nichts als eine ölige Substanz enthalten, und welche die Samoaner daher nur zum Mästen ihrer Schweine verwenden.

„Allein das war nicht das größte Opfer; an körperliche Beschwerden gewöhnt man sich, dagegen sind die Entbehrungen, welche die Seele zu tragen hat, viel schwerer. Die Katechisten, welche nach Tokelau gingen, mußten auf den Empfang des Bußsacramentes und der Eucharistie, welche doch der Seele so viel Kraft und Trost geben, verzichten, ja mußten sogar noch darauf gefaßt sein, auch in der Todesstunde den Beistand eines Priesters zu entbehren. Allein unsere Katechisten brachten großmüthig diese nicht geringen Opfer, um andere Seelen zu retten. Im Jahre 1868 reisten also zwei tüchtige Männer nach Tokelau und blieben dort, um diesem Volk die Botschaft des Heiles zu bringen, bis ein Missionär kommen könnte. Erst nach vier Jahren war es mir möglich, meinen Besuch auf dem Archipel zu erneuern.

„Ich kam zuerst nach Fakaafo. Als wir uns dem Ufer näherten, sah ich einen Mann sich ins Meer stürzen. Bald erreicht er jene Oeffnung in den Klippen, durch welche das Schiff in den Hafen einfahren muß. Er schwimmt mit Kraft, begrüßt

mich mit seiner Hand, und ich höre ihn mit lauter Stimme rufen: ‚Gelobt sei Jesus Christus! Siehe, da ist der Vater, der zu uns kommt.‘ Da erkenne ich, daß es der Katechist Matuleno ist, und ich beeile mich, ihm den Segen zu geben, den er so ungeduldig erwartet. Ich fand die Insel zur Hälfte bekehrt; das Korallen-Götzenbild war verschwunden, und die Kinder wußten den Katechismus. Ich bereitete sie auf die heiligen Sacramente vor, errichtete einen Altar in der Hütte des Katechisten, und am folgenden Morgen stieg zum erstenmal der liebe Heiland auf diesen Theil Oceaniens herab, den ein Australier für ihn erobert hatte. Alle Neophyten hatten sich schon lange danach gesehnt, der heiligen Messe beizuwohnen und die heilige Communion zu empfangen, da ihnen der Katechist so oft von diesen beiden großen Gnaden gesprochen hatte.

„Ich konnte mich nur zwei Tage unter diesen neuen Kindern der Kirche aufhalten. Ich war Passagier auf einem Schiff, auf dem ich ein Brett als einzige Lagerstätte, Schiffszwieback und gesalzenes Fleisch als einzige Nahrung und etwas schlechtes Wasser zum Trinken hatte, und das alles kostete 500 Franken! Ebenso mußte ich mich dem Willen des Capitäns fügen, der die Stunde der Ankunft und Abreise bestimmte und natürlich in seinem Interesse möglichst rasch seine Reise beendigen wollte.

„Am zweitfolgenden Tage landeten wir an der Insel Nukunono (vgl. untenstehendes Bild). Dieses Mal fand ich hier nicht die Oede, die mir bei meiner ersten Reise das Herz zusammengeschnürt hatte. Allerdings eilte nicht eine große Menge bei meiner Ankunft herbei, denn die Insel zählt nur 80 Einwohner; aber alle sind Christen, und alle hatten sich auf die Ankunft des Bischofes vorbereitet. Sowohl auf Nukunono wie auf Fakaafo können alle Kinder lesen, was man wohl selbst von den civilisirtesten Städten Europa's nicht sagen darf. Alle können auch die Sprache von Samoa schreiben, die für sie die Religionssprache ist, weil die Gebetbücher und Katechismen in dieser Sprache gedruckt sind. Eines Tages warf ich einen Katechismus unter eine Gruppe Kinder,

Ankunft des Dampfers in Nukunono.

indem ich sagte: ‚Wer ihn bekommt und lesen kann, kann ihn für sich behalten.‘ Alle stürzten sich darüber, und das erste Kind, welches ihn aufgriff, öffnete ihn aufs Gerathewohl und las ohne Anstoß. Ich warf einen andern Katechismus unter sie, und der glückliche Besitzer kam, um ebenso gut wie der erste etwas vorzulesen. Ich machte den Versuch zum drittenmal mit ebenso glücklichem Erfolg. ‚Bischof,‘ sagte mir dann der Katechist, ‚hast du noch viele Bücher? Schau und zähle! Wenn du allen, die lesen können, ein Buch geben willst, mußt du so viel vertheilen, als Kinder hier sind.‘ Auf so viel Wissenschaft war ich nicht gefaßt, und ich mußte versprechen, bei dem nächsten Besuch allen diesen fleißigen Kindern ein Buch mitzubringen.

„Die Reise von Samoa nach dem Tokelau-Archipel erfordert gewöhnlich einen Monat. Im Jahre 1873 habe ich sie auf einem französischen Schiffe schneller gemacht. P. Gavet begleitete mich bei diesem Besuche. Die Neophyten waren sehr erfreut über die Pracht, die wir bei den kirchlichen Ceremonien entfalteten. Der Commandant ließ zu Ehren des Königs einen Kanonenschuß abfeuern, der denselben ebenso sehr erschreckte als er ihm schmeichelte. Der arme König! Niemals hatte er ein solches Fest gesehen, und sein Königreich, dessen ganzer Reichthum Kokosbäume waren, erlaubte ihm auf diesen königlichen Gruß nicht viel zu erwiedern. Aber er ist doch jetzt Christ, und das ist der größte königliche Schatz.“

VIII. Ein Blutzeuge der Südsee.

Auf unserer Reise „Durch Asien“ (II, 232 ff.) erzählten wir kurz das Leben und den Martyrtod des ersten seliggesprochenen Blutzeugen China's, des seligen Lazaristen J. Gabriel Perboyre, welcher am 10. November 1889 von Leo XIII. auf die Altäre erhoben worden. Nur acht Tage später, am 17. November, sprach unser Heiliger Vater auch den ersten Blutzeugen der Südsee, den Maristenpater Peter Maria Alois Chanel, selig. Wir dürfen daher das Gebiet Central-Oceaniens, das wir soeben durchschifften, nicht verlassen, ohne das Lebensbild dieses glorreichen Martyrers dem Auge unseres Geistes vorzuführen, während unser Schiff die weite Wasserwüste durchrauscht, welche die Inselgruppen Mittel-Oceaniens von den Sandwich-Inseln trennt. Vernehmet also, wie der Selige sich zum Kampfe vorbereitet, wie er den Kampf bestand und den glorreichen Sieg errang!

1. Die Vorbereitung zum Kampfe.

Peter Maria Alois Chanel war geboren am 12. Juli 1803 in Potière, einem kleinen zu Cuet gehörigen Weiler, in der Pfarrei von Montrevel, Diöcese Belley, im Departement Aisne, als das Kind einfacher, schlichter Landleute. Peter war der Name, den er in der heiligen Taufe erhielt. Den Namen Maria fügte er später hinzu, als er vernahm, daß seine fromme Mutter ihn bereits vor seiner Geburt der lieben Mutter Gottes aufgeopfert. Aus besonderer Verehrung zum hl. Aloysius, an dessen Festtag Peter gefirmt wurde, wollte er auch diesen Namen zu dem seinigen machen. Sieben Jahre alt, übernahm der schmächtige, aber sehr geweckte und muntere Knabe die Hut der kleinen Schafheerde seines Vaters. „In aller Herrgottsfrühe“, so erzählt er später selber, „stand ich jeden Morgen auf. Während meine gute Mutter mir die Hirtentasche umhing, die ihre Liebe stets mit etwas Gutem zu füllen wußte, fragte sie mich immer: ‚Peter, hast du auch dein Morgengebet schon verrichtet?‘ Dann umarmte sie mich, ermahnte mich, brav zu sein, und fröhlich zog ich hinaus, gefolgt von meinem treuen Hündlein. Das arme Thier war nicht sehr munter, war aber dafür vortrefflich abgerichtet, und ich konnte mich mit ihm getrost in die Hut der Heerde theilen.“

Schon von seiner zarten Kindheit an hatte die fromme Mutter dem Knaben eine innige Andacht zur allerseligsten Jungfrau eingepflanzt, die den Seligen während seines ganzen Lebens auszeichnete und wie ein schützender Engel begleitete. Nie kehrte er von den Halden und Fluren heim, ohne ein duftiges Sträußlein zu sammeln und daheim zu den Füßen des Muttergottesbildes niederzulegen, vor welchem er sein Morgen- und Abendgebet zu verrichten pflegte.

Große Sorge machte es ihm, als er mit acht Jahren zum erstenmal beichten sollte. Um sich zu versichern, daß er ja nichts vergessen, ging er zuerst bei seiner Mutter beichten. „Das ist alles, Mutter, was ich finden konnte; bitte, sag mir doch, ob ich nichts ausgelassen; du weißt ja besser, was ich alles gethan habe.“

Während der Wintermonate besuchte er täglich die weit entlegene Dorfschule in Saint-Didier. Sobald der Frühling kam, ging es wieder auf die Weide. Hier saß er eines Tages bei seinen Schafen, als der würdige Pfarrer von Cras, M. Trompier, des Weges vorüberkam. „Wie heißest du, Kleiner?“ — „Peter Chanel.“ — „Wie alt bist du?“ — „Neun und ein halbes Jahr.“ — „Wo gehst du in die Schule?“ — „In Saint-Didier.“ — „Was weißt du denn schon?“ — „Nicht sehr viel.“

Herr Trompier hatte es sich zur besondern Aufgabe gemacht, talentvolle und gut veranlagte Knaben um sich zu sammeln und in der kleinen Lateinschule, die er in seinem Pfarrhaus eingerichtet, zum priesterlichen Berufe heranzubilden. Der muntere, artige Knabe, dem die reinste Unschuld aus den lebhaften Augen schaute, gefiel ihm. Er nahm also Rücksprache mit den Eltern, und freudig gingen diese auf seinen Vorschlag ein, den Kleinen auf seine Kosten studiren zu lassen.

So finden wir denn Peter bald darauf in der kleinen Pfarrschule in Cras, wohin die Familie Chanel inzwischen übergesiedelt war.

Peter wurde durch seinen Fleiß, seine Frömmigkeit und seinen muntern Sinn sehr bald der Liebling des würdigen Pfarrers, der von dieser Zeit an „dem Blümchen seiner kleinen Heerde“, wie er Chanel später zu nennen pflegte, eine ganz besondere Sorgfalt zuwandte. Mit $13\frac{1}{2}$ Jahren empfing Peter die erste heilige Communion; mit welch ungewöhnlichem Ernste und Verständniß für sein Alter, zeigen die folgenden Lebensregeln, die er an jenem Tage niederschrieb. „Von jetzt an“, so heißt es da, „darf ich kein Kind mehr sein, dem man in vielen Dingen seine Fehler und seine Flatterhaftigkeit nachsieht. Ich muß fortan verständiger sein und mehr als ein Christ leben. Was ich vor allem fliehen muß, ist die Sünde. Ich will also alles thun, um mich davor zu bewahren. Ohne die Hilfe Gottes ist es aber nicht möglich, die Sünde zu meiden und tugendhaft zu sein. Ich muß also viel und recht inständig beten. Zur heiligen Beicht und Communion will ich in Zukunft so oft gehen, als mein Beichtvater es bestimmen wird. Ganz besonders will ich die Mutter Gottes recht von Herzen lieb haben. Täglich werde ich den Rosenkranz beten, um sie zu ehren und ihres Schutzes mich zu versichern. Ich will auch wo möglich an all ihren Festtagen communiciren. Sorgsam muß ich allen Streit und Zank mit meinen Kameraden zu vermeiden suchen und sie wie Brüder lieb haben. So oft ich für meine kleinen Vergnügungen Geld erhalte, will ich dasselbe mit den Armen theilen.“

Diese Vorsätze blieben keineswegs bloß auf dem Papier. Obschon Peter sein ihm angeborenes, munteres, frisches Wesen beibehielt, trat doch von dem Tage an eine auffallende Aenderung ein und zeigte sich eine Reife und namentlich ein ernstes Pflichtgefühl in seinem ganzen Benehmen, die seinem väterlichen Freunde den größten Trost bereiteten.

„Wir waren“, so erzählt Abbé Bouvard, Chanels damaliger Mitschüler, „recht leichtsinnige Bürschchen. Wenn aber Chanel unter uns erschien, dann mußte manch Schelmenstückchen, das wir vorgehabt, unterbleiben.“ Sobald etwas gegen die Vorschriften des

Herrn Trompier verstieß, blieb er unerbittlich, so fröhlich und willfährig er sonst auch war. Einst wollten die jungen Studentchen in der Reyssouze baden gehen, was ihnen der Herr Pfarrer streng verboten hatte. Umsonst suchten sie Chanel zum Mitgehen zu bewegen. „Der Herr Pfarrer hat's verboten", war seine Antwort. — „Aber er wird's ja nicht erfahren." — „Thut nichts; Gott sieht uns, das ist mir genug."

War der Pfarrer abwesend, so mußte Chanel ihn bei dem öffentlichen Abendgebet in der Kirche ersetzen. „Das wird sicher ein Geistlicher," sagten die Leute, wenn sie ihn so andächtig und gesammelt vorbeten und aus dem Leben der Heiligen vorlesen hörten. Sein lebendiger Glaube an den im heiligsten Sacramente verborgenen Heiland ließ ihn jedes Kreuzzeichen, jede Kniebeugung mit der größten Ehrfurcht verrichten. Einst belustigte sich während der Katechese ein kleiner Nachbar damit, die anderen mit Weihwasser zu bespritzen. Da ergriff ihn Peter beim Arm und gebot ihm mit einem ernsten Blicke Einhalt. „Es ist ja bloß zum Spaß", meinte der Uebelthäter. — „Man darf mit heiligen Dingen keinen Spaß treiben", erwiederte Chanel. Nie ging er an einer Kirche vorüber, ohne sein Käppchen abzunehmen. Dasselbe that er, so oft er einem Priester begegnete oder sein Weg ihn an einem Heiligenbild oder einem Crucifix vorbeiführte.

An Vorabenden von Festen fand man ihn immer in der Kirche, wo er dem Küster half, das Heiligthum auszuschmücken, eine Arbeit, die auch späterhin immer zu seinen Lieblingsgeschäften gehörte.

Als er etwa 15 Jahre alt war, überfiel ihn plötzlich eine unerklärliche Trostlosigkeit, die ihm einen solchen Ekel am Studiren einflößte, daß er sich entschloß, heimlich zu entfliehen. Als er über den Hof schritt, begegnete ihm die Lehrerin an der Mädchenschule, die sich für den musterhaften Studenten stets sehr interessirt hatte. „Ei, Peter, wohin denn so eilig?" — „Ich gehe fort, ich kann nicht länger hier bleiben." — „So, hast du die liebe Mutter Gottes auch vorher um Rath gefragt?" Peter schwieg verlegen mit gesenkten Augen. „Nun gut, Peter, ehe du gehst, versprich mir eines. Dort ist die Kirche; gehe hin und frage erst die liebe Mutter Gottes." Peter gehorchte. Nach einer Weile kehrte er freudestrahlend zurück, schwang seine Bücher in der Luft und rief: „Ich bleibe, ich bleibe!"

Die Versuchung war in einem Augenblicke verschwunden, und nie vergaß er es der lieben Mutter Gottes, daß sie ihm in einer Stunde, welche für ihn so verhängnißvoll werden konnte, ihre schützende Hand gereicht.

Mit 16 Jahren trat Chanel in das Kleine Seminar von Meximieux. In den heiligen Exercitien, welche das Schuljahr eröffneten, schrieb er sich folgende Lebensregeln nieder:

„1. Jeden Tag während des folgenden Monats will ich den Psalm ‚Lobet den Herrn, alle Völker' und ein ‚Unter deinen Schutz und Schirm' beten, um Gott für die große Gnade dieser Exercitien zu danken und um durch die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau die Gnade zu erlangen, ihre Frucht treu zu bewahren.

„2. Vor allem will ich es mir angelegen sein lassen, alle Vorschriften der Hausordnung ohne Ausnahme pünktlich zu beobachten, indem ich in ihnen den Ausdruck des göttlichen Willens mir gegenüber erkenne.

„3. Beim ersten Ton der Glocke will ich des Morgens beim Aufstehen dem lieben Gott sogleich mein Herz und alle Handlungen des Tages durch die Hände der allerseligsten Jungfrau aufopfern.

„4. Ich will alle meine Gebete, sowohl die längeren wie auch die ganz kurzen, im Geiste des Glaubens recht sorgfältig verrichten. Der heiligen Messe, zumal an den Tagen, wo die Kirche ihre Anhörung zur Pflicht macht, will ich so aufmerksam wie möglich beiwohnen. Doch soll auch an den anderen Tagen der Gedanke, daß ich dazu nicht verpflichtet bin, in keiner Weise mich veranlassen, mir geringere Mühe zu geben.

„5. Die Schulaufgaben zu Hause und in der Klasse will ich genau und pünktlich machen. Sollte ich je eine unterlassen, so will ich den Grund davon meinem Professor in aller Offenheit mittheilen.

„6. Meinen Lehrern will ich ohne Ausnahme mit aller Hochachtung begegnen, meine Mitschüler mit wahrhaft christlicher Nächstenliebe lieben.

„7. Ich will nicht über drei Wochen verstreichen lassen, ohne zu beichten, und noch öfters zur Beicht gehen, falls mein Gewissen mir etwas vorwirft.

„8. Monatlich werde ich diese Vorsätze einmal durchlesen und mir zur Sühne für die begangenen Fehler eine Buße auferlegen."

Die trefflichen Zeugnisse, die seinen guten alten Pfarrer mit Stolz und Freude erfüllten, bewiesen, daß er diesen Vorsätzen treu geblieben. „Das Interesse, das ich an dem jungen Chanel nehme," so schrieb Herr Trompier an den Obern der Anstalt, Abbé Loras, spätern Bischof von Dubuque in Nordamerika, „hat die Befriedigung, mit welcher ich sein erstes Zeugniß las, verdoppelt. Das liebe Kind wird, so hoffe ich, fortfahren, Ihren und meinen Trost auszumachen. Ich zweifle nicht, daß er zum Priesterthum berufen ist. Es ist eine Seele von ganz außergewöhnlicher Reinheit und Lenksamkeit. Ich bin ganz glücklich darüber, ihn in so guten Händen zu wissen. Ersparen Sie ihm nur ja nichts, weder Ermahnungen noch Strafen, falls es nöthig sein sollte. Ich gebe Ihnen darin volle Freiheit." Glücklicherweise bedurfte es solcher Mittel nicht.

Sein Eifer in den Studien, der ihm in Verbindung mit seinem guten Talent stets die ersten Plätze sicherte, seine ungeheuchelte, einfach-herzliche Frömmigkeit, sein artiges, friedliebendes, höfliches Betragen, das er selbst dem kleinsten Mitschüler gegenüber an den Tag legte, machten Chanel nach kurzer Zeit zum Liebling nicht bloß seiner Lehrer, sondern auch seiner Mitstudenten.

Seitdem er einstimmig zum Präfecten der Marianischen Sodalität gewählt worden war, gewann diese so segensreiche Einrichtung einen ganz neuen Aufschwung und einen Einfluß, den sie bislang nie gehabt. Seine große, innige Andacht zu Maria ließ ihn dieselbe auffassen als das, was sie auch sein soll, eine Art Apostolat zu Ehren der reinsten, heiligen Gottesmutter. Einst schnitt er sich durch einen Zufall in seinen Finger. Sofort ergriff er die Feder und schrieb mit seinem Blute die Worte nieder: „Maria lieben und machen, daß sie geliebt werde." Das war seine Devise und blieb es sein Leben lang.

Durch sein musterhaftes Betragen und einen Zug von Festigkeit in seinem Charakter gewann er großes Ansehen unter den Studenten und benützte diesen Einfluß, um die Aufgabe der Marianischen Sodalität, die nach seiner Auffassung mehr als eine bloß äußere Andachtsübung sein sollte, zu fördern. Entschieden trat er in den Rathsversammlungen gegen die Mißbräuche auf, die er bemerkte, und erklärte freimüthig, es helfe wenig, den ehrenvollen Titel eines Congregansten zu tragen, wenn demselben nicht auch ein größerer Eifer in den Studien und eine wahre Frömmigkeit entspreche. Weiterhin gewann er einige der Congregansten für

den Plan, täglich nach dem Mittagessen einen kurzen Besuch beim Allerheiligsten zu machen. Allmählich fanden sich mehr und mehr dabei ein, bis die Uebung schließlich eine allgemeine wurde. Mehr als einmal kam es in Fällen von Widersetzlichkeit vor, daß ein ernstes kameradschaftliches Wort aus seinem Munde mehr erreichte, als alle Ermahnungen der Lehrer. Was ihm diese Achtung erwarb, war außer dem guten Beispiele die herzliche Theilnahme und Dienstbeflissenheit, die er jedem, auch dem letzten, bewies. War einer krank, so erkundigte er sich theilnehmend täglich nach seinem Befinden; sah er einen traurig oder muthlos, so suchte er durch ein freundliches Wort ihn aufzurichten. Schon damals war der Gedanke an die auswärtigen Missionen in ihm sehr lebhaft. Er war bereits im Pfarrhaus von Cras durch die Lectüre der Lettres édifiantes — einer Sammlung von Briefen alter Jesuiten-Missionäre — angeregt worden und gewann jetzt neue Nahrung durch den freundschaftlichen Umgang mit zweien seiner Mitschüler, die, vom selben Verlangen getragen, sich öfters mit ihm darüber unterhielten. Als vierter gesellte sich ihnen der Obere Abbé Loras bei, der in den jungen Leuten diese edle Begeisterung wachhielt, welche ihn selbst schon lange beseelte.

Wir übergehen die folgenden Jahre der unmittelbaren Vorbereitung auf die heilige Priesterweihe, die Chanel in dem Großen Seminar von Brou in weihevoller Zurückgezogenheit zubrachte. Dilectus Deo et hominibus, „geliebt von Gott und den Menschen", faßt einer seiner Mitschüler die Erinnerungen aus jener Zeit kurz und treffend zusammen.

Am 15. Juli 1827 empfing Chanel die heilige Priesterweihe. Jubelnd führte ihn der gute alte Herr Trompier nach Cras, wo das ehemalige fromme Studentlein unter freudiger Betheiligung der ganzen Pfarrei die erste heilige Messe feierte.

Chanel hatte seine Mitprimizianten zu einer Art geistiger Verbrüderung vereinigt, die sich zur Beobachtung der von ihm entworfenen Lebensregeln verpflichtete. Außer der gegenseitigen Förderung durch Gebet und brüderliche Zurechtweisung wurde namentlich wieder die Andacht zu Maria und deren Verbreitung, die tägliche Betrachtung, die jährlichen heiligen Exercitien und der Entschluß betont, täglich einige Zeit dem Studium der Heiligen Schrift und der Theologie zu weihen. Bald nach seiner Priesterweihe erhielt Chanel die Vikarstelle von Ambérieux. Der ungewöhnliche Erfolg, den sein Eifer und sein leuchtendes Tugendbeispiel hier erzielten — eine seiner ersten Bemühungen war die Einführung der Maiandacht gewesen —, veranlaßten den hochw. Bischof, dem jungen Priester bereits im folgenden Jahre Crozet, eine der schwierigsten Pfarreien seines Bisthums, anzuvertrauen. Der alte Pfarrer von Ambérieux, dessen rechte Hand Chanel geworden, hielt diese Ernennung längere Zeit verborgen, um insgeheim eine Verfügung rückgängig zu machen, welche ihm seinen ausgezeichneten Vikar entriß. Es half aber nichts, und am 1. September 1828 zog Chanel in Crozet, unweit von Genf gelegen, ein. Hier hatte der Calvinismus traurige Verheerungen angerichtet. „Bei der Ankunft des Abbé Chanel", so schrieb im Jahre 1841 ein älterer Herr aus der Gemeinde, „befand sich unsere Pfarrei in einem erbarmungswürdigen Zustande. Die Beichtstühle standen verlassen, die Kirche blieb selbst an Sonn- und Festtagen fast leer; viele arbeiteten wie an Werktagen, die meisten gingen zum Tanz und in die Wirthshäuser. Die Kinder, sich selbst überlassen, wie sie waren, dachten nur an Vergnügen und lernten nur Böses. Zwar hatten wir einen Pfarrer, der gelehrt war und auch guten Willen hatte, aber mit so unklugem Eifer vorging, daß er in kurzer Zeit es mit der Gemeinde gründlich verdorben hatte. Kein Mensch wollte etwas von ihm wissen, und es wurde Bittschrift auf Bittschrift an den Bischof gesandt, damit der unliebsame Geistliche entfernt werde. Der Bischof von Belley ging wirklich auf diese Klagen ein. Wie gut ist Gott! Statt uns zu bestrafen, gab er uns als Pfarrer den Abbé Chanel. Er war noch nicht lange hier, und schon kannte man die Pfarrei nicht wieder."

Das erste, was Chanel that, war, die unglückliche Gemeinde unter den Schutz der Himmelskönigin, des Heiles der Kranken, zu stellen. Stundenlang lag er auf den Knien vor dem Tabernakel und vor dem Bilde U. L. Frau. Auf einer Wallfahrt zum Grabe des hl. Franz von Sales flehte er um dessen Geist der Sanftmuth und Liebe, der einst so große Wunder der Bekehrung gewirkt. So gestärkt, begann er seine schwierige Aufgabe. Er ging von Haus zu Haus, selbst in die calvinischen Familien, und suchte vor allem das Vertrauen der Leute zu gewinnen. Seine edle priesterliche Erscheinung, seine Herzensgüte, die aus jedem Wort und jedem Blicke sprach, öffneten ihm rasch aller Herzen. Nun sammelte er die Kinder, verschaffte den Knaben einen tüchtigen christlichen Lehrer und vertraute die Mädchen einer Schwester der Vorsehung an, welche bald darauf in der Schwester des Seligen eine geschickte und eifrige Gehilfin fand. Mit Recht erkannte der neue Pfarrer als die Hauptursache der Verwilderung die große religiöse Unwissenheit. Darum hielt er nicht bloß regelmäßig Katechesen für die Kinder, sondern predigte in seiner einnehmenden, herzlichen Weise zweimal jeden Sonntag, wobei er, ohne die Schäden direct anzugreifen, die entsprechenden christlichen Grundsätze klar und eindringlich entwickelte. Sein echt priesterlicher Wandel, seine aufopfernde Liebe zu den Kranken und seine grenzenlose Freigebigkeit gegen die Armen thaten das Ihrige, um seinem Worte Eingang zu verschaffen. Seine gute Haushälterin war oft in halber Verzweiflung, weil alles Geld, alle Vorräthe, selbst die fast unentbehrlichsten Stücke seines Kleidervorrathes der Reihe nach in die Hände der Armen wanderten, da es sein fester Grundsatz war, nie einen unerhört von seiner Thüre ziehen zu lassen.

„Herr Pfarrer, ich kann Ihren Wintermantel gar nicht finden; jeden Tag verschwinden einige weitere Kleidungsstücke." — „So?" erwiederte der Pfarrer, „nun, Gott wird dafür sorgen, daß sie nicht verloren gegangen." Mehr als einmal wurde er schändlich hintergangen, was aber seine Freigebigkeit nicht mindern konnte.

Einer der ärgsten Gegner seines Vorgängers war M. Girod, der Bürgermeister des Ortes, ein vornehmer, gebildeter Herr, aber ohne Religion und Glauben. Chanel verstand es, durch sein zuvorkommendes, liebevolles Wesen ihn so vollständig zu gewinnen, daß er nicht bloß wieder ein überzeugungsvoller Katholik, sondern eine der Hauptstützen des Pfarrers wurde. Ganz begeistert schrieb derselbe nicht lange nach Chanels Ankunft an den Bischof: „Ich danke Ihnen von Herzen, daß sie uns einen so ausgezeichneten Pfarrer geschenkt. Sie haben in ihm den Eifer und die milde Sanftmuth des hl. Franz von Sales in unserer Mitte wieder aufleben lassen."

Durch fromme Bruderschaften vom heiligsten Altarssacrament, vom heiligen Rosenkranz u. a. sammelte er die besseren Elemente, die dann als guter Sauerteig die übrige Masse allmählich durchdrangen. Nachdem so der Boden hinlänglich vorbereitet war, ließ er eine Volksmission halten, die einen völligen Umschwung herbeiführte. Nun war es ihm ein leichtes, auch seine übrigen Pläne zu verwirklichen. Bald erhob sich an Stelle des elenden, feuchten Kirchleins ein würdiger Gottesbau, eine der schönsten Dorfkirchen der Diöcese. Dann kamen die kirchlichen Andachten, die Frohn-

leichnamsprocession u. s. w. wieder in Aufschwung, kurz, das Angesicht der Erde hatte sich nach wenigen Jahren völlig erneuert.

So reiche Nahrung aber auch Chanel für seinen Eifer hier fand, der Gedanke an die auswärtigen Missionen hatte ihn nie verlassen. Da er noch Vikar in Ambérieux war, traf ihn einst jemand dabei an, wie er eben nach seiner Gewohnheit seine Kleider selber flickte. Da der Fremde sich darüber verwunderte, gab ihm der Selige lächelnd zur Antwort: „Was wollen Sie; man muß von allem etwas verstehen. Wenn ich einmal als Missionär bei den Wilden bin, werde ich wohl auch mein eigener Schneider sein müssen."

Durch die Lectüre der „Annalen der Glaubensverbreitung" erhielt seine stille Sehnsucht immer wieder neue Nahrung. In Verbindung damit stand der Entschluß, sich einem religiösen Orden anzuschließen. Wiederholt hatte er seine Bitten dem Bischof vorgelegt, der aber nicht geneigt war, einen seiner besten Priester ziehen zu lassen. Dafür suchte Chanel auch als Pfarrer sein Leben soviel als möglich nach den Vorschriften der religiösen Vollkommenheit einzurichten. Er entwarf sich eine feste, geregelte Tagesordnung, indem er der Betrachtung, der geistlichen Lesung, der Gewissenserforschung, den täglichen Besuchen des heiligsten Altarssacramentes und seiner Herzensandacht zur allerseligsten Jungfrau eine bestimmte Stunde zuwies. Jeden Monat wußte er einen Tag zu gewinnen, an dem er sich so viel als immer möglich von allen anderen Beschäftigungen zurückzog, um in der Betrachtung der ewigen Wahrheiten und einer strengen Erforschung all seiner Pflichten sich geistig zu verjüngen.

Der selige Peter Maria Alois Chanel.

Mit kindlichem Gehorsam unterstellte er sich der Leitung eines ehrwürdigen Geistlichen, der sein Vertrauen gewonnen hatte. Um nicht durch äußere Fehler und unbewußte Sonderbarkeiten anzustoßen, bat er von Zeit zu Zeit einige angesehene und verständige Bürger seiner Gemeinde, ihm in aller Offenheit zu sagen, ob sie etwas Mißliebiges in seinem Benehmen wahrgenommen. Sein Schlaf war auf das Nothwendigste beschränkt, sein Bett hart und unbequem, sein Mahl, wenn er nicht Gäste hatte, die reichlich zu bewirthen seine Freude war, einfach, ja kärglich. Seinen Leib hielt er durch strenge Bußübungen in Zucht. Außer an den kirchlich vorgeschriebenen Tagen fastete er überdies jeden Freitag und an allen Vorabenden von Muttergottesfesten. Seine Strengheit benahm ihm aber nichts von seiner ungezwungenen Freundlichkeit und Umgangsgabe, die ihn allen, welche in Berührung mit ihm kamen, so liebenswürdig machte.

„Sein Leben," so schreibt von ihm Msgr. Devin, sein Bischof, „war das Vorbild echt priesterlichen Wandels für alle, zumal durch seine innige, wahre Frömmigkeit, seinen glühenden Seeleneifer, seine unwandelbare Sanftmuth und Milde." „Er war ein Mann," so lautet ein anderes Zeugniß eines Bischofs, „mit einem Herzen von Gold, der Glaubenseinfalt eines Kindes, den Sitten eines Engels."

Endlich nach langen, vergeblichen Bitten erhielt Chanel die ersehnte Erlaubniß, dem klar erkannten Rufe Gottes zu folgen. Seine große Andacht zu Maria hatte seine Augen auf eine noch junge religiöse Genossenschaft gelenkt, die im Jahre 1815 zu den Füßen des Gnadenbildes U. L. Frau von Fourvières in Lyon ihren Anfang genommen und den Namen trug, der ihm seit früher Kindheit so theuer war. Es war die Gesellschaft Mariä, die damals noch nicht canonisch bestätigt war, aber durch Pius VII. in ihrem segensreichen Wirken freundlich ermuntert, durch den Erstlingseifer, der neuen Gründungen eigen, ihn anzog.

Vor seiner Abreise in das Kleine Seminar von Belley, dessen Leitung die Maristen übernommen, vertheilte er seine ganze Habe bis auf das letzte Stück Möbel an die Armen seiner Gemeinde und weihte dieselbe an dem letzten Sonntag, der ihn in Crozet sah, in feierlichster Weise der allerseligsten Jungfrau. Mit Schmerz sah die Gemeinde ihn scheiden, und noch lange Jahre blieb das Andenken „des guten, frommen Pfarrers", wie die Leute ihn nannten, lebendig. Sieben Jahre später wollte sein Nachfolger den Verein der Glaubensverbreitung in Crozet einführen, fand aber mit seinem Vorschlag wenig Anklang. Da rief er der Gemeinde von der Kanzel zu: „Wisset ihr denn nicht, daß es sich dabei vornehmlich um die Unterstützung der auswärtigen Missionen handelt, daß also auch P. Chanel dabei betheiligt ist, der weit drüben auf fernem Inselstrande seine Stimme mit der meinigen vereint, um euch um Gebet und Almosen zu bitten?" Da brachen die Zuhörer in lautes Schluchzen aus, und alles wollte nunmehr dem Verein sich anschließen.

Zur Zeit, als Chanel in die Gesellschaft Mariä eintrat, beschränkte sich ihr Wirken auf Volksmissionen für das Landvolk und auf die Leitung von Seminarien. Fünf volle Jahre bekleidete nun Chanel die Stelle eines Professors und Directors des

Kleinen Seminars von Belley; sein sehnlicher Wunsch schien nun erst recht in die Ferne gerückt. Endlich brachte der ihm so theure Maimonat des Jahres 1836 das Breve Gregors XVI., durch welches die Gesellschaft Mariä canonisch bestätigt und ihr als besonderes Wirkungsfeld die schwierige Mission in Oceanien angewiesen wurde. Sofort meldete sich Chanel, und sein Name stand an der Spitze auf der Liste der Missionäre, welche für die neue Mission bestimmt waren. Am 30. Juni 1836 wurde Msgr. Pompallier als erster Apostolischer Vikar von Central-Oceanien vom Cardinal-Präfecten der Propaganda zum Bischof von Maronea i. p. i. geweiht. Am 25. September, dem Feste U. L. Frau vom Loskauf der Gefangenen, fand in Belley unter dem Vorsitz des Bischofs und des neuen Apostolischen Vikars die erste Generalversammlung der Maristen statt. Der hochw. P. J. Cl. Colin ging als Generaloberer aus der Wahl hervor und nahm die Gelübde der kleinen Schaar entgegen. P. Chanel wurde von Msgr. Pompallier zum Provikar, von P. Colin zum Obern der ersten Missionsschaar ernannt und machte als solcher mit Eifer und Umsicht die nöthigen Vorbereitungen.

„Daß Sie mich jetzt verlassen," sagte ihm sein Bischof beim Abschied, „ist der erste Kummer, den Sie mir bereiten. Doch Gott ruft Sie; Sie müssen gehorchen. Die allerseligste Jungfrau, deren besonderer Schützling Sie stets gewesen, wird Sie schützend und tröstend begleiten und über alle Schwierigkeiten siegen lassen." Vor der Abfahrt machte das begeisterte Häuflein noch eine Wallfahrt zu U. L. Frau von Fourvières, wo sie noch einmal sich feierlich ihrem Schutz befahlen und ihre Namen, in goldener Kapsel verschlossen, am Herzen des Gnadenbildes bargen. Am Vorabend von Weihnachten lichtete der „Delphin" in Havre die Anker und führte die Missionäre, die freudig ein Ave, maris stella („Gruß dir, Stern des Meeres") anstimmten, in die hohe See hinaus.

Ein furchtbarer Sturm, der nicht weniger als 30 Fahrzeuge, welche am selben Tage den Hafen verlassen, an die Küste warf, war das erste Erlebniß auf der langen, beschwerlichen Reise. Das Steuerruder wurde theilweise zertrümmert. Verzweifelnd hißte der Capitän die Nothflagge; als Antwort steckte der englische Dampfer, von dem sie Rettung hofften, dasselbe Unglückszeichen aus. Die Lage wurde immer drohender. Chanel warf sich mit seinen Gefährten auf die Kniee, und sie beteten flehend das „Unter deinen Schutz und Schirm" und das Memorare. Endlich in der Nähe der Canarischen Inseln kam ihnen eine Goëlette zu Hilfe und brachte sie glücklich in den Hafen von Santa Cruz de Santiago. Zweiundfünfzig Tage blieb das Schiff hier liegen, bis es wieder flott geworden. Kurz nach Antritt der Weiterfahrt fiel das erste Opfer, P. Bret, der vielgeliebte Jugendfreund Chanels, und wurde feierlich in das kühle Wogengrab gebettet. Mit der schwarzen Trauerflagge am Hauptmast wurde die Linie passirt. Statt der üblichen scherzhaften Wassertaufe fand die Todtenfeier statt, welche auf die Mannschaft, unter der Chanel eifrig gewirkt hatte, einen solchen Eindruck machte, daß fast alle zur Beicht und bei der Landung in Valparaiso zum Tische des Herrn hinzutraten. — Auf einer englischen Brigg ging es nach anderthalbmonatlicher Rast weiter durch die endlose Wasserwüste des Stillen Oceans. Am 13. September 1837 landete die „Europa" — so hieß das Schiff — auf Mangarewa, der Hauptinsel der Gambier-Gruppe, woselbst die Väter der Picpus-Gesellschaft bereits eine heranblühende Mission gegründet hatten (seit 1834).

In Schaaren drängten sich die christlichen Insulaner zu den neuen Ankömmlingen hinzu, um ihnen die Hand zu küssen und den Segen des Bischofs zu erbitten. „Willkommen, ihr Missionäre; wir sind Christen, katholische, apostolische, römische Christen. Jesus Christus! Jungfrau Maria!" so tönte es von allen Seiten zum Gruße. Den ganzen Tag war Msgr. Pompalliers Hütte umlagert. Am Abend mußte er mit seinen Missionären sich noch einmal zeigen. Sie stellten sich also auf eine kleine Anhöhe, wo sie von allen gesehen werden konnten. Wie groß war ihr Erstaunen, als plötzlich ein ganzer Regen von Kokosnüssen, Bananen und anderen Früchten zu ihren Füßen niederprasselte unter dem freudigen Vivatrufe der Menge! Es war die landesübliche Huldigung. Als sich die Schaaren allmählich verlaufen, hörte man noch lange aus der Ferne ihr lautes gemeinsames Gebet durch die stille Nachtluft schallen. Der Eifer der Neubekehrten, dessen Zeugen die Missionäre hier waren, rührte sie bis zu Thränen und entzündete ihre Begeisterung für das schwere Werk, das ihrer harrte.

In Tahiti war die englische Handelsbrigg am Ziele ihrer Reise. Mit Schmerzen sahen die katholischen Glaubensboten, daß die Methodisten ihnen hier längst zuvorgekommen. Auf einer kleinen Goëlette setzten sie ihre Weiterreise fort. Mr. Stoks, ein englischer Marine-Officier, der auf der Fahrt von Valparaiso her die Missionäre kennen und schätzen gelernt, erbot sich, sie als Capitän in die ihm wohlbekannten Gewässer zu begleiten. Vergebens suchte Msgr. Pompallier auf Vavau, einer der nördlichen Inseln des Tonga-Archipels, festen Fuß zu fassen. Der König schien nicht abgeneigt, wurde aber durch Mr. Thomas, den methodistischen Missionschef, so gegen die neuen Ankömmlinge eingenommen, daß er ihnen befahl, schleunig das Land zu verlassen. „Geht nach Wallis; dort seid ihr die ersten; niemand wird euch hindern", hatte sie Mr. Thomas beschieden. Das war ein liebenswürdiger Rath; denn die Bewohner von Wallis waren ein verrufenes Cannibalenvolk, von deren Appetit nach Menschenfleisch die Abgesandten der Methodisten erzählen konnten. Msgr. Pompallier beschloß indes, einen Versuch zu wagen. Derselbe fiel durch die Vermittlung eines jungen Häuptlings, der mit Mr. Stoks, dem Capitän, von früher her befreundet war, wider Erwarten günstig aus. P. Bataillon durfte mit Bruder Joseph auf der Insel verbleiben, und in der Folge wurde Wallis die erste blühende Mission von Central-Oceanien.

Auf dem Schiffe befand sich ein Engländer, Namens Thomas Boog, der früher längere Zeit in Wallis sich aufgehalten und nun nach Futuna, wo er sich niedergelassen, zurückkehrte. Man legte also bei der Weiterfahrt auf dieser kleinen Insel an, um Mr. Boog ans Land zu setzen. Bei dieser Gelegenheit beschloß Msgr. Pompallier, beim König der östlichen Inselhälfte ebenfalls einen Versuch zu machen. Die mitgebrachten Geschenke stimmten Niuliki so günstig, daß er zu Ehren seiner Gäste ein großes Festmahl veranstaltete, zu welchem sämmtliche Häuptlinge geladen wurden und eine Schaar von Kriegern die nationalen Freudentänze aufführte.

Ermuthigt durch diesen Empfang, bat der Apostolische Vikar um die Vergünstigung einer Niederlassung. Der König war bereit, brachte aber die Frage vor seinen Rath. Auch hier wieder wie auf Wallis sprach sich der erste Minister dagegen aus; die Mehrzahl aber stimmte dafür; „denn", sagten sie, „der Aufenthalt der weißen Männer wird Reichthum ins Land bringen". Es war am 9. November 1837, als P. Chanel von Msgr. Pompallier dessen letzten Segen und die Weisung erhielt, mit Bruder Nizier auf Futuna sich niederzulassen.

Das erste, was sie thaten, war, das kleine Inselland, das wir oben S. 214 ff. ausführlich geschildert, der Königin des Himmels zu

weihen und ihre Arbeit unter ihren besondern Schutz zu stellen. Nicht ganz vier Jahre später wurde der Boden der neuen Heimat vom Blute des Seligen geröthet.

2. Apostolisches Opferleben.

Die Hauptquelle über das stille Opferleben, das der selige Chanel auf Futuna, der einsamen, kleinen Meeresinsel, vier Jahre lang geführt und das schließlich mit dem Martyrium gekrönt wurde, bilden außer den eidlichen Aussagen der christlich gewordenen Insulaner und den Zeugnissen seiner Gefährten, des Bruders Marie Nizier, P. Chevrons u. a. vornehmlich auch die kostbaren Blätter des Tagebuches, welches der Selige nach dem Wunsch der Oberen mit großer Pünktlichkeit bis wenige Tage vor seinem Tode fortführte und dessen zweiter Band noch mit dem Blute des Martyrers geröthet ist. Dieses werthvolle Schriftstück legen auch wir unseren Ausführungen vorwiegend zu Grunde.

Der König Niuliki zeigte sich gegen die Ankömmlinge sehr freundlich, nahm sie als Gäste in seine eigene Wohnung auf und erklärte die Fremdlinge öffentlich als „Tapu". Tapu bedeutet, wie wiederholt erwähnt, eine den Göttern und dem Cult in besonderer Weise geweihte und deshalb unantastbare Sache oder Person. Wehe dem Futunier, der sich an einem Tapu vergreift!

Als Gäste waren die Missionäre gezwungen, sich in die Lebensweise der Hausgenossen zu finden, wie diese mit unterschlagenen Beinen zu sitzen, auf einer Matte am Boden zu schlafen, kurz auf alle Bequemlichkeiten eines civilisirten Lebens zu verzichten. Die königliche Tafel wurde erst gegen 3 und 4 Uhr nachmittags gedeckt. Dies lange Warten und Hungern wurde den Neulingen empfindlich hart; dazu war die Kost durchgehends für einen Europäer unzureichend und wenig einladend. Zu einigen Bananen, Brodbaumfrüchten oder Wurzelgewächsen kamen, wenn es gut ging, zuweilen einige Fischlein, die von den Tischgenossen roh, ja noch lebendig, wie sie waren, verschlungen wurden. Es kostete keine geringe Ueberwindung, den Wilden dies nachzuthun. P. Chanel machte herzhaft den Versuch, „und von da an", so erzählt Bruder Nizier, „sah ich oft genug, wie die Fischlein, deren Kopf er bereits zwischen den Zähnen hatte, ihn noch mit ihren Schwänzen um Kinn und Nase schlugen". Einen andern Leckerbissen bildeten riesige Holzwürmer, die sich in hohlen, verfaulten Bäumen fanden und die ebenfalls lebendig gegessen wurden. Auch an ihnen übte Chanel gleichfalls heroische Selbstüberwindung, während Bruder Nizier es vorzog, weiter zu hungern.

Auch sonst brachte das Zusammenwohnen in der königlichen Wohnung manch lästige Störung und Einschränkung mit sich. So setzte sich eines Tages P. Chanel nichtsahnend mit seinem Brevier auf einen viereckigen Stein, der auf der Terrasse vor der königlichen Wohnung lag, als ihn plötzlich der zornige Ruf des Herrschers von seiner Andacht aufschreckte, und ein drohender Wink eines der Prinzen ihm gebot, den Stein augenblicklich zu verlassen. Er hatte einen Tapu, den heiligen Stein des furchtbaren Fakavelikele, des Gottes, der Unheil bringt, freventlich berührt, was nach dem futunischen Aberglauben einer Herausforderung des Götterzornes gleichkommt. Nur der König darf ungestraft auf diesen Steinen sitzen, die überall an den Versammlungsorten stehen. Solcher und ähnlicher Tapu gab es auf Futuna unzählige. Nahte z. B. ein Fest, so wurden alle Schweine und Hunde als Tapu erklärt, damit der Vorrath beim Festessen ausreiche. Mit Freuden begrüßte P. Chanel das Anerbieten des Königs, ihm eine eigene Wohnung erbauen zu lassen. „Die Hütte," so erzählt er, „welche uns die Eingeborenen errichten halfen, bestand aus nichts anderem als einigen mit Flechtwerk verbundenen Pfählen, die ein Blätterdach trugen." Sie war in der That so einfach, daß die armen Insassen bei Regen kaum einen trockenen Winkel fanden. In dieser Hütte, die in dem schönen Thälchen von Alo, auf der Südseite der Insel, 200—300 Schritte von der brandenden Küste entfernt liegt, wohnten die zwei Missionäre und bereiteten sich still auf ihr schwieriges Werk vor.

Am Feste der Unbefleckten Empfängniß, einen Monat nach seiner Ankunft, las P. Chanel zum erstenmal wieder die heilige Messe, die erste auf diesem einsamen Eilande des Stillen Oceans. Weihnachten kam, und die Missionäre beschlossen, an diesem Tage den ersten öffentlichen Gottesdienst zu halten. Sie gaben dem König zu verstehen, es handle sich um ein großes religiöses Fest der Weißen, und luden ihn und die nächsten Nachbarn zur Feier der Christmette ein. „Am Vorabend", so erzählt Bruder Nizier, „waren wir eifrig mit der Vorbereitung beschäftigt. Unsere Armuth gestattete uns nicht, große Pracht zu entfalten. Zu beiden Seiten des Altares standen in den Boden eingerammte Pfähle, auf deren oberem Ende ein Brettchen festgenagelt saß; das waren unsere Leuchter. Der ganze Altarschmuck bestand aus einigen Streifen Damast und marmorirten Papiers, die übrigens ganz guten Effect machten. Auch einige Lampen hatten wir improvisirt: gehälftete, mit Oel gefüllte Kokosnußschalen, die, an einem Draht befestigt, vom Dache niederhingen. Jedenfalls hatte unsere Kapelle große Aehnlichkeit mit dem Stalle von Bethlehem. Der König konnte den Beginn der Feier gar nicht abwarten. ‚Fängt es bald an?' fragte er ein übers andere Mal. ‚Bald, bald', lautete die Antwort. Endlich kam der ersehnte Augenblick. Vier Kerzen brannten auf dem Altar; die Lichtstöcke rechts und links flackerten lustig auf, und die Lampen warfen ihren hellen Schein. Der Pater, mit der schönsten Albe angethan, trat vor und intonirte das Te Deum, das wir mit vereinten Kräften zu Ende führten. Dann begann die Messe, und wir sangen zusammen Kyrie, Gloria, überhaupt alles, was im Hochamt zu singen ist." Etwa ein Dutzend Eingeborene hatte sich eingefunden und verhielt sich trotz der völligen Neuheit dieses Schauspiels ruhig und ehrfurchtsvoll; nur ein leises, gewiß leicht entschuldbares bewunderndes Flüstern und Murmeln lief durch die Reihen.

Natürlich verbreitete sich die Kunde von dem Fest der beiden weißen Männer rasch über das Eiland, und schon am Morgen kamen von allen Seiten Neugierige, um „das geschmückte Haus" zu sehen. In der Folge fanden sich regelmäßig einige Insulaner beim heiligen Meßopfer ein, das P. Chanel fortan so oft es nur möglich war feierte. „Heute das heilige Meßopfer für die armen Heiden dargebracht", lesen wir hin und wieder im Tagebuch. Es galt nun vor allem, die Sprache des Landes zu lernen. Dies war keine leichte Arbeit, da weder eine Grammatik, noch sonst ein Hilfsmittel zu Handen war. Mr. Thomas Boog, der Dolmetsch und treue Freund der Missionäre, sprach zwar gut futunisch; der Selige aber verstand nur sehr wenig englisch, was den Unterricht sehr erschwerte. „Wir machten dem Pater", so erzählte später Maitala, der älteste Sohn des Königs, „die Bedeutung der Worte durch Zeichen begreiflich, und er schrieb sie nieder und lernte sie auswendig." [1]

[1] Als eine kleine Sprachprobe des Futunischen mag das Ave Maria dienen: Alofa, Malia, ekefonu ite kalasia, eiate koë te aliki, eke manuia koe ite fafine fuape, pea e manuia ia Jesu, ko te fua o tou alo. Magata Malia, kote faë a te atua, keke hufia matoũ a ga hala i te ahonei pea mote a ho o tomatoũ mate. Amen.

Sobald Chanel sich etwas verständlich machen konnte, begann er seine apostolischen Wanderungen durch die Insel. „Vor allem mußte ich", so schreibt er, „darauf denken, die verschiedenen Haushaltungen zu besuchen, Sprache und Sitten des Landes zu studiren, um bald das Evangelium predigen zu können." Seine liebenswürdige Freundlichkeit, die kleinen Geschenke und namentlich die Heilmittel, die er mit glücklichem Erfolge anwandte, erwarben ihm rasch das Zutrauen der Insulaner, die in ihm überdies einen besondern Freund ihres Königs ehrten.

Der Friede, der zur Zeit auf der Insel herrschte, war leider nur ein scheinbarer und von kurzer Dauer. „Der Krieg", so schreibt P. Chanel, „ist überall eine Geißel, aber gewiß ohne Vergleich die furchtbarste, die mein armes Futuna heimsucht. Die Insulaner sind nicht zahlreich und dennoch unaufhörlich in feindliche Parteien getheilt. Hier (in Poi) ist's die Partei der Sieger, über welche Niuliki herrscht, dort (in Sigawe) die Partei der Besiegten, die einem andern König huldigt. Kurz nach unserer Ankunft tödteten letztere einen von der Gegenpartei. Das galt als offene Kriegserklärung. Der Kampfruf ertönte über die Insel hin; jeder verließ sofort seine Hütte und Beschäftigung, um zu seinem Haufen zu stoßen. Diese Zusammenrottungen gehen äußerst rasch vor sich, aus Furcht vor einem unversehenen nächtlichen Ueberfall; denn zuweilen wurden schon in einer einzigen Nacht ganze Thäler verwüstet und alle Einwohner ermordet. Die zwei Parteien beobachteten sich gegenseitig und waren auf ihrer Hut. Es schien aber diesmal noch nicht zur Entscheidung kommen zu wollen, und da ich glaubte, der Krieg werde mit diesen Demonstrationen enden, so benützte ich eine günstige Fahrgelegenheit, um nach Wallis hinüberzufahren." Nur ungern gab der König die Erlaubniß zu dieser Reise. Während der Abwesenheit P. Chanels ließ der König sämmtliche Effecten des Missionärs in seine Wohnung nach Poi hinüberschaffen, wahrscheinlich weil Alo zu nahe bei Sigawe lag und Niuliki besorgte, der Missionär möchte am Ende zur Gegenpartei übergehen. Ueberhaupt wollen wir hier schon bemerken, daß die günstige Aufnahme, welche Chanel bei Niuliki gefunden hatte, hauptsächlich ihren Grund in der politischen Berechnung des Königs hatte, die Freundschaft der Weißen werde seine Partei stärken. Der Selige war zu unbefangen, um dies zu ahnen, zumal der König ihm nach seiner Rückkehr die größte Aufmerksamkeit erwies und ihm selbst arge Verstöße gegen das futunische Ceremoniell und die Mißachtung der abergläubischen Vorschriften und Anschauungen verzieh. So galt z. B. der Raum zwischen den beiden Hauptstützpfeilern der königlichen Wohnung den Futuniern so heilig, daß keiner, auch nicht um alles in der Welt, es gewagt hätte, zwischendurch zu gehen, geschweige die größere der beiden Säulen, „die göttliche" genannt, zu berühren. Ahnungslos wählte Chanel gerade diesen Platz für die Errichtung des Altars und schlug mit kräftigen Hammerschlägen einen Nagel nach dem andern in die göttliche Säule hinein, um Weihwasserkessel, Crucifix u. s. w. daran aufzuhängen. Der König sah es, brach in einen entsetzten Ausruf des Erstaunens aus, ließ aber den Seligen gewähren.

Später trennte der König selbst durch eine Scheidewand einen Theil der Wohnung zum ausschließlichen Gebrauch der Missionäre ab. Dieselben schmückten den Raum nach bestem Vermögen und hingen ihren ganzen Reichthum von religiösen Bildern darin auf. Schaarenweise kamen die Wilden von allen Seiten, um den Altarschmuck und die Ceremonien zu bewundern, dem Choralgesang zu lauschen und namentlich um, wie sie es nannten, die Wissenschaft der Weißen, d. h. den frommen Bilderschmuck, sich anzusehen.

Den tiefsten Eindruck machte das Ecce-Homo-Bild und vor allem das elfenbeinerne Crucifix auf dem Altar. Leider vermochte der eifrige Missionär die fragenden Blicke nicht zu befriedigen, da er die Sprache noch zu wenig verstand. Der erste Schritt war geschehen: die Aufmerksamkeit und das Interesse wachgerufen und das Vertrauen der Insulaner gewonnen; bis zur eigentlichen Bekehrung der wilden, abergläubischen Insulaner war aber noch ein weiter, dornenvoller Weg. Der Selige sollte in Thränen aussäen, was andere nach ihm einst mit Freuden ernteten. Am 22. Mai klagt P. Chanel dem P. Bataillon, daß er noch keinen zum Christenthum bekehrt. Am 18. Juni findet sich die erste Taufe verzeichnet. Es war ein krankes Knäblein in Lalua, dem er den Namen Maria Marcellinus gab. „Das Te Deum betend, kehrte ich (nach dieser Taufe) glücklich nach Poi zurück." Am 18. Juli trägt der innige Verehrer Mariä mit Freude in sein Tagebuch ein, daß zwei junge Wilde aus freien Stücken einen Blumenkranz für das Bild der allerseligsten Jungfrau gebracht, die Erstlingsgabe Futuna's an Unsere Liebe Frau.

In der Folge hatte er das Glück, noch mehrere Kinder vor dem Tode zu taufen. Mit großer Betrübniß verzeichnet er es, wenn er zu spät gekommen. Am 28. August taufte er die erste Erwachsene, eine alte, sterbenskranke Frau, die anfangs den Missionär mit Unwillen von sich gewiesen hatte, dann aber, durch seine liebevolle Freundlichkeit besiegt, sich unterrichten und taufen ließ. In ähnlicher Weise führt das Tagebuch, Erfolg und Mißerfolg genau registrirend, mit großer Anschaulichkeit uns dieses harte Opferleben vor, das überreich an Entbehrungen aller Art und trotzdem so lange Zeit fast fruchtlos erschien. Am 5. September wurde die neue Wohnung, die Mr. Thomas Boog für die Missionäre erbaut hatte, eingeweiht. Aber bereits wenige Monate darauf wurde dieses „Wunderwerk der Insel" von Grund aus zerstört.

„In der Nacht vom 2. auf den 3. Februar 1839 wüthete ein furchtbarer Sturm. Wir kämpften alle drei, nur halb bekleidet, gegen den wüthenden Wind und thaten das Menschenmögliche, unsern kleinen Palast festzuhalten. Aber alles umsonst; wir mußten ohnmächtig zusehen, wie die Dachung in Fetzen umherflog und bald darauf der ganze Bau nach einigem Hin- und Herschwanken kläglich auseinanderging. Bis zur Vollendung der kleinen Nothhütte, die aus den Trümmern errichtet wurde, nahm der König sie gastlich auf und sorgte auch dafür, daß ihnen verschiedene Gegenstände, die bei dem Sturm verloren gegangen und gestohlen worden, wieder zugestellt wurden."

Am 8. Mai 1839 kamen unerwartet einige Wilde zu dem Seligen mit der unerwarteten Meldung, seine Verwandten seien angekommen. Es war P. Bataillon, der mit sechs Maristen-Missionären auf Futuna gelandet war, um P. Chanel einen Besuch abzustatten. „Denken Sie sich die Freude," schreibt P. Bataillon an den Generalobern, „die wir alle empfanden, da wir den guten P. Chanel wieder sahen. Er selbst wußte nicht, wie er seine Freude und Ueberraschung ausdrücken sollte. . . Welch glückliche Augenblicke des Zusammenlebens, nachdem wir so lange unter den Wilden vereinzelt gelebt hatten! . . ." Unterdessen drängten sich die Insulaner neugierig um die neuen Ankömmlinge und schienen deren Freude zu theilen. Bald war auch ein kleines Festmahl bereit.

„Ich erinnere mich noch sehr gut an mein Zusammentreffen mit dem Apostel von Futuna," so schreibt einige Jahre später P. Epalle. „Seine Wohnung war ärmer als die Wohnung des Propheten Elisäus; denn in jener fand sich ein Bett, ein Stuhl,

ein Tisch und ein Leuchter; in derjenigen des Apostels von Futuna nichts als ein kleiner, aus rohen, ungehobelten Brettern gezimmerter Altar, eine Lage von Kieselsteinen, die er am Gestade gesammelt, als Teppich, ein der Länge nach hingestreckter Baumstamm als Kopfkissen während der Nacht, daneben ein Stück Tape (einheimisches Gewebe) zum Schutze gegen die Myriaden von Mosquitos; außerdem noch seine Kleider, die bereits in Fetzen herabhingen, die Meßgewänder und nothwendigsten Geräthe zur Feier der heiligen Geheimnisse, einige Ackerwerkzeuge und endlich die Axt, die in der Folge das Haupt des Martyrers spalten sollte: das war der ganze Besitzstand des Apostels ..." „Während der Nacht streckten wir uns, neun Mann hoch, wie wir waren, dicht nebeneinander auf den Boden aus und ließen Haupt an Haupt auf besagtem Baumstamme ruhen. Wir füllten gerade den Raum aus... Da nirgends eine Spur von einer Küche oder Vorrathskammer sich fand, so erschien die Aussicht auf eine Mahlzeit sehr zweifelhaft. Da sich nun der Hunger bei mir sehr fühlbar machte und ich ihm dies zu erkennen gab, erwiederte der liebenswürdige Gastgeber lächelnd, das Festmahl werde mit Rücksicht auf Zahl und Rang der Gäste heute königlich sein, doch hänge die Zeit von dem Appetit Seiner Majestät ab. Diese Worte blieben uns ein Geheimniß, bis auf einmal ein geller Ruf an unsere Ohren drang. Es war die Einladung zum Mahl, die der Herrscher der Insel an uns ergehen ließ. Wir begaben uns also ohne Verzug in den Königspalast, d. h. in eine rauchgeschwärzte Hütte. Das Menu bestand aus Taros und Ignamen und Ignamen und Taros. Der fade Geschmack und der geringe Gehalt nahrhafter Substanz dieser Gerichte vermochten meinen Hunger schlecht zu stillen, und doch bildeten sie die tägliche Kost des guten P. Chanel."

Häuptling mit Halsschmuck aus Thierzähnen.

Für P. Chanel war dieser Besuch ein süßer Trost. Da P. Bataillon der Sprache bereits völlig mächtig war, so predigte er wiederholt vor dem König und dem ganzen Volke und brachte eine große Bewegung hervor. Auf Christi Himmelfahrt wurde in des Königs Wohnung ein feierliches Hochamt gehalten. Den Festschmuck des Altares bildete diesmal ein ehemaliges Kleid Unserer Lieben Frau von Fourvières; ein Accordeon, welches die Missionäre mitgebracht, begleitete mit süßen Tönen den Choralgesang. Ganz Futuna gerieth in Aufregung. Schaarenweise eilten die Insulaner von allen Seiten herbei, und die Majestät der Ceremonien, die Erhabenheit und Schönheit unserer heiligen Religion und der Eifer und die Liebe ihrer Diener machten auf sie großen Eindruck.

P. Chanel gab seinen scheidenden Mitbrüdern unter anderem einen Brief an den Generalobern mit, worin er kurz seine bisherige Wirksamkeit schildert. „20 Taufen, darunter drei von Erwachsenen, die übrigen von Kindern und alle in der Todesgefahr, ist die ganze Ernte von 18 Monaten. Doch gewinnt eine günstigere Stimmung sichtlich mehr und mehr Boden. Da Msgr. Pompallier nach Verlauf von sechs Monaten nicht, wie er doch versprochen hatte, hier erschien, begann man mich und Bruder Nizier als Lügner und als zwei heimatlose Abenteurer auszugeben. Die Ankunft unserer Mitbrüder hat aber einen glücklichen Umschwung bewirkt."

P. Bataillon blieb noch zwei volle Monate auf Futuna zurück. „Ich verwendete meinen Aufenthalt," so schreibt er, „die Insulaner zu besuchen, sie sowohl öffentlich als privatim zu belehren und dann auch, dem P. Chanel Unterricht in der Landessprache zu geben. Wir übersetzten alles, was ich in Wallis an Gebeten und religiösen Gesängen verfaßt hatte, ins Futunische (das nur wenig von der Sprache Uvea's abweicht). P. Chanel bat mich dringend, einen Lobgesang auf Maria zu verfertigen, obschon ich in Wallis noch nichts der Art gemacht hatte. Es ist eine freie Umschreibung des Ave Maria mit einigen Gedanken des Salve Regina, der erste Tribut des Lobes, der in diesem Theile Oceaniens unserer guten Mutter dargebracht wurde." P. Bataillon erlangte großes Ansehen; er brachte die abergläubischen Insulaner sogar dahin, daß eine große Menge von „Heiligthümern" — eigentliche Götzenbilder hatten die Futunier nicht — auf öffentlichem Platze verbrannt wurde. „Der König und die Häuptlinge", so erzählt P. Chanel, „hatten ihre Einwilligung gegeben, weil sie glaubten, wir würden nie so verwegen sein, dies Vorhaben auszuführen." Die Eingeborenen hielten sich in angstvoller Erwartung in weiter Entfernung von dem Feuer; „als sie uns aber gleich darauf ganz gesund und lebendig in ihrer Mitte erblickten, wußten sie nicht, wie sie uns ihre Verwunderung und Freude ausdrücken sollten". Infolge dieses Ereignisses fiel allmählich das Ansehen der falschen Götter. Zwei ganze Dorfschaften verlangten, zur Taufe vorbereitet zu werden; der König selbst versicherte, er erwarte nur noch den Augenblick, wo die ganze Insel sich zu Gunsten der katholischen Religion erklären werde; alles schien den günstigsten Fortgang zu nehmen, als plötzlich die Kriegsfackel wieder aufloderte und das segensreiche Werk des Friedens hemmte.

3. Leiden und Verfolgung.

Kurze Zeit nach der Abreise des P. Bataillon brach in Futuna der lang verhaltene Groll der beiden feindlichen Parteien in helle Flammen aus. Der Uebertritt zweier Zauberer, denen man Niuliki's Uebergewicht zuschrieb, in das Lager der unter-

drückten Partei bildete die nächste Veranlassung. Wildes Kriegsgeheul durchtobte das kleine Eiland. Umsonst eilte der besorgte Missionär über die steilen Bergpfade von einem Lager ins andere, um den Frieden zu vermitteln. „Wir wollen nicht Besiegte heißen," erklärten die von Sigawe, „wenn der große Missionär (Mgr. Pompallier) wieder nach Futuna kommt. Sobald wir gesiegt, wollen wir Christen werden." Am 10. August 1839 erfolgte ein furchtbar erbitterter Kampf. „Den ersten ungestümen Angriff (Niuliki's) hielt die schwächere Partei unter ihrem greisen König Vanae heldenmüthig aus; dem zweiten mußte sie erliegen" ... 37 Leichen und zahlreiche Verwundete lagen auf dem Schlachtfeld. „Wir eilten dahin", erzählt P. Chanel, „um den Unglücklichen, die noch athmeten, Hilfe zu spenden. Der Anblick war gräßlich. Die Waffen unserer Insulaner sind hauptsächlich Lanze und Streitaxt, mit welchen sie schrecklich tiefe Wunden schlagen. Wir zogen die Lanzenspitzen heraus, verbanden die Verwundeten und trugen sie in eine nahe Hütte. Ich konnte bei der Gelegenheit drei Männern, die noch Bewußtsein hatten, mit ihrer Einwilligung die heilige Taufe spenden. Unter ihnen befand sich der Bruder des besiegten Königs. Herzzerreißend war der Anblick, wie seine Frau das Blut, das aus klaffender Wunde strömte, mit den Händen auffing und mit laut gellendem Schrei auf ihr Haupt goß. Aehnlich sammelten die Verwandten der anderen Verwundeten und Gefallenen das Blut bis auf den letzten Tropfen. Man sah sie sogar die Blätter der Gesträuche und das blutbespritzte Gras mit ihrer Zunge ablecken.

Als die Nacht kam, sanken die Missionäre, von Müdigkeit und Trauer erschöpft, am Fuße einer Kokospalme nieder. Aus der Ferne erscholl das Klagegeheul der um ihre Todten trauernden Wilden. „Ich seufzte immerfort," schreibt P. Chanel, „hob meine Hände zum Himmel und flehte für dieses Volk, das nun mein Volk geworden, und dessen Heil mir anvertraut war. Wie lang erscheint eine tropische Nacht in solch schmerzvoller Lage! Nachdem ich vor Mattigkeit ein wenig eingeschlafen, weckte mich der Lärm der Wilden, welche die Leichen der Gefallenen zum Begräbniß vorübertrugen" ...

Einer der kräftigsten Häuptlinge der besiegten Partei, Sam-Keletoni, der im Kampfe wie ein Löwe gefochten, zog sich in eine der schwer zugänglichen Bergfestungen seines Stammes zurück. Sam hatte sich den Missionären sehr freundlich erwiesen und große Hoffnung zur Bekehrung gegeben. P. Chanel suchte ihn auf und fand ihn mit dem Reste seiner Mannschaft und seinen zu ihm geflüchteten Verwandten in der traurigsten Lage. Ein Angriff des Siegers auf die Bergfeste schien unausbleiblich. Da rieth P. Chanel dem Häuptling, die Insel wenigstens zeitweise zu verlassen und mit den Seinigen in Wallis eine Zufluchtsstätte zu suchen. Dies geschah. Sigawe unterwarf sich nach Sam-Keletoni's Abzug dem Sieger, und nun war ganz Futuna unter einem Fürsten vereinigt und damit ein großes Hinderniß der Bekehrung entfernt.

P. Chanel fand bei seinen Wanderungen durch die Insel die Gemüther jetzt um vieles besser gestimmt. Besonders gelang es ihm, die Kinder zu gewinnen. Anfangs hatte er von der wilden jungen Schaar vieles zu leiden gehabt. Sein bescheidenes, demüthiges Wesen forderte ihren Spott heraus. Ueberall waren sie hinter ihm her, äfften seinen Gang, seine Gebetsweise u. dgl. nach. Oft wollten Br. Nizier und Mr. Thomas voll Entrüstung diesem Treiben mit dem Stocke ein Ende machen. Doch der Selige wehrte ab mit den Worten: „Laßt uns Geduld üben aus Liebe zu Christus." Seine unerschütterliche Sanftmuth und freundliche Heiterkeit gewannen ihm allmählich die jungen Herzen gegen alles Erwarten in hohem Grade. So oft er sich einem Dörfchen näherte, liefen ihm die Kinder schon von weitem entgegen, klatschten in die Hände und riefen: „Pitero kahau", d. h. „Peter kommt". Und sie drängten sich schmeichelnd um ihn, hielten sich an seiner Soutane, begleiteten ihn und kündeten seine Ankunft im Dorfe an.

Am 12. October 1839 spricht das Tagebuch die freudige Hoffnung aus: „Mir scheint jetzt der Augenblick der Gnade für mein kleines Eiland gekommen." Weil er das Futunische jetzt ziemlich geläufig sprach, benützte er jede Gelegenheit, um den armen Wilden die Botschaft des Heiles zu verkünden. Ein kleiner Abriß des Katechismus und einige religiöse Gesänge, die P. Bataillon verfaßt und ihm zugeschickt, leisteten gute Dienste. „Die Mädchen", so lesen wir im Tagebuch, „wissen die Lieder und den Abriß des Katechismus schon ganz gut." An einer andern Stelle: „Heute stellten einige alte Leute beim Anblick meines Crucifixes mehrere Fragen, die mir Gelegenheit gaben, kurz den Inhalt der heiligen Geschichte und das Geheimniß der Erlösung ihnen klar zu machen" ... „Am Abend kamen mehrere junge Leute und baten mich, sie das Lied zu lehren, das sie im Hause Sams hätten singen gehört." Es ist wohl das von P. Bataillon verfaßte Lied gemeint, welches sehr schön und faßlich das Wesen und die Eigenschaften „Jehova's", des wahren Gottes, zusammenfaßt. „Der allmächtige Jehova", so lautet z. B. eine Strophe, — „ist unser wahrer Gott, — ist unser König. — Alleluja! — Er ist es, der durch seine eig'ne — Macht und Gewalt erschaffen hat — die Dinge alle. — Alleluja!" u. s. w.

„Bei Einbruch der Nacht fanden sich einige junge Männer ein, um mich verschiedenes über die Religion zu fragen. Zumal wünschten sie etwas Gewisses über das Loos der kürzlich im Kampfe gefallenen Krieger zu erfahren." Manche der jüngeren Männer wurden vollständig von der Nichtigkeit ihres bisherigen Aberglaubens überzeugt. Im October fand auf einem Berge ein großes heidnisches Opfer statt, um von den Göttern Regen zu erflehen. Die Nacht war klar, und das Volk übernachtete im Freien, um den Erfolg des Opfers abzuwarten. Wirklich stiegen am Horizonte dunkle Wolken auf. In diesem Augenblicke erhob sich einer der jungen Männer, die P. Chanel unterrichtet, und erklärte kühn angesichts der fast unfehlbar günstigen Vorzeichen, es werde nicht regnen; denn mit ihren Göttern, auf welche sie ihr Vertrauen gesetzt, wäre es nichts, nur Jehova, der einzig wahre Gott, könne regnen lassen, wenn er wolle. Das Volk war nicht wenig erstaunt über diese kühne Rede. Es kam aber wirklich so, wie der junge Mann vorausgesagt. Das Gewölke verzog sich, und beschämt gingen die Leute nach Hause. „Es ist wahr," sagten einige zum Bruder Nizier, „es sind Lügengötter, die uns im Stiche lassen." Der Jüngling aber kam triumphirend zu P. Chanel und erzählte ihm, wie der Teufel besiegt worden sei.

Während so beim Volke die Stimmung immer günstiger wurde, trat bei Niuliki seit dem Siege von Vai eine verhängnißvolle Umwandlung ein, die bei dem großen Ansehen des Königs auf Futuna ihren Rückschlag immer mehr auch auf seine Unterthanen äußerte und wie ein Frost die zarte Pflanzung bedrohte. Wie war das gekommen? Gewiß ist, daß Niuliki seinen Sieg dem mächtigen Schutze seines Gottes Fakavelikele zuschrieb und seit dieser Zeit wiederum mit verdoppeltem Eifer für die Aufrechthaltung des alten heidnischen Cultus eintrat. Diesem Cult, der ihn zum Abgott seines Volkes machte, verdankte er ja seinen ganz unumschränkten Einfluß, wie wir früher gesehen haben, einen Ein-

fluß, den er durch die Einführung des Christenthums zu verlieren fürchtete. Sodann hatten die ungünstigen Berichte, die von Tonga, Hapaï, Varro, Fidschi über die Behandlung der protestantisch gewordenen Insulaner nach Futuna hinüberdrangen, den König mißtrauisch gemacht, und die dem Christenthum feindlich gesinnte Partei der Häuptlinge that alles, um diesen Argwohn zu schüren und den König gegen P. Chanel mehr und mehr einzunehmen. Eine Hauptgegnerin des Seligen war die Königin, die den Missionär tödtlich haßte.

Niuliki, der inzwischen seine Residenz von Poï nach Tamana verlegt hatte, trat immer mehr vom persönlichen, früher recht herzlichen Verkehr mit P. Chanel zurück und stellte auch die regelmäßige Sendung von Lebensmitteln ein. „Als hierauf", erzählt Bruder Nizier, „einige junge Männer aus Mitleid uns einige Vorräthe brachten, verbot es ihnen Niuliki unter dem Vorgeben, wir seien *seine* Weißen, und es sei seine Sache, für uns zu sorgen." P. Chanel beschloß also, sich den nöthigen Lebensunterhalt selbst zu gewinnen. Mit Hilfe einiger Wilden wurde ein Stück Land, das der König ihnen früher geschenkt hatte, ummauert und eine ziemlich umfangreiche Pflanzung angelegt. Es war für P. Chanel keine leichte Arbeit, da er, ohnehin zart gebaut, durch Mangel an hinlänglicher und kräftiger Nahrung sehr geschwächt war und wiederholt krank daniederlag. Gleichwohl fand man ihn in allen freien Stunden trotz der glühenden Sonnenhitze mit seltener Ausdauer mit der Bestellung seines kleinen Ackers beschäftigt. „Was ich an P. Chanel nie genug bewundern konnte," bezeugt sein mehrjähriger Gefährte Bruder Nizier, „das war seine geradezu unbegreifliche Geduld und Sanftmuth. Mochte er auch ganz ermüdet, von der Sonnenhitze verbrannt heimkommen und hier nicht einmal einen Bissen zur Stärkung finden, immer blieb er heiter und zufrieden, als ob alles seinen Wünschen entspräche, und dies nicht bloß dann und wann, sondern beständig und unveränderlich. Sein Gottvertrauen war ohne Grenzen. So oft eine bittere Prüfung und Enttäuschung wieder an die Thüre der armen Hütte pochte, hatte er nur das eine Wort: „Geduld! der Augenblick der Gnade ist noch nicht gekommen." Trotz der traurigen Erfahrungen der letzten Monate ließ er in seinem Eifer um nichts nach. Mit dem Rosenkranz in der Hand, nach dem schönen Ausdruck seines Biographen „gleichsam überallhin Ave Mariä aussäend", zog er durch Thäler und steile Bergschluchten von einem Theil der Insel zum andern. Noch viele Jahre später konnten sich die Insulaner in ihrer Erinnerung den seligen Martyrer nicht anders als mit dem Rosenkranz in der Hand vorstellen.

Insulaner mit Streitkeule. (S. 252.)

Auch die kleine, grottenreiche Schwesterinsel Alofi vergaß P. Chanel nicht; gerade hier gewann er einige seiner eifrigsten Katechumenen. „Wie oft", so erzählt Bruder Nizier, „kam er von diesen Ausflügen zurück vom Fieber geschüttelt, mit blutigen, zerrissenen Füßen und geschwollenen Beinen, aber immer frohen Muthes!" „Gott läßt die, so ihm angehören, auffubeln mitten in Noth und Drangsal", schreibt der Selige selbst in einem seiner Briefe.

Am 16. Mai 1840 landeten unerwartet zwei neue Missionäre, P. Chevron und Bruder Attale. Das war ein großer Trost für P. Chanel, zumal er nun seit der Anwesenheit eines zweiten Priesters auch einen andern liebevollen Gast beherbergen durfte: Jesus im heiligsten Sacrament. „Unsere Kämmerlein", so schreibt P. Chevron darüber, „sind freilich sehr klein und niedrig, und ein Blätterdach ist unser einziger Schutz gegen Wind und Regen. Doch für die Blöße dieser Wohnstätte entschädigt uns ein unendlicher Trost: denn Jesus im heiligen Sacrament weilt jetzt unter einem Dache mit vier armen Religiosen, die ihm zulieb freiwillig ins Elend gingen."

Ein von P. Chevron mitgebrachter Brief vom „großen Missionär", Msgr. Pompallier, an Niuliki hatte dessen Eitelkeit nicht wenig geschmeichelt und ihn etwas günstiger gestimmt. Doch war der Eindruck nur ein vorübergehender und änderte nichts an der traurigen Lage der Missionäre. „Zwar hatten wir", so erzählt Bruder Nizier, „ein Feld mit Brodfruchtbäumen u. s. w., welches durch reichliche Ernte uns für unsere Mühen zu belohnen versprach. Aber was geschah? Mehr als die Hälfte der Früchte wurde uns gestohlen. Dasselbe Schicksal theilten unsere Gurken, Bananen" u. s. w. Und zwar wurde so gründlich aufgeräumt, daß z. B. auf sämmtlichen Kokosnußbäumen kaum das eine oder andere Stück zurückblieb. Diese Diebstähle geschahen meist zur Nachtzeit und sicherlich nicht ohne Wissen und Willen des Königs; denn auf alle Vorstellungen der Missionäre gab er keine oder eine ausweichende Antwort. Offenbar sollten die Missionäre durch Noth und Elend veranlaßt werden, die Insel freiwillig zu räumen. Als aber dieser Versuch an der Geduld und Ausdauer der christlichen Glaubensboten scheiterte und trotz des Verbotes die Zahl der Katechumenen, wenn auch langsam, sich mehrte, ging der König zu neuen Maßregeln über. „Wisset," so erklärte er in öffentlicher Versammlung, „daß

Poï mir gehört. Ich will nicht, daß man dorthin geht, um zu beten." Infolgedessen wagten manche nur noch zur Nachtzeit zu kommen. Bei einbrechender Dunkelheit schlichen sie sich in die Wohnung der Missionäre, um hier dem Unterricht und in der Frühe der heiligen Messe beizuwohnen. Große Freude bereitete dem Seligen um diese Zeit der Uebertritt seines treuen Freundes und Gehilfen, des Mr. Thomas Boog, zur katholischen Kirche, der am Vorabend von Allerheiligen 1840 der Irrlehre abschwor und am folgenden Morgen die erste heilige Communion empfing.

Inzwischen hatte P. Bataillon auf Wallis glänzende Erfolge erzielt. Die ganze Insel, den König allein ausgenommen, hatte sich zum Christenthum bekehrt, und P. Bataillon bat dringend, P. Chevron und Bruder Attale möchten nach Wallis herüberkommen, um beim Unterrichte der zahlreichen Katechumenen ihm auszuhelfen. Sofort brachte P. Chanel das schwere Opfer der Trennung.

In dem Antwortschreiben, das er an P. Bataillon mitgab, schildert er kurz die Lage. „. . . Die Kunde von der Bekehrung Ihrer Insel hat hier in Futuna die Geister in nicht geringe Aufregung versetzt. Manche scheinen zu sagen: ‚Warum sind wir denn so schwer zu bekehren?' Aber leider scheint mein armer König sich eine Ehrensache daraus zu machen, in die Fußstapfen Ihres Lavelua einzutreten. Und seit er Maro (Sieger) ist, hat er sich in vollem Ernste wieder seinem Fakavelikele zugewandt. Doch haben die Nachrichten von Wallis ihn bedenklich gemacht. Ich wünsche von Herzen, daß sie eine günstige Umwandlung bewirken mögen. Die kleine Schaar meiner jungen Leute, die sich einem jungen Katechumenen aus Wallis angeschlossen, ist durch die Drohung, man werde sie lebendig rösten, etwas eingeschüchtert worden. Wolle Gott daß das Beispiel Ihrer Katechumenen ihnen wieder Muth einflöße! Im übrigen wird Ihnen P. Chevron alles erzählen, das Gute wie das Böse." . . . „Nur ungern", schreibt P. Chevron, „verließ ich Futuna, wo ich P. Chanel unter sehr bedrohlichen Sturmzeichen zurückließ. Nur der eine Gedanke tröstete mich, daß ich die Krone des Martyriums dem Gehorsam opferte — nicht das kleinste Opfer für einen Missionär. Schon vier Monate nach meiner Abreise empfing mein heiliger Mitbruder im Himmel die Palme, die mir entzogen ward."

Nach der Abreise P. Chevrons verdoppelte der Selige seine Anstrengungen; es war, als ob er sein nahes Ende vorausgeahnt hätte. Ohne sich durch die drohende Haltung der christenfeindlichen Partei einschüchtern zu lassen, setzte er die gewohnten Rundgänge fort und benützte jede Gelegenheit, um öffentlich dem versammelten Volke die christliche Religion zu verkünden. Wie die Wilden bei solchen Gelegenheiten die Geduld und Sanftmuth des Missionärs auf die Probe stellten, möge folgendes Beispiel zeigen

Eines Tages trug er die Lehre von der Erschaffung der Welt, von dem Dasein und der Natur eines allmächtigen, dreieinigen Gottes vor. Da erhob sich einer in der Versammlung und fragte, ob denn Niuliki nicht den wahren Gott in seinem Busen trage. Niuliki war zugegen und stand abseits im Hintergrund. Freimüthig erwiederte der Missionär: „Nein, meine Freunde, Jehova, der einzig wahre Gott, wohnt nicht in den Herzen derer, die sich weigern, ihn kennen zu lernen." — „Wohlan," sagte der Futunier, „so zeige mir deinen Gott; wo ist er denn?" — „Ueberall; als reiner Geist jedoch ist er dem leiblichen Auge nicht sichtbar. Ihr werdet ihn aber einst nach dem Tode sehen, wenn ihr Christen werdet und euch seiner würdig macht." Da fragte ein dritter, indem er auf das Crucifix hinwies, das auf der Brust des P. Chanel glänzte: „Ist denn dieser nicht dein Gott?" Chanel nahm das Kreuz, hielt es der Versammlung vor und sagte: „Seht hier das Bild meines Gottes, des Erlösers Jesu Christi, der für uns alle am Kreuze gestorben ist", und mit Wärme begann er das Geheimniß der Menschwerdung und der Erlösung zu erklären, was auch auf manche sichtlichen Eindruck machte. Einige aber fingen von neuem an, dem Missionär Einwendungen aller Art zu machen. „Wenn dein Gott allmächtig ist, warum macht er nicht unsere Kranken gesund, warum befreit er uns nicht von dem Orkan, der unsere Pflanzungen zerstört?" Chanel erwiederte, sie sollten Gott nicht länger durch ihre Verstocktheit erzürnen, dann würde er ihnen auch zu helfen bereit sein. „Er hat Recht", sagten die einen; andere aber riefen: „Er ist schlau, er will uns verführen, die alte Religion zu verlassen; auf, laßt uns gehen!" Aehnliches geschah oft. Es war die Furcht vor dem König, die in vielen den Keim des Guten erstickte.

Die feindselige Stimmung gegen den Missionär nahm eine immer drohendere Haltung an. Die Diebstähle wurden immer frecher, das Benehmen gegen den schutzlosen, von Niuliki preisgegebenen Priester immer rücksichtsloser. Manchmal drang im Augenblicke, da er mit dem Bruder das kärgliche Mahl einnahm, eine ganze Schaar in die stille Hütte und verlangte mitzuessen, so daß oft kaum mehr etwas übrigblieb. „O Gott, gib mir Geduld!" schrieb P. Chanel bei einer solchen Gelegenheit in sein Tagebuch. Es kam so weit, daß sie ihren Haushund schlachten mußten.

Da auch die Katechumenen auf alle mögliche Weise verfolgt und selbst mit dem Tode bedroht wurden, zogen sich einige zeitweise zurück, oder wagten nicht länger, sich als Christen zu bekennen. Muthig und entschieden trat dagegen eine kleine Schaar junger Männer auf, deren Namen wohl verdienen, hier genannt zu werden. Es waren Logoasi, Maïtau, Malaefatu, Tukumuli, Pipisega, Sagogo und Namusigano. Sie kamen dem Missionär in seiner Noth zu Hilfe. „Tukumuli und ich", so erzählt Namusigano in den Proceßacten, „kochten die Speisen in unserer Hütte und trugen sie dann dem Diener Gottes zu. Wir hielten es aber geheim und thaten, als ob wir die Speisen zu Thomas trügen, der eine Base Tukumuli's geheiratet hatte. Wir handelten so aus Scheu vor dem Zorne des Königs."

Es war im Januar des Jahres 1841, als in Poï der Jahrestag der Versöhnung beider Parteien auf der Insel gefeiert werden sollte. Am Vorabend hielt der Rath der Alten in der Hütte der Missionäre eine Versammlung ab. Bruder Nizier lauschte ihren Reden und hörte, wie sie über das Schicksal der beiden Missionäre beriethen. „Die beiden müssen verschwinden; es ist des Königs Wille", hörte er sagen. „Als ich das vernahm," so erzählt der Bruder, „ging ich hinaus, um den P. Chanel zu suchen, und fand ihn damit beschäftigt, ein Bananenfeld zu jäten. ‚Was plagen Sie sich noch länger, Hochwürden! Morgen müssen wir ja doch sterben. Hören Sie nur, was ich eben da drinnen vernommen habe.' — ‚Nun wohl,' erwiederte der Pater mit der ruhigsten Miene von der Welt, indem er einen Augenblick in seiner Arbeit innehielt, ‚das wäre noch lange nicht der schlimmste unserer Tage. Kennen Sie wohl die Antwort, die der hl. Aloysius von Gonzaga gab, als man ihn einst beim Spiele fragte, was er wohl thun würde, wenn er im nächsten Augenblick sterben müßte?' Damit machte sich der Pater wiederum ruhig und schweigend an seine Arbeit. Auf einem Ausgange erfuhr Bruder Nizier das

drohende Gerücht, man warte bloß die Rückkehr der englischen Goëlette ab, um alle Weißen sammt den Katechumenen zu ermorden, damit jede Spur des Christenthums verschwinde. Der Selige hatte auf alles dieselbe Antwort: „Nun gut, wenn es Gott will.“ Alle Abende nach Sonnenuntergang sammelte sich ein kleines Häuflein Getreuer, denen sich meistens einige neue Zuhörer anschlossen, um ihn, und er sprach zu ihnen mit außerordentlicher Innigkeit und Liebe, so daß sie nicht genug lauschen konnten. Voll Aerger über diese heimlichen Zusammenkünfte beschloß der Rath der Alten, die Habe des Missionärs nach Tamana, in die Residenz des Königs zu schaffen, weil dann aus Furcht vor dem König es niemand mehr wagen würde, bei den Versammlungen sich einzufinden. Der Plan kam aber nicht zur Ausführung. Dagegen war die Ausrottung der christlichen Religion beschlossene Sache. „Was dieser Weiße anstrebt,“ so erklärte Musumusu, der Hauptgegner P. Chanels und ein geschworener Feind des Christenthums, „das zielt auf die Zerstörung der königlichen Macht, auf die Vernichtung unserer Nation, auf die Abschaffung unserer Opfer und öffentlichen Feste.“ Niuliki stimmte bei, zögerte aber immer noch, gegen den Missionär persönlich vorzugehen, als ein unerwartetes Ereigniß eine rasche Entscheidung herbeiführte. Den Bemühungen P. Chanels und einiger seiner eifrigen Katechumenen war es gelungen, Maitala, den ältesten Sohn, und Flore, eine Tochter Niuliki's, für das Christenthum zu gewinnen. Maitala

Das zu Ehren des seligen P. Chanel zu Poï, auf der Insel Futuna an der Stelle seines Martyrtodes, errichtete Denkmal. (S. 254.)

hatte sich stets gegen P. Chanel freundlich gezeigt und gern und aufmerksam seinem Unterricht gelauscht. Einmal zum Entschluß gekommen, trat er muthig und entschieden als Anhänger der christlichen Lehre auf und veranlaßte so auch andere, aus ihrer Zurückhaltung herauszutreten. Die Nachricht von seiner Bekehrung verursachte große Aufregung. Niuliki war erbittert; er suchte seinen Sohn durch Drohungen und Vorstellungen aller Art von seinem Entschlusse abzubringen. Umsonst. Nun wurde die Ermordung des Missionärs beschlossen. Doch scheint Niuliki nicht ohne innern Kampf sich entschieden zu haben. Als Musumusu nämlich fragte, was zu thun sei, sagte er: „Du fragst, was zu thun sei; thue, was du willst. Ich habe jenen Menschen liebgewonnen, als ich mit ihm zusammenlebte. Ich sage nicht: Erschlage ihn! Ich sage auch nicht: Thue es nicht! Thue, was du willst!“ — „Sei unbesorgt,“ erwiederte Musumusu; „überlaß die Sache mir; ich werde es zu machen wissen.“ Musumusu setzte sich ohne Verzug ins Einverständniß mit einigen Häuptlingen. Auch unter diesen scheuten einige anfangs den Mord des Missionärs. Sie meinten, man solle den Anhang schlagen, das genüge. „Nein,“ sagte Musumusu, „damit fällt die fremde Religion noch nicht; nur wenn der Priester in Poï stirbt, dann stürzt sie von Grund aus zusammen; denn er ist es, von dem die Religion kommt; er muß sterben.“ Einige widersprachen noch. Da fragte einer: „Ist der König damit einverstanden?“ — „Ja,“ erklärte Musumusu. Damit war die Sache entschieden, und man wartete nur noch auf eine günstige Gelegenheit, um den Schlag zu führen.

4. Der Tod des Martyrers.

Es war am Abend des 27. April 1841, da Musumusu und seine Helfershelfer zum Morde des Seligen sich verschworen. Zufällig bekam Pipisega, einer der eifrigsten jungen Katechumenen, in seinem Hause auf der Insel Alofi von dem Mordplan Kunde und wollte eilig nach Futuna hinüberfahren, um P. Chanel zu warnen. Eben stieß eine Piroge vom Ufer; er wurde aber trotz seiner Bitten nicht eingelassen. In großer Unruhe brachte er die folgende Nacht zu. „Am nächsten Morgen", so erzählt er selbst in den Proceßacten, „fuhr ich mit Namusigano in aller Frühe nach dem Dorfe Avaui hinüber. Dort ließen wir unsere Piroge und eilten sogleich nach Poï zu. Als wir das Dörfchen Ava erreichten, kam der alte Galugalu uns entgegen. Namusigano fragte ihn, was es gebe. Galugalu erwiederte: ‚Die Häuptlinge (vgl. das Bild S. 247) der Insel sind ausgezogen, und der Diener Gottes ist todt.' Wir aber beschleunigten unsere Schritte, bis wir zur Wohnung des Dieners Gottes gelangten. Wir fanden ihn bei unserem Eintritte noch lebend, aber ganz überströmt mit Blut." Was war geschehen?

Beim ersten Tagesschimmern hatten die Haupträdelsführer unter Anführung Musumusu's zunächst das Haus der Katechumenen in Avaui überfallen und mehrere der jungen Leute, die hier übernachtet hatten, in roher Weise mißhandelt. Auch Maitala, der Sohn Niuliki's, und Flore, Maitala's Schwester, waren nicht verschont worden. Bei Gelegenheit dieses Ueberfalles erhielt Musumusu einen Schlag auf die Nase, der ihn leicht verwundete.

Darauf wurde die Hütte in Brand gesteckt, und die Rotte wandte sich nunmehr nach Poï. In Lalua begegnete auch ihnen der alte Galugalu, der sie dringend ermahnte, die schwarze That nicht zu begehen. Niemand achtete seiner. Musumusu hatte seine Zeit gut gewählt. P. Chanel litt an einem Fußübel, das ihn an seine Wohnung bannte. Ueberdies war er allein, da Bruder Nizier seit einigen Tagen bei Mr. Thomas auf der andern Seite der Insel weilte. Wahrscheinlich hatte der Selige seiner Gewohnheit gemäß in aller Frühe die heilige Messe gelesen und sein Brevier gebetet, als die Mörder sich nahten. Musumusu schickte Filitika voraus unter dem Vorwand, ein Heilmittel für seine Wunde zu erbitten. „Ich kam hinein," so erzählt Filitika selbst in den Proceßacten, „fand aber den Diener Gottes nicht. Ich ging in den Garten und traf ihn hier damit beschäftigt, den Hühnern Futter zu streuen. Als er mich erblickte, trat er herzu und fragte, was mich zu ihm führe. Ich erwiederte, Musumusu sei verwundet worden und wünsche etwas von dem heilkräftigen Wasser, ob er mir etwas geben wolle? Darauf trat er mit mir in die Wohnung hinein." In diesem Augenblick kam auch Ukuloa hinzu und bat den Diener Gottes, ihm den Stock zu leihen, den er in den Händen trug. Sofort reichte ihm P. Chanel denselben. Jetzt erschien auch Musumusu auf der Schwelle. Der Selige ging ihm entgegen und fragte: „Woher kommst du, Musumusu?" — „Von Assua." — „Was bringt dich hierher?" — „Ich möchte um ein Heilmittel für meine Wunde bitten." — „Wie bist du an diese Wunde gekommen?" — „Beim Herabschlagen der Kokosnüsse." — „Gut, warte hier, ich werde dir ein Heilmittel holen." Damit wandte P. Chanel sich um und trat in die innere Kammer. Filitika und Ukuloa folgten ihm. Als der Selige wieder heraustrat, sah er Filitika mit einem Pack Linnenzeug in den Armen. „Wie! Filitika, du stiehlst in meinem Hause?" Ohne zu antworten, näherte sich Filitika der Fensteröffnung und warf den Pack hinaus. Da trat P. Chanel auf die Hausschwelle und bemerkte jetzt draußen die Schaar, die plündernd über seine Habseligkeiten herfiel. Aergerlich rief Musumusu seinen raubgierigen Genossen zu: „Seid ihr denn gekommen, um zu plündern? Was zögert ihr, den Menschen zu tödten?" Daraufhin faßte Filitika den wehrlosen Missionär, schüttelte ihn heftig und sagte zu Umatäuli: „Schlag zu und triff ihn gut!" Umatäuli erhob die Keule (vgl. das Bild S. 249) und schwang sie über dem Haupt des Seligen. Aeua, Aeua! d. h. „Thue es nicht!" rief dieser in seiner ersten Ueberraschung dem Mörder zu und streckte unwillkürlich den rechten Arm aus, den tödtlichen Schlag aufzufangen. Da sauste die Keule wuchtig hernieder; der Arm des Bekenners sank zerschmettert herab, und er selbst taumelte 2—3 Schritte nach rückwärts. Rasch holte Umatäuli zu einem zweiten Schlage aus und traf diesmal auf die linke Schläfe. Reichliches Blut floß aus der klaffenden Wunde. Zur gleichen Zeit hatte Fuasea mit seiner Lanze einen heftigen Stoß geführt. Die eiserne Spitze ging, ohne zu treffen, dicht unter der Achsel durch; der Schaft der Lanze aber traf die Schulter mit solcher Gewalt, daß der Bekenner mehrere Schritte weit rücklings zu Boden geschleudert wurde und mit dem leisen Rufe: Malie fuai, d. h. „Es ist gut so", niedersank. In diesem Augenblick traten Pipisega und Namusigano, die beiden jungen Katechumenen, über die Schwelle. Sie fanden ihren Meister im Blute liegen, die Schultern gegen die Bambuswand gelehnt, das Haupt tief nach vorne übergebeugt und mit der linken Hand das Blut abwischend, das reichlich über sein Antlitz rieselte. „Ich rief ihn beim Namen," so erzählt Namusigano, „und er schlug seine Augen auf und blickte mich freundlich an. ‚Sie haben Pitero gemordet', sagte ich. — ‚Malie fuai, loku mate', d. i. ‚Es ist gut für mich, daß ich sterbe', gab er zur Antwort. Darauf wandte ich mich erzürnt zu Musumusu und sagte: ‚Was tödtest du diesen guten Priester?' Da schrie Musumusu: ‚Packet diesen jungen Menschen und schaffet ihn fort; denn er ist auch einer der Anhänger der Religion. Ich aber trat wieder hin, wo der Diener Gottes lag, faßte ihn beim Arme und wollte ihn aufrichten und fortführen. Er sagte aber: ‚Laß mich hier liegen; denn es ist gut, daß ich sterbe.' Ich ließ ihn also liegen und ging hinaus; denn die Drohung Musumusu's hatte mich erschreckt. In dem Augenblick, als ich über die Schwelle hinaustrat, hörte ich drinnen einen heftigen Schlag. Ich kehrte mich um und sah, wie der Diener Gottes der Länge nach auf sein Angesicht hingefallen war und die Schärfe einer Axt tief in seinem Scheitel stak. Musumusu aber schüttelte, über die Leiche hingebeugt, heftig an der Axt, um sie aus der tödtlichen Wunde herauszuziehen. Als dies endlich gelang, klebten Stücke von der weißen Hirnmasse daran. Ich aber floh schaudernd von dannen." Uebereinstimmend mit diesem Berichte sind die Angaben Pipisega's und Filitika's. Von letzterem erfahren wir noch folgende nähere Umstände.

Kaum war der Selige schwer getroffen hingestürzt, so machten sich die Mörder davon, nachdem jeder zuvor noch hastig irgend ein Raubstück an sich gerissen. Umsonst schrie Musumusu ihnen zu, den Priester erst vollends zu tödten. Da niemand gehorchte, stieg Musumusu selbst durch das Fenster in die Kammer des Bruders Nizier, fand hier unter dem Bette das Beil und stürzte sich damit auf sein Opfer, mit einem furchtbaren Streich den ganzen Schädel spaltend. Der Martyrer Christi hatte ausgelitten und ruhte aus von seinen Mühen und Leiden in der süßen, wonnevollen Umarmung seines Gottes.

Es war ein schöner, heller Sonnentag, und der wolkenlose blaue Himmel strahlte friedlich über den weiten Ocean. Aber im Augenblick, da der Mord geschah, entlud sich über der Stelle plötzlich ein donnerähnlicher Knall, der weithin die Luft erschütterte und die Insulaner in großen Schrecken setzte. Dies unerklärliche Zeichen ist bei dem spätern Proceß von zahlreichen Bekehrten eidlich bezeugt worden.

Die Mörder waren nach allen Seiten geflohen. Musumusu hatte der Leiche frevelnd die Soutane abgerissen, und auch die übrigen Kleidungsstücke wurden entwendet, so daß der Todte in schmählicher Blöße liegen geblieben wäre, wenn nicht ein Insulaner mitleidig eine Matte über den Leichnam geworfen hätte.

Gegen Mittag kam Musumusu mit dem König und dessen Töchtern zur Stelle. Ein Grab wurde gegraben, der Leichnam, den die noch heidnische Mutter Pipisega's bereits vorher gewaschen hatte, mit Kokosöl gesalbt, sorgsam in mehrere Tapestücke eingeschlagen und dann zur Erde bestattet.

Vielleicht daß die Erinnerung an das ehemalige Freundschaftsverhältniß den König zu dieser persönlichen Aufmerksamkeit veranlaßt hatte. Der Hauptgrund war aber ohne Zweifel, den Leichnam nicht in die Hände der Katechumenen gelangen zu lassen und jede Spur des christlichen Glaubens zu vertilgen. Darum riß man sofort nach dem Begräbniß die Hütte des Seligen nieder, und Niuliki schlug die kleine Orgel, deren Spiel ihn sonst so entzückt hatte, eigenhändig in Stücke. Darauf wurde das einzige Schwein, das den Missionären gehörte, geschlachtet und geröstet und auf den Trümmern der Wohnung ein Gastmahl veranstaltet, wobei die Kawaschale feierlich die Runde machte. Tags darauf verschwanden auch noch die letzten Balkenreste von der Stelle. Der Sieg des Heidenthums schien ein vollständiger zu sein.

Triumph des seligen Chanel.

Inzwischen waren Bruder Nizier und Mr. Boog rechtzeitig gewarnt worden und hatten an dem Häuptling Matala einen Beschützer gefunden. Kurze Zeit darauf nahm ein amerikanischer Segler sie an Bord und brachte sie glücklich nach Wallis und mit ihnen die erste Trauerkunde von der Ermordung des P. Chanel.

Auf Futuna herrschte eine düstere Stimmung. Die meisten Heiden schwiegen zur That, die Christen hielten sich scheu verborgen; nur Musumusu's Partei triumphirte und verhöhnte das Christenthum, indem sie, jeder mit einem Stück der geraubten Meßgewänder bekleidet, ihre heidnischen Tänze aufführten. Jetzt aber begann Gott mit seiner eindringlichen Sprache zu reden. Fonoti, des Königs Bruder, der ihn zum Morde P. Chanels aufgestachelt, starb eines plötzlichen Todes. Kurze Zeit darauf wurde Niuliki selber von einer gräßlichen Krankheit befallen. Er war außerordentlich beleibt, fiel aber in kurzer Zeit zu einem förmlichen Skelett zusammen, indem sein Fleisch bei lebendigem Leibe in Fäulniß überging. Man trug den Kranken von einem Gott Futuna's zum andern. Aber keiner wollte helfen. Ehe das Jahr herum war, starb der Christenverfolger elendiglich und unbetrauert, und der Hauptmörder Chanels, Musumusu, bemächtigte sich des

Thrones. Doch fand er keine allgemeine Anerkennung, und der Krieg zwischen Poï und Sigawe drohte von neuem auszubrechen.

Da erschien am 18. Januar 1842 die französische Corvette Allier auf der Höhe von Sigawe. Sie kam von Wallis, wohin sie den hochwürdigen Apostolischen Vikar Msgr. Pompallier gebracht, und war beauftragt, die Ueberreste des Martyrers von Futuna abzuholen. Doch hatte der Capitän Bouset dem Bischof feierlich versprechen müssen, den Insulanern kein Leid zu thun. Beim Anblick des wie ein gewaltiges Seeungethüm auftauchenden Kriegsschiffes ergriff Schrecken die Futunier, und nur mit Mühe gelang es, sie der friedlichen Absichten zu versichern und eine allgemeine Flucht in die Schluchten und Wälder zu verhindern. Keiner wollte sich anfangs dazu verstehen, die Leiche des Missionärs auf das große Schiff zu bringen, aus Furcht, zur Verantwortung gezogen zu werden, bis endlich Mapigi (Maligi), ein Freund Niuliki's, der sich aber dem Morde P. Chanels stets widersetzt hatte, den Auftrag übernahm. Am 19. Januar brachte er in Begleitung von etwa 30 Katechumenen die kostbaren, sorgsam in Tape eingewickelten Ueberreste an Bord des Allier. Zugleich bot er dem Commandanten eine ungeheure Kawawurzel an, wodurch er für sein Volk um Frieden und Gnade bat. Capitän Bouset nahm sie gütig auf, dankte für das bewiesene Vertrauen, verlangte aber, daß auch alle übrigen Habseligkeiten des Missionärs, besonders die zum Gottesdienst gehörigen Gegenstände, ausgeliefert würden, und beschied für den folgenden Tag sämmtliche Häuptlinge aufs Schiff. Sie erschienen zur bestimmten Stunde, brachten einen Kelch, die blutbespritzte Soutane, ein Crucifix und religiöse Bilder, die man von verschiedenen Theilen der Insel zusammengesucht hatte, und drückten ihr Bedauern aus, daß die Unthat geschehen sei. Musumusu allein war nicht zu bewegen gewesen, das Schiff zu betreten. Er wiederholte beständig: „Es ist nicht meine Schuld, es ist nicht meine Schuld. Der König hat mir befohlen, den Pater zu tödten, weil er Maitala, seinen Sohn, bekehrt hat." Der alte Mapigi aber sagte mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes: „Ach, ich war leider abwesend, als die That geschah. Wäre ich in der Hütte des P. Chanel gewesen, sie hätten nur über meinen Leichnam zu ihm gelangen können. O, nun werde ich den Vater nicht mehr sehen! Er war so gut, und ich hatte ihn so lieb." Auf dem Schiffe befand sich auch der junge Häuptling Sam-Keletoni, welcher nach der unglücklichen Schlacht von Vaï auf P. Chanels Rath mit seinen Getreuen sich nach Wallis geflüchtet hatte. Capitän Bouset verlangte die Wiederaufnahme der Vertriebenen und die Einsetzung Sam-Keletoni's als Oberhäuptling von Sigawe. Eine allgemeine Versöhnung erfolgte, worauf die Corvette mit den Ueberresten des Seligen, die der Schiffsarzt sorgsam einbalsamirt hatte, nach Neu-Seeland zurückkehrte. Der junge, ausgezeichnete Sam-Keletoni benützte sogleich die günstige Stimmung und seinen Einfluß, um die Insulaner zur Abschaffung des Götzendienstes zu ermuntern. Die Tapu wurden abgethan und die noch übrigen Götzenbilder verbrannt. Der Ort, wo das Blut des Martyrers geflossen war, wurde als heilig verehrt; alles Volk verlangte nach christlichem Unterricht und sehnte sich nach einem Priester. Als daher einige Monate hernach Msgr. Pompallier in Begleitung mehrerer Patres und Brüder von Wallis herüberkam, war gewissermaßen bereits die ganze Insel gewonnen. Man legte alle Gewalt in seine Hände. Msgr. Pompallier, der dem unseligen Bürgerkriege ein für allemal ein Ende machen wollte, machte den versammelten Häuptlingen begreiflich, daß die Insel für zwei Könige zu klein sei; sie möchten also, da ihr rechtmäßiger König todt sei, aus ihrer Mitte einen wählen und auf diesen alle Stimmen einen. Es geschah, und Sam-Keletoni ging einstimmig aus der Wahl hervor. Der neue König wurde bald darauf mit seiner Frau und einem kleinen Töchterlein vom Bischof feierlich getauft. Zehn Tage später erhielten 114 andere, schon genügend unterrichtete Insulaner dieselbe Gnade, und der Bischof spendete sämmtlichen Neophyten das Sacrament der Firmung. Der Same begann in der von Martyrerblut getränkten Erde fröhlich aufzugehen und trieb nun rasch immer reichere Blüten und Früchte.

An der Stelle, wo P. Chanel niedergesunken war, unweit des Dorfes Poï, wurde der Bau einer Pfarrkirche (vgl. das Bild S. 251) begonnen; eine zweite wurde in Sigawe erbaut. Später erhoben sich noch mehrere Kirchen und Kapellen. Während Msgr. Pompallier seine Rundreise fortsetzte, waren die PP. Servant und Roulleaux mit Bruder Nizier auf Futuna zurückgeblieben und arbeiteten mit dem besten Erfolge. Unter anderen wurden auch die Kinder Musumusu's getauft; selbst die Gemahlin Niuliki's, einst P. Chanels erbitterte Feindin, verlangte und erhielt vor ihrem Tode die Taufe.

Am 22. Februar 1843, also etwa zwei Jahre nach des Seligen Tode, waren bereits 840 Insulaner getauft und 200 Katechumenen im Unterricht. Ein drohender Sturm, den Musumusu in Verbindung mit einem dem Christenthum feindlichen Häuptlinge aus Wallis heraufbeschworen, wurde durch die kluge, feste Haltung des christlichen Königs glücklich abgewandt. Musumusu unterwarf sich, bat vor dem versammelten Volke öffentlich um Verzeihung und starb nach aufrichtiger Bekehrung eines erbaulichen Todes. Als er sein Ende nahen fühlte, ließ er sich an die Stelle tragen, wo einst das Zimmer des P. Chanel gestanden hatte, um dort zu sterben.

Im Jahre 1844 war die ganze Insel bekehrt, und es begann unter der belebenden Sonnenwärme des Christenthums ein neues, glückliches Geschlecht heranzublühen. „Wir sind hier", schreibt 1845 ein Missionär von Futuna, „wie in einem Paradies, mitten unter Neophyten, deren Eifer uns mit süßem Trost erfüllt. Ich glaube nicht, daß es auf der ganzen Welt zwei glücklichere Missionäre gibt als uns."

In der That ist Futuna im Laufe der Jahre eine der blühendsten Missionen Central-Oceaniens geworden, und während ehemals der Name dieses kleinen Fleckchens Erde fast unbekannt war, geht er nunmehr von Mund zu Mund durch die ganze katholische Welt und nimmt theil an dem Ruhmesglanze seines Martyrers.

5. Verherrlichung.

Gleich nach dem Tode des Seligen begannen die Christen den Ort, der durch Martyrerblut geheiligt war, in hohen Ehren zu halten. Schön sagt in den Proceßacten hierüber Maitala, der Sohn Niuliki's: „Nach dem Hinscheiden des Dieners Gottes erlosch sein Andenken keineswegs in unseren Herzen. Immer noch stand seine sanfte, milde Erscheinung vor unserer Erinnerung. Als wir dann durch die Missionäre erfuhren, wie mächtig im Himmel die Fürbitte derer ist, welche heilig gestorben, faßten wir großes Vertrauen auf seine Macht. Wir begaben uns zu dem Orte, wo er seinen letzten Seufzer ausgehaucht, den Seligen um seine Fürsprache bei Gott anzuflehen. Was mich insbesondere angeht, so fühle ich mein Herz mächtig zu ihm hingezogen, weil er es ist, der die heilige Religion nach Futuna gebracht und gegen uns arme Insulaner so große Liebe gezeigt hat. Ich

wünsche lebhaft, daß er zum Schutzpatron unseres Volkes erklärt werde."

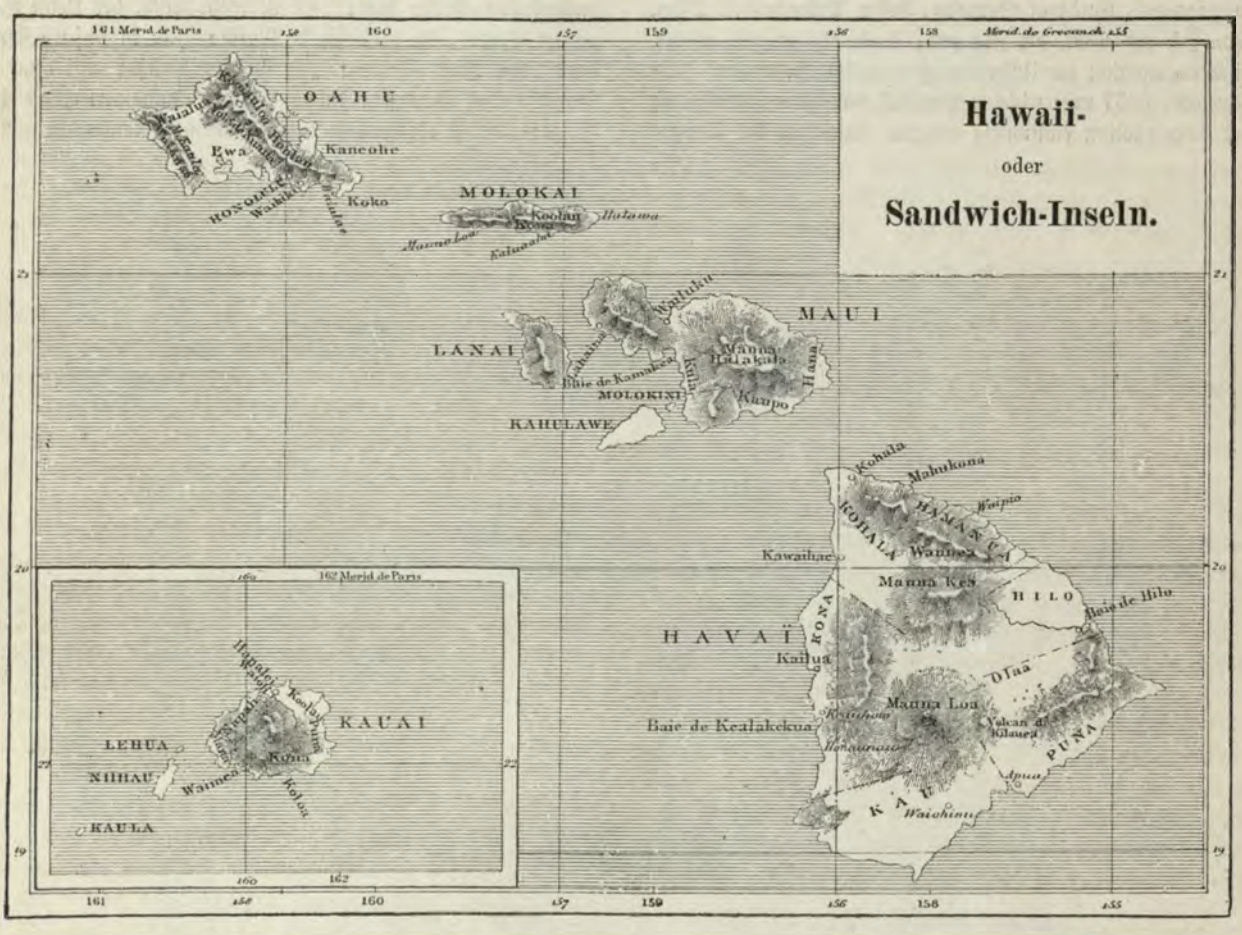
Aehnlich lauten auch andere Aussagen der alten Katechumenen. Wie oben gesagt, wurde bald nachher auf der Grabstätte, in welcher noch einige Ueberreste des heiligen Leibes und die blutgetränkte Erde in einem Kästchen aufbewahrt wurden, eine Holzkirche erbaut, an deren Stelle sich später ein schönes steinernes Gotteshaus erhob. Gott zögerte nicht, seinen Diener sowohl in Futuna wie auch auf anderen Inseln und selbst in Europa durch zahlreiche wunderbare Gebetserhörungen zu verherrlichen. 1845 nahm P. Servant im Auftrage Msgr. Bataillons die Einleitung zum Processe der Seligsprechung vor. 1847 begab sich der Apostolische Vikar persönlich nach Futuna, um die Acten zu prüfen und durch eigene Untersuchung zu ergänzen. Dieselben wurden vom Präfecten der Propaganda, Cardinal Barnabo, dessen Privaturtheil Msgr. Bataillon sich erst erbat, als sehr gut, d. h. als geeignet erklärt, der Ritencongregation zur Untersuchung vorgelegt zu werden. Am 21. September 1857 unterzeichnete Pius IX. das Decret, welches die von der Congregation einstimmig erbetene Aufnahme des Apostolischen Processes gestattete. Inzwischen waren die Ueberreste des Seligen 1851 von Neu-Seeland nach Lyon überführt und im Mutterhaus der Maristen beigesetzt worden. Der Kelch, das Meßbuch, zwei Meßgewänder, eine Albe, ein Rituale, die blutbespritzte Soutane, die Lanze und die Keule verblieben im Besitz der Kirche von Futuna. Die Axt, mit welcher die blutige That geschehen war, wurde als kostbarer Beitrag ins Museum des Vereins der Glaubensverbreitung zu Lyon aufgenommen.

Die feierliche Seligsprechung P. Chanels wurde in der ewigen Stadt am 17. December 1889 unter der freudigen Betheiligung von mehreren Tausend französischen Pilgern gefeiert, acht Tage nachdem der selige Perboyre auf die christlichen Altäre war erhoben worden. Es war ein Tag, an welchem, wie eine der vielen begeisterten Lobreden sich ausdrückt, die Kirche von Belley mit mütterlichem Stolze sagt: „Es ist mein Kind, der kleine Schäfer meiner Berge", die Gesellschaft Mariä: „Er ist unser erster Seliger", die Insel Futuna: „Er ist der Priester mit dem guten Herzen" (das war sein Name bei den Insulanern), die heilige Kirche: „Er ist ein großes Vorbild meiner Glaubensboten."

IX. Das Königreich der Hawaiischen Inseln.

1. Entdeckung.

Die Inselgruppe von Hawaii oder die Sandwich-Inseln bilden die Nordostecke der oceanischen Inselflur. Die östlichste und zugleich die südlichste dieser Inseln ist die Hauptinsel Hawaii. Sie liegt unter dem 20.° nördl. Breite und 155.° westl. Länge und hat einen Flächenraum von 11 356 qkm. Von ihr aus beschreiben die übrigen Inseln einen nach Nordwesten gerichteten Bogen. Die wichtigsten sind die Doppelinsel Maui (1268 qkm), um welche sich die kleineren Eilande Kahulani (143 qkm), Lanai (301 qkm) und Molokai (491 qkm) lagern. Das letztere, den traurigen Aufenthaltsort der Aussätzigen und den Schauplatz ihres Apostels, werden wir



sogleich eingehender besichtigen. Es folgt dann die Insel Oahu, die am meisten bevölkerte von allen mit der Hauptstadt und dem vortrefflichen Hafen Honolulu (1630 qkm), und endlich die fast gleich große, aber nur spärlich besiedelte Berginsel Kauai (1418 qkm). Sie liegt unter dem 22.° nördl. Breite, also noch im Tropengürtel, während die folgenden kleinen und meist ganz unbewohnten Laguneninseln und Riffe über den Wendekreis des Krebses hinaus in die gemäßigte Zone hineinragen. Alle Inseln des Archipels zusammen haben einen Flächenraum von 17 008 qkm und eine Einwohnerzahl von 80 578 Seelen, von denen aber nur die Hälfte, 40 014, wirkliche Eingeborene sind. Fast 15 000 Weiße und 18 000 Chinesen wohnen gegenwärtig mit einer großen Zahl Mischlingen und Polynesiern aus anderen Inselgruppen der Südsee im Königreich Hawaii.

Der Entdecker der Hawaii-Inseln ist der berühmte Weltumsegler James Cook. Auf seiner dritten Reise um die Welt fand er im Januar 1778 zunächst die nordwestlichste der größeren Inseln, Kauai. Die Eingeborenen nahmen ihn mit staunender Verehrung wie ein höheres Wesen auf. Er gab der Gruppe den Namen „Sandwich-Inseln" und setzte seine Fahrt nach Norden fort, um rechtzeitig die Beringsstraße zu gewinnen, die nähere Erforschung der neuentdeckten Inseln auf eine spätere Zeit verschiebend. Der noch fast ganz unbekannten Nordwestküste Amerika's folgend, erreichte er die Beringsstraße, sah sich aber durch Eismassen zur Umkehr gezwungen und steuerte nach den Sandwich-Inseln zurück, wo er am 26. November auf Maui landete und am 17. Januar 1779 in der Karakakua-Bai der Insel Owaihi oder Hawaii vor Anker ging.

Auch hier empfingen ihn die Eingeborenen mit der größten Verehrung. Sie glaubten, er sei der Gott Rono, der vor langer Zeit die Insel verlassen haben sollte und auf dessen Rückkehr sie hofften. Das Volk warf sich also vor ihm in den Staub und kroch ihm auf Händen und Füßen nach. Mit etwas Liebe und Klugheit hätte er die Insulaner (vgl. untenstehendes Bild) zu allem Guten gewinnen können. Aber statt dessen beleidigte er sie in der schroffsten Weise, und auch das Benehmen seiner Matrosen war nicht geeignet, die Achtung der Eingeborenen vor den Fremdlingen zu befestigen. Die Hawaiier führten Cook wie im Triumphe in ihren Götzentempel, stellten ihn den übrigen Göttern als den heimgekehrten Gott Rono vor, opferten ihm ein Schwein, salbten ihn und bekleideten ihn mit den heiligen Gewändern des Gottes. Und das alles ließ sich der Seefahrer gefallen! Dann forderte er, da er gerade auf den Schiffen Brennholz brauchte, die hölzerne, mit Götzenbildern verzierte Umzäunung des Tempels gegen zwei eiserne Beile. Mit Schrecken wurde diese Zumuthung abgewiesen; als dann aber durch Cook der Zaun nichtsdestoweniger abgebrochen und die Götzenbilder zertrümmert wurden, schlug die Ehrerbietung in Erbitterung um, und die Kunde, daß die frechen Fremdlinge die Insel wieder verlassen wollten, rief unverhohlene Freude hervor. Die Hawaiier brachten Cook ganze Kähne voll Schweine und Früchte als Abschiedsgeschenk; er nahm das alles an, hatte aber die nach den Begriffen der Insulaner höchst beleidigende Tactlosigkeit, daß er ihnen auch nicht das geringste Gegengeschenk machte.

Cook segelte ab, ohne von den erzürnten Insulanern behelligt zu

Eingeborene der Hawaii-Inseln bei der Mahlzeit.

werden; doch sprach der König Taraiopu sofort das „Tabu" über die von den Fremdlingen entweihte Bucht aus. Da zwang ein heftiger Sturm, der am 6. Februar die Schiffe Cooks arg beschädigte, den Seefahrer zur Umkehr in die Krakeakua-Bai (auch Kealakakua-Bai genannt; vgl. das Bild S. 258), um daselbst die Schiffe auszubessern. Er fand jetzt die Stimmung der Hawaiier sehr verändert. Die Bucht war wie ausgestorben; die Insulaner hielten sich fern und wollten mit den Fremden in keinen Verkehr treten. Sie sagten, ihr König sei verreist und habe das „Tabu" über die Küste ausgesprochen. Cook sah darin mit Recht eine Ausflucht. Bald trat die Feindseligkeit der Eingeborenen noch deutlicher zu Tage; sie schädigten ihn durch mehrere kleinere Diebstähle und entwendeten endlich sogar das große Boot, den Kutter, eines seiner Schiffe. Man entdeckte den Diebstahl am 14. Februar, und Cook beschloß sofort, heftig erzürnt, sich wieder in den Besitz des Kutters zu setzen.

Zu diesem Zwecke ging er mit einer Abtheilung Bewaffneter ans Land und marschirte unverzüglich nach der Wohnung des Königs Taraiopu, um ihn und dessen Söhne gefangen als Geiseln an Bord zu führen, bis ihm der Kutter wieder ausgeliefert werde. Der Anschlag schien zu gelingen; der schwache Greis folgte bereitwillig, und seine beiden Knaben waren schon im Boote, als die Lieblingsfrau des Königs laut weinend und schreiend herbeieilte und ihn anflehte, nicht auf das Schiff der Fremdlinge zu gehen. Das gab einen Aufenthalt, und viele mit Keulen und Steinen bewaffnete Kanaken eilten herbei, um ihren König aus der Hand der Fremdlinge zu befreien. Zwei Häuptlinge faßten Taraiopu am

Arme und forderten ihn auf, „sich auf den Boden seines Reiches niederzusetzen“ und keinen Schritt weiterzugehen. Die Zahl der Eingeborenen schwoll inzwischen mit jeder Sekunde an, und ihre Haltung wurde immer drohender. Die Klugheit hätte Cook rathen müssen, es unter diesen Umständen nicht aufs äußerste ankommen zu lassen; aber er wollte nun einmal seinen Willen durchsetzen und faßte den König barsch am Arme. Da warf ihn ein Kanake mit einem Steine; Cook erwiederte den Wurf mit einer Ladung Schrot. Dieselbe that aber keine Wirkung, da der Schuß die dicke Matte des Wilden nicht durchdrang, sondern reizte die Menge nur noch mehr. Steine flogen gegen die Soldaten, und ein Kanake bedrohte Cook mit dem Speere. Cook streckte ihn mit einer Kugel aus seinem zweiten Gewehrlauf nieder. Jetzt erfolgte unter furchtbarem Geheule ein allgemeiner Angriff der Wilden. Umsonst gaben die Marinesoldaten und die Matrosen von den Booten aus Feuer; die Kanaken wichen nicht, obschon manche von ihnen getroffen zusammenbrachen. Sie ließen dem Feinde keine Zeit, die Gewehre abermals zu laden, sondern stürzten heulend vorwärts, und im Nu kam es zu einem allgemeinen Handgemenge. Umsonst suchte Cook, der jetzt ans Meeresufer gedrängt war, die Boote herbeizuwinken. Im Augenblicke, da er sein Gesicht von den nachdrängenden Feinden ab und den Schiffen zuwandte, erhielt er einen Keulenschlag auf das Hinterhaupt, daß er taumelnd zu Boden stürzte, gleich darauf einen Stich ins Genick, und er fiel nun in eine Wasserlache, in der ihn die Wilden zu ertränken suchten. Doch rang er noch kräftig um sein Leben. Aber die Seinigen konnten

Bucht von Kealakeakua, wo Cook erschlagen wurde. (S. 257.)

ihm keine Hilfe bringen, und nachdem er sich noch einmal losgerissen, streckte ihn ein wuchtiger Keulenschlag auf den Kopf todt zu Boden. Im Triumphe wurde der Leichnam fortgeschleppt, in den Götzentempel getragen und daselbst nach Sitte der Hawaiier zum Begräbniß zubereitet, indem sie ihm die Arm- und Beinknochen herausschnitten. Was sie mit dem Fleische angefangen, ist niemals recht klar geworden. Cooks Gefährten waren der Meinung, sie hätten es aufgezehrt; jetzt will man das nicht mehr glauben, da der Cannibalismus auf den Hawaii-Inseln damals schon ungebräuchlich gewesen sein soll. Jedenfalls erhielten die Gefährten des Cook erst nach mehreren Tagen und durch Gewaltmaßregeln nur die Gebeine ihres Führers zurück, die sie am 21. Februar 1779 unter dem Donner der Geschütze ins Meer versenkten.

2. Die Geschichte.

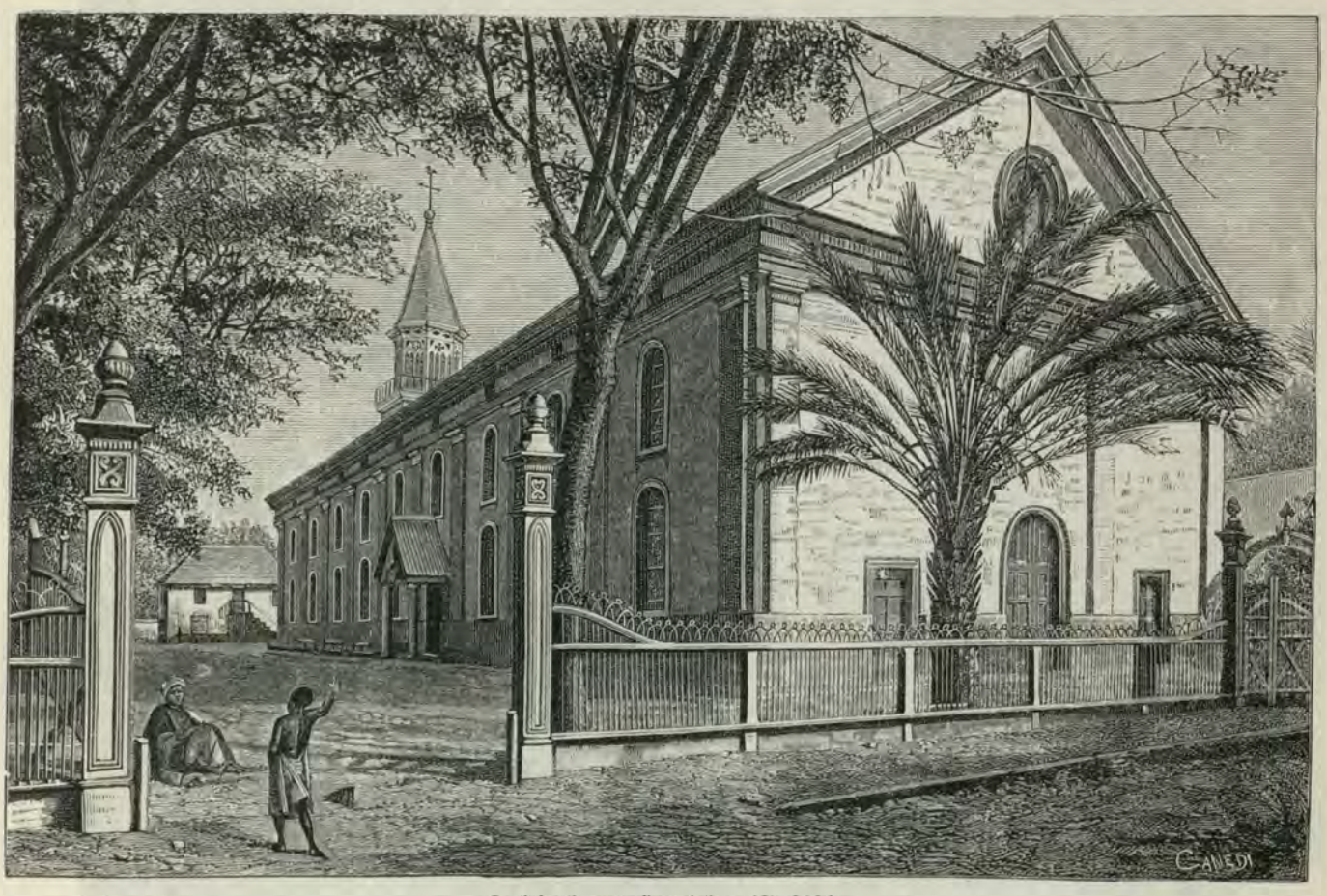
Die Zustände auf den Hawaiischen Inseln waren zur Zeit ihrer Entdeckung durch Cook gewiß keine glücklichen. Das Volk fröhnte einem düstern und blutigen Götzendienste. Die Götter waren Schreckgestalten, wahre Ungeheuer, die beständig nach Menschenblut lechzten. Eigens dazu bestimmte Leute machten Jagd auf Wehrlose. Die gefürchtetste Göttin war „Pele“, die in den brennenden Kratern der Feuerspeier hauste und von dort aus, wenn ihr die dargebrachten Opfer nicht genügten, unter Donner und Erdbeben die Umgegend mit glühenden Lavabächen überschüttete. Die Götzentempel hießen Heiau; der von Kamehameha dem Kriegsgotte Kaili erbaute bestand aus Cyklopenmauern von 3—7 m

Der Hafen von Honolulu. (S. 262.)

Höhe und unten 4, oben 1—2 m Dicke; er hatte eine Länge von 75 und eine Breite von 33 m; am Tage seiner Vollendung wurden dem Götzen elf Menschen geschlachtet.

Wie bei den anderen Völkern der Südsee, so finden wir auch auf Hawaii manche Stammsagen, welche überraschend an Erzählungen der Bibel erinnern. So hat Hawaii seine Geschichte der Sündflut, welche die Arche auf dem Mauna Kea (dem Weißen Berge) stranden läßt; seinen Joseph, der von den eigenen Brüdern verkauft wird; seinen Jonas, den ein Seeungeheuer verschlingt und wieder ans Ufer speit, natürlich mit verändertem Namen. Ihre Sprache ist von derjenigen der übrigen Polynesier wenig verschieden, so zwar, daß Hawaiier und Maoris, trotz der gewaltigen Entfernung der Sandwich-Inseln von Neu-Seeland, sich gegenseitig verstehen können. Die Monarchie war bei ihnen ausgebildeter als auf den übrigen Inseln der Südsee. Die Eries oder Herren waren nur da, um sich von dem gemeinen Volke bedienen zu lassen, das für sie die Aecker bestellen, die Häuser bauen und im Kriege fechten mußte. Die Häuptlinge, und namentlich die Könige, zeichneten sich auch durch prachtvolle, kunstreich zusammengestellte Federmäntel und Federhelme aus, welche die Bewunderung aller erregen. Die Helme haben eine ganz ähnliche Form wie jene der alten Griechen; auch bei den hawaiischen läuft ein zierlich geschwungener Bügel mit einer Raupe über das Helmdach. Ein derartiger Schmuck stellte einen bedeutenden Werth dar, da nur ganz bestimmte Federn seltener Vögel dazu verwandt werden durften.

Bald nach der Entdeckung durch Cook erhielt die Monarchie



Kathedrale von Honolulu. (S. 262.)

auf Hawaii noch eine neue Kräftigung. Tairopu's Neffe, Kamehameha, riß die Oberherrschaft an sich und dehnte sie auch auf die benachbarten Inseln aus und zwang Weiße, so den Matrosen Isaak David und den Bootsmann John Joung, unter ihm Dienst zu nehmen. In Krieg und Politik fügte er sich willig dem Rathe dieser beiden Männer; was aber den Götzendienst anging, so hielt er streng an demselben fest. Erst im Jahre 1817 hatte er die Alleinherrschaft über die ganze Inselgruppe in blutigen Kriegen erkämpft. Ueberhaupt war er eine großartig angelegte Herrschernatur und in seiner Art ein bedeutender Staatsmann. Er umgab sich mit tüchtigen Männern, wußte die besiegten Häuptlinge sich zu Freunden zu machen, schuf ein Beamtenthum ungefähr nach europäischem Muster, indem er über jede Insel einen Statthalter setzte, diesem Bezirkshauptleute, Gemeindevorsteher, Steuereinnehmer u. s. w. unterordnete. Er erließ Gesetze gegen Mord, Diebstahl, Bedrückung, hielt aber auch seine Unterthanen zu strengen Frohndiensten an, indem er sie zwang, auf den Bergen das gesuchte Sandelholz zu fällen und dasselbe an die Hafenplätze zu fördern, von wo aus es nach China verschifft wurde. Er ging noch weiter; er baute und kaufte nicht nur eine Handelsflotte, sondern selbst mehrere Kriegsschiffe, legte an den Häfen Strandbatterien und Forts an und armirte dieselben mit schwerem Geschütze, baute Kunststraßen, wobei er gewaltige Felsmassen sprengen ließ, bohrte Brunnen durch dicke Lavaschichten, schloß eine Bucht durch einen 1000 m langen, 2 m hohen und 7 m breiten Steindamm ab, wodurch er einen Fischweiher von zwei Meilen im Umfang erhielt. Vor allem

aber war der Hafen und die Hauptstadt Honolulu, die mit breiten, schnurgeraden Straßen nach europäischem Muster angelegt wurde, seine Schöpfung. Handwerker und Matrosen aus Amerika und Europa nahm er in seinen Dienst und behandelte sie gut; von den Eingeborenen aber verlangte er nach Art asiatischer Machthaber ein sklavisches Ceremoniell. Selbst sein Trinkwasser mußte aus einer Quelle geschöpft werden, die kein anderer Sterblicher benützen durfte. Seine Gestalt war herkulisch gebaut, seine Haltung wahrhaft königlich; nur wenige vermochten sein blitzendes Auge zu ertragen. Kurz, er war ein geborener Feldherr und Staatsmann, und der Vergleich zwischen ihm und Peter d. Gr., den man oft angestellt, ist nicht allzu kühn.

Als er 1819 starb, folgte ihm sein Sohn Liholiho als Kamehameha II. auf den Thron. Er hatte aber vom Vater nur den Namen geerbt; er war gutmüthig, aber sorglos, genußsüchtig und namentlich dem Trunke ergeben. Er schaffte die heidnische Religion ab, indem er das Tabu brach und die Heiaus, die Tempel, einzureißen befahl. Ganz ohne Widerstand ließ sich das Volk das freilich nicht gefallen; die Partei der alten Götzenpriester veranlaßte einen Aufstand, der aber blutig niedergeschlagen wurde, und so begrüßte das Volk die ersten protestantischen Missionäre, wie wir sofort ausführlicher erzählen werden: „Wir haben keine Religion mehr, gebt uns eine andere; wir warten auf eure Lehre!"

Bringen wir noch kurz die politische Geschichte der Sandwich-Inseln zum Abschluß. 1824 reiste der König mit seiner Gemahlin nach England, wo beide starben. Für den noch unmündigen Kamehameha III. trat nun eine Regentschaft ein, unter welcher die amerikanischen Missionäre so ziemlich allmächtig wurden. Ueberhaupt wirft man diesen vor, daß sie ihre Stellung in selbstsüchtigster Weise ausgebeutet haben. Katholische Glaubensboten, die sich niederlassen wollten, wurden gewaltsam vertrieben, bis endlich 1839 eine französische Fregatte ihre Zulassung erzwang. Die Verwaltung wurde immer mehr nach europäischem Muster eingerichtet. 1852 erhielt „das Königreich der Hawaiischen Inseln" eine Verfassung mit Parlament, Schwurgerichten u. s. w., die unter Kamehameha V. 1864 eine noch freisinnigere Form erhielt. Das Parlament verhandelt in der Muttersprache und in der englischen. Das stehende Heer beträgt 75 Mann, wozu 400 Mann Freiwillige kommen. Eine Kriegsmarine, zu welcher doch schon Kamehameha I. den Grund gelegt, hat Hawaii nicht mehr; dagegen ist seine Handelsflotte auf 57 Schiffe, darunter 22 Dampfer, gestiegen. Auf Kamehameha V. folgte 1873 Lunalilo I. als König, einstimmig vom Parlamente erwählt; allein er starb schon im nächsten Jahre an den Folgen der Trunksucht. Nach ihm herrschte Kalakaua I. bis zum vorigen Jahre, und jetzt sitzt Königin Liliuokalani auf dem Throne von Hawaii.

Bergschlucht bei Honolulu. (S. 262.)

Von Jahr zu Jahr schmilzt die eingeborene Bevölkerung immer mehr zusammen. Zu Cooks Zeiten soll sie 3—400 000 Seelen betragen haben. 1836 waren es nach einer amtlichen Zählung noch 108 000 Seelen; im Jahre 1872 belief sich die Zahl der Eingeborenen nur mehr auf 56 897, und seither ist sie abermals um etwa 16 000 gesunken. Der äußere Schein und Flitter der christ-

lichen Civilisation, den man den Bewohnern von Hawaii wie einen europäischen Modeanzug übergeworfen, vermag ein Volk allein noch lange nicht glücklich zu machen oder ihm auch nur Bestand zu verleihen. Man versichert, daß die alten heidnischen Laster, die das Mark der Polynesier verzehren, auch heute noch ruhig fortwuchern, und daß das Christenthum, das die Methodisten aus Amerika herübergebracht, ihnen vielfach rein äußerlich geblieben sei.

Die Hauptstadt Honolulu, welche jetzt 20 000 Einwohner zählt, gibt ein Bild des äußern Fortschrittes, den Hawaii im Laufe eines Jahrhunderts gemacht hat. In ihrem Hafen (vgl. das Bild S. 259) ragt ein Wald von Masten. Ihre Straßen sind breit, nach der Schnur gezogen, und tragen englische Namen; da ist die Fort-Street, die Kings-Street u. s. w., als ob man in Altengland weilte. Viele Straßen haben Bürgersteige; sie selbst aber sind nicht gepflastert, dagegen mit Doppelreihen von Akazien und anderen Bäumen bepflanzt. Die Wohnungen sind zum großen Theile europäische Häuser, aus Lavasteinen aufgeführt und oft mit allem Prunk Europa's ausgestattet, mit Tapeten, Teppichen, Polsterstühlen, Sophas, Klavieren, geschmackvollen Möbeln, Bildern in Goldrahmen, Nippsachen u. s. w. Daneben stehen noch viele alte Hütten der Eingeborenen, große, aus Schilf zusammengestellte Dreiecke mit einem Dache, das fast auf die Erde niederhängt und einer niedrigen Oeffnung als Thüre. Grasplätze und parkähnliche Gärten finden sich überall. In den Hauptstraßen sind glänzende Kaufläden; namentlich zeichnen sich die Waarenlager der Chinesen durch Pracht aus. In manchen Gasthöfen wird man wie in London oder Paris bedient; die Kellner sprechen französisch und englisch; aber die Rechnungen sind dafür auch unverschämt hoch. Das Regierungsgebäude, das mit einer goldenen Krone geschmückt ist, steht dicht am Hafen; nahe dabei steht das Parlamentsgebäude. Der Königspalast liegt im östlichen Theile der Stadt. Unter den Kirchen ist die methodistische „Königskirche" (Royal Church) die größte, die katholische oder „französische Kirche" (vgl. das Bild S. 260) aber weitaus die schönste. Die Hafenbefestigungen bestehen aus einer Citadelle und aus einer starken Batterie, die von dem 140 m hohen „Punschnapf" aus den Hafeneingang beherrscht. Die Umgegend, namentlich das Nunanu-Thal, ist reizend; in ihm liegen die Landhäuser der Königin und der hohen Staatsbeamten, sowie mancher reichen Kaufleute. Schattige Parkanlagen mit herrlichen Blumenbeeten und rauschenden Wasserkünsten umgeben diese Wohnungen des Reichthums und der Herrschaft. Ein brausender Gießbach, der von den Bergen heruntereilt, bildet malerische Wasserfälle, und die Flanken der Berge, deren Wälder in Silber und Grün spielen, verleihen dem schattigen Thale einen herrlichen Hintergrund. Noch in der Nähe der Stadt finden sich wildromantische Bergschluchten (vgl. das Bild S. 261).

3. Die katholische Mission.

Wir haben oben schon erwähnt, wie gerade im günstigsten Augenblicke, als der König das Heidenthum abgeschafft hatte, die Sendlinge nordamerikanischer Missionsgesellschaften auf den Sandwich-Inseln landeten. 1820 kamen drei protestantische Missionäre nach Oahu. Mit offenen Armen wurden sie empfangen. „Wir haben keine Religion mehr, gebt uns eine andere; wir warten auf eure Lehre", sagten die Insulaner. Armes Volk! es wußte nicht, daß es Irrlehrer anstatt Lehrer der Wahrheit gefunden hatte. „Niemals", sagt Cardinal Wiseman in seiner Abhandlung über die Unfruchtbarkeit der protestantischen Missionen, „kann ein Missionär ein Land antreffen, das geeigneter gewesen wäre, den Samen des göttlichen Wortes aufzunehmen und die herrlichsten Früchte des Glaubens hervorzubringen; niemals kann ein Prediger gelehrigere und weniger von Vorurtheilen befangene Herzen finden, als diese Wilden waren." Mit Recht konnte man also hoffen, daß die neuankommenden Missionäre in kurzer Zeit glänzende Resultate aufzuweisen hatten; an einem gewissen äußern Erfolg fehlte es auch nicht ganz, aber von einer wirklichen Bekehrung der Bevölkerung war keine Rede.

Im Jahre 1824 machte Kamehameha II. mit seiner Gemahlin eine Reise nach England; sie wurden beide daselbst ehrenvoll aufgenommen, starben aber beide hier bald nacheinander, und ihre Leichen wurden ihrem Wunsche gemäß in ihre Heimath zurückgebracht. Diese Reise wurde die Veranlassung der katholischen Mission. Der Leibarzt des Königs nämlich, ein Franzose Namens Rives, benutzte die Gelegenheit, um seine Heimat wieder zu besuchen; bei seiner Ankunft in Frankreich ersuchte er die Regierung, zu bewirken, daß einige katholische Missionäre nach den Sandwich-Inseln geschickt würden. Die französische Regierung ging auf dieses Gesuch ein und that die nöthigen Schritte in Rom. Gerade zu jener Zeit war die Congregation der heiligsten Herzen (Picpusgesellschaft) gegründet worden, und der ehrwürdige Gründer, P. Coudrie, hatte die Glieder seiner neuen Genossenschaft dem Apostolischen Stuhle für die Missionen zur Verfügung gestellt. Das Arbeitsfeld für dieselben war bald gefunden, Papst Leo XII. wies „den neuen Arbeitern die neue Mission" auf den Sandwich-Inseln an. Alsbald forderte P. Coudrie, welcher niemanden wider seinen Willen absenden wollte, die Glieder seiner Congregation auf, sich für diese schwierige Mission zu melden; die Zahl derer, welche bereit waren, sich dem Heile der Kanaken zu widmen, war so groß, daß ihm die Auswahl schwierig wurde, da vorläufig nur drei Priester mit einigen Brüdern abreisen sollten. Die Wahl fiel auf die PP. Alexis Bachelot, Abraham Armand und Patricius Short; dieselben schifften sich am 20. November 1826 ein und kamen nach achtmonatlicher Fahrt an ihrem Bestimmungsorte an. Bevor sie noch das Land betraten, sollten sie schon inne werden, welche Schwierigkeiten sie erwarteten und mit welchen Gegnern sie zu kämpfen haben würden. Kaum hatten nämlich die protestantischen Sendboten, denen alles daran lag, das Feld allein zu behaupten, die Ankunft der katholischen Missionäre erfahren, so setzten sie alle Hebel in Bewegung, um den Neuangekommenen sogar das Betreten des Landes zu wehren; sicher hätten sie ihr Vorhaben erreicht, da die Regentin, die Mutter des zu London gestorbenen Kamehameha II., den Protestanten durchaus ergeben war, wenn nicht Poki, der von Herrn v. Quelen getaufte Häuptling, sich ihren Anschlägen widersetzt und den katholischen Missionären sowohl die Niederlassung auf den Sandwich-Inseln, als die freie Ausübung ihrer Religion und die Erlaubniß zur Predigt erwirkt hätte.

Bevor die Priester der heiligsten Herzen der Landessprache mächtig waren, predigten sie bereits durch ihr Beispiel, und bewiesen sie die Wahrheit ihres Glaubens durch ihre Uneigennützigkeit, durch die Reinheit ihrer Sitten und durch ihre Nächstenliebe; daher schlossen sich denn auch schon bald einige Insulaner ihnen an, und die Zahl der Katholiken begann rasch zu wachsen. Besonders war dieses der Fall, als die katholischen Missionäre ihre kleine Kapelle eröffneten und die Schönheit des katholischen Cultus, soweit ihre Armuth es gestattete, vor den erstaunten Insulanern entfalteten. Von diesem Augenblicke an war es um die Fortschritte des Protestantismus geschehen, und er hat seither nur mehr Rückschritte gemacht.

Allerdings gaben die protestantischen Missionäre nicht ohne weiteres ihre Sache verloren; im Gegentheil nahmen sie den Kampf auf; die Waffen aber, deren sie sich bedienten, waren bloß Gewaltmaßregeln. Gern hätten sie gleich von vornherein ihre katholischen Nebenbuhler vertrieben; solange aber Poki, der katholische Häuptling, lebte, konnten sie ihre Pläne nicht ausführen, und erst nachdem dieser in einem Treffen gefallen war, begannen sie die offene Verfolgung der Katholiken. Zunächst ließ die Regierung auf Betreiben der Prediger einige frühere Gesetze, die seit einigen Jahren in Vergessenheit gerathen waren, wieder in Kraft treten; dazu gehörte auch ein Schulzwangsgesetz, kraft dessen nun auch die Katholiken dem protestantischen Unterricht und sogar protestantischen Predigten beiwohnen sollten. Natürlich konnten sich diese einem solchen Gewissenszwange nicht fügen; dadurch aber boten sie den fanatischen Protestanten die Gelegenheit, ihren Haß auszulassen. Gefängniß und Zwangsarbeit waren das gewöhnliche Loos der katholischen Männer, Frohndienst die Strafe der katholischen Frauen. Dazu kamen dann noch persönliche Beleidigungen von seiten der Prediger und beständige Schmähungen gegen den katholischen Glauben. Ein gewisser Bingham war die Seele aller dieser katholikenfeindlichen Bestrebungen; sein Name ist in der Missionsgeschichte der Sandwich-Inseln auf immer gebrandmarkt.

Da die protestantischen Prediger durch diese Maßregeln gegen die Gläubigen den erwarteten Erfolg nicht erzielten, glaubten sie ihre Angriffe gegen die Missionäre selbst richten zu müssen. Auf ihre Veranlassung wurden am 2. April 1831 die PP. Bachelot

Landschaftsbild auf den Sandwich-Inseln. (S. 262.)

und Short vor eine Versammlung der Häuptlinge berufen und denselben ein Schriftstück vorgelesen, kraft dessen sie wegen der „Schlechtigkeit" ihrer Religion die Inseln binnen drei Monaten zu verlassen hätten. Der Apostolische Präfect jedoch widerlegte zunächst die Schmähungen gegen den katholischen Glauben und hielt darauf den Häuptlingen ihr Unrecht gegen die Katholiken vor, indem er sie zugleich einigermaßen entschuldigte, da sie ja von den protestantischen Missionären verleitet seien, indem sie selbst nicht vermocht hätten, jenes Schriftstück abzufassen. Seine Worte beschämten sie so, daß sie das Schriftstück noch während der Versammlung wieder in ihre Hände zu bringen suchten, um es zu vernichten. So endigte die Zusammenkunft, wie es schien, resultatlos; die Missionäre wenigstens glaubten sich um die gegen sie ausgesprochene Verbannung nicht weiter bekümmern zu müssen. Allein bald wurden sie eines andern belehrt, als nämlich etwa einen Monat später ein Häuptling sie besuchte und sie zur Abreise ermahnte. „Obgleich du gut bist und deine Schüler auch," sagte derselbe zum Apostolischen Präfecten, „ist es doch besser, wenn du gehst." Der Hauptvorwurf, den man den Katholiken machte, war, daß sie Bilderanbeter und Götzendiener seien; ein Kanake scheute sich nicht, dieses dem P. Bachelot gegenüber offen auszusprechen, dem es aber nicht schwer wurde, denselben von der Unwahrheit dieses Vorwurfs zu überzeugen. Der Kanake verlangte nun, daß die Prediger, von denen er diesen Vorwurf gehört hatte, ihn auch vor den Missionären aufrecht erhielten. Eine solche Gelegenheit hatte P. Bachelot schon lange gewünscht, aber die Prediger wußten dieses Mal wieder, wie früher schon mehrmals, sich diesem Ansinnen zu entziehen.

„Bald darauf," — so lesen wir in einem Briefe des Apostolischen Präfecten — „als ich bei der Königin war, verlangte auch sie, daß die Katholiken sowohl als ihre Gegner die Wahrheit ihres Glaubens in einer Disputation vor ihr beweisen sollten. Sie schickte in dieser Absicht zu den protestantischen Predigern, die sich aber entschuldigten, nicht erscheinen zu können, obgleich sie sich unmittelbar nach Beendigung meiner Audienz zur Königin begaben. Trotzdem erklärte einer der Prediger vor seinen Anhängern, er wolle die Feuerprobe bestehen, um die Wahrheit seiner Religion zu erhärten. Sein Anerbieten wurde angenommen; aber er hütete sich wohl, sein gegebenes Wort zu halten."

Diese und ähnliche Vorfälle nährten den Haß der protestantischen Prediger immer mehr und bewogen sie, kein Mittel unversucht zu lassen, um die katholischen Missionäre von den Inseln zu vertreiben. Weil aber kein fremdes Schiff die Missionäre wider ihren Willen aufnehmen wollte, sahen sie sich genöthigt, auf den Rath eines gewissen Hill einzugehen. Dieser Mensch, welcher sich von seinen Glaubensgenossen „Lord" nennen ließ und sich als englischen Gesandten ausgab, aber später als ein im Dienste einer englischen Bibelgesellschaft stehender Prediger sich entpuppte, rieth den protestantischen Kanaken, ein eigenes Schiff auszurüsten und auf demselben die Missionäre fortzuführen. Die Missionäre benützten die wenigen Tage, welche ihnen noch blieben, um ihre Gläubigen auf die bevorstehende Trennung vorzubereiten; zugleich auch schrieben sie an die Franziskaner in Californien und baten dieselben um Aufnahme, da es hieß, man werde sie an der californischen Küste aussetzen. Am 21. December 1831 fand sich ein Häuptling mit mehreren Beamten bei den Missionären ein und kündigte ihnen an, daß die Stunde der Abreise gekommen sei; als die Priester nur der Gewalt weichen zu wollen erklärten, legte man Hand an sie und brachte sie auf das Schiff, das sofort die Anker lichtete. Die Laienbrüder durften zurückbleiben; an sie schloß sich die ihrer Hirten beraubte Heerde an, und mit solchem Eifer vereinigten sich die Katholiken zum gemeinschaftlichen Gebete, mit solchem Fleiß unterrichteten sie sich gegenseitig, daß die Absichten ihrer Verfolger scheiterten. Obgleich diese einige der Gläubigen länger als ein Jahr gefangen hielten und anderen die schwersten Frohndienste auflegten, hatten sie dennoch nicht die Genugthuung, auch nur einen Einzigen von seinem Glauben abtrünnig zu machen. Manche herrliche Züge des Muths und der Standhaftigkeit könnten wir aus dieser Zeit berichten; sie finden sich aber in den „Jahrbüchern der Glaubensverbreitung" verzeichnet, und deshalb übergehen wir sie.

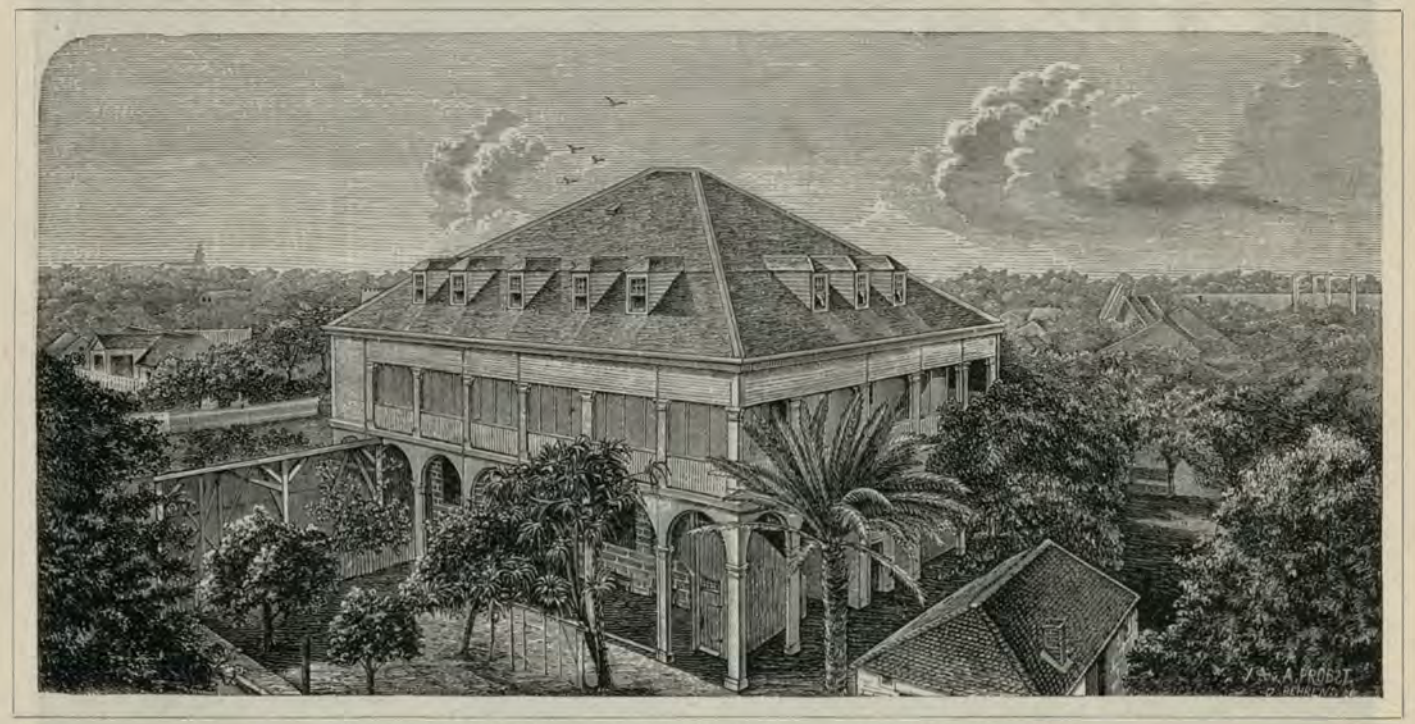
Unterdessen waren die drei Priester nach einer 32tägigen Fahrt an einer öden Küste von Californien ausgesetzt und dort ihrem Schicksal überlassen worden. Es gelang ihnen, die Franziskaner von ihrer Ankunft in Kenntniß zu setzen; alsbald ließen diese sie abholen und, wie einer der Missionäre schreibt, „wurden sie unter dem Geläute der Glocken und den freudigen Begrüßungen der Bevölkerung von den Patres in St. Gabriel empfangen". Hier unterstützten sie die Franziskaner bei deren Arbeiten, während sie auf eine Gelegenheit warteten, zu den Sandwich-Inseln zurückzukehren. Ein Breve Gregors XVI., welches sie in ihrer Verbannung tröstete, bestärkte sie in ihrem Vorhaben. Indessen sollte die Stunde der Rückkehr nicht so bald schlagen. Zwar schien die Zeit der Freiheit für die Katholiken gekommen, als nach dem Tode der Regentin Kamehameha III. am 15. März 1833 die Regierung übernahm und die Verfolgungs-Edicte aufhob; allein die Nachrichten, welche um diese Zeit auf den Sandwich-Inseln über die Erfolge der katholischen Mission auf dem nicht weit entfernten Gambier-Archipel eintrafen, reizten die protestantischen Sendboten zu neuen Anstrengungen gegen die Katholiken. Besonders war es Bingham, der durch seinen Einfluß auf die Schwester des Königs Kamehameha III. bewirkte, daß die früheren harten Gesetze gegen die Katholiken wieder erneuert wurden. Wiederum mußten die Gläubigen die protestantischen Kirchen und Schulen besuchen. Um diese Zeit wirkten auf den Sandwich-Inseln 143 amerikanische Missionäre und Missionärinnen; neben diesen arbeitete noch eine große Anzahl sogenannter Kimus, d. h. Eingeborene, welche in Amerika für den protestantischen Missionsdienst gebildet worden waren. Man hätte glauben sollen, auch ohne Gewaltmaßregeln hätte diese Armee von protestantischen Missionären mit der verhältnißmäßig geringen Zahl von Katholiken fertig werden müssen; aber überzeugt von der Standhaftigkeit der Neophyten wurden noch härtere Gefängnißstrafen und noch schwererer Frohndienst über die Gläubigen verhängt. Allein auch die schimpflichste und schändlichste Bedrückung erzielte keine Erfolge; die Verfolgung bewirkte nur, die Katholiken im Glauben zu bestärken, der katholischen Kirche die Achtung ihrer Feinde zu erwerben und ihr neue Anhänger zu gewinnen. Eine große Menge Eingeborener, durch die Geduld der Martyrer zur Bewunderung hingerissen und in ihren Vorurtheilen überwunden, bekannten offen den katholischen Glauben und setzten ihren Ruhm darein, die Leiden der Verfolgten zu theilen.

Um diese Zeit wurden alle Inseln des östlichen Polynesiens der Congregation der heiligsten Herzen als Arbeitsfeld überwiesen, und zwar mit der Bestimmung, daß unter einem Apostolischen Vikar zwei Präfecten, der eine auf Tahiti, der andere auf den Sandwich-Inseln, die Mission leiten sollten. Als Apostolischer Vikar wurde Msgr. Stephan Rouchouze, Bischof von Nikopolis i. p. i., ernannt. Dieser sendete alsbald einen Bruder ab, um von dem Zustande der Kirche auf den Sandwich-Inseln genaue Kunde einzuziehen. Der Bruder traf die Mission noch in ihrer bedrängten Lage an, konnte aber dem Bischof mittheilen, daß der englische Consul einen Priester seiner Nation schützen werde. Sofort wurde P. Arsenius Walsh von Valparaiso abgesendet und landete am 30. September 1836 im Hafen von Honolulu. Der Schutz des englischen Consuls wurde ihm zwar zu theil, allein dieser hätte ihm keinen langen Aufenthalt auf der Insel erwirken können, wenn nicht im October ein französisches Kriegsschiff angelangt wäre und die Vermittlung des englischen Consuls unterstützt hätte. Infolge eines Vertrags, der damals abgeschlossen wurde und der den Unterthanen der englischen Krone das Recht zur Niederlassung auf den Inseln gewährleistete, glaubten auch die PP. Bachelot und Short endlich aus ihrer langjährigen Verbannung zurückkehren zu dürfen. Am 28. März 1837 wurden sie mit Jubel von den Katholiken empfangen. Aber nun entbrannte der Zorn der Protestanten; unter dem Vorwand, die Priester seien in dem neuen Vertrag nicht eingeschlossen, wurden die beiden Missionäre ergriffen, mit Gewalt auf das Schiff, welches sie hergeführt hatte, zurückgebracht und, da dieses von dem über diesen Gewaltact aufgebrachten Capitän und seiner Mannschaft verlassen wurde, dort von den protestantischen Kanaken bewacht. Nur durch das Einschreiten eines englischen und eines französischen Kriegsschiffes wurde ihrer Gefangenschaft ein Ende gemacht; sie mußten aber schon bald die Insel verlassen; P. Short reiste nach Valparaiso, wo die Congregation eine Niederlassung besaß, während der Apostolische Präfect, P. Bachelot, eine neue Mission auf den Punipeinseln beginnen wollte und auch wirklich in Begleitung des

P. Maigret dahin abreiste, allein unterwegs, durch zahlreiche Strapazen aufgerieben, seine irdische Laufbahn beschloß. Er war erst 41 Jahre alt.

P. Walsh war freilich noch auf dem Archipel zurückgeblieben, aber auch seine Missionsthätigkeit ward durch die immer schärferen Maßregeln der Protestanten sehr gelähmt. So verkündeten sie am 18. December 1837 ein neues Gesetz, gemäß welchem die katholische Religion auf den Inseln weder gelehrt noch geübt werden dürfe; den Priestern wurde aufs strengste verboten, das Land zu betreten. Wie schwer dabei die Verfolgung auf den eingeborenen Katholiken lastete, möge man aus folgendem Bericht eines protestantischen Blattes von Honolulu (29. Juni 1839) ersehen.

„Am Montag Morgen", schreibt das Blatt, „wurden zwei katholische Frauen vor die bei Kinau, der Schwester des regierenden Königs, versammelten Häuptlinge geführt. Nachdem die Gefangenen den ganzen Tag in dem Hofe des Palastes ihr Urtheil erwartet, wurden sie gegen Abend auf die Festung gebracht, wo sie durch Ueberredung oder Qualen zur Verläugnung ihres Glaubens verleitet werden sollten. Auf ihr wiederholtes Betheuern, daß sie eher den Tod erleiden, als die Lehre Binghams annehmen wollten, wurde die älteste der Frauen vermittelst Handschellen an den Zweigen eines Baumes aufgehängt, während die andere auf dieselbe Weise an das Dachgesimse eines Hauses so angebunden wurde, daß ihr Gesicht mit der rauhen Wand in unmittelbare Berührung kam und bei der geringsten Bewegung an derselben verwundet wurde. In dieser peinlichen Lage, in welcher die leidenden Frauen während der Nacht von einem heftigen Platzregen durchnäßt wurden, blieben sie auch noch am folgenden Tage den glühenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, bis einige die Festung besuchende Fremden sie aus ihrem schmerzhaften Zustande befreiten. Als man ihnen die Handschellen ge-



Anstalt der Schwestern von den heiligsten Herzen zu Honolulu. (S. 266.)

löst hatte, fielen sie bewußtlos zu Boden; denn über 18 Stunden hatten sie Qualen erduldet, welche, um einige Stunden verlängert, die Schaar der Martyrer um zwei heldenmüthige Zeugen vermehrt hätten. Einem Fremden," fährt dieselbe Zeitung fort, „welcher kurz vorher, durch den traurigen Anblick der Gefangenen gerührt, Bingham im Namen der Menschlichkeit aufgefordert hatte, den Qualen seiner Opfer ein Ende zu machen, erwiederte dieser, daß die Frauen nicht aus Religionsgründen bestraft worden, daß er übrigens den Landesgesetzen nicht hindernd in den Weg treten könne."

Der Augenblick war jedoch nicht mehr fern, wo den Katholiken Sandwichs die freie Ausübung ihrer Religion gestattet werden sollte. Kamehameha III. schloß im Juli 1839 mit Frankreich einen Vertrag, welcher bestimmte: 1. daß die katholische Religion auf den Sandwich-Inseln frei verkündet werden dürfe, und daß die Katholiken hinfür mit den Protestanten gleiche Rechte hätten; 2. daß den Katholiken ein zu einer Kirche geeigneter Platz gegeben werde; 3. daß alle wegen der Religion gefangen Gehaltenen sofort in Freiheit gesetzt würden.

Zum erstenmal nach langer Zeit scholl auf Hawaii der feierliche Gesang des Te Deum zum Himmel empor. Freude und Jubel erfüllte die Herzen der lang Geprüften, und mit Inbrunst schlossen sie sich dem P. Walsh an, welcher in seiner bescheidenen Kapelle ein feierliches Dankopfer für ihre Befreiung darbrachte. Die Freiheit war nun den Katholiken gegeben, und mit beflügeltem Schritt eilte die Gnade zu neuen Eroberungen. Als der Apostolische Vikar des östlichen Polynesiens am 14. Mai 1840 auf Sandwich anlangte, konnte er auf Oahu allein schon 2000 Neubekehrten den bischöflichen Segen ertheilen.

Um neue Arbeitskräfte für die vielversprechende Mission zu sammeln und die besten Anstalten zu deren Unterstützung zu treffen, beschloß Msgr. Rouchouze nach Europa zurückzukehren. Er langte dort an im Jahre 1841 und fand für sein Werk die regste Theilnahme. Am 15. December 1842 schiffte er sich auf dem

für die Mission gekauften und ganz mit Geschenken beladenen Schiffe „Maria-Joseph" in Begleitung von 14 Missionären und 10 Schwestern der Congregation der heiligsten Herzen für Sandwich ein. Allein das Schiff erreichte nie sein Ziel; es ist spurlos verschwunden, und alle angestellten Nachforschungen haben nicht einmal mit Sicherheit ergeben, ob es in den Wellen verschwunden oder ob es die Beute der wilden Eingeborenen der Osterinsel geworden sei. Hart war dieser Verlust für die Mission, aber er vermochte dem Bekehrungswerke keinen Einhalt zu thun. Ende 1843 zählte man auf Sandwich schon 12000 Katholiken und mehr denn 100 Schulen; auf Oahu allein, dem Mittelpunkte der protestantischen Propaganda, zählte die Gemeinde über 4000 Seelen. Ein besseres Loos als die Missionäre von 1843 hatten drei Jahre später 11 Patres und 12 Brüder, welche den gleichzeitigen Bestrebungen der 140 Protestanten ihren apostolischen Eifer entgegenstellten. Ihre Bemühungen blieben nicht fruchtlos; denn fast in jedem Jahre hatten sie die Genugthuung, ungefähr tausend Insulaner in den Schoß der Kirche aufzunehmen.

Die junge Christenheit erlangte eine zu große Bedeutung, als daß sie länger eines besondern Oberhirten hätte entbehren sollen. Im Jahre 1845 theilte der Apostolische Stuhl das östliche Polynesien in zwei Vikariate ein und ernannte den Ehrwürdigen P. Vincenz Duboise mit dem Titel eines Bischofs von Arathia zum Apostolischen Vikar der Sandwich-Inseln. Da aber dieser dieses bischöfliche Amt als seine Kräfte übersteigend erachtete, wurde an seiner Statt P. Desideratus (Ludwig Maigret) ernannt und im

St.-Ludwigs-Colleg in Honolulu.

Jahre 1846 consecrirt. Die drei Jahre später stattfindende neue Umschreibung der Vikariate Ost-Polynesiens, nach welcher das von der Congregation der heiligsten Herzen bearbeitete Oceanische Missionsgebiet in drei Vikariate eingetheilt wurde, ließ das Apostolische Vikariat Sandwich unverändert. Msgr. Maigrets Nachfolger war ein Deutscher, Hermann Kökemann, der im Laufe dieses Jahres verstorben ist.

Dem im Jahre 1853 gestorbenen Könige Kamehameha III. folgte in der Regierung Kamehameha IV., welcher der katholischen Religion nicht abhold war. Wiewohl selbst Protestant, verlangte er vom Bischof Ordensschwestern zur Gründung einer Erziehungsanstalt (vgl. das Bild S. 265), zu welchem Zwecke er Bauholz und Garten schenkte. Auf das Gesuch des Msgr. Maigret schifften sich am 28. August 1858 zehn Schwestern obengenannter Gesellschaft (unter ihnen vier Deutsche aus den Diöcesen Münster und Osnabrück) zu Havre ein und übernahmen die Leitung des in Honolulu erbauten Pensionats. Neue Arbeitskräfte gestatteten ihnen auch Schulen, ein Waisenhaus und ein Arbeits-Institut zu gründen. Bald reichten Mittel und Räume nicht mehr hin, den Bedürfnissen der sich immer mehrenden Zahl von Zöglingen zu genügen. Die in Honolulu anwesenden Europäer (Deutsche, Engländer, Franzosen und Italiener) kamen ihnen in dieser Noth zu Hilfe; sie bildeten 1859 einen Katholiken-Verein, der es sich zur Aufgabe machte, auf alle mögliche Art die katholische Sache auf den Sandwich-Inseln zu unterstützen. Ihrem edeln Bestreben verdanken die Schwestern die Errichtung ihrer neuen Erziehungsanstalt, groß genug, um 400 Kinder aufnehmen

zu können. Um dieselbe Zeit gaben ihrerseits die Patres durch Gründung des St.-Ludwigs-Collegs (vgl. das Bild S. 266) der lernbegierigen Jugend Gelegenheit zu einer höhern katholischen Ausbildung. Nicht zu vergessen ist das herrliche, von Msgr. Maigret erbaute Spital (vgl. untenstehendes Bild). Durch diese Hilfsmittel in ihrer Thätigkeit wirksam unterstützt, haben die Missionäre seither den Glauben weiter verbreitet.

Heute zählt die Kirche unter den Eingeborenen mehr als ein Drittel zu ihren Kindern, nämlich 13 700 Seelen, und dazu kommen fast ebenso viele Europäer (12 000), meist Portugiesen. Der Rest der Eingeborenen vertheilt sich auf eine Anzahl protestantischer Secten; die Mehrzahl gehört den Methodisten. Die Väter von den heiligsten Herzen leiten außer einer Reihe Elementarschulen mit 1540 Kindern zu Honolulu das St.-Ludwigs-Colleg mit über 400 Schülern, und in 33 Kirchen und 59 Kapellen wird katholischer Gottesdienst gehalten.

4. Die Vulkane.

Auf keiner Inselgruppe der Südsee tritt die vulkanische Thätigkeit gewaltiger auf als auf den Hawaii-Inseln. Wir wollen daher dem Könige ihrer Feuerspeier an der Hand P. Montitons einen Besuch abstatten und seine Schilderung zugleich mit der Beschreibung anderer Augenzeugen vernehmen.

„Hawaii, die größte Insel des Sandwich-Archipels," so schreibt P. Montiton, „besitzt bekanntlich einen der thätigsten Vulkane auf der ganzen Erde: es ist dieses der Mauna Loa (vgl. das Bild

Spital von Honolulu.

S. 269); auf seinem Gipfel, 13 760 Pariser Fuß (4470 m) über dem Meere, liegt der active Krater Mokuaweoweo, und auf seinem Südabhang, 3970 Fuß (1290 m) über dem Meere, der große, immer thätige Krater Kilauea. Der Kilauea ist also nicht ein Kegel, wie man sich gewöhnlich die Vulkane vorstellt, sondern ein ungeheures Loch von etwa drei Stunden im Umkreis und einer Tiefe, die je nach der Höhe der Lava zwischen 300 und 400 m schwankt. Ungefähr eine Stunde südlich von diesem Krater bietet der Mauna Loa ein anderes, ebenso großartiges und noch schrecklicheres Schauspiel; es ist dieses der See Halemaumau, ein ‚Feuersee' (vgl. das Bild S. 268) im eigentlichen Sinne des Wortes, ‚die heilige Wohnung der Göttin Pele' nach der altheidnischen Mythologie der Eingeborenen. Der See ist von unregelmäßiger Gestalt; sein kleinster Durchmesser mag eine Länge von etwa 160 m, sein größter von etwa 650 m haben; an der einen Seite kann man auf einem etwa 15 m hohen, schroff in den See abfallenden Felsenufer die Wogen der glühenden Lava betrachten. Jeden Augenblick senden feurige Springquellen ihre Flammen in die Lüfte empor. Es ist ein wahres Bild der Hölle, und die alten heidnischen Eingeborenen ließen die Gottlosen in diesem Feuersee ihre Strafe verbüßen."

Ein Franzose, Herr von Varigny, besuchte im November 1857 den Feuersee; nach ihm hat derselbe „einen Umfang von mehr als einer Stunde und lag in ungefähr 20 m Tiefe unter ihm. Die eingeborenen Begleiter legten am Rande ihre Fußbekleidung und Kopfbedeckung ab, murmelten leise einige Worte und befestigten an Steinen allerlei Gegenstände, welche sie zu diesem Zweck mit-

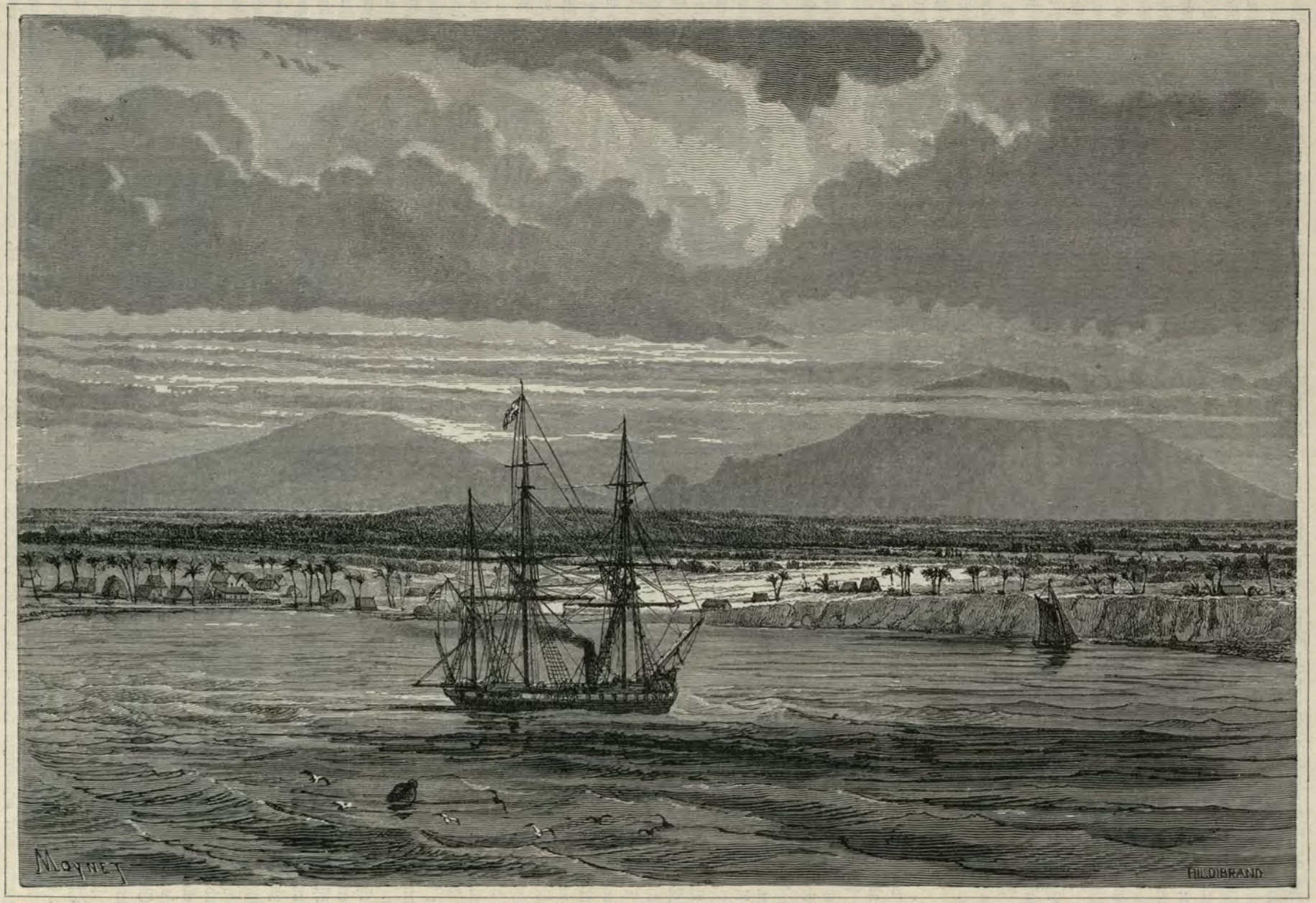
genommen hatten, z. B. Korallenhalsbänder, Glasperlen u. dgl. Dann warfen sie dieselben als Opfergabe hinab in die Feuermasse und riefen dreimal: ‚Aloha Pele' — ‚Ich grüße dich, Pele'. Im See, aus welchem eine entsetzliche Hitze aufstieg, wogte nach allen Richtungen hin eine schwarze, flüssige Masse, einem unruhigen Meere vergleichbar, und brandete an den Wänden, von welchen sie eingeschlossen ist. Jetzt erhebt sich eine Welle hoch über andere, der glühende Schaum schlägt auseinander, und eine rothe Welle flüssigen Feuers kommt zum Vorschein. Sie strömt langsam und regelmäßig von der einen Wand nach der Mitte hin und verschlingt auf ihrem Wege den schwarzen Schaum. Von der andern Seite kommt ihr eine andere rothe Woge entgegen, und beide prallen gegeneinander mit einem eigenthümlichen Getöse: es war, als ob hundert Bergströme Lawinen von Fels- und Steingeröll donnernd in die Tiefe schleudern. Jede dieser Feuerwellen hatte eine Höhe von etwa 20 Fuß; sie waren glühende Berge, die ihre Kräfte miteinander maßen. Als sie einander begegneten, wankte der verglaste Boden unter den Füßen der Wanderer auf und ab, und es entstand ein krachendes Getöse. Nun bildeten sie eine Feuerpyramide, die höher als 60 Fuß emporstieg und glühenden Schaum nach allen Richtungen hin aussprühte. Bald blieb der einen Welle die Oberhand, sie drängte die andere zurück, breitete sich wie ein weites, rothes Tuch aus und schlug mit geradezu fürchterlicher Gewalt gegen eine Wand, welche bei solchem Drucke und solcher Hitze gleichsam schmolz; sie stürzte und verschwand im Feuermeer ähnlich, wie ein steiles, überhängendes Sandufer, das von einem reißenden Wasser-

Der Feuersee. (S. 267.)

strom unterwaschen und fortgerissen wird. Dieses grauenvoll erhabene Schauspiel hatte etwa eine Viertelstunde gedauert. Dann beruhigte sich das Feuermeer; seine leiser wallende Oberfläche wurde wieder schwarz, doch drang da und dort Feuer im Zickzack aus Spalten in die Höhe. Nun stiegen die Beobachter noch etwa 30 Fuß tiefer hinab und drangen bis an eine mehrfach weit durchlöcherte Lavamasse vor, die einen gewissen Schutz gewährte und von der aus sie die Bewegungen der Feuermasse deutlich verfolgen konnten. Nach einer Weile drangen wieder, genau wie soeben geschildert worden ist, Feuerberge gegeneinander, und abermals trat Ruhe ein" u. s. w.

P. Montiton beschreibt uns dann den Ausbruch vom Jahre 1876: „Am Abend des 14. Februar war fast der ganze Berg in dichte Rauchwolken gehüllt; gegen 9 Uhr zerstreuten sich diese Wolken und ließen eine Feuersäule erblicken, die nach der Schätzung glaubwürdiger Zeugen sich bis zu 2000 m über den Krater erhob. Die ganze Insel war taghell erleuchtet, und die Flammen warfen einen so hellen Wiederschein auf die Insel Maui, daß man dort glaubte, die zahlreichen Zuckerpflanzungen der Insel ständen im Feuer. Der Ausbruch, welcher von häufigen Erschütterungen des Bodens begleitet war, dauerte aber nur sechs Stunden."

Ein Augenzeuge in dem Orte Waimea, das 50 (englische) Meilen nördlich vom Vulkan liegt, meldet, daß die (blutroth erleuchteten) Rauchwolken bis nicht weniger als 16 000 Fuß Höhe über den Gipfel des 14 000 Fuß hohen Berges aufstiegen und sich dann zu einer dichten Schichte ausbreiteten, welche den Himmel auf ein Areal von 100 englischen Quadratmeilen bedeckten.



Mauna Kea und Mauna Loa vom Meere aus. (S. 267.)

„Am 24. Februar fand ein zweiter Ausbruch an einer ganz unerwarteten Stelle statt; gegen 3 Uhr morgens bemerkten die Bewohner an der Westküste der Insel, an der Kealakeakua-Bai, auf dem Wasser eine unzählige Menge von rothen, blauen und grünen Flammen, die etwa eine englische Meile vom Lande entfernt waren; anfangs hielten sie dieselben für die Lichter eines herankommenden Schiffes, allein die große Zahl ließ sie diese Annahme als Irrthum erkennen, und beim Aufgang der Sonne löste sich das Räthsel; es war ein unterseeischer Vulkan, der aus einer Tiefe von 20 bis 60 Faden Rauch und Dampf ausstieß. Am nämlichen Tage noch kam ein Regierungsschiff an und sandte sogleich drei Boote auf die Stelle der Eruption, wo das Wasser wie über Stromschnellen heftig aufkochte und Lavablöcke aufgeschleudert wurden. In Zeit einer Minute wurde eines der Boote sechsmal von solchen aufsteigenden Lavastücken getroffen, ohne jedoch Schaden zu leiden. Das Meer selbst war mit Hunderten von Lavastücken bedeckt, und einige hatten eine Oberfläche von etwa $^1/_4$ Quadratmeter. Diese glühende Lava stieß Dampf und schweflige Dämpfe aus, welche die Luft mit Gestank erfüllten. Solange die Stücke glühend waren, schwammen sie auf dem Wasser, oben gehalten durch die Gase, die sie enthielten; wenn sie aber erkalteten und Wasser eindringen ließen, sanken sie unter. Die ganze unterseeische Eruption war von einem dumpfen Geräusch begleitet, während zugleich an verschiedenen Punkten der Insel Erderschütterungen stattfanden. Eine auffallende Eigenthümlichkeit bei diesem Ausbruch war die Bildung einer Erdspalte, die sich vom Seeufer an etwa eine Meile ins Land hinein erstreckt und an verschiedenen Stellen eine Breite von etwa 15 cm bis zu 1 m hat.

„Seit einem Jahre bemerkte man eine ungewöhnliche Thätigkeit im Krater unseres furchtbaren Kilauea, und man fürchtete, daß diese Thätigkeit der Vorbote eines nahen Ausbruches sei. Der neue Ausweg, den sich die Lava unter dem Meere gesucht hat, wird hoffentlich als ein Sicherheitsventil dienen, das unsern Archipel und namentlich die Insel Hawaii vor neuen, größeren Ausbrüchen bewahrt."

In dieser Vermuthung hat sich P. Montiton leider getäuscht. Wir lesen im „Globus" vom 16. Juli 1877: „Schon nach zweimonatlicher Ruhe begann Göttin Pele von neuem ihre Arbeit, und zwar dieses Mal im Krater des Kilauea selbst. Seit einiger Zeit schien der erwähnte bisher immer thätige Lavasee South Lake vollkommen erloschen und bildete einen hohen Hügel schwarzer, todter Lava. Um 3 Uhr nachmittags am Freitag, 4. Mai, spürten die Bewohner des Hotels ‚Volcanoe House', das dicht am Rande des Kraters steht, einen starken Stoß, welcher einen langen Spalt auf der östlichen Seite des Kraterbodens bildete; wenige Minuten später begannen Fontainen flüssiger Lava aus demselben emporzusteigen. Zu gleicher Zeit waren nicht weniger als 50 dieser Springbrunnen flüssigen Feuers in Thätigkeit, von welchen einige eine Höhe von 100 Fuß erreichten ... Dieses seltene Naturereigniß dauerte sechs Stunden, worauf eine Fontaine nach der andern ihre Thätigkeit einstellte und wieder vollkommene Ruhe in den Riesenkratern Hawaii's eintrat."

Einen neuen Ausbruch vom Jahre 1880 beschreibt derselbe Augenzeuge: „Vielleicht ist Ihnen bereits die Kunde zugekommen, daß sich im November (1880) auf der Höhe des Mauna Loa, etwa sechs Meilen vom alten Krater von Makuaweoweo, mehrere neue Krater öffneten, die nun schon seit zehn Monaten unaufhörlich Rauchsäulen und glühende Lavabäche auswerfen. In seinem langsamen, aber beständigen Laufe theilte sich der Feuerstrom bald in verschiedene Flüsse, bald vereinigte er sich zu einer Breite von mehreren Meilen. Zunächst bedeckte er die öden Flanken des Berges mit einer neuen Lage von Schlacken; dann drang er in den Waldgürtel vor und zündete ihn an. Es war ein Riesenbrand, dessen Rauch während mehreren Wochen bei Tag die Luft verfinsterte und die Nacht durch seinen feurigen Widerschein erhellte. Durch diesen Brand brach sich der Lavastrom seinen Weg durch den Wald. Beim Austritte aus demselben ergoß er sich auf die Weidetriften, versengte sie und bedeckte sie mehrere Meter hoch mit Schlacken. Weiter drang er vor. Die Pflanzungen verheert er, die Hütten der Einwohner äschert er ein und füllt mit seinen Feuercascaden die Thalgründe der Flüsse und Bäche, deren Wasser er in Dampfwolken verwandelt (vgl. das Bild S. 272). Endlich ist er bis in die Nähe der hübschen, kleinen Stadt Hilo vorgedrungen, wo ich ihn vor etwa zwei Monaten sah. Einige Wochen später hemmte der schreckliche Feuerstrom plötzlich seinen Lauf, gerade als die Bewohner der Stadt und des Hafens in Todesangst die Flucht ergreifen wollten. Man hatte öffentliche Gebete zur Abwendung der Gefahr gehalten; allein unsere abergläubischen Kanaken wollen ihre Rettung lieber Pele, der Göttin des Vulkans, zuschreiben, als dem Herrn des Himmels die Ehre geben."

Der erste Ausbruch des Mauna Loa, von dem wir geschichtliche Kenntniß haben, ereignete sich 1789, als Kamehameha I. Krieg mit Kaona führte, der sich gegen ihn empört hatte. Als Kaona eben mit seinen Kriegern über den Abhang des Mauna Loa zog, warf der Berg nachts unter Donner und Blitz Flammen, Asche und große Steine aus, so daß die Krieger weder vorwärts noch rückwärts zu ziehen wagten. Wiederholte Ausbrüche in den nächsten Nächten nöthigten zum Verlassen des Lagerplatzes. Doch der Vortrab war noch nicht weit gekommen, als der Boden so unter den Leuten schwankte, daß sie zu Boden stürzten. Bald erhob sich aus dem Krater eine schwarze Wolke; fortwährend leuchteten Blitze und krachten Donnerschläge. Die Wolke breitete sich aus und verwandelte den Tag in grausige Nacht, deren Dunkel durch zuckende Blitze und unheimliche Ströme blauen und rothen Lichtes noch grauenhafter wurde. Ein heftiger Aschenregen stürzte dann nieder, der meilenweit alles verwüstete. Viele Menschen verbrannten elendiglich, andere wurden schwer verletzt. Der glühende Staub drang in die Luftröhren und Lungen; alles floh in wildester Unordnung. Am wenigsten litt die dem Krater am nächsten stehende Heeresabtheilung: es gelang ihr, zu entfliehen, nachdem der Aschenregen und das Erdbeben aufgehört. Dagegen wurde die mittlere Abtheilung vollständig vernichtet. Theils lagen die Leute am Boden, theils saßen sie aufrecht da und hatten sterbend Weiber und Kinder umarmt und nach der Landessitte zum Abschiede die Nasen aneinander gedrückt. Anfangs hielt man sie wegen der natürlichen Stellung, in der man sie fand, für Ruhende; aber es waren lauter Leichname, über 400 auf einem kleinen Raume beisammen — Opfer der grimmigen Göttin Pele, wie die Kanaken meinten!

Wenn diese stets drohende Gefahr der Vulkanausbrüche und des Erdbebens nicht wäre, so könnte man die Sandwich-Inseln beinahe als ein irdisches Paradies bezeichnen. Ihr Klima ist zwar warm, aber gesund; giftige Thiere finden sich nicht, aber ein schreckliches Leiden ist daselbst einheimisch und fordert Jahr für Jahr Opfer auf Opfer — der Aussatz. Wir wollen den Unglücklichen, die von ihm befallen sind, und zugleich dem Martyrer der Liebe, der ihr Vater geworden, mit ihnen gelitten hat und in ihrer Pflege gestorben ist, einen Besuch abstatten oder vielmehr

Ein Krater am Mauna Loa.

Mr. Stoddard, einen protestantischen Amerikaner, seinen Besuch bei dem inzwischen verstorbenen P. Damian Deveuster und die Eindrücke, die er daselbst empfing, erzählen lassen.

5. Ein Besuch bei den Aussätzigen auf Molokai.

„Der Nachmittag neigte sich dem Abend zu," erzählt Mr. Stoddard; „die Hitze wurde erträglicher; denn die heiße Sonnenglut war schon gemäßigt durch die angenehme Kühle der allmählich heranrückenden Nacht. Noch einige Augenblicke, und die Sonne verschwand hinter den von unabsehbaren Meereswogen gebildeten Abgründen; ein liebliches Zwielicht, erhöht von dem Glanze einiger schillernden Sterne, ruhte auf dem friedlichen Landschaftsbild. Ich saß am Meeresstrande bei Honolulu und athmete die herrlichen Wohlgerüche ein, welche die tropische Pflanzenwelt beim Fallen des Thaues aushaucht, als ich auf einmal aufgeschreckt wurde durch einen gellenden Schrei, welcher wie das letzte Sträuben eines gebrochenen Herzens vor dem Tode klang. Dann herrschte wieder tiefe Stille, nur durch das ungestüme Pochen meines klopfenden Herzens unterbrochen, bis ein sich mehrere Male wiederholender Schrei und endlich ein ganzer Chor von Jammerrufen über die niedrigen Hütten zwischen mir und dem nahen Ufer schrill wiederhallte. Mit nicht geringer Aufregung lief ich dem Meere zu und erreichte rasch eine Schaar weinender Frauen, welche einigen dem Landungsplatze von Honolulu zugeführten schweigenden Leuten folgten.

„Diese Unglücklichen, in deren gebrochenem Blick und entstellten Zügen ein langsamer und schrecklicher Tod geschrieben stand, waren

Glühender Lavastrom. (S. 270.)

bald auf das Verdeck eines bereitstehenden Fahrzeuges gebracht. In den wenigen Augenblicken, welche unter heftigem Schwanken des Schiffes bis zur Abfahrt verflossen, erneuerte sich das mitleiderregende Weinen der Männer, Weiber und Kinder. Die am Ufer Zurückgebliebenen streckten mit den Zeichen der höchsten Trauer ihre Hände nach den Abfahrenden aus, während aus ihren Augen Ströme von Thränen die bleichen Wangen herunterflossen. Die Abfahrenden brüteten eine Zeitlang vor sich hin wie in einem starren Todeskrampf befangen, bis auf einmal ein furchtbarer Schrei über die ruhige See wiederhallte: es war ihr letztes Lebewohl! So verschwand die so viel Trauer verursachende Barke wie ein Stäubchen in der schimmernden See. Die Abenddämmerung in der heißen Zone ist ebenso kurz wie bezaubernd, und die schnell hereinbrechende Nacht zog ihren Schleier über ein Bild, welches, obgleich nicht selten, dennoch selbst dem theilnahmslosesten Zuschauer ungemein peinlich ist.

„Die mit der Dunkelheit eingekehrte Stille wurde nur unterbrochen durch das Anschlagen der Wellen gegen die Flanken des langsam dahingleitenden Fahrzeuges, oder durch das Plätschern des Wassers gegen eine ferne Sandbank. Die Unglücklichen saßen noch zusammengekauert auf der äußersten Ecke des Verdeckes. Zum letztenmal hatte ihr Auge von dort aus die langsam entschwindenden Gestalten ihrer Angehörigen betrachtet, die sie hienieden nicht mehr wiedersehen sollten. Denn diese verzweifelten und dennoch widerstandslosen Wesen waren — Aussätzige, weggerissen von ihren Theuern, verurtheilt zum hoffnungslosen Elende einer lebens-

länglichen Verbannung, hinausgestoßen in der Nacht auf eine freudenlose Insel, deren melancholische Küste die letzte Zuflucht für diese dem Tode Verfallenen ist; eine Insel, ebenso schweigsam wie einsam, ebenso schön wie träumerisch — das traurige Eiland Molokai.

„Etwas über drei Jahre habe ich die Hawaii- oder Sandwich-Inseln bewohnt. Zwanzig Jahre früher hatte ich schon dieses kleine Königreich besucht und bin immer wieder mit demselben Interesse und derselben Liebe dorthin zurückgekehrt. Dieses Königreich, welches man ‚das angenehmste und das am meisten zur Schwermuth stimmende auf der Welt' genannt hat, übte stets auf mich die größte Anziehungskraft, und ich habe die naiv-geistreichen Insulaner kennen und schätzen gelernt, welche, während sie alle Rechte und Ansprüche auf Bildung erworben haben, auch von einer der furchtbarsten Geißeln des Menschengeschlechtes heimgesucht worden sind, nämlich vom asiatischen Aussatz. Manchmal hatte ich gewünscht, die Aussätzigen-Anstalt auf Molokai noch einmal besuchen zu können. Vor sechzehn Jahren hatte ich zum erstenmal diese Unglücksstätte gesehen, — ein Dorf, welches damals noch bedeutend kleiner war; denn die Aussätzigen lebten zerstreut umher im Königreiche. Doch mein Wunsch war nicht leicht zu befriedigen. Von seiten der Regierung stößt man auf eine gerechtfertigte Abneigung, den Neugierigen der Besuch der Anstalt und die Herausgabe von Sensationsberichten über das Leben der Aussätzigen in ihrer Verbannung zu gestatten. Eine Erlaubniß, die Anstalt zu besuchen, wurde endlich auf Veranlassung des Vorsitzenden des Gesundheits-Aufsichtsrathes vom Secretär ausgestellt und mir zugesandt, und in einem

Erstarrter Lavastrom. (S. 270.)

höflichen Begleitschreiben theilte mir der Vorsitzende die Gründe der Verzögerung mit. Wie es den Anschein hat, soll für die Folge keine Erlaubniß mehr gewährt werden, und man hofft so das Geheimniß der schrecklichen Wahrheit in Bezug auf die Aussätzigen-Anstalt im Königreiche Hawaii zu wahren.

„Mit diesem nöthigen Passe versehen, war ich doppelt glücklich über eine Einladung, mich zwei Regierungsärzten anzuschließen, welche im Begriffe standen, Molokai auf einer Inspectionsreise zu besuchen. An einem Nachmittage im October 1884 wechselte ich ein ‚Herzliches Willkommen' mit den Aerzten Dr. Georg K. Fitch und Dr. Arthur Mauritz an Bord des den Verkehr zwischen den Inseln vermittelnden Dampfers ‚Likelike', und kurze Zeit nachher waren wir zu dreien auf dem Wege nach Molokai. Die untergehende Sonne traf uns noch auf hoher See; gegen Mitternacht legten wir bei Kaunakakai, dem Haupthafen der Insel, vor Anker und ruderten dann noch eine lange Meile in einem Walfischboote, von eingeborenen Kanaken geführt, der Küste zu. Das Dampfboot hielt jenseits einer Sandbank. Mit heiler Haut am Ufer angelangt, fanden wir auf einer mäßigen Erhöhung eine geräumige Hütte zu unserer Verfügung; willige Hände bereiteten uns eine große Schüssel Hühnersuppe, und zu unserer Stärkung bekamen wir gutes Brod in Hülle und Fülle. Das kann man übrigens ein herrliches Mahl nennen, wenigstens an den meisten Ortschaften der Hawaiischen Inseln, wo die Märkte selten und spärlich versehen sind.

„Unsere Hütte war nahe am Ufer; der Mond beleuchtete die See und glitzerte, die gewaltigen Kronen der Bäume hie und da

durchdringend, auf dem weißen Triebsand, der sich hier mächtig angehäuft hatte. Die Eingeborenen lagerten sich um uns und erzählten und schwatzten, ohne ans Schlafengehen zu denken; bildet ja die Ankunft des jede Woche anlangenden Dampfers das einzige Ereigniß in ihrem zweck- und mühelosen Leben. Wir schliefen sehr wenig. Die beiden Aerzte unterhielten sich lange über den Aussatz; ich horchte oder träumte von meinen früheren Erfahrungen auf dieser Insel, welche, obgleich die einsamste der Inselgruppe, dennoch in letzter Zeit das meiste Interesse erregt hat. Erst gegen 9 Uhr am folgenden Morgen konnten wir aufbrechen. Es ist ein langer, heißer und staubiger Ritt vom Ufer bis zur fernen Spitze der gegen den Wind gelegenen Bergkette Molokai's. Da ist kein Haus zum Halten am Wege, keine Quelle und kein Schutz gegen die glühenden Strahlen der Sonne. Die Passatwinde fegen über den Bergrücken der Insel und umhüllen den Wanderer mit feinen rothen Staubwolken; aber je höher man steigt, um so reiner, klarer und angenehmer wird die Luft, und wenn man die vom Regen fruchtbar erhaltenen Hochländer erreicht hat, so entzücken die zerstreut liegenden Gruppen von Kukui- und Kamane-Bäumen, die tiefen und von saftigem Grün bedeckten Berghänge, widerhallend vom Gemurmel der Bäche und vom Gesange der Vögel, die in die Wolken ragenden Höhen, welche die oberen Regionen krönen, Aug und Ohr und üben auf den Wanderer einen Zauber aus, als wäre er in eine andere Welt versetzt.

„Nach drei langen und beschwerlichen Stunden kamen wir an unsere Haltestelle und wurden gastlich von Herrn W. Meyer, einem Agenten der Gesundheits-Aufsichtsbehörde und Aufseher der Aussätzigen-Anstalt, aufgenommen. Auf dieser prachtvollen Anhöhe wohnt er, um die Verbindung zwischen der Welt und denen, die gleichsam nicht mehr in derselben leben, zu unterhalten. Die Entfernung von der Wohnung des Aufsehers bis zum Rande des Felsens, wo man die Pferde verlassen muß, beträgt ungefähr zwei Meilen. Unsere Thiere, welche sich wie wir der gesunden Atmosphäre zu freuen schienen, folgten leichtfüßig dem durch schattige Haine sich fortwindenden Pfad, wo Eichhörnchen und Kaninchen flüchtig vorüberhuschten oder zuweilen Fasane und Kiebitze bei unserem Nahen rasch entflohen. Rinder- und Schafheerden weideten auf den Hügeln, Wachteln, wilde Tauben belebten die Baumgruppen. Alle diese Thiere sind auf Anregung des Königs von auswärts eingeführt und jetzt durchgehends hier einheimisch.

„Auf einmal kamen wir zu einem roh gezimmerten Schlagbaum, der den Weg sperrte. Hier stiegen wir von den Pferden, und ein Diener, der uns bis hierhin begleitet hatte, nahm dieselben in Empfang, um sie auf die Weide zurückzuführen. Das wenige Gepäck — es war so gering wie nur möglich — wurde auf den Rasen gelegt, während wir uns einem niedrigen Gestrüpp näherten, welches die Spitze des Felsens krönte. Ein schmaler Pfad brachte uns zum Gipfel des Berges, von wo aus wir eine wunderschöne Aussicht genossen. Wir standen 1000 m über dem Meeresspiegel. Der Absturz kam uns vor wie eine Cascade von Grün, hin und wieder von einem Blumenteppich unterbrochen, und oben auf dem Kamme schwebten wir gleichsam wie Vögel in der Luft. Vor uns breitete sich in gewaltiger Ausdehnung die himmelblaue See, über uns in noch weiterem Raume der azurblaue Himmel, zwischen beiden hingen wir sozusagen an den Zweigen, die unter unserem Gewichte zu brechen drohten. Tief unter uns streckte sich eine Landzunge weit in das Meer hinaus; sie war sonnenverbrannt und aschenfarbig, und an der Spitze, wo zerklüftete Lavafelsen hervorragen, nahezu schwarz, von einem Ende bis zum andern weiß gerändert von den sich brechenden Wogen. Auf ihrer ganzen Länge und Breite war kaum ein Baum sichtbar; dabei war sie in tausend kleine, von niedrigen, verfallenen Steinmauern abgegrenzte Stücke eingetheilt, von denen jedes früher ein eigenes Besitzthum und wohl nicht ohne Cultur gewesen sein mag; denn Molokai war in früherer Zeit dicht bevölkert und dieser einsam gelegene Theil der Insel eine volkreiche Gegend. Auf der einen Seite des Tieflandes sahen wir ein kleines Dorf: eine Anzahl kleiner, weißer Hütten lag zerstreut auf dem Wiesenplan. An der entgegengesetzten Küste, ungefähr zwei Meilen entfernt, dehnte sich eine etwas größere Ansiedelung aus, deren Hütten noch mehr zerstreut und mit grünenden Gärtchen umgeben waren. Beide Ansiedelungen lehnten sich nestförmig gegen den Felsen hin, zwischen ihnen befanden sich nur wenige Wohnungen, und am äußern Ende der Niederung, wo diese ins Meer hineinragte, gar keine. Ungefähr in der Mitte des flachen Landes erhob sich ein kleiner, ausgebrannter Krater: ein Hügel mit einer trichterförmigen Einsenkung in der Mitte und auf dem Grunde des Trichters eine Wasserlache, welche mit der Seeströmung stieg und fiel.

„Das ist die Landschaft der Aussätzigen-Anstalt auf Molokai, welche so oft beschrieben worden ist, aber hauptsächlich von solchen, welche sie nie gesehen haben. Ihre Geschichte ist meistens noch ein Geheimniß, außer etwa für die wenigen Leute, die zu ihr in irgend welcher Beziehung gestanden. Gerüchte, bei denen es schwer hielt, die falschen von den wahren zu unterscheiden, sind oft zu Ungunsten der Regierung von Hawaii aufgetaucht. Sicher ist, daß in vielen Fällen die Verhältnisse der Anstalt vorsätzlich, zuweilen sogar in böswilliger Absicht, falsch dargestellt wurden. Ich habe mehr als eine Beschreibung von Berichterstattern, die Molokai nie haben besuchen können, gelesen; selbst die geographische Beschreibung des Bodens war erdichtet und bis zur Lächerlichkeit entstellt. Fälle, wo man die Opfer der Pest in ihrem letzten Todeskampfe von allem entblößt elendiglich hätte umkommen lassen, wie es so oft in den Spalten der Tagesblätter gestanden, sind in den Annalen der Aussätzigen-Anstalt unbekannt.

„Die Sonne beleuchtete noch die Ebene vor uns. Wir stiegen im Zickzack den Fußpfad hinab; jeder trug seinen Antheil am Gepäck. Man hatte wirklich genug mit sich selbst zu thun; nur der Letzte genoß den Vortheil, niemanden hinter sich zu haben, der beim Hinabsteigen ihm Steine und Erde in den Nacken gerollt hätte. Etwas später begannen die Felsen lange Schatten zu werfen und die Pfade durch eine angenehme Kühle zu erfrischen. Wir entschlossen uns, ein wenig auf der windigen Höhe, gerade über der Ansiedelung, auszuruhen, während wir zurückdachten an die Palmbäume und an das stille Wasser, welches wir am Morgen verlassen, an die Gesundheit und das Glück, welches dort herrscht, und dann das schreckliche Elend, welches wir zu schauen im Begriffe waren, noch bevor die Dunkelheit des Abends es vor unseren Augen verbergen konnte, uns lebhaft vorstellten.

„Ungefähr ein halbes Jahrhundert ist jetzt verflossen, seitdem der Aussatz auf die Sandwich-Inseln eingeschleppt wurde. Es ist unmöglich, den ersten Fall der Krankheit mit Sicherheit festzustellen; meistens nimmt man an, der Keim dieser schrecklichen Plage sei von Asien gekommen und von einem unglücklichen Reisenden eingeschleppt worden. Mag er sich des unberechenbaren Unheils, welches er über eine Nation zu bringen im Begriffe stand, die bis zur Ankunft des Capitäns Cook im Jahre 1778 fast ganz von den zahlreichen ansteckenden Krankheiten, welche der Verkehr mit den gesitteten Völkern mit sich bringt, verschont geblieben war, bewußt gewesen sein oder nicht; sicher ist, daß das Leben auf Ha-

waii danach angethan war, diese todbringende Krankheit schnell zu verbreiten, und es dauerte nicht lange, bis unverkennbare Anzeichen derselben allenthalben sich im Königreiche zeigten. Da würde es Zeit gewesen sein, die Ausdehnung der Pest so schnell wie möglich zu verhindern; vielleicht jedoch war es schon zu spät. Die Sandwich-Insulaner sind ein geselliges Volk: sie sind beständig von einer Gegend zur andern unterwegs, leben in der größten Freundschaft und in vertrautem Umgange und sind großmüthig und gastlich selbst bis zu ihrem eigenen Schaden. Das Haus eines Hawaiiers steht jedem Fremden offen, und solange es letzterem gefällt, zu bleiben, steht alles im Hause zu seiner Verfügung. Ist seine Kleidung schadhaft, so ist er im Garderobezimmer der Familie willkommen, obschon die Aussichten derartig sind, daß er sich schwerlich bereichern würde, selbst wenn er den ganzen Vorrath nähme.

„Wir müssen jedoch hier beifügen, daß diese Gastlichkeit hauptsächlich in früheren Jahren herrschte, während späterhin die Einfalt und Großmuth der Eingeborenen so oft mißbraucht wurden, daß jetzt ein Fremder mit einer gewissen Vorsicht, ja sogar mit Mißtrauen beobachtet wird. — Unter solchen Verhältnissen verbreitete sich der Aussatz schnell. Man kann damit monate-, ja selbst jahrelang behaftet sein, ehe die Anzeichen dieses Uebels äußerlich sichtbar werden. Dann sind sie unverkennbar; allein bis dahin kann viel Unglück, oft ganz schuldloserweise, geschehen; denn der Aussätzige selbst hat nur zu häufig, besonders im Anfange, durchaus keine Ahnung von seinem Zustande. So verbreitete sich der Aussatz durch das ganze Königreich, und zwar in so besorgnißerregender Weise, daß es nöthig wurde, öffentliche Maßregeln gegen das Uebel zu ergreifen. Die Krankheit wurde von der medicinischen Welt als eine unheilbare anerkannt. Stets hatte man sie als solche betrachtet, und als Tausende von Heilversuchen mißlangen, räumte auch der Hoffnungsvollste der Sachkundigen das Feld.

„In Bezug auf die vom Aussatze Betroffenen handelte man nach den Vorschriften des Alten Testamentes — sie wurden vom Verkehr mit den Menschen ausgeschlossen und gezwungen, außerhalb der Wohnungen allein zu bleiben und jedem sich Nähernden ‚Aussätzig, aussätzig!‘ zuzurufen. Ihre Kleider wurden verbrannt, ihre Häuser gereinigt und jeder Verkehr zwischen Aussätzigen und Nichtaussätzigen streng verboten. In dieser Weise setzte man in die Absonderung die einzige Hoffnung auf Erhaltung des hawaiischen Volksstammes. Ein günstiger Platz wurde gesucht, wo man die Aussätzigen unterbringen und außer sorgsamer Pflege eine sorgfältige Bewachung anwenden könnte, bis sie ihr unglückliches Leben beschlössen. Die Aussicht auf eine lebenslängliche Verbannung versetzte die Eingeborenen, Kranke sowohl wie Gesunde, in Aufregung. Sie fürchteten sich wenig vor dem Aussatze und hegen auch heute noch keine große Scheu vor dieser Plage. Eng untereinander verbunden, lieben sie ihre Freunde innig und wollen sich nicht von ihnen trennen; überdies schreckt der Tod sie wenig, sie unterwerfen sich geduldig dem Schicksal, welches nach ihrem Glauben alles beherrscht.

„Obgleich der Gesundheitsagent alle Mittel anwandte, um die Unglücklichen aufzusuchen, da man sie zusammenbringen wollte, um sie auf Kosten der Regierung zu unterhalten und zu pflegen, so stieß er dennoch auf die größten Schwierigkeiten. Bei seinem Herannahen wurden die Aussätzigen von ihren Freunden sorgfältig verborgen; man fürchtete ja die Ansteckung weit weniger, als gemeinsame Sache zu machen mit jenen, die allen verhaßt waren. Zuweilen jedoch wurden die Unglücklichen überrascht und den Händen der Polizei überliefert, welche dieselben sofort nach der neuen Anstalt einzuschiffen hatte. Augenzeugen der herzzerreißenden Scenen, welche solchen Ablieferungen folgten, versichern, daß sie nie die Seelenangst einer solchen letzten Trennung vergessen würden.

„Das kleine Tiefland zu unseren Füßen erschien trotz seiner Nachtheile als der günstigste Ort auf der ganzen Inselgruppe, um dort eine Anstalt, wie man sie beschlossen, zu errichten. Wenige Weiße wohnten auf der Insel Molokai. Dazu wurde dieser Flecken selten oder fast gar nicht besucht, und überdies lag kein Grund vor, den Besuch denjenigen, welche mit der Verwaltung des Landes nichts zu thun hatten, zu gestatten. Die wenigen Ansiedler, allerdings alte Insassen, die auch heute noch die dem Winde und der Sonnenglut ausgesetzte Ebene unter uns bebauen, konnten nach ihrer Wahl entweder von ihrem Besitzthum abstehen oder bleiben; denn es war Raum genug vorhanden für alle, die voraussichtlich auf diesem dem Unglück als Zufluchtsort überlassenen Eilande ein neues Heim finden würden. Land und See boten zum Unterhalte genug; Fischer bewohnten die von den Wogen bespülten Felsen; der Landmann fand unmittelbaren Absatz für seine Erzeugnisse; dazu hatte er keine Scheu vor der Krankheit und war gastlich gesinnt. In der That konnte eine bessere Zufluchtsstätte für die Aussätzigen nicht gefunden werden, und so wurde das kleine Tiefland unter der gegen den Wind gelegenen Bergkette Molokai's auf günstige Weise und für die Dauer hergerichtet.

„Die Ueberführung der Kranken begann sofort und dauert jetzt schon 20 Jahre trotz der mitleiderregenden Proteste von Freunden und Verwandten, trotz des ersten Gefühls der Menschlichkeit, der natürlichen Berufung auf das Mitleid. Sie dauert fort und wird, oder besser gesagt, muß fortdauern, bis die letzte Spur des Aussatzes aus dem Königreiche verschwunden sein wird. In der Art und Weise, die Aussätzigen von den anderen Menschen zu trennen, folgte man auf Hawaii, etwas spät vielleicht, dem weisen und energischen Beispiele der älteren Nationen.

„Während wir auf dem Felsenkamme saßen, hatten die Schatten sich über die ganze Ebene ausgedehnt und die flachen Meeresufer wie in ein tieferes Grün eingetaucht. ‚Brechen wir auf!‘ sagte einer der Aerzte, und nachdem wir unser Gepäck auf die Schultern genommen, näherten wir uns, einer nach dem andern, dem abschüssigen Pfade und begannen, auf unsere Bergstöcke gestützt, den schroffen Abstieg. Es war, als verschwänden wir im unermeßlichen Raum.

„Wir kletterten, glitten und krochen bedächtig die zerklüftete Flanke des Felsens hinab, der wie ein schwebender Bogen die Luft durchschneidet; wenn möglich, sprangen wir von einem Felsenvorsprunge zum andern, noch häufiger aber mußten wir das Gepäck ablegen, rutschten dann eine kleine Strecke hinab und zogen das Gepäck nach. Auf beiden Seiten hatten wir dichtes Gestrüpp, eine Art natürlicher Brustwehr, über welche wir einen Stein in den tausend Fuß tiefen Abgrund hinabschleuderten, ohne sein Auffallen hören zu können; Seevögel flogen über und unter uns; zuweilen hielten sie sich gerade über unseren Häuptern und schauten uns neugierig an; dann auf einmal flogen sie in geräuschvollem Flügelschlag davon und schrieen halb geschreckt, halb zutraulich. Während zwei Stunden setzten wir so unsern Abstieg fort, indem wir oft anhielten, um Athem zu schöpfen; zuweilen sanken wir vor Müdigkeit nieder, und bei jeder Biegung wunderten wir uns, daß es noch nicht die letzte dieses Zickzackweges war, dessen Windungen kein Ende nehmen wollten. In verschiedenen Zwischenräumen betraten wir kleine Haine, deren kühler

Schatten uns sehr erquickte, und von wo wir quer in die Ansiedelung hineinschauen konnten. So kamen wir endlich abgemattet und mit geschundenen Füßen in der waldarmen Ebene an und begannen langsam auf Kalawao (oder Kaluaaha), die größte der Aussätzigenstationen, etwa anderthalb Meilen entfernt, zuzugehen. In einer Wohnung, einem niedlichen und für den ausschließlichen Gebrauch des besuchenden Arztes und etwaiger Begleiter reservirten Gebäude, legten wir unser Gepäck ab, bestellten ein Mittagessen und setzten dann unsern Weg zum benachbarten Dorfe fort. Beim ersten Anblick von Kalawao würde ein Fremder glauben, ein glückliches Dorf von ungefähr 500 Einwohnern vor sich zu sehen. Die einzige Straße wird von netten, weiß angestrichenen Häusern mit vielen, schönen Blumengärtchen und kleinen Gruppen reizender tropischer Bäume gebildet. Es liegt so nahe am Fuße des Gebirges, daß nicht wenige von den ungeheuern Steinen, die der Regen vom Felsen loslöst und die dann mit furchtbarem Gekrache in die Tiefe stürzen, neben dem Gehege, welches das äußere Dorf einschließt, niederfallen. Als wir die Straße durchschritten, begrüßte mancher Dr. Fitch sehr freundlich. Man hatte ihn erwartet; denn gewöhnlich besucht er jeden Monat die Anstalt; mancher Willkommensruf klang ihm entgegen, und manches ‚Alohia', der Lieblingsgruß der Eingeborenen, drang durch die offenen Thüren und Fenster oder von der Veranda her. Eine Gruppe kräftiger Leute schwangen ihren Hut in der Luft und machten für Kauka (den Doctor) drei leichte Verbeugungen, welche sie mit heiterem Lachen begleiteten. Bis hierhin erschienen uns die Dorfbewohner, deren Gesichter wir kaum beachtet, als eine der glücklichsten und zufriedensten Gemeinden der Welt; allein man darf nicht vergessen, daß es schon spät am Nachmittag war und daß unsere Ankunft eine gewisse Aufregung hervorgerufen hatte.

„Am Ende des Dorfes, nach dem Meere zu, stand eine kleine Kapelle; das Kreuz auf dem niedrigen Thurme und das weit größere Crucifix auf dem Begräbnißplatz hinter der Kapelle zeigten uns deutlich an, daß die armen Dorfbewohner des Trostes in der letzten Stunde nicht entbehren. Als wir uns näherten, wurde das Kirchhofthor durch eine Schaar lachender Knaben, welche mit dem Hute in der Hand zu unserer Begrüßung dastanden, geöffnet; jetzt erst bemerkte ich, daß sie alle entstellt waren: ihr Gesicht war ausgedörrt und von Narben durchfurcht, ihre Hände und Füße fast gelähmt und theilweise blutend; ihre Augen glichen denen eines halb muthlosen Wesens, ihr Mund war verzerrt und der Anblick bei manchen wirklich Ekel erregend. Es waren Aussätzige; so waren sie und alle, die uns vorhin bei unserem Durchgange durch das Dorf gegrüßt, und so sind mit nur ganz seltener Ausnahme alle jene, die in den beiden Dörfern zwischen dem Meer und dem Felsen wohnen. Andere Aussätzige versammelten sich um uns, als wir den Kirchhof betraten; selbst die Stufen zur Kapelle bedeckten sich mit Neugierigen; denn ein Fremder ist ein seltenes Ereigniß in Kalawao, und als ihre Zahl anwuchs, schien es immer, als ob der zuletzt Angekommene noch abstoßender sei als der Vorherige, bis zu dem Punkte, daß die Fäulniß überhaupt nicht weiter gehen und der Mensch bei lebendigem Leibe der Verwesung nicht mehr anheimfallen könne. Da wir vorangingen, wichen die vor uns aus eigenem Antriebe auf die Seite aus und schlossen sich hinter uns wieder aneinander an, indem sie so einen Kreis um uns bildeten. Die Thüre der Kapelle war halb offen, aber auf einmal wurde sie ganz geöffnet und ein junger Priester erschien auf der Schwelle, um uns zu begrüßen. Seine Soutane war alt und abgetragen, seine Hände gebräunt und abgehärtet durch die Arbeit; aber die lebhafte Röthe der Gesundheit stand auf seinem Antlitz, und die Leichtigkeit der Jugend gab sich in seinen Bewegungen kund, während sein freundliches Lachen, seine offene Sympathie und seine gewinnende Herzlichkeit einen Mann zu erkennen gaben, der in einer andern Stellung eine edlere Beschäftigung finden könnte, der jedoch in dem Loose, das er sich auserwählt, das erhabenste aller Werke ausübt. Es ist dies der hochwürdige P. Damian, der sich selbst verbannende Priester, der einzige Gesunde mitten unter dieser Schaar Aussätziger. Er lud uns ein, mit ihm zu speisen. Diese edle Seele! Obgleich er wohl wußte, daß er uns an eine der kärglichsten Tafeln einlud, waren wir dennoch zum Besten, was er hatte, tausendmal willkommen. Als wir ihm versicherten, daß unser Mahl bereits in Zubereitung begriffen und daß wir den ganzen Weg von Honolulu Butter, Mehl und andere Vorräthe mitgebracht hätten, bestand er darauf, daß wir zu unserem Küchenzettel außer seinen herzlichen Grüßen und seinem Segen noch Geflügel hinzufügen sollten. Nachdem er mit einigen freundlichen Worten die Gruppe der Aussätzigen zerstreut hatte — sie war beständig angewachsen sowohl an Zahl wie an stets ergreifenderen Bildern der Krankheit —, holte er aus seiner Hütte eine Handvoll Körner, und indem er ein wenig auf den Platz neben der Kapelle ausstreute, ließ er einen eigenthümlichen Lockruf erschallen. Im Augenblicke flogen seine Tauben von allen Seiten herbei; sie schienen wie eine Wolke aus der Luft niederzufallen und setzten sich auf seine Arme, um aus der Hand ihr Futter zu nehmen. Sie machten sich gegenseitig die Plätze auf den Schultern und selbst auf dem Kopfe streitig und bedeckten den guten Pater mit ihren Liebkosungen. Rund um sich hatte er eine Schaar Hühner, wie sie schöner ein Liebhaber wohl selten zusammenfinden dürfte; sie waren sein Stolz und seine Erholung, und dennoch opferte er ein Paar derselben unserer Freundschaft und entließ uns dann in Frieden. So machte ich die Bekanntschaft des Paters Damian in Kalawao.

„Abends saßen wir im Absteigequartier des Arztes zusammen und aßen von dem vom Priester geschenkten Geflügel. Wir wurden von einem jungen Hawaiier, an dessen Körper der Aussatz erst wenig Verwüstung angerichtet, bedient, und seine Frau, ebenfalls aussätzig, hatte das Essen mit vieler Sorgfalt und vortrefflich zubereitet. Keiner von uns schien im mindesten Furcht vor diesen guten Leuten zu hegen, vielleicht eben deshalb, weil das Uebel, welches sie in Wahrheit stückweise aufreibt, erst geringe oder gar keine Spuren zurückgelassen hatte. Um die Wohnung vor Ansteckung zu bewahren, wird keine Vorsicht außer Acht gelassen: sie ist stets sorgfältig verschlossen; der Schlüssel wird nur dem Arzte oder den wenigen mit Erlaubniß der Gesundheits-Aufsichtsbehörde Kalawao besuchenden Fremden — und man kann sich leicht denken, wie selten das geschieht — in die Hand gegeben. Die wenigen Möbel werden gewissenhaft rein gehalten. Diejenigen Kranken, welche den besuchenden Arzt um Rath fragen wollen und oft kommen, müssen sich vor dem Außenthor halten und über das Gitter hinweg die Berathung pflegen; zuweilen jedoch wird dieses vergessen. Viele solcher Besucher kamen im Verlaufe des Abends, während wir auf der bedeckten Veranda saßen und auf das stille Dorf unsere Blicke richteten. Der Wind wehte stark von der See her, machte die Fenster klappern und pfiff durch die langen Gräser im Garten. Der ungeheure Felsen vor uns schien in den Himmel zu ragen; von Zeit zu Zeit wurde er mit prachtvollem Schimmer übergossen und schien gleichsam belebt, wenn die Wolken vor dem Monde vorbeihuschten.

„Die flimmernden Lichter im Dorfe (vgl. untenstehendes Bild) verschwanden eines nach dem andern, und als die Abendglocke läutete, war auch der letzte Schein erloschen; kein anderer Laut drang zu uns, als das Geklapper der grünen Fensterläden und die Brandung des Meeres, welche sich an den Felsen am Ufer brach.

„Schlafen konnte ich wenig. Ich dachte an meinen ersten Besuch in der Anstalt im Jahre 1868, an den Aufseher und an seine Familie, die alles Mögliche that, um Dr. Lee, dem damaligen Arzte, und mir den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Die Familie Walsh hatte eine vielgeprüfte Vergangenheit erlebt. Walsh selbst hatte sich einige Jahre vor meinem Zusammentreffen mit ihm aus Gesundheitsrücksichten gezwungen gesehen, seinen Abschied aus der englischen Armee zu nehmen. Darauf suchte er mit Weib und Kindern ein neues Heim in den Kolonien, dem Lande der Hoffnung für die begeisterte Jugend und dem letzten Zufluchtsort für den Verzweifelten. Das Unglück verfolgte ihn von Küste zu Küste. Da alle seine Versuche in Australien und Neu-Holland scheiterten, schiffte er sich nach den fernen Sandwich-Inseln ein. Sieben Kinder hatte der Tod ihm entrissen; ein einziges nur, ein guter Knabe, war ihm geblieben; aber auch seine Gesundheit war angegriffen und bot daher einen Gegenstand beständiger Angst und Sorge. Kurz nach der Ankunft der Familie Walsh in Honolulu wurde ein Aufseher, der sein Heim bei den Aussätzigen aufschlagen und sich vollständig denselben widmen sollte, für die neue Aussätzigen-Anstalt gesucht. Walsh bot seine und seiner Frau Dienste an und wurde angenommen; er siedelte nach Molokai über und ließ sich in Kalawao nieder. Bei ihm hatten der Arzt und ich gastliches Obdach gefunden. Das Haus war ungemein klein, ich glaube, es zählte nur zwei Räume. Das Wohnzimmer bildete unser Aufenthalts-, Eß- und Arbeitszimmer bei Tag und unser Schlafzimmer bei Nacht. Dem Arzt wurde ein Bett in einem kleinen Alkoven angewiesen, während ich in einem großen Lehnstuhl schlief.

Dorf und Küstenlandschaft auf den Hawaii-Inseln.

„Jetzt lebte ich in der Erinnerung an die Freigebigkeit, Herzlichkeit und zugleich an die große Armuth dieser guten Leute. Ich gedachte ihrer bescheidenen Ansprüche, da bei ihnen kaum die nothdürftigsten Lebensmittel aufgetischt wurden. Schiffszwieback in Milch gebrockt war ihr beständiges Mahl. Ich rief mir ins Gedächtniß die Anstrengungen zurück, die sie machen mußten, um ihre sorgenvolle Lage erträglich zu finden; und dennoch war ihre Freude über unsern Besuch rührend. Mit welcher Zärtlichkeit sprachen sie von ihrem abwesenden Sohne und seiner Kränklichkeit; mit welcher bangen Hoffnung malten sie seine und ihre Zukunft!

„Ein Buch der ein halbes Dutzend Bände umfassenden Familienbibliothek war ‚Alles für Jesus' von P. Faber. Es war die vorzüglichste Stütze dieses Hauses; verschiedene Male des Tages wurde es heruntergenommen und kam dann immer und immer wieder in meine Hände, um die eine oder andere Lieblingsstelle laut vorzulesen; denn Walsh selbst hatte schnell sein Gesicht verloren, und seine Augen waren durch eine grüne Brille geschützt.

„Mann und Frau bearbeiteten zusammen den Garten. Manchmal wurde Walsh zu einem Sterbelager gerufen, um einem langsam

Hinsterbenden im letzten Todesstreite einige Liebesdienste zu erweisen. Fünfzig, ja hundert Male im Tage wurden diese guten Leute gerufen, um dem Elende irgend eines Mitleid erregenden Wesens abzuhelfen, und in ebenso gefälliger Weise thaten sie es, wenn es auch jemand war, dem sie erst eine kleine Weile vorher beigestanden; sie machten häufig ihre Runde in der Dämmerungszeit. Uebrigens brauchten sie auf andere Gäste nicht zu rechnen; wer sollte wohl ihre Gastfreundschaft in Anspruch haben nehmen wollen, solange sie in diesem traurigen Lande blieben?

„Als wir die Anstalt verließen, zog Walsh mich beiseite, und mit einer wahrhaft kindlichen Verlegenheit sagte er mir, daß er alles durchsucht habe, um mir ein Andenken an meinen Besuch zu überlassen. Der einzige Gegenstand, den er gefunden, der einzige in Wirklichkeit, den er mir hätte anbieten können — denn wahrhaftig sein Crucifix, seinen Rosenkranz, seine zwei oder drei Heiligenbilder oder gar das kostbare Buch von Pater Faber konnte er mir doch unmöglich geben —, der einzige Gegenstand also war ein kleiner Taschenatlas von Mexico. ‚Sie reisen viel,' sagte er, ‚und so kann die Karte Ihnen einige Dienste leisten; ich aber werde wohl nie mehr von hier weggehen.' Ich erwiederte ihm: ‚Mein lieber Walsh, ich werde nach Mexico reisen und nehme darum die Karte als Andenken an Ihre Güte mit Dank an.'

„Wir hatten einen Tag festgesetzt für die Besichtigung der Pachthäuser und der verschiedenen Wohnungen, in denen die am meisten verstümmelten Kranken von ihren noch weniger hart vom Aussatze mitgenommenen Freunden verpflegt werden. Es schien, als ob wir hier in Wirklichkeit in das Thal des Todesschattens hinabstiegen. Die Spitalräume, eine Reihe länglicher, kühler Wohnungen, liegen auf zwei Seiten eines luftigen Viereckes. Frische Luft und Sonnenschein fehlen überhaupt durchaus nicht auf Molokai; allein was können diese Lebenselemente den armen hoffnungslosen Aussätzigen helfen? Als wir uns näherten, wanderten einige der Patienten im Schatten der weit vorstehenden Dächer langsam auf und ab, andere lagen auf den Verandas hingebettet; andere wiederum lagerten im Sonnenschein an den Ecken der Wohnungen; mehrere saßen in der Hausthür, still allein oder in Gruppen oder angelehnt an eine Art Hürde, die in zweifacher Reihe der Länge nach an jeder Wohnung stehen.

„P. Damian, der uns seine Begleitung angeboten, kennt jede Hütte. Einem guten Arzte gleich — denn er sorgt ebenso gut für das körperliche wie für das geistliche Wohl seiner Heerde — fühlt er den Puls seiner kranken Pfarrkinder und bewacht mit gewissenhaftem Ernste das von Tag zu Tag langsam dahinschwindende Leben. Manche der Aussätzigen lachten uns zu, als wir sie ansprachen. Ich glaube, sie lächelten noch in ihrem letzten Augenblicke; denn unter allen Nationen ist die der Hawaiier die liebenswürdigste und freundlichste. Aber welches Lächeln war es, womit sie uns begrüßten! Welche schrecklich entstellten Gesichter, in denen die Muskeln ihren Dienst vergessen zu haben schienen, und die nur ein höhnisches Grinsen wiedergaben! Sie lächeln, wenn man etwas fragt, wie Kinder, in unschuldiger und liebenswürdiger Absicht; aber ihr geschwollenes Gesicht, von Knoten und Blattern aufs entsetzlichste entstellt, wird noch schrecklicher, wenn sie lachen.

„Es ist eine eigenthümliche, aber dennoch erwünschte Erscheinung, daß die Aussätzigen, selbst bis zu ihrem Lebensende, wenig Schmerzen empfinden. Allerdings haben sie viele Unbequemlichkeiten zu erdulden; allein sie ertragen alles geduldig, bis endlich die schreckliche Plage ihre Lebenskraft vollständig untergraben hat. Maundrel, ein englischer Reisender des 17. Jahrhunderts, welcher den Aussatz, den er in Syrien traf, beschreibt, sagt, man dürfe diese Krankheit das höchste Stadium der Verwesung nennen, welches der menschliche Körper ohne zu sterben aushalten könne. Das ist in Wirklichkeit der Fall auf Molokai.

„Die Kennzeichen des Aussatzes, wie man sie in nahezu allen Ländern constatirt hat, sind folgende: Ist die Krankheit ziemlich entwickelt, so zeigen sich dunkelrothe oder schwarzgelbe Flecken oder Beulen an verschiedenen Stellen des Gesichtes, auf den Lippen, an der Nase und den Ohren. Das Kinn schwillt an, wird runzlig und glänzend, und die Gesichtszüge werden vollständig verzerrt. Augenbrauen und Bart fallen aus; die Augen liegen tief; der Augenstern zieht sich zusammen und gibt so dem Organ ein gespensterhaftes Aussehen; die Stimme wird heiser und näselnd, der Geruchssinn stumpft ab oder geht ganz verloren, und das Gefühl wird in eigenthümlicher Weise gestört. Beim weitern Fortschreiten der Krankheit öffnen sich die Beulen; Geschwüre bilden sich in der Nase und im Schlund und machen das Athmen äußerst beschwerlich; ebenso bedecken Geschwüre Hände und Füße, ein Glied nach dem andern wird durch eine Art von Krebs verzehrt. Zuweilen sind es die Hände, mitunter die Füße, die bei dieser grausamen Verstümmelung besonders schrecklich zerfressen werden. Als wir das grüne Labyrinth der Anstalt verließen, dachte ich an Dante's Heraufsteigen aus der Unterwelt unter der Leitung Virgils, und die Hand des P. Damian ergreifend, betrat ich sein Haus, um die Erfahrungen dieses Tages niederzuschreiben.

„Die Wohnung P. Damians (vgl. das Bild S. 279) ist ein kleines, zweistöckiges Haus mit einer Treppe, welche von der untern auf die obere Veranda hinaufführt. Nachdem ich mich gesetzt, entschuldigte sich der gute Priester für einige Augenblicke. Dann kehrte er mit einem improvisirten Abendessen zurück, das er mit eigener Hand zubereitet hatte.

„Später fing ich an, ihn etwas auszuforschen, fand aber meinen Gastwirth äußerst zurückhaltend und konnte nur mit vieler Mühe einen kurzen Ueberblick über sein Leben gewinnen. Der bescheidene Pater fürchtete, ich möchte ihn loben und auf meine Leser einen zu vortheilhaften Eindruck zu Gunsten eines Mannes ausüben, der selbst glaubt, auch nicht das geringste Erwähnenswerthe gethan zu haben. Hierin kann ich ihm nicht Recht geben. Folgendes ist in Kürze seine Lebensgeschichte: P. Damian ist geboren in der Nähe von Löwen in Belgien am 3. Januar 1840. Als er 24 Jahre alt war, erhielt sein Bruder, der gerade kurze Zeit vorher die Priesterweihe empfangen hatte, Auftrag, sich nach Honolulu einzuschiffen, erkrankte jedoch am Typhus. Der junge Damian, damals Student der Theologie an der Universität und Mitglied desselben Ordens, der Congregation der heiligsten Herzen Jesu und Mariä, gewöhnlich Genossenschaft von Picpus genannt, hatte erst die niederen Weihen erhalten. Gleich schrieb er an seine Oberen, man möge ihn an Stelle seines kranken Bruders in die Mission senden. Eine Woche später war er schon nach jener fernen Gegend unterwegs. Er empfing die Priesterweihe nach seiner Ankunft in Honolulu und führte dann einige Jahre lang ein Leben der Arbeit und Entbehrungen, wie es das Loos eines jeden katholischen Missionärs nothwendig mit sich bringt. Im Jahre 1873 wurde er mit anderen Priestern eingeladen, der Weihe einer prächtigen Kapelle, welche P. Leonor in Wailuku auf der Insel Maui gerade vollendet hatte, beizuwohnen. Dort traf er den Bischof, welcher bedauerte, keinen Priester nach Molokai senden zu können, da die Zahl der Priester gering war. ‚Hochwürdigster Herr,'

erwiederte P. Damian, ‚wie ich vernommen, wird nächste Woche ein Schiff Lebensmittel von Kawaihae nach Kalaupapa bringen; wenn Sie gestatten, werde ich hingehen, um den Aussätzigen die Erfüllung ihrer österlichen Pflichten zu ermöglichen.‘ Seine Bitte wurde gewährt, und in Begleitung des Bischofs und des französischen Consuls landete er bei der Ansiedelung von etwa 800 Aussätzigen, unter denen sich 400—500 Katholiken befanden. Eine öffentliche Versammlung wurde unmittelbar zusammenberufen, in welcher der Bischof mit dem Consul den Vorsitz übernahm. Der hochwürdigste Herr begrüßte die eigenthümliche Versammlung und sagte, da man ihn so oft um einen Priester gebeten, lasse er ihnen einen, jedoch nur für kurze Zeit, zurück. P. Damian fügte den Worten des Bischofs hinzu: ‚Da hier so sehr viel zu thun ist, werde ich, wenn Sie es gestatten, Sie nicht zur Küste zurückbegleiten.‘ So wurde das gute Werk auf der Stelle begonnen. Es war aber auch hohe Zeit; denn die Sterblichkeit unter den Aussätzigen war groß, durchschnittlich raffte der Tod 10 bis 12 der Leidenden jede Woche hinweg. Der Priester hatte nicht einmal Zeit, um sich eine Hütte zu bauen; übrigens fehlte ihm dazu auch das Material, und so schlief er eine Zeitlang unter freiem Himmel, Wind und Wetter ausgesetzt. Ein Baum war sein Obdach.

„Kurze Zeit nachher erhielt der Missionär ein Glückwunschschreiben von den weißen Einwohnern von Honolulu — größtentheils Protestanten — mit dem nothwendigsten Hausgeräthe und einer Summe von 120 Mark. Davon baute er sich ein kleines Haus und fühlte sich nunmehr ganz heimisch.

Wohnhaus und Kapelle des P. Damian Deveuster auf Molokai.

„Einige Wochen waren so verflossen. Da drängte es ihn, nach Honolulu zu gehen, weil er in der Nähe keinen Priester fand, dem er hätte beichten können. Selbstverständlich stattete er dort dem Präsidenten der Gesundheits-Aufsichtsbehörde einen Besuch ab. Dieser jedoch schien sehr überrascht und empfing den Priester mit kalter Höflichkeit, und als letzterer ihn um die Erlaubniß bat, nach der Anstalt auf Molokai zurückzukehren, theilte er ihm kurz und bündig mit, er möge nur sofort zurückkehren, jedoch dürfe er die Ansiedelung in Zukunft nicht mehr verlassen. P. Damian erklärte dem Beamten, daß es für den Priester durchaus nothwendig sei, von Zeit zu Zeit einen seiner Mitbrüder zu treffen, um beichten zu können, und bat um die Erlaubniß, nach Lahaina auf der Insel Maui, nicht weit von Molokai, gehen zu dürfen. Er versprach, stets in einem kleinen Boote sofort, nachdem er seiner religiösen Pflicht nachgekommen, zurückzukehren. Dieses wurde ihm jedoch verweigert und ihm bedeutet, daß er Kalawao unter keinen Umständen mehr verlassen dürfe. Auch wollte die Behörde dem Priester von Lahaina den Besuch des P. Damian in Kalawao nicht gestatten.

„Daraufhin nahm ein vorzüglicher Arzt, Mitglied der Gesundheits-Aufsichtsbehörde, sich der Sache an und bestand darauf, daß man dem P. Damian die Erlaubniß gewähren müsse, zu gehen und zu verweilen, wo es ihm gut dünke. Es ist dies eine Gewohnheit in allen civilisirten Gegenden," fügte er hinzu, „daß der Priester und der Arzt stets frei sind. Sie haben Vorrechte, welche kein anderer hat und auch kein anderer haben darf." Der Arzt wurde kräftig vom französischen Consul, der die Missionsangelegenheiten vertrat, unterstützt, und P. Damian kehrte mit

einer besondern Erlaubniß nach Kalawao zurück. Nicht lange nach seiner Rückkehr erhielt er jedoch ein officielles Schreiben, worin man ihm mittheilte, er müsse bleiben, wo er sei; bei einem etwaigen Versuche, die Insel zu verlassen oder selbst eine andere Gegend von Molokai zu besuchen, werde er sofort in Haft genommen werden. Dieser Befehl war in scharfen Ausdrücken abgefaßt. Er rief die Entrüstung des Priesters hervor, welcher der Gesundheits-Aufsichtsbehörde mittheilte, daß er ebenso strenge wie sie an die Erfüllung seiner Pflichten gebunden sei. Wenn er es für nöthig halte, einen Priester auf der benachbarten Insel zu besuchen, so werde er das Verbot der Menschen nicht achten. In Wirklichkeit besuchte er auch die auf Molokai zerstreut wohnenden Christen und half nach bestem Wissen und Können den Bedürfnissen des armen Volkes ab.

„Auf diesen Rundgängen war er oft der willkommene Gast eines braven Mannes, des Sohnes eines protestantischen Missionärs. Bei einer solchen Gelegenheit sagte ihm dieser einmal scherzend: ‚Ich setze voraus, Sie wissen, daß ich Befehl habe, Sie sofort festzunehmen, falls Sie den Versuch machen sollten, die Aussätzigen-Anstalt zu verlassen!‘ Er war nämlich Landrichter von Molokai. Sechs Monate später kam ein Erlaubnißschreiben, nach welchem dem P. Damian gestattet wurde, zu gehen und zu bleiben, wo es ihm beliebe. Aber wie selten hat er in den elf Jahren von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht!

„P. Damian war stets beschäftigt. Von seiner Messe am frühen Morgen bis lange, nachdem seine Heerde sich dem Schlafe überlassen, war er unermüdlich thätig. Die niedlichen weißen Hütten der Ortschaft sind alle unter seiner Leitung erbaut; beim Baue der meisten legte er selbst mit Hand an. Die kleine Kapelle, welche er in der Anstalt fand, hat er durch Seitenschiffe erweitert und sie ausgemalt. Darin bringt er täglich das heilige Meßopfer dar, predigt, unterrichtet die Kinder und hält überhaupt alle kirchlichen Dienste dort ab.

„Vierzig Waisenkinder sind unter seiner unmittelbaren Aufsicht. Waisenhäuser mit langen Schlafsälen wurden gebaut, und die Mädchen werden von geeigneten Personen im Nähen und in den häuslichen Arbeiten unterrichtet. Die geistigen Bedürfnisse seiner Heerde hätten für sich schon hingereicht, die Zeit des Priesters ganz auszufüllen. An Sonn- und Festtagen hielt er Hochamt und Predigt in Kalawao; dann mußte er nach Kalaupapa gehen, um dort dieselben gottesdienstlichen Handlungen vorzunehmen. Hierauf kehrte er nach Kalawao zurück zu Vesper, Segen und Katechese. Wiederum folgten die gleichen Officien in Kalaupapa, und wenn er dann endlich beim Anbruch der Nacht nach Hause kam, konnte er die Angelegenheiten seiner Leute ordnen, sein Essen zubereiten und sein Haus für die Nacht in Ordnung bringen. Er mußte sich in der That in allen Sätteln zurechtfinden: Arzt für die Seele und für den Leib, Schiedsrichter, Schullehrer, Zimmermann, Tischler, Maler, Gärtner, Koch, in den meisten Fällen sogar Leichenbesorger und Todtengräber sein. Hilfe hatte er sehr nöthig, und dennoch dauerte es lange, ehe man sie gewähren konnte. Mehr als 1600 Aussätzige waren schon von ihm begraben worden; meistens wurde er an einem Todesbette, mitunter sogar an zweien oder dreien zu gleicher Zeit erwartet.

„Endlich kam Aushilfe, die er so lange erwartet. ‚Wir haben P. Albert noch nicht gesehen,‘ sagte er beim Weggehen; ‚morgen werde ich bei Ihnen vorsprechen, und dann besuchen wir Kalaupapa.‘

„Ein leichtes Gespann, welches ehemals bessere Tage gesehen, stand vor der Thüre des Doctors, und ein Prachtpferd, das auf den Namen ‚Willem‘ hörte, wurde vor diesen Fortbewegungsapparat gespannt. P. Damian, der stolze Besitzer des Fuhrwerkes, schwang sich, nachdem alles bereit, hinauf, und so fuhren wir nach Kalaupapa, dem ebenfalls aussätzigen Nachbarsdorfe, etwa zwei Meilen entfernt, ab. Es war kein schlechter Weg, den wir verfolgten, dank den Anstrengungen des thätigen Priesters, allein ‚Willem‘, dessen Tage bereits zahlreich waren, hatte offenbar nicht die Absicht, jemanden auf demselben umzurennen. ‚Du bist heute gar zu träge, Willem!‘ sagte der Pater zu seinem Pfleglinge und berührte ihn leicht mit dem Stumpfe einer ehemaligen Peitsche. Willem, anscheinend in die Betrachtung der Natur versunken, hatte einen Augenblick ausgeruht. Wir begegneten einer Schaar halbverstümmelter Aussätzigen, welche unter gewaltiger Anstrengung eine Hütte auf einen andern Platz fortschoben. P. Damian zog die Zügel fester an, und gleichsam als Entschuldigung für einen etwaigen Ausbruch des Muthwillens oder der Furcht sagte er: ‚Das gute Thier hat nie etwas Derartiges gesehen!‘ Allein Willem, ganz in Gedanken versunken, schenkte dem Ereigniß durchaus keine Beachtung. So kamen wir nach Kalaupapa am andern Ende der waldleeren, wellenförmigen Ebene. Es ist dies ein schönes, offenes und anscheinend wohlhabendes Dorf. Sein Wohlstand hat sich ohne Zweifel durch das neu angelegte Schiffswerft gehoben. Ein frischangestrichenes Walfischboot lag etwas beiseits im Meere. Das Land war in Sonnenschein getaucht, und das Meer glänzte kaum einen Steinwurf vom Garten entfernt. Wir hielten vor der niedlichsten Hütte des Dorfes. Blumen standen davor. Es war die Wohnung des P. Albert, welcher trotz seines Alters und seiner Schwäche die Herzlichkeit und gewinnende Freundlichkeit nicht verloren hat. Sein Haar und Bart sind silberhell und glänzend. Er begrüßte uns in seiner Veranda. Bücher und Papiere bedeckten den Tisch, Zeichnungen hingen an der Wand, und durch die mit reinen Vorhängen geschmückten Fenster drang eine angenehme Seebrise. Er bot uns ein kleines Mahl an; die Gastlichkeit dieser armen Priester ist sprichwörtlich und verdient mit dem Scherflein der armen Wittwe im Evangelium verglichen zu werden.

„Gleich nebenan steht die Kapelle von P. Albert, welche ebenso schön als bequem ist, ganz ausgemalt in den komischsten Farbenzusammenstellungen. ‚Ein greulicher Geschmack, nicht wahr?‘ lispelte P. Albert; ‚allein ich habe versucht, den armen Aussätzigen, welche sich an diesen Darstellungen ergötzen, zu gefallen.‘ Vor dem Altar im Chor stand ein Musikinstrument, auf welches P. Albert alle Ursache hatte, stolz zu sein. Vermittelst einer sinnreichen Verstellung des Tastenhalters gab das Anschlagen derselben Saite einen höhern oder tiefern Ton, ohne daß es nöthig war, die Stellung der Hand auf den Tasten zu verändern; außerdem konnte durch eine anderweitige Vorrichtung mit dem Druck des Fingers auf eine einzelne Note der volle Accord in Discant und Baß sofort gegeben werden. P. Albert erklärte mit Vergnügen die vollständig maschinenmäßige Spielweise und schloß mit einer anmuthigen, alterthümlichen und künstlerisch wiedergegebenen Melodie. Seine mageren Hände bewegten sich leicht über die Tasten, während auf seinem Gesichte der milde Ernst, der ihm eigenthümlich ist, sich ausprägte.

„Dicht neben der Kapelle befindet sich ein kleiner Kirchhof für die Kinder, etwas weiter entfernt ein größerer Begräbnißplatz mit einem zierlichen, schwarz und weiß angestrichenen Thorwege und einem großen, schön gearbeiteten Kreuze in der Mitte. Ein hübscher Weg, mit Rasen bedeckt, führt zu einem luftigen Fischerplatze, wo

sich einige Binsenhütten befinden. Längs der Küste ist das Meer klar wie Krystall; Korallenzweige und schnell dahinschießende Fische sind auch in großer Tiefe noch sichtbar.

„Die Lokalpresse von Honolulu hat die Regierung wiederholt des Fehlers bezichtigt, die Trennung der vom Aussatze ergriffenen Personen zu lange vernachlässigt zu haben. Allerdings konnte nicht geläugnet werden, daß einige Zeit nach der Einschleppung des Uebels die Aufsichtsbehörde wenige oder gar keine Maßregeln traf, um die weitere Verbreitung zu verhindern; allein es ist ebenso wahr, daß in den letzten 15 Jahren nicht weniger als 2500 Aussätzige nach Molokai übergeführt wurden. Die jährliche Durchschnittssumme der Sterbenden beträgt etwa 150, zwischen 700 und 800 Aussätzige sind allein in der Anstalt, die von der Regierung unterhalten wird. Wie der Vorsitzende des Gesundheitsrathes versichert, ist die letzte zweijährige Zuwendung von 90 000 Mark nicht mehr zureichend; denn außer der Anstalt auf Molokai ist ein ähnliches Spital in Kakaako, nahe bei Honolulu, errichtet, wo zweifelhafte Fälle zuerst behandelt werden, und dieses Spital ist nahezu ganz besetzt. Von ihm aus werden die Kranken, bei denen der Aussatz festgestellt worden, nach Molokai eingeschifft. Die Pflege in Kakaako — ebenso wie die in Tracadie — wird von Schwestern ausgeübt. Der Bischof von Olba, dessen Leben dem geistigen Wohle des hawaiischen Volksstammes gewidmet ist, hatte auf ausdrückliches Verlangen des Königs und der Königin den P. Leonor nach Amerika gesandt, um wo möglich Schwestern zu erhalten, welche im Stande wären, die Strapazen der Krankenpflege in Hawaii zu übernehmen. Sieben Schwestern aus dem Franziskanerorden, deren Mutterhaus in Syracuse, N. Y., ist, waren bald unterwegs. Seitdem erwartet man noch andere dieser opferwilligen Seelen für die Niederlassung auf Molokai. Die Anstalt selbst ist von der Kronprinzessin und, wenn ich nicht irre, auch von der Königin besucht worden. Beide nahmen das größte Interesse an diesen Unglücklichen. Auch der König ist gegen die Selbstaufopferung der katholischen Missionäre bei diesem edlen Werke nicht gleichgiltig. Im Jahre 1881 stattete der hochw. Herr Hermann, damals Coadjutor des verstorbenen Bischofs Maigret, einen officiellen Besuch auf Kalawao ab. Das war ein Fest für die Aussätzigen-Anstalt! Man wollte den Bischof mit Musik und Fahnen abholen; Ehrenpforten waren errichtet, und nachdem alles bereit war, zog ein Schwarm Freiwilliger voraus, um bei dem ersten Zeichen der Ankunft des hochw. Herrn sofort Nachricht zu geben. Die Aufregung war groß, und als man endlich eine Gruppe kleiner Gestalten wahrnahm, die von den hohen Felsen oberhalb Kalawao herabkletterten, kannte die Begeisterung der armen Aussätzigen keine Grenzen mehr.

P. Damian Deveuster. (S. 283.)

„Für den P. Damian war das ein seliger Tag, obgleich er die Auszeichnung, die ihm selbst bevorstand, nicht ahnte. Als der Bischof am Fuße des Palifelsens anlangte, wurde er von P. Damian und einer Gesandtschaft aus Kalawao empfangen; darauf bestieg man die Pferde und ritt feierlich durch die Ebene. Der gute Bischof war von einem Platzregen überrascht worden, und seine Kleider waren vollständig durchnäßt; allein dieses Mißgeschick war schnell vergessen; denn am ersten Triumphbogen wurde er von einer Schaar von etwa 800 Aussätzigen mit fliegenden Fahnen empfangen; Freudenrufe hallten durch die Luft, eine Musikbande — alles Aussätzige — spielte einen Marsch, und die Procession bewegte sich auf Kalawao zu.

„Vor der Kapelle stand ein zweiter Triumphbogen, noch schöner als der erste. Hier hatte sich die ganze Bevölkerung versammelt, um den hohen Gast zu begrüßen. Lieder wurden gesungen und Anreden gehalten, die der Bischof herzlich erwiederte.

„Die Freude hatte den P. Damian, den bescheidensten Menschen, welchen ich je getroffen, kühn gemacht; allein zu seinem Erstaunen mußte er selbst öffentlich durch seinen Vorgesetzten die Glückwünsche so mancher entgegennehmen, welche die Gelegenheit benützten, um ihre Bewunderung und Dankbarkeit für die edle Selbstaufopferung des noch jugendlichen Priesters auszudrücken. ‚Außerdem', fügte der hochw. Herr hinzu, ‚bin ich von Sr. Majestät beauftragt, Ihre Brust mit diesem Zeichen von deren besonderer Gunst zu schmücken.' Und bei diesen Worten befestigte der Bischof auf der Brust des bestürzten Paters das glänzende Kreuz des Commandanten des Ritterordens von Kalakaua I. Tausend Stimmen erfüllten die Luft, Freudenrufe, welche ein schallendes Echo von den Felsen über die stille Küste erweckten, folgten einander, und die meisten weinten vor Freude über die Ehre, welche ihrem geliebten Hirten so verdienterweise zu theil geworden. P. Damian versuchte in seiner Verwirrung diesen Tand von seiner Brust zu entfernen; allein der Bischof befahl ihm, das Ehrenkreuz zu tragen, wenigstens solange er als Gast in Kalawao verweile. Darauf wurden wieder die Fahnen geschwenkt, und das Jauchzen der Menge vermischte sich mit den herrlichen Klängen der Musik; denn ein unerwarteter Festtag hatte die melancholische Eintönigkeit in Kalawao unterbrochen.

„Hochamt in Kalawao. — Das feierliche Geheimniß des Glaubens wird fast eine Todtenmesse; denn diejenigen, die theilnehmen, sind dem Tode verfallen, und obgleich lebend, sehen sie doch eher Leichen ähnlich.

„Ich wurde von P. Damian zu einem kleinen Chorstuhle auf der linken Seite des Altares geführt. Er war einem Zeugenverschlage nicht unähnlich; ein Gitter umschloß den einsitzigen Platz,

und kein Aussätziger durfte das Geländer, welches mich von ihnen abschloß, öffnen. Die festlich gekleideten Chorknaben waren alle entstellt, einige hatten wirklich mitleiderregende, verzerrte Gesichter; allein sonderbarerweise schien keiner Schmerzen zu leiden. Mit der größten Würde und Feierlichkeit waltete der Priester seines Amtes. Die Kapelle war angefüllt mit Andächtigen, und alle schienen zu singen oder es versuchen zu wollen; es waren einfache Schlußreime, die jedoch in den rauhen Kehlen dieser Sänger eigenthümlich genug klangen. Die Andacht der katholischen Hawaiier ist bewundernswerth; denn diese Menschenrasse ist sehr zu kindlicher Gutherzigkeit geneigt, und nirgendwo sonst habe ich solche augenscheinliche Fälle einer aufrichtigen Reue gefunden.

„Aber welch greller Contrast! Der Hochaltar glänzend geschmückt, der junge Priester, ein Bild von Gesundheit, und das Paternoster mit heller, klingender Stimme singend — zu seinen Füßen die Chorknaben, deren kindlichen Gesichtern bereits der Stempel eines frühzeitigen Todes aufgedrückt war, und um das Altargeländer bereits halb in Fäulniß übergegangene Wesen; denn es war kaum ein Gesicht in der ganzen Versammlung, welches man ohne Mitleid und Entsetzen hätte anschauen können. Die Luft war verdorben, und alles machte den Eindruck, als ob man sich an der Schwelle des Todes befände. Es war das Fest des Herrn, welches man in Kalawao feierte, und es ist ein glückliches Vorrecht des P. Damian, es auf diese Weise zu feiern. Ich gedachte der Stelle beim hl. Lucas, wo es heißt: ‚Und als er in eine Stadt eintrat, begegneten ihm zehn Aussätzige, die von ferne stehen blieben. Und sie erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesus, Meister! erbarme dich unser!' Wahrhaftig, ihr Gebet wird erhört; denn er hat Mitleid mit ihnen und segnet sie in der Person seines Dieners.

„In den letzten Tagen meines Aufenthaltes besuchte ich oft den Pater und fand ihn bald auf der Spitze einer Leiter, Hammer und Nägel in der Hand; bald im Garten oder in den Spitalräumen oder in der Küche beschäftigt, oder auf Besuch bei einem Kranken, wie es gerade die Nothwendigkeit mit sich brachte.

„Eines Tages ging ich allein in die Kapelle; ein kleines Harmonium stand vor einem offenen Fenster. Ich setzte mich ans Instrument und ließ meine Hände träumend über die Tasten gleiten, während ich an das Leben, das man an solchem Orte führen muß, an die Noth und an das Bedürfniß des menschlichen Mitgefühls, an die Einsamkeit des zum beständigen Verkehr mit dem Tode verurtheilten Herzens dachte. Da vernahm ich ein leises Geräusch hinter mir. Ich drehte mich um und sah die Kapelle fast angefüllt mit Aussätzigen, welche bei dem Tone des Harmoniums leise, einer nach dem andern, eingetreten waren. Die Lage war eigentlich überraschend; allein als ich frug, wo ich den P. Damian finden könnte, erklärten sie es mir und stellten sich beiseite, um mich durchgehen zu lassen. Ich fand ihn da, wo ich ihn mir wohl hätte denken können, tüchtig mit seinen Leuten arbeitend und bei weitem der fleißigste von allen. Als ich mich ihm unbeobachtet näherte, läutete von der nahen Kapelle der ‚Engel des Herrn'. Augenblicklich knieten alle nieder, entblößten ihr Haupt, und der Priester in ihrer Mitte betete das herrliche Gebet vor. Alle antworteten mit weicher und unterdrückter Stimme, während ein leichter Wind die großen Blätter leise bewegte und die Sonne die knieenden Gestalten wie mit einem Glorienschein umgoß.

„Die Zeit zum Abschiede rückte heran. Der letzte Abend vor unserer Abfahrt bot uns einen neuen Einblick in das Leben der Aussätzigen-Anstalt. Der kleine Dampfer, der sie von Zeit zu Zeit besucht, wurde erwartet; lange vor Sonnenuntergang zeigte eine dünne Rauchwolke am Horizonte seine Ankunft an, und die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer von Kalawao nach Kalaupapa. Die Aufregung wuchs, als der Dampfer sich näherte, und als er an dem kleinen Lande der Verbannten vorbeifuhr und ein schrilles, langes Signal erschallen ließ, war alles, was nur irgendwie im Stande war, das Bett zu verlassen, auf dem Wege nach dem Landungsplatze. Mehrere Aussätzige waren angekommen und wurden mit Thränen des Mitleides in ihrem neuen Heim begrüßt. Die Scene war tiefergreifend, und befänden sich die Verbannten im Laufe der Zeit auf Molokai nicht augenscheinlich ebenso bequem und glücklich wie irgendwo sonst auf der Welt, so würde sich die Natur bei diesem Anblicke empören.

„Es war eine herrliche Nacht in Kalaupapa, allein wir dachten mehr an unsere Abreise für den morgigen Tag. Wir hatten einen andern Pfad über den Palifelsen gewählt; es gibt nämlich deren zwei, aber man kann wirklich sagen, daß der eine ebenso gefährlich ist wie der andere. Man versicherte uns natürlich, das Hinaufsteigen sei bequem und ohne große Anstrengung leicht in 50 Minuten ausführbar. Wir begannen also frisch und fröhlich unsern Weg; der Pfad machte eine leichte Krümmung zum Ufer hin und führte uns dann auf eine waldige Hochebene, wo die Aussicht entzückend und die Luft erfrischend war. Eine Zeitlang ging es durch schattigen Wald, dann kamen wir an steile Anhöhen, ausgedehnte und von der Sonne fast zur Glühhitze erwärmte Felsen, deren bloßer Anblick mir Herzklopfen verursachte. Als wir endlich mit Staub bedeckt auf der Spitze des Palifelsens anlangten, war ich vollständig betäubt und entkräftet. Es war der letzte Aufstieg, wir hatten dazu fast volle drei Stunden gebraucht.

„Mit guter Gesundheit und in anregender Gesellschaft läßt sich die Verbannung schon ertragen; allein Molokai ist ein weites Todtenhaus. Wir haben Mitleid mit den Aussätzigen, welche doch glücklicherweise baldigst von ihren Schmerzen erlöst werden; was sollen wir aber von jenen Dienern Gottes sagen, welche ihr Leben diesem edlen Werke widmeten? Man braucht sich nur die ewige Einsamkeit vorzustellen, mitten in der unabsehbaren Einöde von Meer und Himmel, eine Eintönigkeit, die schon manchen zum Wahnsinn getrieben. Sie empfangen keine Besuche; denn niemand will dorthin gehen. Sehr wenige Freunde schreiben; denn die meisten fürchten, eine Antwort zu erhalten. Ihre geringen Portionen werden, wie es unvermeidlich ist, oft noch genug geschmälert; dennoch hört man nie, daß sie sich in betreff ihres eigenen Lebensunterhaltes beschwerten: man vernimmt nur ihren mitleidigen Hilferuf für die ihnen anvertrauten Leidenden; diese sind ihre Gefährten, diese ihre einzige Gesellschaft, und über dem Haupte dieser Martyrer schwebt das mögliche, ja das wahrscheinliche Loos jener, die sie stündlich in einem schrecklichen Tode ihr Leben aushauchen sehen. Bescheidene, unvergleichliche Helden! ‚Wahrhaftig, sie werden ihren Lohn schon empfangen!'

„Als ich meine Feder nach dem Schlusse dieser traurigen Erzählung beiseite legte, wandte ich mich mit einer Art Erleichterung zu einer fröhlichern Aufgabe. Ich glaubte das Schrecklichste erzählt zu haben und fürderhin an den Hirten von Molokai gleichsam als an eine Wacht denken zu können, welche an dem Wohnorte des Elendes steht und Tag und Nacht mit dem Todesengel ringt, gleich rein und unversehrt dem Körper wie der Seele nach, unantastbar mitten unter der Verwesung, gleichsam wie mit einer undurchdringlichen Rüstung gegen die ihm von allen Seiten entgegenfliegenden vergifteten Pfeile umgeben, als lebendiger Zeuge für die Gewißheit einer Vorsehung. In der That war es so wäh-

rend mehr als zehn Jahren. Doch kaum ist etwa ein Jahr verflossen, seitdem wir zusammensaßen unter den Todten und Sterbenden; in diesem kurzen Jahre ist auch er ergriffen worden, und sein Schicksal ist mit dem seiner unglücklichen Heerde besiegelt. Fürwahr, es liegt mehr christlicher Heldenmuth in dieser Selbsthingabe als in mancher Eroberung, die in den Annalen der Geschichte mit goldenen Buchstaben verzeichnet steht.

„Folgendes ist ein Auszug aus einem Briefe, den ich kürzlich von Kalawao erhalten:

‚Seit dem letzten März (1885) hat mein Genosse, P. Albert, Molokai und diese Inselgruppe verlassen und ist nach Tahiti und den Niedrigen Inseln zurückgekehrt. Jetzt bin ich der einzige Priester auf Molokai, und wie man vermuthet, selbst von jenem schrecklichen Uebel angegriffen. . .

‚Ich kann unmöglich mehr nach Honolulu gehen, da der Aussatz bei mir ausbricht. Ich erwarte, bald mein Gesicht verunstaltet zu sehen. Obschon ich selbst durchaus nicht an dem Wesen der Krankheit zweifle, bin ich zufrieden, ergeben und glücklich bei meiner Heerde. Der allmächtige Gott weiß, was am besten zu meinem Heile dient, und mit dieser Ueberzeugung bete ich täglich ein herzliches „Dein Wille geschehe!“

‚Beten Sie für Ihren kranken Freund, und empfehlen Sie mich und mein unglückliches Volk allen Dienern Gottes. . .‘

„Das ist der Anfang vom Ende. Bereits ist das Kleid des Missionärs ein Leichentuch, und ein Grab wartet seiner in jenem düstern Thalschlund. Ist das der Lohn der Tugend und der Gottesfurcht, der Nächstenliebe und der Hingebung? Nein, gewiß nicht! Alle irdischen Auszeichnungen sind nichts im Vergleiche zu dem ewigen Heim, welches seiner im Himmel wartet. Der Tod, selbst ein Tod wie dieser, ist ehrenvoll für denjenigen, welcher ein Leben freiwilliger Selbstaufopferung für eine glorreiche Krone austauscht.“

6. P. Damian Deveusters Tod.

Endlich war das Opferleben des Vaters und Dieners der Aussätzigen, das uns Stoddard oben kurz erzählte, bis zur Neige durchgekämpft. Vier Jahre vor seinem Tode wurde er, wie er von Anfang klar vorausgesehen, selbst von dem Aussatze ergriffen und fuhr dennoch mit unverwüstlicher Heiterkeit und Geduld fort, seine kranken Brüder zu verpflegen, bis ihn endlich der Herr zum ewigen Lohn berief. Wir wollen nun auch seinem erbaulichen Tode, der am 15. April 1889 eintrat, im Geiste beiwohnen. Sein Mitbruder, unser Landsmann P. Wendelin Möllers, beschreibt seinen letzten Kampf oder vielmehr seinen Eingang zum ewigen Siege also:

„Samstag den 23. März [1889] war P. Damian (vgl. das Bild S. 281) noch wie gewöhnlich voll Thätigkeit und ging geschäftig hin und her. Das war das letzte Mal, daß ich ihn so traf. Seit dem 28. März konnte er das Zimmer nicht mehr verlassen. An diesem Tage ordnete er seine Rechnungen, und nachdem er dieselben unterzeichnet hatte, sagte er zu mir: ‚Wie glücklich bin ich, daß ich jetzt alles in die Hand des hochw. Bischofs übergeben habe! Jetzt sterbe ich ganz arm und habe nichts mehr.‘ Vom gleichen Tage an mußte er das Bett hüten. Samstag den 30. März bereitete er sich auf den Tod vor. Es war wirklich eine Erbauung, ihn zu sehen; er strahlte von Glück. Nachdem ich seine Generalbeicht gehört hatte, legte auch ich ihm meine Beicht ab; dann erneuerten wir zusammen unsere Gelübde. Am folgenden Morgen empfing er die heilige Wegzehrung. Im Verlaufe des Tages war er froh und heiter wie gewöhnlich. ‚Sehen Sie meine Hände,‘ sagte er, ‚alle meine Wunden schließen sich, und der Schorf wird schwarz; das ist ein Anzeichen des nahen Todes, wie Ihnen wohl bekannt ist. Sehen Sie auch meine Augen; ich habe so viele Aussätzige sterben sehen, daß ich mich nicht täusche, indem ich die Auflösung für sehr nahe halte. Gerne hätte ich noch einmal unsern Bischof gesehen; aber der liebe Gott ruft mich, daß ich das Osterfest mit ihm begehe. Gott sei dafür gepriesen!‘ Er dachte nun an nichts anderes mehr, als sich auf den Tod vorzubereiten. Man konnte sich auch keiner Täuschung mehr hingeben und sah, daß die Auflösung herannahe.

„Am 2. April empfing er von der Hand des hochw. P. Conradv die heilige Oelung. ‚Wie gut ist doch Gott,‘ sagte er mir im Laufe des Tages, ‚der mich so lange am Leben erhielt, daß ich nun zwei Priester an meiner Seite habe, welche mir im letzten Kampfe beistehen werden. Und dann weiß ich jetzt die guten Barmherzigen Schwestern in der Leprosenanstalt; seit dem Tage durfte ich mein Nunc dimittis (Nun, Herr, entlässest du deinen Diener im Frieden) beten. Die Anstalt für die Aussätzigen ist jetzt fest begründet; so bin ich nicht mehr nothwendig, und in kurzer Zeit werde ich in den Himmel gehen.‘ — ‚Wenn Sie im Himmel sind, Pater,‘ sagte ich zu ihm, ‚so vergessen Sie derjenigen nicht, welche Sie verwaist hienieden lassen.‘ — ‚O nein,‘ entgegnete er, ‚wenn ich bei Gott etwas vermag, so werde ich für alle bitten, welche zum Leprosenhause gehören.‘ Ich bat ihn, wie Elias, um seinen Mantel und um sein weites Herz. ‚Was wollen Sie mit dem Mantel?‘ sagte er, ‚er steckt voll Aussatz.‘ Da bat ich ihn um seinen Segen, und er gab ihn mir mit Thränen in den Augen; er segnete auch die muthigen Töchter des hl. Franziskus, für deren Ankunft er so viel gebetet hatte.

„Die folgenden Tage fühlte sich der gute Pater etwas besser, und wir hatten sogar einen Funken Hoffnung, daß er uns noch eine kurze Frist erhalten bleibe. Die guten Schwestern besuchten ihn häufig. Was ich an ihm am meisten bewunderte, war seine unerschöpfliche Geduld. Er, mit seinem glühenden, lebhaften, starken Wesen, sah sich auf das armselige Krankenbett festgenagelt, ohne daß er außerordentliche Schmerzen empfunden hätte. Er lag auf einem armseligen Strohsack auf dem Boden wie der ärmste und unbedeutendste seiner Aussätzigen, und es kostete uns viele Mühe, ihn zur Annahme eines Bettes zu bereden. Und welch eine Armuth! Er, durch dessen Hand so große Summen zur Linderung der Aussätzigen geflossen sind, hatte für sich selbst so wenig gesorgt, daß er nicht einmal die nothwendige Leibwäsche oder Betttücher zum Wechseln besaß!

„Seine Liebe zur Ordensgemeinschaft, welcher er angehörte, war erstaunlich. Wie oft sagte er zu mir: ‚Pater, Sie repräsentiren mit mir hier unsere Congregation, nicht wahr? Wir wollen also zusammen die von ihr vorgeschriebenen Gebete verrichten. Wie trostreich ist es, als ein Sohn der heiligsten Herzen zu sterben!‘ Mehreremal beauftragte er mich, an unsern hochw. Generalobern zu schreiben und ihm mitzutheilen, sein süßester Trost in diesen Augenblicken sei das Bewußtsein, daß er als Mitglied der Congregation der heiligsten Herzen sterbe.

„Samstag den 13. April war er viel leidender, und jede Hoffnung auf ein längeres Leben schwand. Etwas nach Mitternacht empfing er den lieben Gott zum letztenmal; bald sollte er ihn nun von Angesicht zu Angesicht sehen. Mitunter verlor er das Bewußtsein. Als ich ihn besuchte, erkannte er mich, redete mit mir, und wir sagten uns Lebewohl. Denn ich mußte für den morgigen Tag (einen Sonntag) nach Kalaupapa, um dort Gottesdienst zu halten. Nach Beendigung desselben kehrte ich zurück und

traf den guten Pater noch ziemlich bei Kräften; aber sein Bewußtsein war nicht mehr ganz klar. Man konnte ihm jedoch in den Augen Ergebung, Freude und Zufriedenheit lesen, obschon seine Lippen die Gebete nicht mehr sprechen konnten, die aus seinem Herzen aufstiegen. Von Zeit zu Zeit drückte er mir liebevoll die Hand.

„Montag den 15. April empfing ich ein Billet von P. Conrardy mit der Anzeige, der Augenblick des Todes sei eingetreten. Ich eilte zu ihm hinüber; aber unterwegs kam mir bereits ein Bote mit der Todesnachricht entgegen. Er ist ohne jeden eigentlichen Kampf ganz ruhig eingeschlummert und starb so eines sanften Todes, nachdem er beinahe 16 Jahre inmitten der Schrecken des Aussatzes gelebt hat. Als guter Hirt hat er sein Leben für seine Schafe dahingegeben. Als ich ankam, war er schon mit seiner Soutane bekleidet. Alle Spuren des Aussatzes waren aus seinem Antlitz verschwunden; auch die Wunden an den Händen waren ganz eingetrocknet. Gegen 11 Uhr trugen wir ihn in die Kirche, wo er bis 8 Uhr des folgenden Tages aufgebahrt blieb; die Aussätzigen umringten betend ihren verehrten Vater. Am Montag Nachmittag schmückten die guten Schwestern für ihn einen Sarg; im Innern schlugen sie denselben mit weißer Seide aus und bedeckten ihn von außen mit schwarzem Tuche, auf welches ein weißes Kreuz aufgenäht war. Am 16. April las ich für meinen lieben Mitbruder die heilige Messe; nachher setzte sich der Leichenzug in Bewegung. Man zog, an der Spitze des Kreuz, an der neuen Kirche vorüber nach dem Gottesacker. Dem Kreuze folgten die Musiker, die Mitglieder eines Vereins, dann die Schwestern mit den Frauen und Töchtern, der Sarg, welcher von acht weißgekleideten Aussätzigen getragen wurde; hinter dem Sarge schritten der amtirende Priester und P. Conrardy mit den Altarknaben und endlich die Brüder mit den Knaben und Männern.

„P. Damian hatte sein Leben auf Molokai in der größten Armuth begonnen, so daß er die ersten Nächte unter einem Baume schlafen mußte. Seinem Wunsche gemäß hatte ich ihm während seiner Krankheit unter demselben Baum, einer Pandane, das Grab bereiten lassen. Da ruht nun sein Leib und erwartet die glorreiche Auferstehung. Er ist dem Altare zugewendet. Eine starke Cementschicht schließt das Grab. Da liegen also die glorreichen Ueberreste des guten P. Damian, den die Welt mit Recht einen Helden der Liebe nennt."

X. Südost-Polynesien.

1. Die Markesas.

Und noch einmal wenden wir den Bug unseres Schiffes nach Mittag, um die letzten Inselgruppen der Südsee, die sich östlich von den Union- und Schiffer-Inseln über weite Wasserstrecken hinbreiten, auf unserer jetzt bald vollendeten Fahrt zu besuchen.

Von Hawaii aus gerade südwärts steuernd, treffen wir, nachdem wir abermals die Gleicherlinie gekreuzt, unter dem 10.° südlicher Breite zwei Inselgruppen: die Manahiki und, östlich von diesen, die Markesas-Inseln. Die Manahiki sind seit 1888 englischer, die Markesas seit 1842 schon französischer Besitz. Die Manahiki-Gruppe besteht aus Korallen- und Lagunen-inseln, die zusammen nur 137 qkm mit etwa 1600 Polynesiern haben; sie bieten für uns nichts besonders Merkwürdiges.

Wichtiger sind die Markesas (Marquesas). Nukahiwa, das 40 km lang und stellenweise halb so breit ist und drei gute Häfen hat, bildet die Hauptinsel, die für sich allein 482 qkm Flächenraum einnimmt. Das Klima der Inseln ist heiß, aber gesund; sie sind vulkanischer Natur, gebirgig und erheben sich bis 1200 m über die Meeresfläche. Steil, ohne einer fruchtbaren Küstenebene Raum zu gewähren, steigen sie aus den Fluten empor; die wohlbewässerten Bergthäler aber sind fruchtbar.

Tätowirter Markesas-Insulaner.

Die Bewohner der Markesas sind der schönste Menschenschlag Polynesiens. Manche Männer haben ein so vollendetes Ebenmaß der Körperformen, daß sie einem Bildhauer zum Modell dienen könnten. Ein Jüngling von 20 Jahren z. B. auf der Insel Nukahiwa war 2 m hoch und so ebenmäßig gewachsen, daß Tilesius, der unter Krusenstern diese Inseln besuchte, das genaue Maß seiner Körperverhältnisse aufzeichnete; später verglich man diese Maße mit dem Apollo von Belvedere, diesem Meisterstücke griechischer Bildhauerei, und siehe, es stellte sich heraus, daß das Ideal des alten Griechen genau dieselben Proportionen zeigte wie der Wilde von den Markesas-Inseln. Bekleidet sind die Markesas fast gar nicht; dagegen sind ihre muskulösen Glieder und der ganze Leib über und über mit den regelmäßigsten Zeichnungen tätowirt (vgl. untenstehendes Bild), so daß man meint, sie trügen alle eng anliegende Tricotkleider, wie sie die Seiltänzer zu tragen pflegen. Ueber den Ohren tragen sie oft einen Haarbüschel, so daß der Kopf wie gehörnt erscheint. Jedes Thal hatte seinen Häuptling, und bei dem überaus kriegerischen Sinne der Wilden herrschten zwischen Thal und Thal beständig blutige Fehden, in denen sie sich gegenseitig aufrieben. So sank die Bevölkerung von 30 000 Seelen, die sie noch zu Anfang unseres Jahrhunderts zählten, auf weniger als 5000 — ein Sechstel! — herab. Dazu kam noch das greuliche Laster der Menschenfresserei, das, wie in ganz Polynesien, so auch hier im Schwange war. Zum Glücke für die Europäer schmeckte ihnen das Fleisch der Weißen „zu salzig".

Dennoch hat die katholische Religion auch unter diesen wilden Menschenfressern Wurzel gefaßt; fast die Hälfte (2170) zählt gegenwärtig zu ihren Kindern. Dieselben Missionäre, die wir schon auf Hawaii kennen lernten, die Väter der heiligsten Herzen (Picpus-Congregation), haben auch hier die katholische Mission gegründet, und wir werden sie auch auf den übrigen Gruppen Ost-Polynesiens treffen. Am 4. August 1838 landeten die ersten katholischen Glaubensboten auf der Insel Santa Christina. Das Bekehrungswerk gestaltete sich recht hoffnungsreich; da erhoben sich Hindernisse von einer Seite, von welcher man nur Unterstützung hätte erwarten sollen. 1842 hatte nämlich Frankreich die Markesas in Besitz genommen und auch auf die Insel Santa Christina eine kleine Besatzung gelegt. Ihr Befehlshaber Clarière war ein erklärter Ungläubiger, der den bereits bekehrten Häuptling Maherno zum Abfall verführte und die Wilden zum Branntweintrinken verleitete. Nach längerem Kampfe gegen den Apostaten sahen sich die Missionäre 1849 zur Abreise nach anderen Inseln gezwungen, wo ihrer Arbeit eine reichlichere Frucht winkte. Erst nach 23 Jahren, im Jahre 1872, nahmen zwei deutsche Missionäre, die PP. Ansgar Jung und Emmeran Schulte, auf Santa Christina die Predigt wieder auf, und zwar mit gutem Erfolge.

Als 5 Jahre später der alte ehrwürdige Bischof Dordillon auf Santa Christina landete, wurde er bereits von einer zahlreichen Schaar Neubekehrter mit großem Jubel empfangen. Ein prächtiger Triumphbogen vor dem Missionshause trug die Inschrift: Robba ta tihe i te inoa o te ha kai Ri, d. h. „Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!" Einige Tage später weihte der Bischof ein hübsches Kirchlein, das P. Emmeran Schulte (aus Dortmund) mit Hilfe der Eingeborenen in Stein erbaut hatte, feierlich ein. Das dem unbefleckten Herzen Maria geweihte Gotteshaus hat im Innern 16 m Länge und 7 m Breite. Ein Festmahl vereinigte nach dem Schlusse der kirchlichen Feier die junge Christengemeinde. Zehn Fässer Popoi — ein aus geschlagenem Taro bereiteter Brei —, 40 im Ofen gebratene Schweine, eine Eselin, dazu Früchte, Zuckerrohr u. s. w. genügten kaum dem gesunden Appetite der Festgenossen, die indessen nicht verfehlten, dem Bischofe und den Missionären eine große hölzerne Schüssel, welche im Durchmesser ein halbes Meter maß, voll Popoi und ein fettes gebratenes Schwein feierlich zu überreichen.

Die neuen Christen veranstalteten auch eine Sammlung, um die heiligen Geräthe und Zieraten für die Kirche zu beschaffen. Der alte Häuptling der Insel gab 400 Franken für eine Lampe, ein anderer 250 Franken und ein ganz kleines Mädchen überreichte dem Bischof 50 Franken (40 Mark) für einen Altarleuchter.

Daß auch in jüngster Zeit die Missionäre trotz der erwähnten Schwierigkeiten ihre mühevolle Arbeit auf den Markesas-Inseln fortführen, und zwar nicht ohne jeden Erfolg, mag aus einem während des Druckes dieser unserer Reisebeschreibung eingetroffenen Briefe des P. Berchmans entnommen werden. Derselbe gibt uns auch ein anschauliches Bild der Inseln und erzählt uns, wie die Glaubensboten die Jugend für unsern Heiland zu gewinnen suchen. „Im Abenddunkel", schreibt der Missionär, „war ich in die Bai von Taiohaë (vgl. das Bild S. 287) (einen der Häfen auf Nukahiwa) eingelaufen und hatte auf dem Boden der Markesas der Nachtruhe gepflogen, ohne einen klaren Begriff von der Gestalt meines neuen Heimatlandes zu haben. Die Nacht verlief ohne Störung, und zum erstenmal in meinem Leben schlief ich im December bei offenen Thüren und Fenstern. Glasscheiben sind in den Palästen der Markeser (vgl. das Bild S. 289) überhaupt eine Seltenheit; ein Vorhang aus leichtem Baumwollenstoff ersetzt sie. Im Traume zogen mir tausenderlei Bilder an der Seele vorüber, wie meine etwas erregte Einbildungskraft mir Land und Leute vorführte. Endlich tagte es. Ich warf einen Blick ins Freie. Welche Bäume! welcher Pflanzenwuchs! (vgl. das Bild S. 288), welcher Wohlgeruch von allen Arten Blumen und Früchten! Und das im December! Ich hörte einen Vogel singen ähnlich unserer Nachtigall, und was mich noch mehr in Staunen setzte, ich hörte einen Haushahn krähen gerade wie in unseren heimischen Bauernhöfen. Was ich vor meinen Augen hatte, war freilich ein wohlgepflegter Garten; aber hier kann man über Berg und Thal schweifen und findet überall dieselbe wundervolle Natur. Alles wächst hier wie im irdischen Paradiese; man braucht nur auf die Bäume zu steigen und die Früchte zu pflücken. Es gibt freilich Jahre, in denen der Regen ausbleibt; allein darum kommt noch lange keine Hungersnoth. Auf Schritt und Tritt findet man wildwachsende, eßbare, ja sogar sehr schmackhafte Pflanzen und Früchte.

„Als ich die Thürschwelle überschritt, ging gerade die ‚Königin' vorüber. Sie machte mir eine tiefe Verneigung und sagte: Kooka te mitinane hon, d. h. ‚Guten Morgen, neuer Missionär!' Ihr Name ist Waikchu, und sie war die Adoptivmutter des seligen Msgr. Dordillon; sie ist eine musterhaft fromme Katholikin und verdient den Ehrennamen ‚Mutter der Missionäre'.

„Der Archipel der Markesas zerfällt in zwei Gruppen; die nordwestliche umfaßt drei unbewohnte Inseln: Edao, Matuiti und Hatatu; die drei übrigen, nämlich Uapa, Uauka und Nukahiwa, sind bevölkert. Die südwestliche Gruppe besteht aus zwei unbewohnten Eilanden, Motane und Fatukuku, und drei bewohnten: Tauata, Hivaoa und Fatuhiva. Zusammen haben alle Inseln des Archipels einen Flächenraum von 1274 qkm (also um ein weniges mehr als das Fürstenthum Lippe). 1863 wurde die Bevölkerung noch auf 12000 Seelen angegeben; jetzt ist sie unter die Hälfte dieser Zahl gesunken (5145 nach der Zählung von 1888). Die Geburten sind sehr selten; in wenigen Jahrzehnten wird die Rasse der Markesas ausgestorben sein; nach einem halben Jahrhundert dürfte sich wohl kaum einer mehr finden. Und doch sind die Markesas die kräftigsten und am besten geformten Gestalten Oceaniens; wahre Vorlagen für einen Bildhauer wie Michel Angelo; die Haut ist tief kupferfarben, das Haar schwarz wie Ebenholz. Die Tätowirung ist derart, daß sie allein einen Europäer in die Flucht jagen könnte, der zum erstenmal im Waldesdunkel eines also geschmückten Kanaken ansichtig würde.

Tätowirte Hand. (S. 285.)

„Um sich nun einen Begriff von dem Zustande der Markesas zu bilden, wie er vor 30 Jahren war und leider auch heute noch an vielen Orten ist, müßte man eine genaue Kenntniß ihrer Religion, ihres Aberglaubens, ihres Charakters, ihrer tiefen sittlichen Verkommenheit und ihrer Gebräuche haben. Es genüge die Bemerkung, daß die Hindernisse ihrer Bekehrung unglaublich groß waren. Diese armen, vom Teufel verblendeten Menschen kannten nur die Sünde und zwar so, daß sie nicht einmal ein Wort für Tugend hatten. Heute sind, dank der unermüdlichen Arbeit der Missionäre, die Inseln Nukahiwa und Uapa zum Christenthum bekehrt, und auch auf den übrigen Inseln wird das Gesetz Christi anerkannt und der Gottesdienst besucht. Aber welchen Gefahren mußten die Glaubensboten trotzen, um diesen Erfolg zu erringen! Die Neuangekommenen abgerechnet, ist keiner unter ihnen, der nicht wiederholt dem Tode ins Angesicht sehen mußte. Bald schwebten sie bei den Irrfahrten von einer Insel zur andern in Gefahr, mit dem gebrechlichen Kahne zu scheitern; bald entgingen sie nur mit Mühe dem Kochtopf und den cannibalischen Gelüsten der Kanaken; dann brachte wieder der Krieg, die gefährlichen Wald- und Bergsteige, die gähnenden Abgründe drohende Gefahren. Mit einem Worte: ihr Leben war eine Reihe von Mühsal und

Todesnoth. Und nun geht es, trotz aller Hingabe der Missionäre, mit diesem armen Volke, wie mit so vielen anderen, abwärts dem Verderben zu! Solange es noch allein war mit dem Priester, ließ es sich, von Natur einfach und gastfreundlich, führen wie ein Kind; Glaube, Gesittung und selbst Handel und Wandel blühten auf; der Tag des Glückes schien ihm zu dämmern. Aber leider! — gerade diejenigen, welche es hätten ermuntern sollen, den Worten der Glaubensboten zu folgen, haben Schritt für Schritt den Einfluß des Priesters, seines väterlichen Wohlthäters, zerstört! Von allen Franzosen, die hier wohnen, übt kaum einer seine Religion. Wie soll da ein Volk, dessen Christenthum noch nicht gekräftigt ist, in seinem Glauben nicht geärgert und erschüttert werden? Das Herz des Missionärs blutet, wenn er seine Katechumenen sich entfremdet sieht, wenn sie tagtäglich gleichgiltiger werden, den Unterricht vernachlässigen, nicht mehr zur Kirche kommen, und wenn er sich infolgedessen machtlos sieht, sie den Leidenschaften zu entreißen, welche sie zeitlich und ewig zu Grunde richten.

„Wenige Tage nach meiner Ankunft in Taiohaë statteten wir dem guten Bruder Simeon in seiner Mission von Hatibek, die einige Stunden entfernt ist, einen Besuch ab. Sie können sich die Freude dieses Wiedersehens vorstellen; waren wir doch Mitnovizen, Gefährten in den Studienjahren, und jetzt sollte er mich in das Missionsleben unter den Kanaken einführen und mir seine Schule für die Kanakenkinder zeigen.

Bai von Taiohaë auf den Markesas-Inseln.

„Auf Weihnachten kehrte ich nach Taiohaë zurück und setzte daselbst die Eingeborenen durch eine Krippe in Staunen, welche ich errichtete. Bald darauf kamen von allen Seiten die Missionäre für die jährlichen geistlichen Uebungen daselbst zusammen. Einer von ihnen redete mich im Dialekte meiner Heimat an: ‚Schau, bist du auch da! Wie geht's zu Haus? Man könnte dich für einen alten Wilden halten!' Es war Bruder Acar, ein alter päpstlicher Zuave, ein Kind meiner Heimatstadt. Ich kann nicht sagen, wie ich mich freute.

„Nach Schluß der geistlichen Uebungen erhielt ich die Weisung, nach der Insel Hivaoa zu gehen, um daselbst den hochwürdigen P. Provinzial zu ersetzen, den man nur mit der größten Mühe nach Taiohaë überführen konnte, wo man ihn besser pflegen kann. Er hat einen Fußtritt in seine rechte Hüfte erhalten; ein schlimmes Ding bei seinem hohen Alter! Infolge davon ist er arbeitsunfähig und kann sich nur elend mittels Krücken umherschleppen. Ich habe ihn als Pfarrer von Puamau zu vertreten. Da wirkt Bruder Acar als Schulmeister unter 180 Knaben. Wir theilen uns brüderlich in die Arbeit. Puamau ist zwar nicht gerade der fruchtbarste Strich Hivaoa's, aber seine Bucht ist die größte und schönste, und die Insel ist die am dichtesten bevölkerte der ganzen Gruppe. Wenngleich meine Neophyten ein schönes Land bewohnen, so sind sie darum doch nicht weniger roh. Sie scheinen in Sachen der Religion noch gleichgiltiger zu sein als ihre Stammesgenossen und halten sich ferne vom Missionär. Ohne die gut besuchte Schule hätte ich wenig Arbeit. Es ist noch viel zu thun,

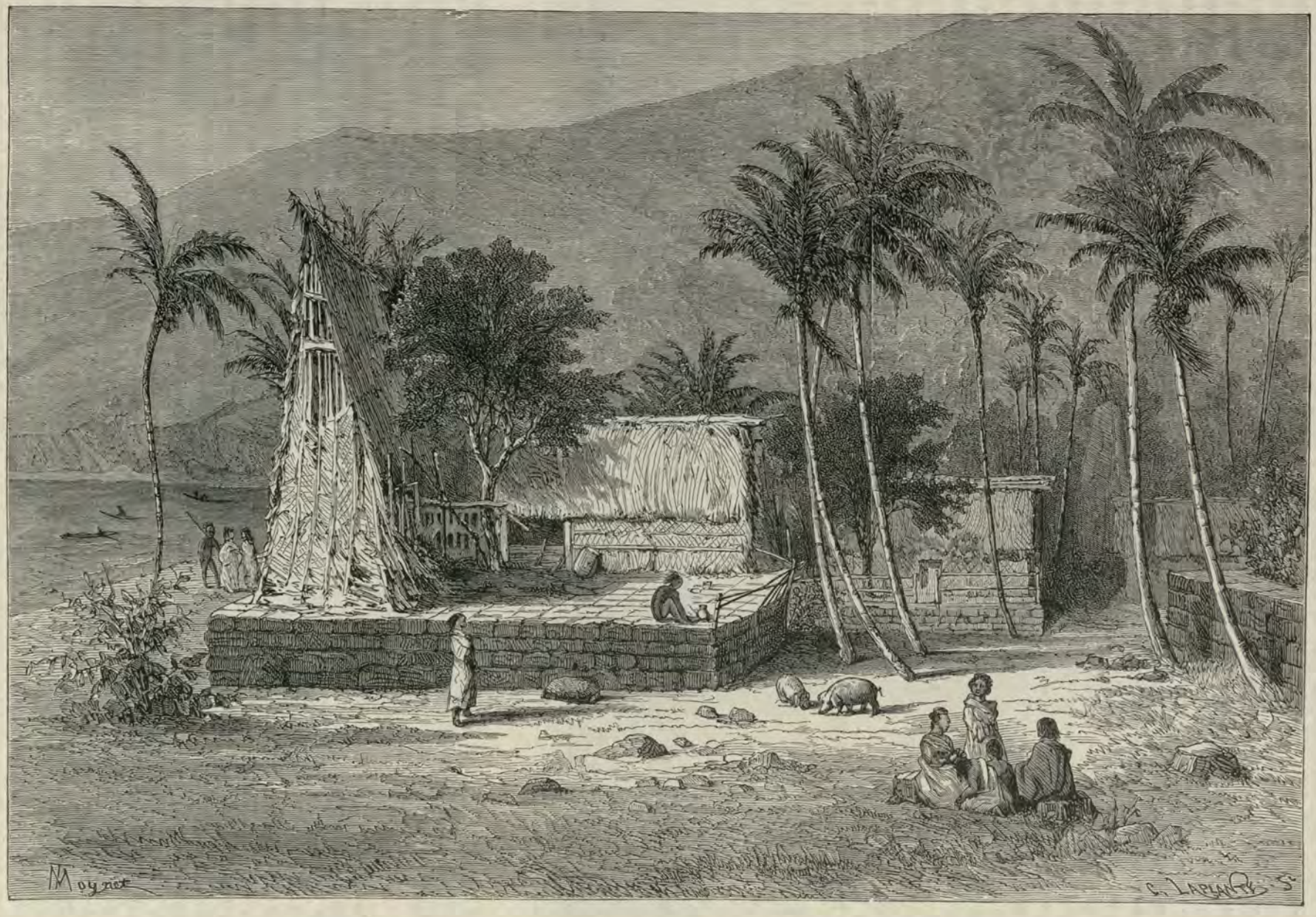
wenn auch meine Vorgänger tüchtig vorgearbeitet haben. Ich liebe die Kinder und werde alles aufbieten, sie Jesu Christo zuzuführen. Wenn ich auch nur eine einzige Familie gewinnen könnte; aber hier gibt es keine eigentlichen Familien. Die Leute nehmen fremde Kinder zu ihren eigenen an, und so spielt die väterliche Gewalt bei der Erziehung gar keine Rolle. Von einer Anwendung von Strenge kann keine Rede sein.

„Es bleibt nichts anderes übrig, als die Herzen der Kinder zu gewinnen. Wir hatten bemerkt, daß sie für alles, was auf kriegerische Uebungen Bezug hat, großes Interesse zeigten. So brachten wir es nach und nach dazu, daß diese trägen Wesen sich etwas an militärische Ordnung und Disciplin gewöhnten. Ich hatte drei Trompeten und ein Althorn gebettelt, eine Standarte und neun Fähnchen gemacht, etwas Aehnliches wie eine Officiersuniform mit Epauletten und Gürtel erfunden, und Schuhe — nun die brauchten sie nicht. ‚Gewehre' machten sie sich selbst, und nach den Ferien werden alle ‚bewaffnet' sein. Die Eingewanderten (Franzosen) sehen die Knaben gerne in diesem militärischen Aufzuge, und sie selbst scheinen große Freude daran zu haben. Das letzte Nationalfest am 14. Juni wurde feierlich begangen. Schon am Vorabende waren die Fahnen entfaltet. Nach Schluß der Schule verkündete Trompetengeschmetter drei freie Tage. Zur Eröffnung der Feier stellte sich dann der französische Polizist an die Spitze des Zuges; hinter ihm marschirte die Musik und dann die Knaben in Reih und Glied, in Schritt und Tritt; so zog man mit fliegenden Fahnen rund um die Niederlassung. Tags

Ein Baumriese auf den Markesas-Inseln. (S. 286.)

darauf großes Volksfest mit allerlei Spielen. Am Abend Fackelzug; die ‚Krieger' gaben uns ihre Stöcke, und wir befestigten Kerzen daran. Als alles bereit war, setzte sich der Zug mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen in prächtiger Ordnung in Bewegung. Einige Musketenschüsse machten das ganze Dorf erzittern, und bei jedem Knalle schrie männiglich aus Leibeskraft: Piripipi, hurra! d. h. ‚Republik, hurrah!' Zum Schlusse versammelte man sich in dem größten Schulzimmer, auch die alten Kanaken, so viele Platz fanden, und ich gab mit einer alten, mangelhaften Zauberlaterne, so gut es gehen wollte, eine Festvorstellung. Nun war man allgemein sehr zufrieden, und unser Einfluß auf die Kinder hat sichtlich gewonnen.

„Nach den jährlichen geistlichen Uebungen unternahm ich eine Rundreise um die Insel in der Absicht, die Kranken zu besuchen und den Stand der Schülen zu prüfen. Es war nach dem Feste der heiligen drei Könige. Die Ferien dauern hier vom 20. December bis zum 20. Januar. In allen Buchten, die ich besuchte, eilten die Kinder zusammen, riefen schon von weitem: ‚Pater! Pater!' faßten mich an den Händen, führten mich zu einem Freudenmahle und bezeigten in jeder Weise ihre Trauer, wenn ich Abschied nahm. Wenn ich schon eine gute Strecke fort war, hörte ich sie noch rufen: Kaoha, apae! ‚Guten Morgen, Lebe wohl!' Auch stimmten sie das Klagelied an, das im Thale bei einem Begräbniß üblich ist, um mir so ihre Trauer zu bekunden. Meine Fahrt dauerte 10 Tage; ich hatte 30 Buchten besucht, die fast alle bewohnt waren, und die mir noch unbekannte Insel Tauata gesehen.



Hütten und Uferlandschaft auf den Markesas-Inseln. (S. 286.)

„Auf dieser apostolischen Rundreise habe ich auch etwas von den Gefahren des Meeres verkostet. Auf der Fahrt von Atuona nach der Insel Tauata hatten wir nur eine elende, gebrechliche Schaluppe zur Verfügung, die kaum 7 oder 8 Personen fassen konnte. Das Meer schien ruhig; aber bevor wir eine bestimmte Stelle erreichten, die als gefährlich verrufen ist, zeigte es sich, daß man dem Wetter nicht trauen könne. Glücklicherweise hatten wir günstigen Wind und segelten pfeilschnell auf die gefürchtete Stelle zu. Als wir sie erreichten, gingen die Wogen gewaltig hoch. Die Passagiere haben unter solchen Umständen immer etwas Angst; allein wenn selbst die Schiffer ihre Furcht nicht verbergen können, so handelt es sich um eine wirkliche Gefahr. Alle zweifelten, ob wir mit dem Leben davonkommen würden. Wiederholt mußten wir uns alle auf die eine Seite der Barke legen, um das Kentern zu verhindern; und so geschickt unser Steuermann auch war, wollte es ihm doch nicht gelingen, das Fahrzeug im Gleichgewicht zu erhalten, während jede Woge uns bald zur Rechten, bald zur Linken schleuderte. Ich betete und sang halblaut: Ave, maris stella, ‚Meerstern, sei gegrüßet!' und die Brandung übernahm die Begleitung. Das hört sich alles sehr poetisch an, wenn man festen Boden unter den Füßen hat! Man sagt freilich, es sei keine Gefahr, in Gesellschaft der Kanaken zur See zu sein; denn gesetzt den Fall, ihre Kähne kenterten, so richteten sie dieselben wieder auf und führen weiter. Möglich! Ich habe es aber noch nicht erlebt und wünsche es auch so bald nicht zu erleben.

„Sie können aus diesen Zeilen sich ein Bild von dem Leben eines Missionärs in Oceanien machen. Er lebt unter fremden Leuten, denen der ergiebigste Boden, leider ohne jede Arbeit, Früchte in Menge bietet. Der Müßiggang ist auch hier die Quelle so mancher anderer, nur schwer zu entwurzelnder Laster. Im Schatten der Kokospalmen, Bananen, des Brodfrucht- und Orangenbaumes oder auch eines kühn aufragenden Felsens lebt der Missionär einsam, in Wahrheit ein Fremdling, und hat die meiste Zeit keine anderen Gesellschafter als die Wogen des Meeres, die unaufhörlich rauschend am nahen Ufer zerschellen. Aber wenn auch seine Stimme auf Erden oft keine mitfühlende Brust findet, so kann er um so besser mit dem Himmel reden. Da kann er seine Klagen über die Unempfänglichkeit seiner Kinder ausschütten, und da meint er dann auch manchmal die Gebete zu hören, die in weiter, weiter Ferne, aus dem Schoße katholischer Länder, emporsteigen und sich mit dem seinigen vereinen. Und wenn er dann vor dem Tabernakel seines einsamen Kirchleins sich neu gekräftigt hat, geht er wiederum hinaus, die verirrten Schäflein aufzufinden, die Traurigen zu trösten, die Kranken zu besuchen und in der Gesellschaft des liebsten Theiles seiner Heerde zu weilen — bei den armen Aussätzigen. Ich habe hier etwa 40. Wenn doch die Bewohner dieser Inseln die Gabe Gottes erkännten, wie würden sie sich dem Missionär anschließen, und wie glücklich könnte dieser sie machen!"

Halbinsel von Tahiti.

2. Tahiti.

Südwestlich von den Markesas-Inseln liegt die aus 10 kleinen Inselchen bestehende Gruppe der Gesellschafts- oder Societäts-Inseln, welche in zwei Gruppen, einer westlichen (6 Inseln mit 471 qkm und 5165 Einwohnern) und einer östlichen (1174 qkm mit 22000 Einwohnern), besteht. Die Hauptinsel, welche zur letztern gehört und die überhaupt der bedeutendste Besitz Frankreichs in diesen Gewässern ist, heißt Tahiti. Sie allein hat 1042 qkm Flächenraum und ist also nur um 100 qkm kleiner als Hohenzollern-Sigmaringen. Die ganze Gruppe wie auch die südlich und östlich angrenzenden Inselgruppen stehen unter Frankreich, während die westlich benachbarte Gruppe der Cook- oder Hervey-Inseln am 27. September 1888 von England besetzt wurden; die letzteren haben nur 368 qkm mit etwa 7400 Seelen. Die Hauptinsel ist das 81 qkm große Rarotonga, ein liebliches Eiland mit malerischen Bergen. Dasselbe scheint die Urheimat der Maori zu sein, die wir in Neu-Seeland getroffen haben. Südöstlich davon liegt die kleine Tubuai-Gruppe mit hohen vulkanischen Bergen.

Tahiti ist eine Doppelinsel, deren 2 km lange Landbrücke (vgl. obenstehendes Bild), welche die größere mit der kleinern Hälfte verbindet, bei hoher Flut stellenweise unter Wasser steht. Beide Halbinseln sind beinahe kreisrunde, domartige Erhebungen. Die größere Halbinsel, Tahiti-nui, steigt im Aorai zu 2065, im Orohena zu 2237 m an; die kleinere, Tahiti-iti oder Taiarapu, hat in dem 1130 m hohen Komi ihren höchsten Gipfel. Die Insel, wie die übrigen der Gruppe, verdankt ihr Entstehen vulkanischer Thätigkeit; doch beunruhigt kein Feuerspeier mehr die Einwohner. Die Bergmassen bestehen aus schroffen, thurmartigen Felsen mit scharfen Kämmen, die manchmal die Form bizarr aufgethürmter Obelisken oder alter Burgruinen annehmen. Bis zu 300 m tiefe Schluchten haben sich dazwischen eingesprengt. In ihnen rauschen klare Bergbäche, oft malerische Wasserfälle bildend (vgl. das Bild S. 291), nach allen Seiten dem Meere zu. Trotz der wilden Felsrippen sind die Bergflanken bis an die Spitzen hinauf mit schattigem Wald bestanden.

Der höhere Theil des Gebirges ist nicht bewohnt; in den Thälern finden sich verstreute Ansiedelungen, und der Hauptwohnsitz ist das überaus schöne und fruchtbare Ufergelände, das sich, sanft ansteigend, zwischen Berg und Meer schiebt. In diesem reizenden, wie ein Amphitheater sich erhebenden Garten, dessen Breite zwi-

schen 0,5—3 km wechselt, stehen die Wohnungen der Tahitier dicht gesäet, von Bananen und Brodfruchtbäumen beschattet. Bei jedem Hause finden sich eingezäunte Felder, auf denen die Insulaner Yams, Bataten, Arum und andere wohlschmeckende Wurzelfrüchte ziehen. Den übrigen Theil des bebauten Landes bis an die Bergwälder hin füllen Bananenpflanzungen (vgl. das Bild S. 292) und dichte Haine von Kokospalmen, Orangenbäumen, Brodfruchtbäumen, alles so nahe zusammengepflanzt, daß der Boden, von den Strahlen der glühenden Tropensonne geschützt, in frischem Grün prangt. Sorgfältig unterhaltene Fußsteige führen durch diese Frucht- und Schattenwäldchen von Wohnung zu Wohnung, so daß der Uferkranz von Tahiti ein einziger wundervoller Lustgarten (vgl. die Bilder S. 293 u. 294) zu sein scheint. Herrliche Blumen in strahlenden Farben winken aus dem Grün des Rasens, von den Ranken der Hecken, aus den Wipfeln der Bäume; süßer Wohlgeruch zieht durch die Lüfte. Eine Menge verschiedenartiger, bunt gefiederter Vögel singt und zwitschert in den Zweigen. Keine Moskitos, keine andere Insectenplage der Tropen verbittert hier dem Menschen den Aufenthalt; kein Raubthier, kein schädliches Gewürm, keine Schlange lebt auf dieser glücklichen Insel. Die Hitze wird durch den Wechsel der Land- und Seewinde gemildert; die Luft ist klar und gesund. Nirgends ist die Brodfrucht, der Mango, die Orange, die Kokosnuß so süß und saftig. Das Zuckerrohr von Tahiti bildet eine besonders geschätzte Art; Cacao, Kaffee, Vanille, Arrowroot werden mit großem Nutzen für die Ausfuhr gebaut, und von ganz besonderer Güte ist die Baumwolle Tahiti's, die durch ihre schöne, weiße Farbe, Reinheit und Stärke mit den besten Arten anderer Länder siegreich den Kampf besteht.

Wasserfall auf Tahiti. (S. 290.)

Die Insel Eimeo oder Morea (132 qkm), etwas westlich von Tahiti, ist in jeder Beziehung, was Bodengestalt und Fruchtbarkeit betrifft, ein getreues Abbild der Hauptinsel.

Die Bewohner dieser glücklichen Inseln werden übereinstimmend als ein liebreiches, ruhiges, sanftes Kindervolk, dem Haß und Rachsucht fremd waren, geschildert. Obgleich Cook sie wiederholt nach seiner rücksichtslosen Weise, die ihn, wie wir sahen, später auf Hawaii einem gewaltsamen Tode überantwortete, äußerst hart und ungerecht behandelte, zeigten sie sich doch immer gleich wieder versöhnt, wenn er sich ihnen nur etwas freundlich näherte. Seine Begleiter übernachteten einzeln und unbewaffnet am Lande, ohne daß man sich an ihnen für die erlittenen Beleidigungen gerächt hätte. Allein man muß sich durch diese Schilderungen der ersten Reisenden nicht zu dem Glauben verleiten lassen, als ob die Tahitier unschuldige Paradieseskinder gewesen seien. Sie hatten wahrlich an den Folgen der Erbschuld unseres Geschlechtes gerade so schwer zu tragen wie andere Völker, und waren trotz der paradiesischen Schönheit ihrer Insel armselig genug. Ihr König war ein vergötterter Tyrann, der sich alles herausnehmen durfte, das gemeine Volk mißachtete und hart bedrückte. Dem Diebstahl waren die Tahitier sehr ergeben, noch mehr der greulichsten Ausschweifung. Kindsmord war sehr verbreitet. Blutiger Götzendienst wurde von Priestern geübt, die zugleich als Zauberer gefürchtet waren; greulichen Götzenbildern wurden nicht selten, namentlich um öffentliches Unheil abzuwenden, Menschenopfer dargebracht. Das sind doch recht dunkle Schlagschatten, die man im Bilde dieses „glückseligen Naturvolkes" nicht übersehen darf!

Protestantische Missionäre haben hier zuerst gepredigt. Sie ließen sich 1798 auf Eimeo und Tahiti nieder; aber erst als 1813 König Pomare II., bis dahin ein tyrannischer Wütherich, das Christenthum annahm, hatte ihre Predigt Erfolg. Sie schildern nun diesen König, der 1814 die Partei der Götzenpriester blutig aufs Haupt schlug, als den „Constantin der Südsee". Jedenfalls hat er mit Waffengewalt viel zur Unterdrückung des alten Götzendienstes beigetragen. Alle Götzenbilder und „Morais", Begräbnißstätten vornehmer Familien, auf denen früher Opfer dargebracht wurden, sind jetzt zerstört, und Menschen werden nicht mehr geopfert. 1819 erbaute Pomare II. in der Nähe der Hauptstadt Papeiti eine Riesenkirche, die jetzt in Trümmern liegt. Sie war 230 m lang und 17 m breit, hatte 133 Fenster und 29 Thüren; sie ruhte auf 316 Pfeilern, von denen 36 im Innern angebracht

waren, und hatte drei Kanzeln. — 1836 landeten auf Tahiti, von den Gambier-Inseln aus, die wir bald besuchen werden, auch die ersten katholischen Missionäre aus der Picpus-Congregation. Es erging ihnen aber nicht besser als ihren Brüdern auf den Sandwich-Inseln: sie wurden kurzerhand mit Gewalt von Tahiti vertrieben. Dieses Vorgehen hatte aber auch denselben Erfolg wie in Hawaii. Auch hier erschien im Auftrage des Königs von Frankreich 1838 eine französische Fregatte, verlangte Genugthuung für die den französischen Landesangehörigen angethane Gewalt, und im folgenden Jahre, da eine Versammlung von Häuptlingen die katholische Religion verbieten wollte, erzwang abermals ein französisches Schiff Gewissensfreiheit und die Erlaubniß eines Kirchenbaues für die Katholiken. Die hartnäckige Unduldsamkeit, welche die Königin Pomare, aufgereizt von den Predigern und im Vertrauen, England werde sie schützen, den katholischen Missionären und deren Neubekehrten gegenüber bewies, führte endlich 1842 zur Erklärung der französischen Oberherrschaft über die Insel. Unter derselben blieb die Gewalt der Königin und der Häuptlinge noch fast 40 Jahre bestehen. Religionsfreiheit wurde verkündet, auch den englischen Predigern gestattet, ihre Arbeit fortzusetzen, und niemand sollte in seinem Glauben belästigt oder behindert werden. England anerkannte das französische Protectorat, das erst unter Pomare's Nachfolger, Arijane, am 29. Juni 1880 ein Ende fand, indem an diesem Tage Tahiti französische Kolonie wurde. Ein französischer Gouverneur übt die höchste militärische und Civilgewalt; eine Art „Parlament" und seit 1885 ein „Rath" (conseil général) ist ihm beigegeben, der aus 18 Mitgliedern besteht, 4 für die Hauptstadt Papeiti, 6 für Tahiti und Eimeo, 2 für die Markesas-, 4 für die Tuamotu-, 1 für die Gambier- und 1 für die Tubuai-Inseln.

Bananenbaum. (S. 291.)

Sobald die katholischen Glaubensboten die nöthigste Freiheit hatten, gewannen sie auch hier immer mehr Boden und haben gegenwärtig daselbst blühende Gemeinden. Im ganzen Apostolischen Vikariat von Tahiti, das sich aber auch über die Tubuai-, Gambier-, Tuamotu-, Cook-Inseln, sowie über die Osterinsel erstreckt, gibt es gegenwärtig 6600 Katholiken unter etwa 30 000 Insulanern.

Statten wir noch der Hauptstadt Papeiti oder Papiti einen kurzen Besuch ab, bevor wir die Gesellschafts-Inseln verlassen. Sie liegt auf der Nordküste der Hauptinsel, etwa 10 km westlich von dem Vorgebirge Venusspitze, wo Cook 1769 den Venus-Durchgang beobachtete. Wildumbrandete Korallenriffe, die nur einen schmalen Eingang gestatten, schützen den Hafen. Die Stadt, die etwa 3000 Einwohner zählt, erstreckt sich größtentheils dem Strand entlang. Einige Holzhäuser verrathen Anklänge an europäische Bauart; ein großes Gebäude am Hafen enthält die Bäckerei und die Magazine für die französische Besatzung. Neben demselben erstreckt sich der Exercierplatz, und an ihn stößt der Palast des französischen Gouverneurs. Ein stattlicher Balkon ziert den Bau; herrliche Blumenbeete und Springbrunnen schmücken die Gartenanlagen, in denen er steht. Ganz nahe findet sich der frühere Königspalast, ein einstöckiger Bau von 24 m Länge und 12 m Tiefe, mit hohen

Landschaft auf Tahiti. (S. 291.)

Fenstern und einer Veranda. Eine katholische und eine protestantische Kirche finden sich in der Stadt. Die letztere ist ein hölzernes Bethaus. Während am Sonntag die Psalmen gesungen wurden, erzählt uns eine Reisende, herrschte einige Aufmerksamkeit, und viele sangen recht artig mit. Beim Vortrage des Predigers aber war keine Aufmerksamkeit sichtlich; die Kinder spielten, schäkerten und aßen; die Erwachsenen schwatzten oder schliefen. Der größte Theil der Häuser gehört noch den Eingeborenen und liegt in Gruppen zwischen Kokospalmen und Brodfruchtbäumen verborgen, so daß trotz mancher Kaufläden und Gasthäuser Papeiti doch immerhin mehr den Eindruck eines Dorfes als einer Stadt macht, aber eines allerliebsten, reizenden Dorfes.

3. Religiöse Sagen und Gebräuche auf den Tuamotu-Inseln.

Von Tahiti ostwärts steuernd, gelangen wir nach kurzer Fahrt in ein seiner vielen Riffe und kleinen Inseln wegen überaus gefährliches Gewässer. Bougainville hat daher die ganze Gruppe die „Gefährlichen Inseln" genannt. Man nennt sie auch „Perleninseln", weil bei mehreren derselben reiche Perlenbänke ausgebeutet werden. Ein anderer Name, den diese Gruppe führt, lautet Paumotu, was soviel als „Inselwolke" bedeuten soll, und jetzt nennt man sie gewöhnlich „Tuamotu", d. i. entfernte Inseln. Wohl die richtigste Bezeichnung lautet „Niedrige Inseln"; denn sie sind alle sehr flach, die höchste ragt nicht über 6 m über die Flutmarke, so daß man sie nur in der Nähe sehen kann. Ihr Boden ist eine Sand- und Kalkschichte mit einer dünnen Erdkruste. Fließendes Wasser haben sie nicht. Die größte ist Rairoa, 80 km lang, aber mit nur 60 qkm Oberfläche. Der Gesammtflächenraum aller 80 Inseln wird auf 978 qkm, die Zahl ihrer Bewohner auf 5562 Seelen angegeben. Die Hauptstation der katholischen Missionäre findet sich auf dem kleinern Anaa (vgl. die Bilder S. 295 u. 296). Sie sollen uns etwas von den religiösen Sagen und Gebräuchen erzählen, welche sie hier vorfanden.

Beginnen wir mit dem Kapitel der Entstehung aller Dinge.

Landschaft auf Tahiti. (S. 291.)

In Bezug auf diesen Punkt waren die Tuamotu-Insulaner gerade so gescheidt wie manche unserer ungläubigen Philosophen; nach ihrer Lehre waren alle Stoffe eben immer vorhanden. Nur hielten sich Himmel und Erde im Anfang eng und fest umschlungen und bildeten einen dichten Knäuel. Doch befand sich in der Mitte desselben ein Volk von lauter Riesen. Wo Riesen sind, da kann es ohne Todtschlag nicht abgehen, und wenn es noch dazu polynesische Riesen sind, darf auch das Verzehren der Erschlagenen nicht fehlen. Beide Scenen spielten sich also auch unter jenem Volke der Urriesen ab, und als Antwort darauf folgten genau zwei gleiche Racheſcenen wieder. Doch der junge Tane, der Sohn eines der Mörder, entrann, weil man vergessen hatte, das Sonnenloch zu bewachen, und verbarg sich oberhalb des Firmamentes. Daselbst wartete er geduldig die Zeit ab, bis er selbst in der Vollkraft seiner Jahre, sein Gegner aber an der Schwelle des Greisenalters stände. Dann faßte er den Entschluß, sich durch das Himmelsgewölbe hindurch freien Paß zu verschaffen und den Mörder seines Stammes zu bekämpfen. Zu diesem Behufe sammelte er seine Leute. Der eine davon, Tamaru, begann mit gewaltigen Steinschlägen das Himmelsgewölbe mürbe zu machen (vgl. das Bild S. 299, 1); Tagaroa, ein anderer Held, zündete zu gleichem Zweck ein loderndes Feuer an (2), Tane selbst klopfte mit ein paar Felsen auf das Himmelsgemäuer los, und sieh da, bald war eine Bresche eröffnet. Mit der Schnelligkeit des zuckenden Blitzes und mit dem Gekrach eines erschütternden Donners stürzt sich Tane auf die Erde und sucht seinen Gegner zum Kampf. Damit hierfür auch Platz genug vorhanden sei, läßt er das Firmament bis zu einer gewissen Höhe über der Erde aufheben (3). Umsonst flieht sein Gegner von einem Ende der Welt zum andern; er wird ergriffen und zur Strafe seines Frevels außerhalb des Himmels in ein Feuer geworfen. Durch diesen Sieg war Tane Herr des Himmels und der Erde. Die mächtigen Himmels-

geister, die Atiru, die sich während des Riesenkampfes zwischen Tane und seinem Gegner aus Furcht in alle Winkel verkrochen hatten, traten nach dem entscheidenden Siege wieder auf den Plan und huldigten dem Sieger. Dieser befahl ihnen, das Firmament hoch in die Lüfte zu erheben (4). Das war nun freilich kein leichtes Stück Arbeit. Allein die Atiru, die Himmelsgeister, gliederten sich in verschiedene Klassen mit verschiedenen Kräften, und durch zweckmäßige Vereinigung und Anordnung der einzelnen Reihen ward die schwere Aufgabe gelöst. Brüderlich halfen sich gegenseitig die Kurzen und die Langen, die Kleinen und die Großen, die Schlanken und die Buckeligen u. s. f. — Das sind in getreuer Uebersetzung die geheimnißvollen Namen und Symbole dieser Geister und ihrer Kräfte — sie hoben und drückten, stützten und stemmten, stiegen übereinander und hielten sich gegenseitig, und siehe da — das Himmelsgewölbe schwebte höher und höher, bis die dienstbaren Geister es an seinen heutigen Platz emporgebracht hatten (5). Die weitere Ausstaffirung desselben ward nun ebenso rasch und glücklich in Angriff genommen. Die Pigau hieben die Löcher (5), die Titi nagelten das Gewölbe fest (7), die Pepe hobelten es glatt (8), die Moho reinigten es mit Besen (9), ließen aber auf Tane's Befehl hier und da etwas Hobelspäne zurück, und die sehen wir heute noch in der Gestalt der Nebelstreifen und Wolken. So war nun Erde und Himmel getrennt. Erstere befand sich noch unter Wasser und erhob sich nur langsam aus demselben und bedeckte sich nach und nach mit Pflanzen und Thieren.

Die Kirche zu Tunhora auf Anaa. (S. 294.)

Der erste Mensch, Tiki, entstand nach den einen aus dem Sand des Meeres, nach den anderen aus einem Kieselstein. In der Erinnerung der Insulaner ist dieser erste Mensch die Ursache des Todes aller. Aus Aerger und Verdruß darüber, daß sein Weib ihn auf einer Schandthat ertappt habe, gab er sich selbst den Tod und wurde so die Ursache der Sterblichkeit aller. Auch bei der heidnischen Todtenfeier wird dieses Zusammenhanges stets gedacht. Angesichts der Leiche wendet sich der Oberpriester in feierlicher Rede an Tiki und klagt ihn als den Urheber des Todes an. Wer denkt da nicht an die Urüberlieferung? Vielleicht darf man in folgendem dunkle Anklänge an die Sündflut erkennen. Die Bewohner der Insel Taiero hatten einen Mord vollbracht. Der Geist des Erschlagenen, eines berühmten Helden, verbündet sich mit dem mächtigen Geiste seines Großvaters, der bisher sein Schutzgeist gewesen war, und erregt die heftigsten Stürme und Regengüsse. Sodann zertrümmerte er alle umliegenden Inseln und versenkte sie ins Meer, so daß nahezu alle Menschen in den Wellen umkamen. Dem Zornwüthen desselben Geistes schreibt man auch die über den Riffen der Inseln hervorragenden Felsstücke zu; er habe sie aus der Tiefe emporgeschleudert.

Unter den mächtigen Menschen der Urzeit verdient noch Mawi eine besondere Erwähnung, da er es ist, der mit seinem Angelhaken die Insel Tahiti aus dem Meeresgrunde hervorhob (10). Wie er so seine Macht in den Abgründen des Oceans bewährte, so machte er sich auch dadurch unsterblich berühmt, daß er die Sonne einfing. Seine, wie es scheint, vielbeschäftigte Mutter

fand nämlich oft nicht Zeit genug, vor Sonnenuntergang die Speisen gehörig zu kochen; dem mußte natürlich abgeholfen werden. Was thut unser Held? Er versucht an der Oeffnung des Loches, durch das die Sonne jeden Morgen hindurchgeht, diese mit einer Schlinge einzufangen; nach vielen vergeblichen Versuchen gelingt es ihm; der schlaue Mann bindet nun die Sonne an einen Faden fest und kann von jetzt an ihren Lauf beliebig verzögern (11). Weniger glücklich war er bei einem andern Unternehmen. Eines Tages bemerkte er, daß seiner Mutter Haare anfingen, grau zu werden. Was soll das bedeuten? fragte er. Das sind, entgegnete diese, die Vorboten des Greisenalters und des bevorstehenden Todes. Davon wollte Mawi jedoch nichts wissen; er suchte Tiki im Meeresgrunde auf, um dessen unsterbliches Herz ihm zu entreißen und sich selbst einzufügen. Schon hatte er einen Faden um dasselbe geschlungen und strengte sich an, den Transport auszuführen, da riß leider der Faden, und Mawi mußte unverrichteter Dinge aus den Tiefen des Oceans zur Erde und zum sterblichen Leben zurückkehren.

Erste Wohnung der Missionäre auf Anaa. (S. 294.)

Neben dem obersten Gott Tane verehrten die Insulaner noch seinen Sohn Tama, der auch den Beinamen Retter führt, weil ihm besonders die Kraft zugeschrieben wird, seine Verehrer vor dem Sturz von den Kokosbäumen herab und vor den Bissen der Haifische zu bewahren. Derselbe Tama ist auch der Freund der Seelen bei ihrer Trennung vom Körper. Beim Eingangsthor in die jenseitige Welt finden sie Tama vor, welcher sie vor den bösen Geistern warnt, die ihnen auf ihrem Wege nachstellen. Besonders sollen sie nicht die vergiftete Frucht kosten, welche ihnen jene Geister mit Gewalt aufdrängen würden. Thäten sie es, so würden sie für immer in einen schrecklichen Sumpf geworfen.

Außer diesen beiden Hauptgöttern umfaßte das Paumotu-Heidenthum noch eine Anzahl niedriger Götter, deren Verehrung nur durch Furcht oder Hoffnung auf reichen Fischfang hervorgerufen wurde. Hierzu gesellte sich noch die Verehrung der Voreltern, deren Geister gleichfalls als mächtig gedacht wurden. Auch dieser Götzendienst war öffentlich und bestand wesentlich in Opfern, die nur im Beisein von Männern dargebracht werden durften. Die Opferstelle bildete ein langer, aber schmaler viereckiger Haufen aus Stücken von Sternkorallen, der 50 cm hoch und von einer doppelten Reihe glatter Kieselsteine eingerahmt war; unter letzteren befanden sich an verschiedenen Stellen größere, roh behauene Steine, die in recht unbeholfener Weise Götterfiguren darstellten. Ein solcher Steinhaufen heißt Marae. Die Marae der Paumotu-Inseln können sich, was Umfang und Massenhaftigkeit betrifft, durchaus nicht mit den colossalen Steinbauten von Tahiti messen. Oft werden dabei auch Götterfiguren aus Holz angebracht (vgl. das Bild S. 300); Bildhauer sind aber unsere Insulaner durchaus nicht, sie sorgen, daß der Holzklotz ungefähr einem recht umfangreichen Bauch gleichsehe, setzen ihm statt des Kopfes einen Federbusch auf — und die Statue ist fertig. In der Mitte des Steinhaufens werden kleine Särge angebracht. Diese enthalten Büschel von den Haupt- und Barthaaren der Vorfahren, nebst Resten von deren Nägeln und Zähnen. Jede Familie besaß einen solchen Schatz und verehrte ihn als das größte Heiligthum. Da Frauen und Kinder an den feierlichen Opfern des Marae nicht theilnehmen dürfen, aber dennoch auch zur Verehrung der Vorfahren verpflichtet sind, so wurden für sie eigene Feste veranstaltet. Man hielt eine große Versammlung ab, die kleinen Särge mit ihren Ueberresten spielten dabei die Hauptrolle. Feierlich wurden sie herumgezeigt, und bei ihrem Anblicke löste sich alles auf in Wehklagen und Seufzern; festliche Gesänge priesen sodann die ruhmvollen Thaten der Vorfahren; man küßte die Schreine und Särglein und brachte sie nach dem Marae zurück. Dann überließ sich die ganze Gesellschaft den Freuden des Mahles und fröhlichen Tänzen und Spielen.

Bei dem Marae fanden nur die Männer als Familienhäupter nach ihrem Tode Verehrung. Doch sollten auch die verstorbenen Frauen nicht ganz leer ausgehen. Zum Andenken an sie wurden z. B. auf der Insel Takoto einige ihrer Haarbüschel an einem mit Federn gezierten Stocke aufbewahrt. Diese Stöcke brachte man an den Wegen zu den Wohnungen an, errichtete vor ihnen kleine Altäre und brachte daselbst Gebete und Opfer dar, besonders vor und nach dem Fange von Meeraalen. Nach dem Glauben der Insulaner hat jeder Mensch mehrere Seelen. Eine davon bleibt mit dem Körper im Grabe, und diese „Seelen der Gräber" bilden eine eigene unterirdische Gesellschaft, welche die Nacht heißt und ihre eigenen Feste und Gebräuche und einen besondern Antheil an dem Ertrage der Fischerei hat. Damit sich die Seelen der Verstorbenen nicht etwa durch plötzlichen Wechsel der Nahrung unangenehm berührt fühlten, legte man ihnen die erste Zeit nach dem Tode die gewohnten Nahrungsmittel aufs Grab und fuhr damit so lange fort, bis man voraussetzen konnte, sie hätten sich an die neue Lebensweise im Jenseits gewöhnt. Sie waren zugleich die

fürchtetsten Gespenster, und man hielt sie für sehr rachsüchtig. Oft kam es vor, daß ein Insulaner, der, des Lebens überdrüssig, sich den Tod wünschte, aber nicht den traurigen Muth hatte, sich selbst zu tödten, die Gräber entweihte, die Gebeine ausgrub u. dgl., in der Hoffnung, die beleidigte Seele werde ihm zur Rache dafür den Hals umdrehen. Auch ein Riese der Urzeit erfuhr den Grimm dieser Gespenster. Kan, so hieß der Riese, war acht Klafter groß und ein ebenso großer Verächter der frommen Sitte. Nach einem Opfer am Marae kehrte er, als alles sich heimbegeben hatte, zurück und verzehrte die für die Seelen zurückgelassenen Opferstücke. Aber die Strafe blieb nicht aus. Beim nächsten Fischfange ward seine Barke von einem mächtigen Hai umgeworfen und er selbst vom Fische verschlungen. Doch war der Riese diesmal glücklicher, als das rächende Gespenst wohl gewünscht hatte. Er blieb im Bauche des Fisches am Leben. Als er nun an der tosenden Brandung die Nähe des Landes merkte, ergriff er einen spitzen Haizahn und zerriß damit die Eingeweide des Fisches. Dieser sprang wüthend vor Schmerz ans Land, und jetzt bohrte sich unser Riese den Weg durch den Leib des Fisches ans Licht des Tages.

Von den religiösen Gebräuchen nur wenige Worte. Auch hier waren die drei Hauptereignisse, Geburt, Vermählung und Tod, mit besonderer Feierlichkeit geheiligt. Wurde einer Familie das erste Kind geboren, so mußte ein Tag und eine Nacht bei ihm im Beisein des Oberpriesters gebetet werden. Dann wurde das Kind in einiger Entfernung von der Hütte zu einem eigens errichteten und geweihten Steine getragen und dort dem Schutze Tane's empfohlen, des Königs des Himmels und Herrn des Lebens. Diese Feierlichkeit wiederholte sich noch zweimal, zuerst einige Tage später, wobei das Kind einen Namen bekam, und zum zweitenmal, wenn es so kräftig geworden war, daß es sich von selbst auf seiner Schlafmatte umdrehen konnte. Die Ehe, die bei den Insulanern „Vereinigung der Gesichter" hieß, wurde auf Fangatau gleichfalls vor dem Oberpriester geschlossen, der mit blauer Salbe die Wangen der Braut und die Stirne des Bräutigams bestrich und dabei Gebete an Tane sprach. Hierauf umarmten sich die Neuvermählten, man brachte ein Opfer dar, und die Handlung schloß mit einem fröhlichen Mahle. Für die Todtenfeier miethete man eine Anzahl Männer, deren Aufgabe es war, die Todtenklagen anzustimmen. Diese nahmen von dem Verstorbenen Haar, Bart, Nägel und Zähne und hinterlegten alles in ein Kästchen; dann ward die Leiche in eine Matte eingehüllt und mit Kokosblättern zugedeckt, und nun begann ein einförmiger Trauergesang, nur oft von wildem Gejohle unterbrochen. Hierauf erschien der Oberpriester, der, wie schon gesagt, den ersten Menschen und Sünder Tiki auch dieses Todes anklagte. Nach dem Begräbnisse ward ein Festessen gegeben, bei dem sich die bestellten Trauermänner durch tolle Lustigkeit für die erzwungene Trauer entschädigten. Das Mahl und die Tänze dauerten wenigstens zwei Tage. Am dritten Tage änderte sich plötzlich noch einmal die Scene. Nach dem traurigen und lustigen Act folgte ein wilder und grausamer. Mit Lanzen, Sägen und Beilen bewaffnet, stürzten sich die Leidtragenden aufeinander und versetzten sich gegenseitig tüchtige Stiche und Hiebe auf den Rücken. Bei einer guten Anzahl der Neubekehrten kann man noch die breiten Narben der Wunden sehen, die sie bei solchen Gelegenheiten davontrugen. Es ging stürmisch und grausam dabei zu, als gälte es eine Wette, wer die meisten Wunden bekommen oder am gräßlichsten mit Blut überronnen sein sollte. Diese Peinen wurden zur Sühnung des Todten, zur Stillung des Blutdurstes seiner Seele und auch zur Genugthuung für etwa ihm noch feindlich gesinnte Götter übernommen. Es war also ein Liebesdienst, den man einem verstorbenen Freunde nicht versagen durfte. Durch diesen Act wurde der Verstorbene zugleich in die Schaar der zu verehrenden Vorfahren eingereiht, und von jetzt an stand das Kistchen mit seinen Haaren, Nägeln und Zähnen auch auf dem Marae als Gegenstand heiliger Scheu und als schützender Talisman für die Familie, welcher der Todte im Leben angehört hatte.

Die heutige Residenz der Missionäre zu Tunhora auf Anaa. (S. 294.)

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Die Geographen sind gar nicht abgeneigt, in dem Inselwelttheile der Südsee die zerstreuten Trümmer eines frühern großen Festlandes oder theilweise die noch hervorragenden Spitzen eines untergetauchten weitausgedehnten Welttheiles zu erblicken. Es interessirt vielleicht, daß diese Ansicht auch in den Erinnerungen der Insulaner wiederklingt. „Nach den Ueberlieferungen unserer Vorfahren," so erzählen die Bewohner von Taarava, „war unser Land einstens groß und hoch aus dem Meere hervorragend. Pere hat es fortgenommen und uns nur diese niedrige Insel gelassen." Pere aber galt bei ihnen als der Gott der Erderschütterungen und der feuerspeienden Berge — der Vulkan oder Poseidon der Paumotu-Insulaner.

4. Die Gambier-Inseln.

Südlich von den Tuamotu, fast unter dem Wendekreise des Steinbocks, liegen einige kleine Inseln, welche nach ihrem ersten

Entdecker, der ſie 1797 fand, die Gambier-Inſeln genannt werden. Nach dem einheimiſchen Namen des größten dieſer Eilande heißt man ſie auch die Mangarewa-Gruppe (vgl. das Bild S. 303). Sie haben zuſammen nur einen Flächenraum von 17 qkm und eine Einwohnerzahl von kaum 1000 Seelen. Fünf dieſer Inſeln ſind vulkaniſchen Urſprungs und erheben ſich bis zu einer Höhe von 380 m; die übrigen ſind flache Atolls. Es werden daſelbſt die beſten Perlen und eine Menge Perlmutter gewonnen. Das würde uns aber kaum beſtimmen, an dieſen winzigen Eilanden vor Anker zu gehen, wenn nicht auf ihnen zuerſt in der weiten Südſee der katholiſche Glaube verkündet worden wäre. Alle ihre Bewohner ſind jetzt katholiſch.

Als die erſten Europäer hier landeten, fanden ſie die Inſulaner in einem Zuſtande tiefer ſittlicher Verſunkenheit. Sie waren arge Menſchenfreſſer, die nicht einmal ihrer eigenen Stammesangehörigen ſchonten. Der Kindsmord war allgemein üblich. Ihr Götzendienſt, der auch Menſchenopfer forderte, glich dem der Tuamotu-Inſulaner. Den Europäern gegenüber zeigten ſie ſich ſcheu und feindſelig.

Trotzdem beſchloß der Generaloberе der Picpus-Congregation, auf dieſen Inſeln eine Miſſion zu gründen, und ſandte zu dieſem Zwecke 1834 drei Prieſter, die PP. Carel, Lavat und Chryſoſtomus, mit dem Laienbruder Columban nach der Südſee. Am 1. Februar verließen ſie Bordeaux, erreichten Mitte Mai Valparaiſo in Chile und liefen am 5. Auguſt in die Bucht der kleinen Inſel Akamaru ein. P. Carel beſchreibt die Ankunft der Glaubensboten alſo:

„Als wir dem Lande ſo nahe waren, daß wir von der Inſel aus geſehen werden konnten, bedeckte ſich das Geſtade mit Männern, Frauen und Kindern, welche uns jauchzend und ſingend mit dem ihnen eigenen Gruße ‚ia o rana‘ bewillkommten. Bald darauf kamen Männer ans Schiff heran, nahmen uns auf ihre Schultern und trugen uns ans Land. Welchen traurigen Eindruck machten dieſe zwar kräftigen, aber faſt völlig unbekleideten Geſtalten auf uns! Nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen, ſind ſie durch grobe Laſter dem unvernünftigen Thiere faſt gleich geworden. Wir beteten inſtändigſt zu dem Herrn, dieſem armen, unglücklichen Volke ſeinen Frieden ſpenden zu wollen. ‚Pax huic insulae et omnibus habitantibus in ea!‘ (Friede dieſer Inſel und allen ihren Bewohnern!) Auf dem Lande angekommen, wurden wir von allen Seiten umringt und mit Fragen beſtürmt, die wir leider nicht verſtehen konnten. Von dieſer Menſchenmenge umgeben, lenkten wir in Begleitung der Dolmetſcher unſere Schritte nach der Hütte des Königs. Wir fanden ihn auf einer Strohmatte ausgeſtreckt, und er erhob ſich bei unſerer Ankunft nicht einmal von ſeinem Lager. Nachdem unſer Dolmetſcher ihm die Urſache unſeres Kommens auseinandergeſetzt, antwortete er barſch, daß er unſer nicht bedürfe. Nach der herzlichen Aufnahme des Volkes hatten wir eine ſolche Antwort freilich nicht erwartet. Wir zogen uns zurück und begaben uns zu einem der angeſehenſten Kanaken, der nach Ausſage der Leute großen Einfluß auf den König ausübte. Dieſer empfing uns freundlich und gab uns eine Hütte zur Wohnung. Allein auch er änderte ſein Wohlwollen bald; denn kaum hatten wir unſer Gepäck aus dem Schiffe herbeigeſchafft und unſere Einrichtung in der Hütte begonnen, ſo kam er ſchon mit der Erklärung, daß er uns nicht länger brauchen könne.“

Umſonſt waren alle Verſuche, die Erlaubniß zum Bleiben zu erlangen. Sie mußten ſich in einem kleinen Nachen nach dem Eilande Aakena überſetzen laſſen, und da wurde in der Hütte eines armen Fiſchers am Feſte Mariä Himmelfahrt 1834 das erſte heilige Meßopfer auf den Gambier-Inſeln dargebracht und am nämlichen Tage ein todkrankes Kind getauft — die Erſtlingsfrucht für den Himmel.

Von Aakena aus breitete ſich, ſobald die Glaubensboten die Landesſprache beherrſchten, der katholiſche Glaube trotz großer Schwierigkeiten verhältnißmäßig raſch aus. Da die Polyneſier große Freude am Geſange haben, trugen in ihrer Sprache abgefaßte Lieder viel dazu bei. Geben wir beiſpielsweiſe eine Strophe:

Himene no te Pepenana.	**Hymnus auf die Schöpfung.**
Aranana tatu	Beſingen wir alle zuſammen
Ja Jehova	Jehova (den Herrn),
Aranana tatu	Beſingen wir (ihn) alle zuſammen
Ma te fenua nei	Auf der Erde dieſer.
	Chor:
E mana te ia	Denn groß er iſt,
E vaisi te ia	Denn mächtig er iſt;
Na ia te ani	Von ihm (iſt) der Himmel
Me te aomati	Mit der Sonne;
Na ia te mahina	Von ihm (iſt) der Mond
Me te fetu tini	Mit den Sternen unzählig.
	Chor:
E mana te ia	Denn groß er iſt,
E vaisi te ia	Denn mächtig er iſt!

Auch für die Hauptinſel Mangarewa ſchlug die Stunde der Gnade. Der König Maputeo und die angeſehenſten Häuptlinge ließen ſich unterrichten; doch war noch der Widerſtand einer mächtigen Gegenpartei, die für den alten Götzendienſt eintrat, zu überwinden. Da trat am Charfreitag 1835 ein Ereigniß ein, welches den Sieg des Chriſtenthums herbeiführte. Eine Menge Bewaffneter von benachbarten Inſeln landeten plötzlich auf Mangarewa, um einen jener Mord- und Beutezüge zu wagen, durch welche die Polyneſier ſich gegenſeitig ausrotten. Schon kam es zum erbitterten Kampfe, und Blut floß; da ſtürzten ſich die Miſſionäre zwiſchen die Kämpfenden und verſtanden es, den Frieden zu vermitteln und den Zorn der Inſulaner gegen ihre Götzen, die Urheber ihrer ewigen Fehden, zu wenden. Auf eine begeiſterte Anſprache P. Carels ſtürzten die Kanaken ſelbſt in die Götzentempel und reinigten ſie von allem heidniſchen Greuel, ſo daß dieſelben fürderhin als chriſtliche Kirchen dienen konnten. Zu Ende 1835 waren alle Bewohner Mangarewa's getauft.

Sogar das katholiſche Ordensleben erblühte wie von ſelbſt auf dieſen Inſeln. Es zogen ſich nämlich einige junge Mädchen, vom Heiligen Geiſt geführt, in eine Art Clauſe zurück und begannen ein Leben des Gebetes und der Arbeit. Auf die Frage, was ſie denn mit dieſer Lebensweiſe bezweckten, ſagten ſie, ſie wollten der ſeligſten Jungfrau Maria nachfolgen. Die Miſſionäre meinten zuerſt, es ſei nur eine kindiſche Laune; aber bald erkannten ſie das Walten der Gnade und gaben nun der Genoſſenſchaft eine Regel.

Sehr merkwürdig iſt, was die Miſſionäre von einer Seherin berichten, welche lange vor der Ankunft der Glaubensboten den Inſulanern deren Kommen und die Wohlthat der neuen Lehre verkündete. Toapere hieß dieſe Sibylle der Gambier, und ihre Prophezeiung lautete nach dem Zeugniſſe der Inſulaner, das P. Lavat genau niederſchrieb, alſo:

„Unſere Götter ſind beſiegt! Seht da den fremden Gott, deſſen Macht ſich dieſes Land unterwerfen wird. Noch eine kleine Weile, und gute Menſchen werden hier landen. Ich habe ihn geſehen, jenen Gott; o wie groß iſt er! er erfüllt die Finſterniſſe und das Licht. Ich habe ihn geſehen; ſeine Stirne berührt den Himmel, und ſeine Fußſohlen die Tiefen der Abgründe. Unſere Götter ſind nichts im Vergleiche zu dieſem Gotte.“ Toapere

fügte hinzu, bevor dieses Ereigniß eintrete, würden große Schiffe — den Insulanern unbekannte Dinge — nach den Gambiern kommen; aber die Leute darauf seien böse; eine große Sterblichkeit würde kommen und erst dann das Schiff mit den guten Menschen, welche die Lehre von dem erhabenen Gott verkünden, erscheinen. Sie bezeichnete genau den Ort, an welchem die Glaubensboten landen würden. „Hier, wo ich stehe," sagte sie, „werden sie ans Land steigen. Zuerst werden sie auf Aakamanu, später aber auch auf die große Insel kommen und ihren Gott verkünden . . . Wie glücklich werdet ihr mit unseren Kindern sein! denn ihr seid noch jung und werdet alles dieses erleben, ich aber muß vorher sterben, wie auch König Mapurure. Und dies soll euch zum Beweise der Wahrheit meiner Worte dienen: Nach meinem Tode werden die Fremden ankommen und sich Wohnungen

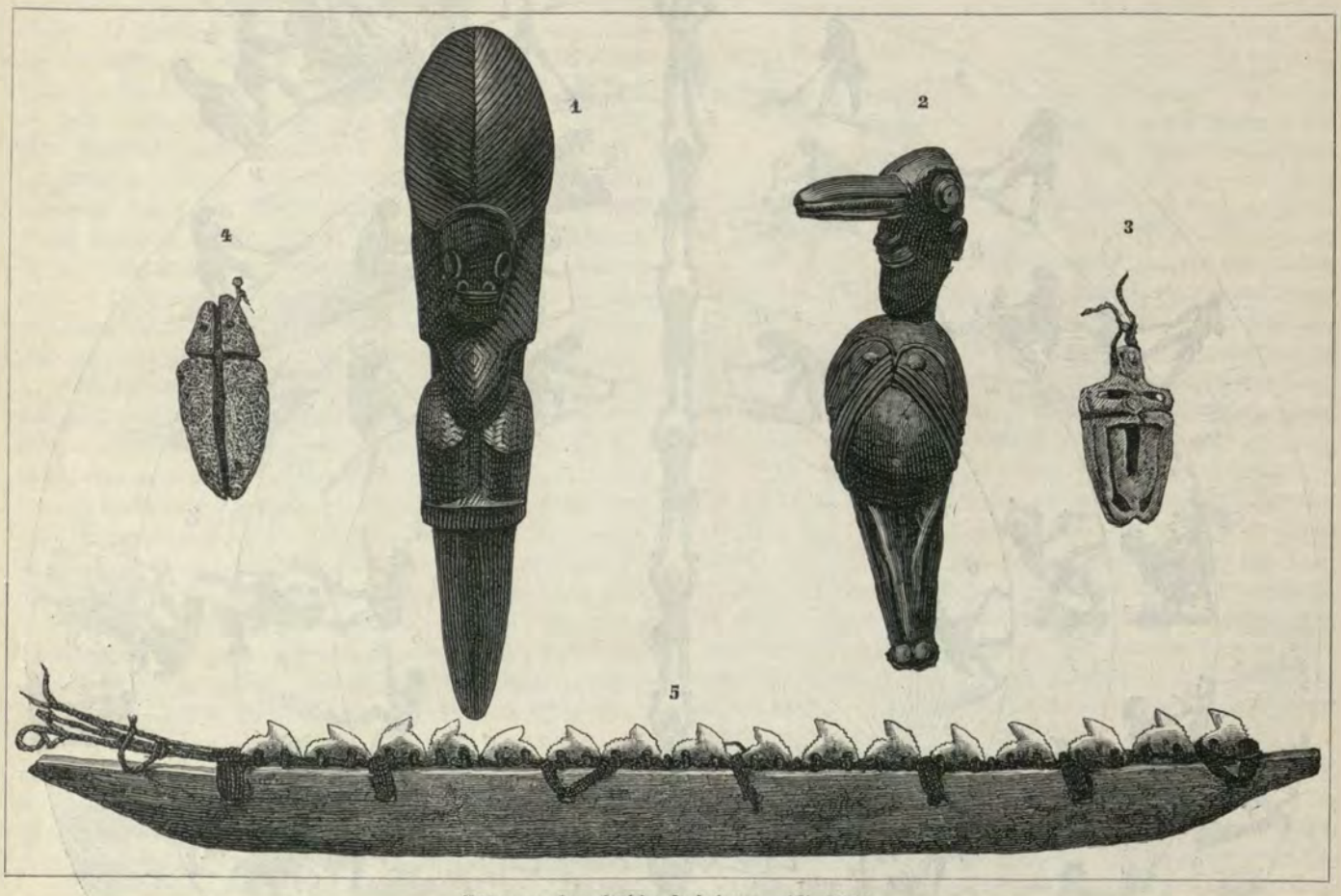
Ursprung der Welt nach den Sagen der Tuamotu-Insulaner. (S. 294.)

bei euch einrichten. Sie werden Pflanzen mitbringen, die euch zur Nahrung dienen, und Thiere, welche die dürren Blätter und den Staub aufkratzen (Hühner)." Einmal sagte sie: „Wartet noch ein wenig, das Schiff ist auf dem Punkte, zu kommen. Ich sehe es, wie es in raschem Laufe die Wellen durchschneidet und wie alle Hindernisse vor ihm fliehen!"

Wirklich trat die angekündigte Sterblichkeit ein; Toapere und der König starben, und dann kam das Schiff mit den Glaubensboten. Es läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß Gott durch die Worte dieser Frau die Herzen der Insulaner vorbereitet hat.

Wir steuern nun weiter mit ostsüdöstlichem Curs an der Insel Pitcairn vorüber der Osterinsel zu. Pitcairn, die südlichste der

Niedrigen Inseln, hat viel Redens gemacht. Es ist eine kleine nur 5 qkm große bergige Insel (doch immer noch zehnmal so groß als Helgoland) ohne Quellen, mit steilen von der Brandung gepeitschten Küsten, die nur an zwei Stellen eine Landung gestatten. Einen Hafen hat die Insel nicht. Dieses Eiland wählten sich 1789 eine Anzahl meuterische Matrosen, die sich des Schiffes „Bounty" bemächtigt hatten, zum Aufenthalt. Einige Frauen und Männer von den Inseln Tubuai und Tahiti hatten die Meuterer mit sich genommen und dann die „Bounty", nachdem sie auf Pitcairn gelandet, verbrannt. 17 Jahre lang blieben sie verschollen. Das anbaufähige Land, 80 ha, theilten die 9 Abenteurer, an deren Spitze ein gewisser Fletcher Christian stand, unter sich, und die mitgebrachten Polynesier sollten es bebauen. Bald brach aber unter den Meuterern und Polynesiern ein gegenseitiger Vernichtungskampf aus, und im Jahre 1800 war von allen Männern nur mehr ein englischer Matrose Namens Adams am Leben; ferner waren 8 Tahitierinnen und 19 Kinder, also im ganzen 28 Seelen auf der Insel. Der sonderbare „Patriarch" Adams suchte nun diese „Kolonie", die sich bis zum Jahre 1856 auf 194 Seelen vermehrte, nach dem beschränkten Maße seiner Kenntnisse im anglikanischen Christenthum und in der englischen Sprache zu unterrichten. Als man später die Kolonie auffand, machten namentlich englische Missionäre ein großes Gerede über den „Patriarchen" und dessen Volk auf Pitcairn. Ja es bildete sich in England eine



Götzen ꝛc. der Südsee-Insulaner. (S. 296.)

1 Götzenbild von den Markesas; 2, 3 und 4 Götzen auf Fangatau, einer der Paumotu-Inseln; 5 Säge aus Haifischzähnen, mit welcher auf Takoto die Kriegsgefangenen für die Opfermahlzeiten geschlachtet werden.

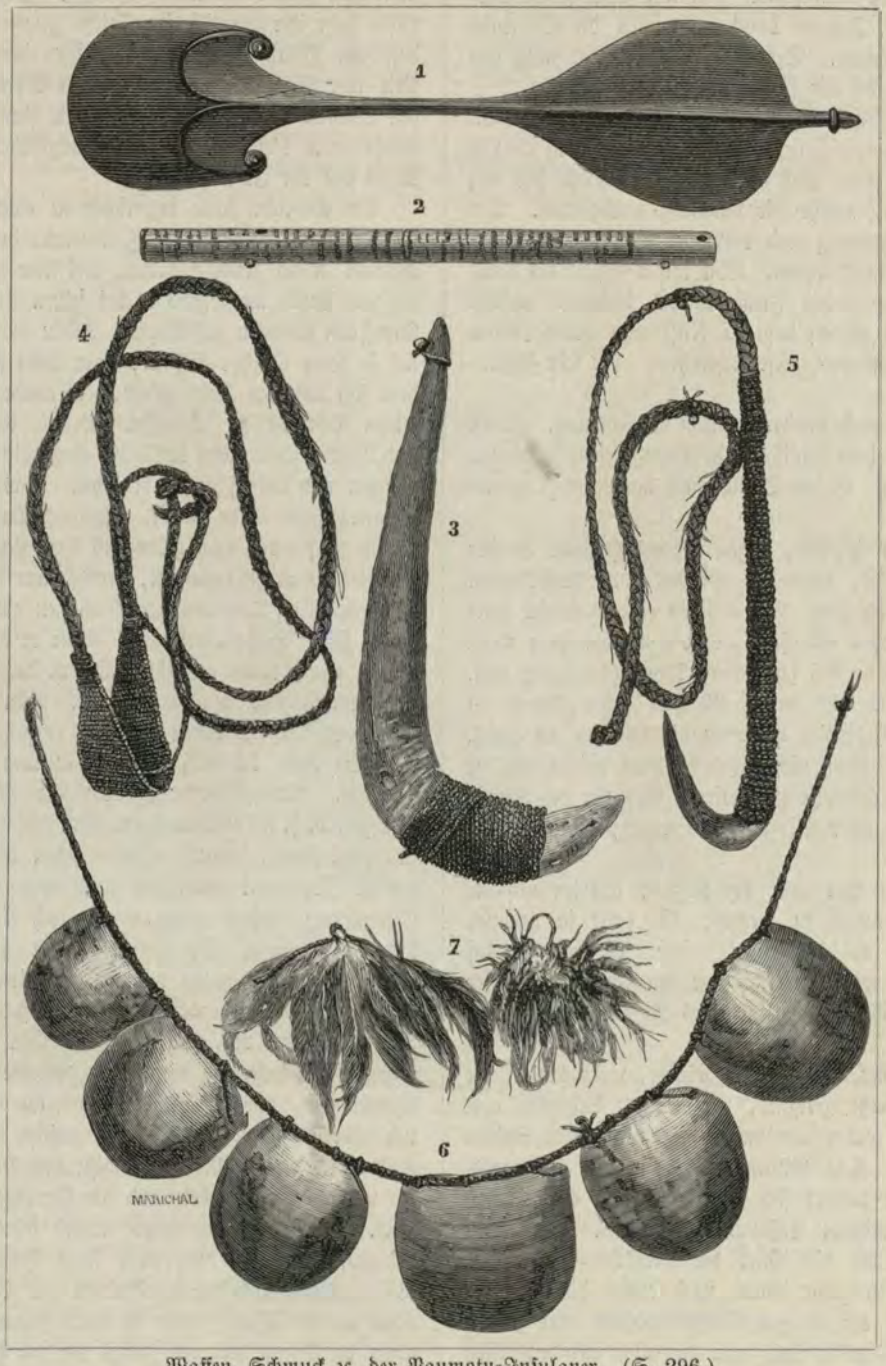
eigene Gesellschaft mit dem Zweck, zum Wohle Pitcairns zu wirken, und auch die „Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Kenntnisse" hat viel für dieses Eiland gethan. Schließlich wurde 1856 die gesammte Bevölkerung auf die Norfolk-Insel, die wir früher besuchten (vgl. oben S. 98), übersiedelt, weil Pitcairn dieselben nicht mehr ernähren konnte. Seither ist das Eiland wieder öde und verlassen. Wir segeln also an ihm vorbei und erreichen nach einer Fahrt von etwa 2200 km ostwärts die weltverlorene Osterinsel.

5. Die Osterinsel.

Ganz verloren in den Wassern des Stillen Oceans, unter dem 109. Grad westlicher Länge und 27. Grad südlicher Breite, liegt die kleine Osterinsel. 60 Meilen östlich von ihr ragt noch das Felsenriff Sala y Gomez öde und unbewohnt aus den Fluten; sonst dehnt sich rundum die ungeheure Wasserwüste über 2000 km weit nach Westen bis zu der nächsten Gruppe der Gambier-Inseln und über 4000 km weit nach Osten bis an die Küsten von Chile. Das einsame Eiland wird von den Eingeborenen Rapanui genannt und ist 118 qkm groß. Seine Berge, erloschene Vulkane, erheben sich bis zu einer Höhe von 403 m; der Boden ist fruchtbar, das Klima warm; häufiger Regen ersetzt den gänzlichen Mangel an fließenden Gewässern; aber die Ufer bieten keine Hafenplätze, nicht einmal bequeme Landungsstellen. Der Flibustier Davis scheint 1687 die Insel zuerst gefunden zu haben, später landete der Holländer Roggeveen am Ostertage 1722 und gab ihr den Namen Osterinsel. Ab und zu besuchten sie andere

kühne Seefahrer, doch keinem fiel es ein, sich unter den armen Einwohnern, so weit von der übrigen Welt entfernt, niederzulassen: dazu bedurfte es des Opfermuthes von Männern, die nicht Schätze suchten, sondern unsterbliche Seelen.

Aber den Missionären waren die Sklavenhändler vorausgeeilt. Wie an den übrigen Inseln des Stillen Oceans, legten ihre Schiffe auch an den Ufern dieses Eilandes an. Leicht ließen sich ihre freundlichen und arglosen Bewohner durch kleine Geschenke an Bord locken; da machte man sie betrunken, warf sie gefesselt in den Schiffsraum, und wenn die armen Wesen zum Bewußtsein kamen, steuerten sie schon lange der Westküste Amerika's und ihrem elenden Sklavenloose zu. Diese schändliche Menschenjagd wurde namentlich zu Anfang der sechziger Jahre stark betrieben; man schätzt die Zahl der von der Osterinsel Geraubten auf über 800. Auch hier trat die katholische Kirche zwischen die wehrlosen Insulaner und ihre überlegenen Feinde. Msgr. Janssen, der Apostolische Vikar von Tahiti, dessen Sprengel sämmtliche Inseln zwischen dem 100. bis 155. Grad westlicher Länge und dem Aequator und 40. Grad südlicher Breite umfaßt, verwendete sich bei der französischen Regierung zu Gunsten der Unglücklichen. Wirklich ließ der Gouverneur von Tahiti Jagd auf die Menschenräuber machen, und die Regierung von Peru wurde auf diplomatischem Wege angehalten, eine Anzahl Sklaven auf französischen Schiffen in ihre Heimatinsel zurückzusenden. Leider hatte diese wohlgemeinte That sehr traurige Folgen: die Heimkehrenden schleppten die Blatternseuche mit sich, und in kurzer Zeit raffte dieselbe den vierten Theil der armen Insulaner hinweg. — So standen die Dinge im Sommer 1862. Da brachte der Capitän der französischen Fregatte „Cassini" die Nachricht nach Valparaiso, die Osterinsel schiene ihm für einen Missionsversuch nicht ungeeignet. Kaum hörte dieses P. Albert Montiton aus der Picpus-Gesellschaft, so drang er in seinen Obern, ihn mit der Gründung dieser neuen Mission zu betrauen. P. Montiton hatte schon 13 Jahre als Missionär auf der Insel Baß (144. Grad westlicher Länge und 27. Grad südlicher Breite) gewirkt, seine Gesundheit war zerrüttet und er befand sich auf der Rückreise nach Frankreich; aber sein Seeleneifer war stärker, als der Drang der Natur nach Gesundheit und Vaterland, und seine Bitten trugen den Sieg davon. Auf einer kleinen Goelette schiffte sich der Missionär mit P. Rigal und Bruder Eugen Eyraud aus derselben Congregation ein und erreichte Tahiti den 11. Mai 1863. Daselbst war aber inzwischen die schlimme Kunde von der grausamen Verheerung eingetroffen, welche die Blattern auf der Osterinsel angerichtet hatten. Es hieß, fast die ganze Bevölkerung sei hinweggerafft. Unter diesen Umständen wollte der Obere von Tahiti die Missionäre nicht ziehen lassen, um so weniger, da er der Hilfe der beiden Priester dringend bedurfte. Als aber ein französisches Schiff unter anderen einem Sklavenräuber abgejagten Insulanern auch vier Bewohner der Osterinsel nach Tahiti brachte, bat Bruder Eugen um die Erlaubniß, mit denselben nach dem entlegenen Eilande segeln zu dürfen. Wirklich ging der Obere auf diese Bitte ein, miethete ein kleines Segelschiff und entließ den muthigen



Waffen, Schmuck ꝛc. der Paumotu-Insulaner. (S. 296.)

1 Taktstock, mit welchem bei den religiösen Tänzen und Gesängen der Vortänzer oder Vorsänger den Takt angibt; 2 Querpfeife, welche mit der Nase geblasen wird; 3 Keule, mit welcher am dritten Tage der Todtenfeste die Insulaner einander bekämpfen; 4 Schleuder; 5 Angel; 6 Halsband aus Muschelschalen, mit dem sich die Tuamotu-Insulaner für den Krieg und für religiöse Feierlichkeiten schmückten; 7 Ohrgehänge aus Vogelfedern.

Laienbruder mit der Weisung, sich die Verhältnisse persönlich anzusehen. Sollte es sich der Mühe lohnen, so dürfe er dort bleiben; andere Missionäre würden ihm dann später zu Hilfe kommen; sollte aber keine Hoffnung seiner Arbeit in Aussicht stehen, so hatte er den Auftrag, zurückzukehren.

Bruder Eugen segelte muthig ab. Am 24. Tage seiner Seereise — es war der 2. Januar 1864 — tauchte die Osterinsel aus der Wasserwüste empor. Der erste Eindruck war nicht ungünstig. Er beschreibt ihn wie folgt:

„Der Anblick der Insel ist angenehm, besonders wenn man kurz vorher an den Paumotu-Inseln vorbeifuhr. Sie mag 25 km lang und 17 km breit sein. Fast überall fällt die Küste steil ab; nur selten sind Stellen, welche die Landung ermöglichen. Der Boden erhebt sich gleichförmig und verbindet die Küste mit drei Bergkegeln, welche die Insel krönen. Von ihrem Gipfel bis herab an den Strand herrscht gleiche Fruchtbarkeit. Ueberall dasselbe frische Grün und hohes Gras; dagegen trifft man weder Bäume noch bedeutenderes Strauchwerk, tiefe Schluchten, aber kein fließendes Wasser."

Am folgenden Tage versuchte der Capitän die Landung. Zuerst wurde der Steuermann des Schiffes, ein Mangarewa-Insulaner, an den Strand geschickt. Seine Schilderung lautete nicht gerade verlockend:

„Nicht um tausend Piaster, sagte er uns (erzählt Bruder Eyraud in seinem Briefe), werde ich auf das Land zurückkehren. Die Leute sehen schrecklich aus. Sie nehmen eine drohende Haltung ein, sind mit Lanzen bewaffnet und die meisten ganz nackt. Die Federn, mit denen sie sich schmücken, ihre Tätowirung (vgl. das Bild S. 304) und ihr wildes Geschrei geben ihnen ein schreckliches Aussehen. Ueberdies verheeren die Blattern die Insel. An eine Landung darf man nicht denken; man würde sich der Gefahr aussetzen, die Schaluppe zu verlieren oder gar die Seuche zu holen. Der Capitän wird Sie übrigens unentgeltlich nach Tahiti zurückführen."

Aber Bruder Eugen war nicht der Mann, jetzt im entscheidenden Augenblicke wankend zu werden. Er hatte ja gewußt, daß die Blatternseuche auf der Insel wüthe. Er bestand auf seiner Ausschiffung und wurde wirklich mit den Kanaken ans Ufer gebracht. Lassen wir ihn selbst sein erstes Zusammentreffen mit den Wilden erzählen:

„Die Menge Männer, Weiber und Kinder, wohl 1200, die mich umringte, war wohl geeignet, mir einigen Schrecken einzuflößen. Die Männer waren mit Lanzen bewaffnet, deren Spitzen scharfe Steine bildeten. Die Wilden sind groß, stark und wohlgebaut. Ihr Aussehen nähert sich viel mehr dem europäischen Typus als dem der anderen Insulaner Oceaniens. Von allen Kanaken stehen ihnen die Bewohner der Markesas-Inseln am nächsten. Ihre Farbe ist zwar immer noch etwas dunkel, aber doch viel heller als die der übrigen Südseebewohner, und einige sind fast ganz weiß. Freilich sieht man das nicht auf den ersten Blick; denn alle, Männer, Weiber und Kinder haben das Gesicht und den ganzen Körper bunt bemalt. Hierzu benützen sie eine in Wasser aufgelöste Erdart und den Saft gewisser Pflanzen. Die Kleidung ist höchst einfach. Ein Streifen Zeug aus Pflanzenfasern um die Lenden und ein etwas größeres Stück über die Schultern geworfen, bildet den ganzen Anzug der Männer und Weiber. Ich suchte mit meinen Blicken die Kanaken, die ich in ihre Heimat zurückgebracht. Allein statt ihre Rückkehr zu feiern, fielen ihre Landsleute über die kleinen Habseligkeiten derselben her."

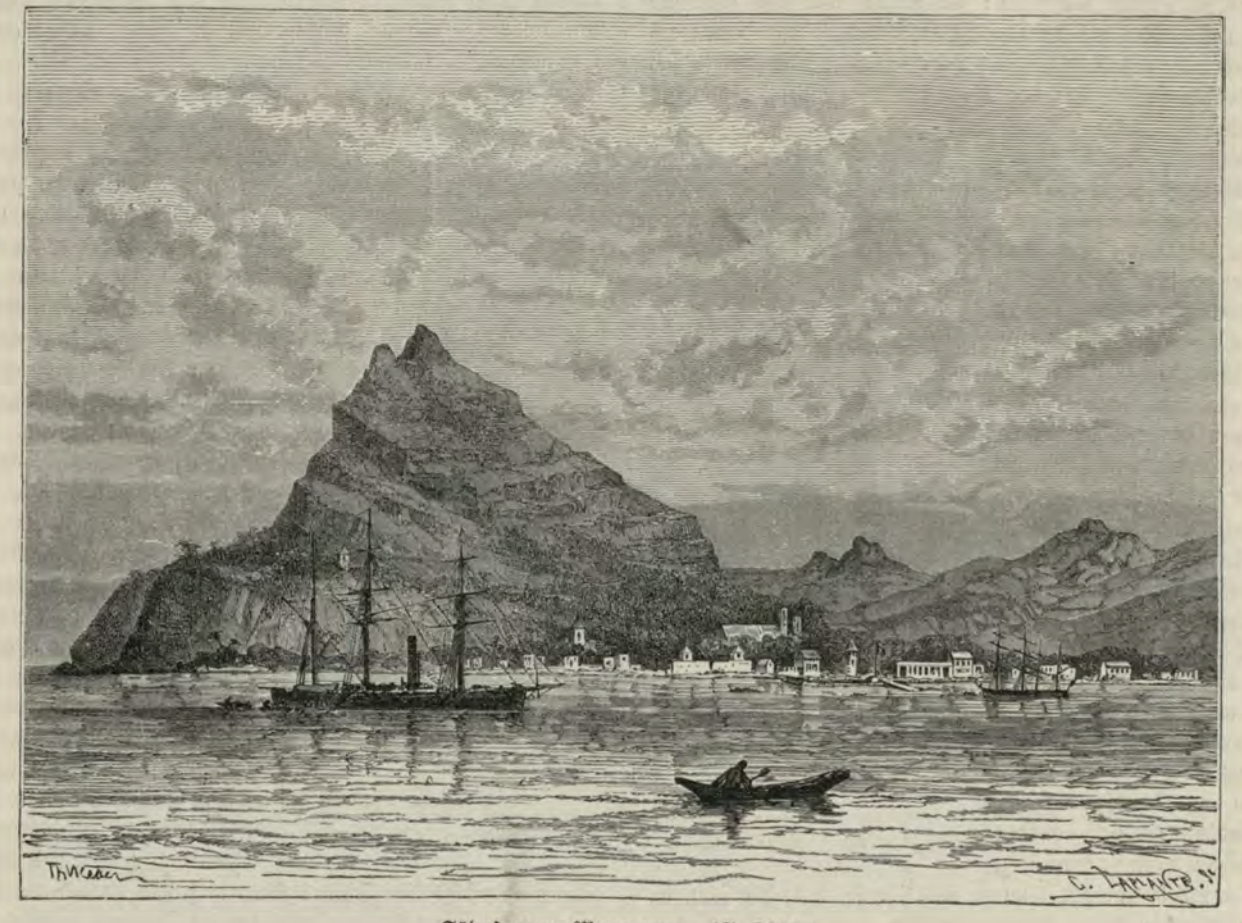
So sah sich der gute Bruder in der Gewalt derjenigen, denen er die frohe Botschaft der Erlösung bringen wollte. Umsonst versuchte er, dem Schiffe Zeichen zu geben; die Schaluppe war augenblicklich zurückgekehrt, und das Schiff steuerte auf offener See; er schwenkte seinen Hut, sein Taschentuch, aber man bemerkte ihn nicht oder wollte ihn nicht bemerken. Schon glaubte er, der Capitän habe ihn gänzlich im Stiche gelassen, und wir begreifen, daß ihn Muth und Zuversicht für einen Augenblick verließen. Mit aller Mühe entwand er sich der Schaar der ihn umdrängenden Wilden und brachte in der Hütte Pana's, eines der Kanaken, welche er in diese ihre Heimat zurückgeführt hatte, die erste bange Nacht auf der Insel zu.

Der Capitän hatte inzwischen in einer andern Bai angelegt und die Habe des Missionärs, darunter den unentbehrlichen Katechismus in der Kanakensprache, ans Ufer geschafft. Als der Bruder zur Stelle kam, fand er bei seinen Kisten einige mit Lanzen bewaffnete Kanaken auf Wache. Allein man hatte sich schon ziemlich in seine Sachen getheilt; einer hatte stolz den Hut des Bruders sich auf den Kopf gesetzt, ein anderer war so geschickt, in seinen Ueberrock zu schlüpfen. Bruder Eugen hatte die Pfosten und Bretter einer Hütte in Tahiti eingeschifft, die er nur zusammenzufügen und aufzuschlagen brauchte. Das war aber inmitten der Kanaken keine kleine Arbeit. Dennoch kam er endlich mit seinem Werke zu stande; auch gelang es ihm, sich der Wilden und ihrer Habgier etwas zu erwehren, freilich nur um den Preis, daß er den Häuptling Torometi gewissermaßen als seinen Herrn und den Herrn seiner Habe anerkannte. Aber er wollte ja gerne Sklavendienste thun, wenn er so die Seelen der armen Insulaner Gott und dem Himmel gewinnen konnte. Von dem Leben, welches er nun neun Monate führte, entwirft er folgende Schilderung:

„So hatte ich mich denn in meinem neuen Vaterlande eingewöhnt. Meine Wohnung war der Sammelplatz aller Neugierigen, d. h. aller Einwohner. Ich war der ‚Papa', der Fremde, den man kennen lernen, arbeiten sehen und vor allem ausnützen wollte. Torometi betrachtete mich und meine Sachen als sein Eigenthum; deshalb reichte er mir auch täglich meine Portion gekochter Kartoffeln. So konnte ich den ganzen Tag dem Unterrichte der Eingeborenen widmen. Dreimal des Tages rief die Glocke zum Gebete; man versammelte sich; ich sprach die Gebete Wort für Wort vor, und die Anwesenden wiederholten sie. Dann folgte die Schule, wo die Gebete dem Gedächtniß eingeprägt, der Katechismus, wobei zugleich Leseunterricht ertheilt wurde. Begreiflich habe ich keine Gelehrte aus meinen Schülern gemacht; doch wußten nach neun Monaten einige Kanaken-Knaben wie -Mädchen die vorzüglichsten Gebete und die Hauptgeheimnisse unseres Glaubens. Einige konnten sogar etwas lesen. Um sie so weit zu bringen, mußte ich aber auch jeden Augenblick des Tages mich diesen großen und kleinen Kindern zur Verfügung stellen. Man pocht an die Thüre; gehe ich gleich hinaus, nun gut, dann beginnt die Schule auf dem Grase vor der Hütte; zögere ich etwas, so klopfen sie nicht nur an die Thüre, sondern an alle Wände, dann setzen sie sich in einer kleinen Entfernung nieder und fangen an, meine Wohnung zuerst mit kleinen und dann mit größeren Steinen zu bombardiren. Wohl oder übel, da heißt es gute Miene zum bösen Spiele machen. So gehe ich mit meinem Katechismus hinaus und sage: ‚Wohlan, tretet näher, wir wollen die Gebete lernen.' — ‚Nein,' sagen die Schüler, ‚komm du zu uns her!' Der Gescheidtere gibt nach. Ich kauere mich zu ihnen ins Gras und lasse sie die Fragen und Antworten des Katechis-

mus wiederholen. Nach einiger Zeit kommen neue Schüler; andere, die sich langweilen, stehen auf und gehen fort; bald haben es alle satt, und der Lehrer steht wieder allein und mag sich mit sich selbst beschäftigen; aber nicht lange und es klopft wieder an die Thüre des Papa, und die müßigen Kanaken, denen es nur um Unterhaltung zu thun ist, rufen: ‚Lehre uns beten!'"

Gewiß keine kleine Geduldprobe für unsern guten Bruder Eugen! Während er so ganz der Willkür der Kanaken überlassen am Seelenheile seiner Quälgeister arbeitet, wollen wir die Insel und ihre Bewohner etwas näher in Augenschein nehmen. Sie ist entschieden vulkanisch; die bedeutenderen Erhöhungen sind erloschene Krater. Seit wann sie bewohnt ist, woher ihre ersten Einwohner kamen, ob von den Inselgruppen Polynesiens oder vom Festlande Südamerika's, sind Fragen, die sich noch nicht mit Sicherheit beantworten lassen, obwohl die letztere Annahme größere Wahrscheinlichkeit hat. So viel ist gewiß, daß ihre früheren Bewohner einen viel höhern Stand der Cultur einnahmen als die gegenwärtigen Insulaner. Zeugen dafür sind die seltsamen, grotesken Steinstatuen — Kolosse von 15—20 m Höhe —, die sich in großer Zahl an verschiedenen Stellen der Insel finden. Sollen es Götzenbilder sein oder Denkmäler ehemaliger Häuptlinge? Welche Riesenarbeit, diese Figuren aus dem Felsen, theilweise aus hartem Trachyt, zu meißeln, sie an ihren jetzigen Platz zu bringen und aufzustellen! Noch heutzutage trifft man die Werkstätten, aus denen diese Kolosse hervorgingen. Eine solche birgt der Krater des Rononoraka auf der Südostspitze der Insel,



Südufer von Mangarewa. (S. 298.)

und der französische Reisende Alphons Pinart, der sie im Jahre 1877 besuchte, gibt folgende Beschreibung derselben:

„Unter einer überhängenden Felswand (vgl. das Bild S. 305), wo wir unser Lager aufschlagen wollten, trafen wir am innern Kraterhange in drei Gruppen die ersten Statuen, etwa 40 an der Zahl. Alle wenden das Angesicht nach Norden und sehen sich ähnlich; einige liegen am Boden, eine ist vollständig fertig, aber noch nicht von der Felswand losgetrennt. Das Gestein ist trachytisch, untermischt mit einer grauen breccienartigen Masse aus vulkanischem Tuff und Lava. Mehrere Statuen sind aus diesem Gestein gemeißelt, während andere aus reinem Trachyt bestehen. Der Anblick dieser Werkstatt von Riesenstatuen in verschiedenen Stadien der Vollendung läßt uns zugleich errathen, wie man dieselben verfertigte und aufstellte. Die Bildhauer wählten für ihr Werk stets einen Felsen an einem Abhange; sie vollendeten das Bild an Ort und Stelle, dann erst trennten sie den Koloß von der Felswand, indem sie parallel eine Menge Löcher von etwa 8 cm Durchmesser anbrachten, wie wir es noch sehen konnten. Einmal losgetrennt, ließ man die Statue auf schiefer Ebene den Bergabhang hinabgleiten bis an den Platz, wo sie aufgerichtet werden sollte. Daselbst hatte man wahrscheinlich ein tiefes Loch ausgegraben, um das Bild bis zur Brusthöhe einzusenken; dann gab man ihm wohl mittelst Keilen die aufrechte Stellung, schüttete die Vertiefung zu und räumte den Damm, der als schiefe Ebene gedient hatte, hinweg, und der Koloß stand. Die größte aufgerichtete Statue mißt von der Brust an 7 m Höhe. Am Abhange des Vulkans, in der Nähe der Statuen und an anderen Stellen der Insel, wo sich solche finden, trifft man in großer

Menge Obsidianwerkzeuge, Raspeln, Messer, Pfeilspitzen. Sollten das die Werkzeuge der Bildhauer sein? Es scheint nicht unwahrscheinlich, namentlich bei der geringen Härte des Gesteins und der Leichtigkeit, dasselbe zu bearbeiten.

„Der Regen trieb uns in die Felsenhöhle. Auf den ersten Blick sahen wir, daß sie von Menschenhand ausgemeißelt sei, um eine dieser Riesenstatuen von der Rückwand abzulösen. Die Kanaken zeigten uns eine noch bequemere Höhle, und wir machten uns in der Abenddämmerung auf, um dort die Nacht zuzubringen. Auch diese Höhle war durch die Loslösung von Statuen entstanden. Ganz nahebei war eine kaum angefangene, andere beinahe vollendet, aufrecht oder liegend. Am Eingange der Grotte zündeten wir ein Feuer an. Ueber uns verlor sich die Felswand des Berges im Dunkel der Nacht; zur Linken toste das stürmische Meer und mischte das Branden seiner Wogen in das Heulen des Windes und das Rauschen des Regens; unter uns dehnte sich weithin die Binnenebene der Insel mit ihren Mimosen und den vom Sturme gebeugten Maulbeerbüschen; im Zwielichte schien sie größer, als sie in Wirklichkeit ist. Das flackernde Feuer erhellte die Grotte und warf einen ungewissen Schein über die Standbilder rundum, daß es war, als ob eine Versammlung von phantastischen Schreckbildern oder eine Schaar Geister erschienen sei, um auf unsere Fragen zu antworten und uns in die Geheimnisse eines verschwundenen Riesenvolkes einzuweihen."

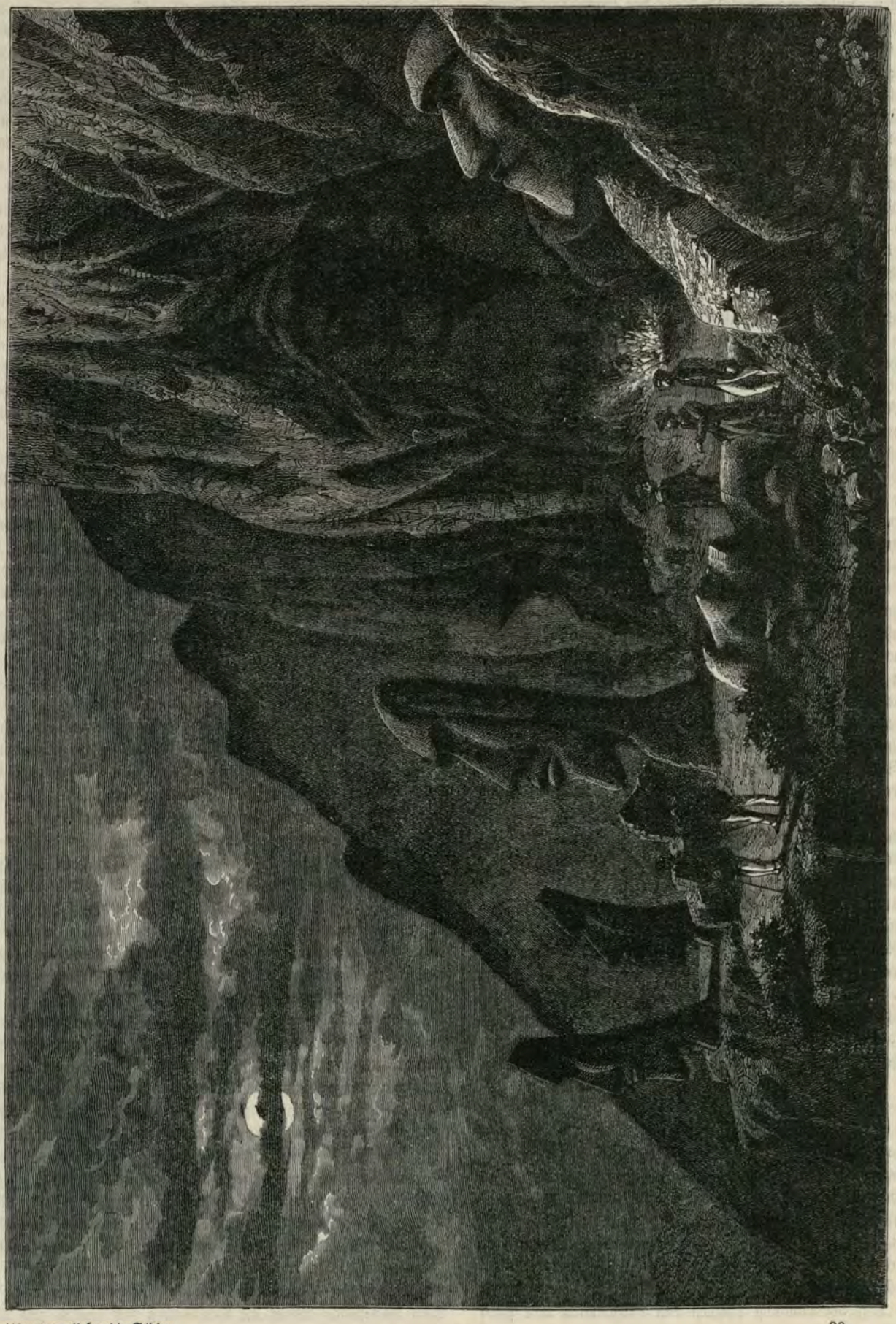
Häuptling der Osterinsel. (S. 302.)

Leider haben diese Geister den französischen Reisenden, der es mit seinen Erklärungen etwas leicht nimmt, gar wenig in die Geheimnisse des verschwundenen Riesenvolkes eingeweiht. Wenn wir uns auch recht gut denken können, daß Obsidianwerkzeuge vollständig ausreichen, um den vulkanischen Trachyt zu bearbeiten, so ist das doch mit den Statuen aus Trachyt nicht der Fall, da diese Gesteinsart härter ist als Obsidian, und wenn die Transporterklärung der Kolosse für eine große Zahl zutreffend sein mag, so zeigt sie uns doch nicht, wie die Insulaner diese ungeheuern Lasten stundenweit, über Berg und Thal, bis an den Strand des Meeres beförderten, wo man heute manche fern von den Werkstätten stehen sieht.

Als der Capitän des englischen Schiffes „Topaze" vor der Osterinsel anlegte, um einen dieser Kolosse für das Britische Museum abzuholen, mußte er sich mit einer verhältnißmäßig kleinen Büste begnügen. Und auch so bedurfte es 800 Menschen, unter der Leitung europäischer Techniker, um die Statue von der Stelle zu bewegen. Wie konnten die Insulaner von ehemals diese Riesenbilder 3—4 Stunden weit bringen? Die Insulaner von heute sind freilich mit ihrer Antwort bald fertig. „Die Moaï" — so nennen sie die Kolosse — „standen einst alle am selben Platze," erzählen die Kanaken. „Da gab ihnen Make-Make eines schönen Tages den Befehl, daß sie laufen sollten, und sie liefen bis zu der Stelle, wo sie heute stehen." Wir wollen nur noch die Verhältnisse eines dieser Standbilder angeben, die Pinart gemessen hat. Höhe der Stirne: 2 m; Länge der Nase 3 m 40 cm; Breite der Oberlippe 75 cm; Höhe des Kinns 2 m; Leib 12 m. Die Arbeit ist übrigens eine höchst unvollkommene. Bemerkenswerth sind die ungeheuern Ohrlappen, deren Größe auch bei den gegenwärtigen Insulanern als besondere Schönheit gilt. Außer diesen Steinkolossen sind alte Grabstätten mit künstlich aus Lavaquadern ohne Mörtel erbauten Plattformen, ferner Holztafeln mit sehr deutlich geschnitzten Hieroglyphen, die bis jetzt niemand entziffern konnte und die auch den heutigen Kanaken unverständlich sind, die Andenken an jenes alte Geschlecht, das vormals die einsame Insel bewohnte, bis es durch eine unbekannte plötzliche Katastrophe — darauf deuten wohl die vielen halbvollendeten Steinbilder — hinweggerafft wurde.

Die Bewohner von heute, mit denen Bruder Eugen zu thun hatte, zeigten keine Lust, die Bildhauerarbeiten von ehemals fortzusetzen; viel lieber fröhnen sie jahraus jahrein dem lieben Müßiggange. Wozu sollten sie sich auch plagen? Ein Tag Arbeit gibt ihnen Kartoffeln in Fülle für das ganze Jahr; so können sie ihren Spielen und Festlichkeiten leben, die eigentlich gar kein Ende nehmen. Der Frühling bringt das Matavari-Fest, das mit Tanzen und Springen, Schmausen und Schreien zwei volle Monate begangen wird. Das Sommerfest „Paina" gilt der Kartoffelernte, und wenn die Regenzeit kommt, so feiern sie den „Areauti", wobei große Hütten für gemeinsame Gelage errichtet werden. Bei diesen Festen gilt es, sich in ganzer Schönheit, d. h. mit allen möglichen Farben beschmiert, zu zeigen. Die Weiber pflegen besonders ihre Ohren; schon in früher Jugend durchsticht man die Ohrenläppchen und vergrößert die Oeffnung nach und nach durch Holzstückchen; später wird dieselbe durch ein möglichst großes Stück zusammengerollter Baumrinde ausgefüllt. So entstehen die nach dem Begriffe der Insulaner „herrlichen" Ohrlappen, welche bis auf die Schultern herabhängen. Bei den Männern ist der Kopfputz die Hauptsache; einige setzen sich einen halben Kürbis auf oder ziehen den Balg eines bunten Vogels über ihre Ohren; die Angesehensten sind in glücklichem Besitze irgend eines alten europäischen Hutes, den sie sich von einem Seefahrer eingetauscht, oder stülpen mit großer Würde einen durchlöcherten Wassereimer über den Kopf. Bruder Eugen hatte Gelegenheit, das Putzgenie eines Insulaners zu bemerken, der ein Paar zerrissene Stiefel zu einer Kopfbedeckung zu vereinigen verstand und dafür von allen Staunen und Beifall erntete.

Was die religiösen Begriffe der Oster-Insulaner betrifft, so zeigen dieselben bei aller Verworrenheit doch manche



Bei den Steinriesen im Krater des Rononoraka. (S. 303.)

Wahrheiten, welche augenscheinlich Reste der Uroffenbarung sind. Unter ihren Göttern und Göttinnen nennen sie ein Wesen den „großen Gott", „Etua", und geben ihm den Namen „Ko-Make-Make"; er belohnt die Guten und bestraft die Bösen, sowohl in diesem als im künftigen Leben. Durch Priester und Priesterinnen — geschickte Bauchredner — thut er den Sterblichen seinen Willen kund und verlangt das Opfer von Hühnern, Pataten und Fischen — natürlich zum Besten seiner vorgeblichen Propheten. Make-Make verlangt aber zu Zeiten auch ganz andere Opfer. Kleine Kinder verschwinden und werden von den Götzenpriestern gebraten und verzehrt — so will es Make-Make. „Wie glücklich sind wir jetzt!" sagten später die Insulaner den Missionären; „jetzt fürchten wir nicht mehr, daß man uns die Kinder stehle, wie früher." Make-Make verkündet seinen Grimm durch den Donner. Er hat keine Frau und keinen Vater, wenigstens wußten die Kanaken niemanden, von dem er abgestammt wäre. Zehn andere Gottheiten aber sind verheiratet. Die Insulaner fürchten ihren obersten Gott mehr, als sie ihn verehren; vor den anderen Göttern haben sie keinen großen Respect. Ueber den Ursprung und die Bestimmung des Menschen denken sie also: Durch den Willen und die Wirkung des höchsten Gottes ist der erste Mann und das erste Weib aus der Erde hervorgewachsen, etwa wie die Pflanzen aus dem Boden sprossen; aber sie hatten eine unsterbliche Seele, wie alle ihre Nachkommen. Nach dem Tode gehen die Seelen der Guten in das ferne Land Koona-Hiva; da finden sie schöne Kleider, deren Werth den Tugenden und Verdiensten entspricht. Alle sind glücklich und mit ihrem Loose zufrieden. Die Seelen der Bösen aber sitzen bei ihren Leichen und leiden Hunger und Durst nach dem Maße ihrer Bosheit. Manchmal kommen sie auch zu ihren Eltern und Freunden und bitten um Speise; dann muß man ihnen zu Willen sein, um ihren Nachstellungen zu entgehen. Die Tapu-Gebräuche finden sich auch auf dieser Insel. Oeffentlichen Gottesdienst und gemeinsame Opfer trafen die Missionäre nicht an, wohl aber einige Götzenbilder (vgl. das Bild S. 307) aus Holz. Trotz ihres Glaubens an den Lohn der Tugend und die Strafe des Lasters fanden die Missionäre sie sehr dem Diebstahle und der Sittenlosigkeit ergeben. Die Ehen galten nicht als unauflöslich, und die Häuptlinge hatten mehrere Weiber. Das Loos der letzteren war sehr hart; jede Mühe und Arbeit und Schläge dazu war ihr Antheil.

Das also ist der Glaube, das sind die Sitten der Insulaner, unter denen Bruder Eugen dem Evangelium den Boden bereitete. Neun Monate war er der Spielball ihrer Launen. Einem Aufstande, der gegen Torometi ausbrach, wäre er beinahe zum Opfer gefallen, als die Ankunft einer Goëlette den 11. October ihm Hilfe und Rettung brachte. An Bord des Schiffes reiste er ab, aber nur in der Absicht, bei seinen Oberen die Eröffnung der eigentlichen Mission zu erwirken.

6. Die Mission auf der Osterinsel.

Erst im Frühjahre 1866 konnten die Oberen der Picpus-Gesellschaft daran denken, die Mission auf der Osterinsel dauernd zu eröffnen. P. Hippolyt Roussel, der bisan auf den Gambier-Inseln gewirkt hatte und der Kanakensprache mächtig war, erhielt den Auftrag, mit Bruder Eugen Eyraud nach dem entlegenen Eilande zu segeln. Sie thaten es in der Goëlette „Unsere Liebe Frau vom Frieden" und legten am Feste Mariä Verkündigung (25. März) an der Küste der Osterinsel vor Anker. Der Name des Schiffes und der Tag der Landung schienen den Missionären von guter Vorbedeutung; unter dem Schutze Maria's und im Namen desjenigen, dessen wunderbare Menschwerdung der Engel verkündet hatte, mußte ihnen glücken, den armen Insulanern die Botschaft des Friedens zu bringen.

Die beiden Missionäre waren der Laune der Eingeborenen dieses Mal doch nicht so völlig bloßgestellt wie Bruder Eugen bei seinem ersten Aufenthalte. Drei christliche Gambier-Insulaner hatten sie begleitet; während das Schiff noch vor Anker lag, schlug man drei Hütten auf und bedeckte sie mit galvanisirten Zinkplatten zum Schutze gegen Brandstiftung. Ohne Prüfungen ging es aber auch dieses Mal nicht. Tag und Nacht wurden die Hütten von einem zahlreichen Volkshaufen umschlossen, welche nicht nur Neugierde, sondern auch Plünderungssucht herbeigelockt hatte.

„Es war keine Möglichkeit," schrieb P. Roussel, „weder bei Tag noch bei Nacht ein Auge zu schließen. Alle sangen, schrieen, trommelten auf den Zinkplatten und ließen von Zeit zu Zeit einen Hagel von Steinen auf das Dach regnen. Man mußte alles fest schließen, so zwar, daß ich zwei Monate genöthigt war, am hellen Mittage meine Lampe anzuzünden, um mein Brevier zu beten."

Nach und nach gewann aber die Festigkeit des Priesters, der sich auf der einen Seite nichts abtrotzen ließ und auf der andern doch voll Liebe war, immer größern Einfluß auf die Wilden. Auch konnte er sich mit ihnen in dem verwandten Dialekte der Gambier-Inseln ziemlich gut unterhalten. Inzwischen vollendete Bruder Eugen drei geräumige Hütten, die so gestellt waren, daß sie einen nach dem Meere zu offenen Hofraum bildeten, der mit Pfahlwerk abgeschlossen wurde. Die eine dieser Hütten diente als Kapelle und vermochte wohl 100 Personen zu fassen. So konnte man das eigentliche Missionswerk, dem der Unterricht Bruder Eugens schon so wacker vorgearbeitet hatte, wieder aufnehmen, und in nicht gar zu langer Zeit schien die Bekehrung eines großen Theiles der Insulaner gesichert,

Am 6. November des gleichen Jahres landete neue Hilfe; P. Kaspar Zumbohlm und Bruder Theodul Escolan waren an Bord des „Tampico" angekommen und hatten bedeutende Vorräthe mitgebracht: Hausthiere, Sämereien und allerlei Werkzeuge. Wie staunten die Insulaner, als sie zum erstenmal eine Kuh mit zwei Kälbern, ein Pferd, Kaninchen, Tauben, einen Schubkarren — lauter Wunder für sie — erblickten! Doch hatte der Unterricht schon so viel über die Kanaken vermocht, daß sie ihre Habgier zügelten. Auch stellt ihnen der Capitän des Schiffes, Herr Dutrou-Bornier, das folgende Zeugniß aus, das um so mehr Beachtung verdient, als es aus dem Munde des Mannes kommt, welcher in der Folge der größte Feind der Missionäre und der Zerstörer ihres Werkes wurde.

„Ich war sehr erstaunt," sagt dieser Franzose, von dem wir weiter unten mehr erzählen müssen, „als ich sah, was die Geduld und Arbeitsamkeit bloß zweier Männer in so wenigen Monaten zu stande bringen konnten. Wo ich nur eine armselige, Wind und Wetter offene Hütte zu treffen glaubte, fand ich wohleingerichtete Gebäude, welche mit Mauern und Gitterwerk umschlossen sind, eine mit Blumen geschmückte Kapelle, einen Schuppen, einen Garten und ringsum urbares und bepflanztes Land. Ich kann Ihnen nicht sagen, was mich mehr überraschte, die geschickte Arbeit Bruder Eugens oder die englische Geduld P. Roussels. Die Kirche war angefüllt; ich sah jene nämlichen Wilden, welche sonst die Fremden mit Steinwürfen empfingen, knieend unsere schönsten Gebete verrichten. — Ich glaube, daß der Osterinsel eine schöne Zukunft bevorsteht. Wenn die Bevölkerung sich einmal zur Arbeit

bequemt, so wird der Boden, der sehr gut ist, alle Getreidearten unserer gemäßigten Länder hervorbringen. Aber es handelt sich darum, eine Bevölkerung zu heben, welche durch Elend zum Thiere herabgesunken ist."

So urtheilte Capitän Dutrou-Bornier im Jahre 1866.

Freilich handelte es sich um die Hebung der Bevölkerung, und daß die Missionäre dieser Aufgabe gewachsen waren, hätte man sie nur in Frieden gelassen, beweist das angeführte Zeugniß. Doch wir wollen dem geschichtlichen Gange unseres Berichtes nicht vorgreifen; bevor die Katastrophe zu erzählen ist, dürfen wir uns an sonnigen Tagen erfreuen.

Die Missionäre arbeiteten nun mit vereinten Kräften an der Bekehrung der Insulaner und zugleich an der Besserung ihres materiellen Looses. Unter den Einwohnern herrschte eine zehrende Krankheit, die nicht ohne Ursache für ansteckend gehalten wurde. Die Beschaffenheit ihrer Wohnungen trug viel dazu bei, daß sie immer weiter um sich griff; denn in den engen Hütten, welche einem umgekehrten Boote ähnlich sahen, lagen oft bis 20 Personen zusammengepreßt. Die Missionäre drängten die Wilden und halfen ihnen, daß sie sich bessere Wohnungen bauten. Ueberdies errichteten sie zwei Waisenhäuser, geräumig, aus Stein gebaut, das eine für die Knaben, das andere für die Mädchen. Diese Bauten, ein Riesenwerk für die vier Missionäre, waren zugleich eine Art Pensionat; das der Knaben zählte in die fünfzig Zöglinge. Die Missionäre betrachteten diese Anstalten als die Pflanzschule einer glücklichern, christlichen Generation der Osterinsel. Die Kinder zeigten den besten Geist, waren fromm, fleißig, gelehrig und bereiteten sich mit großem Eifer auf den Empfang der heiligen Taufe vor. Auch glaubten die Missionäre, der herrschenden Seuche Herr zu werden; da in den Anstalten dennoch Krankheitsfälle vorkamen, erwarben sie die geräumige, neugebaute Hütte eines Häuptlings als Spital, um durch Absonderung der Leidenden das Uebel einzudämmen. — So war unter rastloser Arbeit im Unterrichte und in der Krankenpflege mehr als ein Jahr verflossen, und die Zeit rückte heran, wo die Glaubensboten die ersten Früchte des sorgsam gepflegten Weinberges dem Herrn einheimsen durften. Bisher hatten sie die heilige Taufe nur im Nothfalle ertheilt, und wenn auch einige ihrer Katechumenen drängten, so schoben sie es doch hinaus, um alle würdiger vorzubereiten. Jetzt aber konnten sie getrost die Seelen ihrer Pflegbefohlenen durch das Bad der Wiedergeburt mit der Kindschaft Gottes schmücken. Die letzten Widerspänstigen — einige der Vielweiberei ergebene Häuptlinge — hatten den starren Nacken dem Joche Christi gebeugt; alle waren in den Heilswahrheiten hinlänglich unterrichtet, und so setzten die Missionäre einen Tag fest, an dem sämmtliche Einwohner der Osterinsel in feierlicher Weise die heilige Taufe empfangen sollten.

Kopf eines Götzenbildes auf der Osterinsel.

Es war der 14. August 1868, der Vorabend Mariä Himmelfahrt. Wie unter ihrem Schutze die Mission begonnen, so sollte ihr Ehrentag das Werk glorreich krönen. Lassen wir P. Zumbohlm die Ereignisse dieses Tages erzählen:

„Am besagten Tage sahen wir mit dem Frühlichte eine große Menge die Thüren unserer Kapelle belagern. Um 6 Uhr in der Frühe nahm die erhabene Ceremonie ihren Anfang und dauerte bis 2 Uhr nachmittags. Wir hatten das Glück, das Wasser der Wiedergeburt über nahezu 600 Stirnen zu gießen. Und diese Neugetauften fröhnten noch vor wenigen Jahren dem Cannibalismus! Was ich an diesem Tage fühlte, kann ich nicht sagen; kein Wort würde genügend den Strom der Wonne bezeichnen, der die Seele eines Missionärs bei einer solchen Gelegenheit erfüllt. Ich brauche nicht beizufügen, daß wir das Te Deum mit einem wahren Jubeltone anstimmten. Auch unsere glücklichen Neophyten waren übervoll von Trost. Freudig kehrten sie in ihre Hütten heim, um sich in Ruhe auf den glorreichen Triumph der Himmelskönigin vorzubereiten, den sie am folgenden Tage feiern wollten."

Aber der Tag der Freude sollte für die Missionäre ein Tag der Trauer werden, wenn auch einer Trauer, durch deren Wolke der Strahl eines überirdischen Triumphes hervorbrach. Die liebe Mutter Gottes holte den guten Bruder Eugen, den eigentlichen Begründer der Mission, zu ihrem Jubelfeste in den Himmel. Schon seit Jahresfrist hatte er gekränkelt; übermäßige Anstrengungen, Entbehrungen aller Art, vielleicht auch Ansteckung von den kranken Insulanern, die er liebevoll verpflegte, entwickelten den Krankheitskeim in seiner Brust, und die Missionäre konnten sich nicht verhehlen, daß er dem Grabe zuwanke. Am 14. August, am Freudentage der allgemeinen Taufe, legte er sich auf sein Sterbelager.

„Als die Spendung des heiligen Sacramentes vorüber war," erzählt P. Zumbohlm, „besuchte ich ihn. ‚Wie weit ist man mit der Taufe unserer Indianer?' fragte er mich. ‚Alle sind Christen,' antwortete ich ihm. Da sagte er mit schwacher, aber deutlicher Stimme: ‚Gott sei Dank! Meine Wünsche sind erfüllt; jetzt kann ich im Frieden sterben!' — ‚Morgen werde ich zum Danke für den glücklichen Erfolg unserer kleinen Mission die heilige Messe lesen, und Sie und Bruder Theodul werden in der gleichen Meinung die heilige Communion empfangen. Wenn Sie nicht aufstehen können, bringe ich Ihnen den lieben Gott hierhin.' — ‚Nein,' sagte er noch, ‚ich werde ganz gut auf meinem Stuhle sitzend der heiligen Messe beiwohnen können.'

„Kurze Zeit nachher rief man mich, um einigen Frauen, welche am Morgen nicht kommen konnten, die heilige Taufe zu spenden. Da kam Bruder Theodul gelaufen und sagte mir, Bruder Eugen habe die Sprache verloren. Sofort eilte ich an sein Krankenbett, spendete ihm die heilige Wegzehrung und die heilige Oelung. Er empfing diese heiligen Sacramente bei vollem Bewußtsein, mit großer Andacht und vollkommener Ergebung in den heiligen Willen Gottes. In der Nacht auf das Fest Mariä Himmelfahrt verfiel er in das Delirium und kam nicht mehr zum Bewußtsein bis wenige Augenblicke vor seinem Tode, der am 19. August erfolgte.

So ging dieſer ehrwürdige Bruder, der eigentliche Begründer der Miſſion auf der Oſterinſel, zu derſelben Zeit in den Himmel ein, da ſeine Arbeit auf Erden die erſten Früchte trug und während die Kirche den Triumph derjenigen feiert, deren jungfräulicher Fuß das Haupt der Schlange zertrat."

Groß war die Trauer nicht nur der Miſſionäre, ſondern auch der Kanaken beim Begräbniſſe des edlen Bruders. Der liebe Gott hatte aber ſeinem Diener den Kummer erſpart, das Werk ſeines Seeleneifers verwüſtet zu ſehen, und von dieſem traurigen Ereigniſſe müſſen wir jetzt reden.

Man wird ſich erinnern, daß Herr Dutrou-Bornier, der Capitän des franzöſiſchen Dreimaſters „Tampico", im November 1866 zwei Miſſionäre an die Oſterinſel brachte und daß er ſich ganz begeiſtert über den Zuſtand der ſoeben gegründeten Miſſion ausſprach. Schon im folgenden Jahre kam dieſer Herr wieder und wollte die Eingeborenen als Arbeiter für eine Pflanzung auf Tahiti (Stewart-plantation) anwerben. Man weiß, wie ſchnöde in ähnlichen Fällen die armen Südſee-Inſulaner von den europäiſchen Pflanzern ausgenützt werden, ſo daß ihr Loos oft ſchlimmer als das der Sklaven iſt. Man wird daher begreifen, daß die Miſſionäre nicht auf den Plan des Capitäns eingingen; doch konnten ſie nicht verhindern, daß ihm die Kanaken ein Stück Land als Eigenthum abtraten. Herr Dutrou-Bornier war aber ein gewiſſenloſer Menſch; ſeine eigenen Matroſen klagten ihn verſchiedener Gewaltthaten an, die er auf ſeinen Fahrten an wehrloſen Inſulanern der Südſee verübte. Schlimme Händel oder Spielſchulden zwangen ihn, ſeinen Dreimaſter gegen eine alte Goëlette auszutauſchen; mit dieſem Fahrzeug ſteuerte er nach der Oſterinſel und landete daſelbſt im April 1868.

Wie äußerſt unangenehm den Miſſionären die dauernde Anſiedelung dieſes Mannes und ſeiner Gefährten war, läßt ſich denken. Fern von dem böſen Beiſpiele der Europäer, konnten ſie ihre Neubekehrten mit verhältnißmäßig leichter Mühe an ein Leben der Tugend gewöhnen; jetzt aber, da die Sitten der Ankömmlinge mit den Lehren der Miſſionäre in ſchroffem Widerſpruche ſtanden, ging raſch der Same des Unkrautes unter dem Weizen auf. Umſonſt baten die Patres ihren Landsmann, er möge ihr Werk nicht zerſtören und abreiſen; dazu konnten ſie ihn gütlich nicht bewegen, und Gewalt durften ſie nicht brauchen. Die traurigen Folgen machten ſich bald bemerklich; einige Mädchen, die bisher in kindlicher Unſchuld gelebt hatten, fielen in die Schlingen der Verführung, und alle Anſtrengung, ſie auf beſſere Wege zurückzubringen, ſcheiterten an dem Widerſtande Dutrou-Borniers.

Dennoch hofften die Miſſionäre noch und glaubten durch Freundlichkeit und Wohlthaten das Unheil beſchwören zu können. Als wenige Wochen nach der Ankunft des Capitäns ſein morſches Schiff bei einem Sturme ſich von den Ankern riß und ſtrandete, boten die Patres und ihre Zöglinge alles auf, um die Habe ihres Feindes zu retten. Sie waren nur zu eifrig dabei. Als ſie auch die Kanonen, die Flinten und Säbel ans Ufer ſchafften, ſagten die Matroſen den Kanaken unverhohlen, ſie ſollten doch dieſe Dinge, die gegen ſie ſelbſt beſtimmt ſeien, den Fluten überlaſſen. Gleichwohl retteten die Zöglinge auch dieſe Waffen. Sie ernteten ſchlechten Dank für ihren Eifer. Zunächſt beſchuldigte der Capitän die guten Leute des Diebſtahls, da ihm, wie er wenigſtens behauptete, mehrere werthvolle Kunſtgegenſtände abhanden gekommen ſeien. Doch das war nur der Anfang.

Dutrou-Bornier hatte mit einem Engländer von Tahiti, einem gewiſſen Mr. Brander, eine Verbindung zur Ausbeutung der Oſterinſel abgeſchloſſen. Er gab ſich nun daran, im Namen ſeines Geſchäftsfreundes von den wirklichen oder vorgeblichen Eigenthümern für eine Elle Zeug Ländereien zuſammenzukaufen, und wenn ſich ein Inſulaner unzufrieden zeigte, drohte er ihm mit ſeiner Büchſe. Den Schein des Rechtes wollte er aber gewahrt wiſſen; deshalb verlangte er dringend die Unterſchriften des P. Rouſſel und des Bruder Theodul für dieſe ſeine „Kaufcontracte", und als die Miſſionäre ſich weigerten, ihre Hand zu ſolchen Ungerechtigkeiten herzugeben, die überdies die Vernichtung der Miſſion herbeiführen mußten, brach der Zorn des rachſüchtigen und gewaltthätigen Mannes los.

Noch vor der Ankunft des franzöſiſchen Abenteurers hatten ſich die Kanaken friedlich an der Bucht von Hangaroa auf der Nordſeite der Inſel um ihre Miſſionäre niedergelaſſen. Es war aber die Gründung einer zweiten Station nothwendig geworden, und der Apoſtoliſche Vikar von Tahiti hatte hierzu Vaihu an der Südküſte auserſehen. Damit waren einige Bewohner von Anakena auf der Nordküſte nicht einverſtanden. Sie würden ſich aber bald dem Anſehen ihrer Miſſionäre gefügt und das Zweckmäßige dieſer Anordnung erkannt haben. Da machte ſich der Capitän zum Haupte der Unzufriedenen. Bald theilte ſich die bisher ſo friedliche Inſel in zwei Heerlager; die eine, bei weitem die größte Zahl, blieb den Miſſionären treu, während einige nach Mataveri an der Weſtküſte gingen und ſich auf die Seite des Capitäns ſtellten. Der Mann hatte die Stirne, die franzöſiſche Fahne zu entfalten, als gälte es, die Kanaken aus der Tyrannei zu befreien; dann zog er an der Spitze einer bewaffneten Rotte nach Hangaroa und führte die Leute von Anakena mit Gewalt nach ſeinen Beſitzungen. Das geſchah im October 1869; von nun an hörten die Feindſeligkeiten zwiſchen den Leuten des Abenteurers und der Miſſionäre nicht mehr auf. Umſonſt thaten die letzteren alles, um den Frieden aufrecht zu erhalten; es war offenbar die Abſicht des Capitäns, ſie zu vertreiben, um ſo die Inſel und ihre Bewohner als Eigenthum behandeln zu können. Im April 1870 kam es zum offenen Kampfe. Die Leute von Hangaroa ließen ſich nicht mehr länger halten; gereizt durch die fortgeſetzten Diebſtähle der Kanaken von Mataveri, übten ſie Repreſſalien. Dabei kam es zum Handgemenge; Schüſſe fielen, und auf beiden Seiten gingen einige Hütten in Flammen auf. Die Sache war übrigens eine unbedeutende Rauferei, und die Streitenden hatten ſich bereits getrennt, ohne daß auch nur ein Mann gefallen war. Da auf einmal jagt der Capitän eine Kanonenkugel quer durch das dichtbevölkerte Dorf Hangaroa. Nun ließen ſich die durch ſolche Unmenſchlichkeit empörten Bewohner nicht mehr länger halten; in hellen Haufen warfen ſie ſich dem Abenteurer entgegen, zertrümmerten ſein Boot, brannten die Wohnung eines ihm ergebenen Häuptlings nieder und hätten ſich beinahe ſeiner Kanone bemächtigt. Natürlich machte Dutrou-Bornier die Miſſionäre für alles das verantwortlich; ſie hatten die Kriegsfackel auf die friedliche Inſel geſchleudert, und die alte Fabel von dem unſchuldigen Wolf und dem verbrecheriſchen Lamm ſollte wieder einmal geglaubt werden. Wenn ein Fehler auf ſeiten der Miſſionäre vorliegt, ſo iſt es unſeres Erachtens der, daß ſie der Gewalt nicht auch Gewalt entgegenſetzten und ſtatt deſſen den Kanaken verboten, ſich und ihre Habe dem Räuber gegenüber in wirkſamer Weiſe zu vertheidigen. Aber freilich, welcher Schrei der Entrüſtung hätte ſich darob im liberalen Europa erhoben!

Das Werk der Zerſtörung nahm ſeinen Fortgang. In den Sommermonaten 1870 machten die Leute des Capitäns tägliche Raubzüge nach den Feldern der Miſſion: die Ernte wurde theils

fortgeschleppt, theils verheert. Dutrou-Bornier nahm theil an diesen Heldenthaten, schoß auf die Kanaken, die ihre Früchte vertheidigen wollten, und brannte eigenhändig ihre Hütten nieder. Am 7. Juli wurde unter seinen Augen der Gottesacker von Hangaroa und das Grab des guten Bruders Eugen entweiht; am 10. Juli ging auf seinen Befehl das ganze Dorf, die Missionsgebäude einbegriffen, in Flammen auf; am 22. Juli schoß der Unmensch auf P. Roussel. Damals befand sich gerade die schiffbrüchige Mannschaft eines Fahrzeuges auf der Osterinsel. Die Matrosen waren über das Benehmen des französischen Abenteurers so empört, daß sie den Missionären ihre Hilfe gegen denselben anboten. P. Roussel lehnte es ab; er hätte auch keine zureichenden Waffen gehabt, während Dutrou-Bornier von einem chilenischen Schiffe soeben ein Faß Pulver erhalten hatte.

Noch einmal versuchten die Missionäre durch Geduld zu siegen. Sie pflanzten die verheerten Felder neu an und bauten die eingeäscherten Wohnungen wieder auf. Allein kaum war die Arbeit fertig, so wurde abermals der Bau zerstört und der Acker verwüstet. Auf die Trauerbriefe der Missionäre, welche das Verderben ihres Werkes nicht mehr aufhalten konnten, machte der Apostolische Vikar, Msgr. Jaussen, einen letzten Versuch. Er wandte sich an Mr. Brander mit dem flehentlichen Gesuche, den Räubereien seines Geschäftsfreundes oder Stellvertreters auf der Osterinsel ein Ziel zu stecken. Wirklich kam der Engländer im Februar 1871 an Ort und Stelle. Hangaroa stand nicht mehr, und auch das zweite christliche Dorf Vaihu war soeben in Flammen aufgegangen. Noch rauchten die Trümmer. Er stellte den Capitän über die Klagen der Missionäre zur Rede; da aber derselbe ihn überredete, er habe in seinem Namen die ganze Insel angekauft, siegte der Wunsch, sein „Eigenthum" allein auszubeuten, über den natürlichen Billigkeitssinn des Engländers. Die Missionäre und ihr Werk der Gewalt des Capitäns überlassend, segelte er ab und nahm 28 Eingeborene mit nach Tahiti als „freiwillige Arbeiter" für seine Pflanzung. Sofort schickte er ein größeres Schiff nach der Osterinsel zurück, um noch mehr Kanaken herüberzuholen. Msgr. Jaussen konnte sich nun nicht länger verhehlen, daß die Osterinsel für die Mission ein verlorener Posten sei. Er bat also den Engländer, die Missionäre und alle, die ihnen freiwillig folgen wollten, an Bord seines Schiffes zu nehmen und nach den Gambier-Inseln überzuführen. Mr. Brander willigte ein.

Man kann sich den Schmerz vorstellen, mit dem P. Roussel und seine Gefährten dem Befehle ihres Obern entsprachen und dem Eilande Lebewohl sagten, das sie mit Opfern und Leiden jeder Art bereits dem Kreuze erobert hatten. Das Herz wollte ihnen fast brechen, als sie das Schiff bestiegen. Trotz der Versicherung Mr. Branders war das Fahrzeug nicht groß genug, um alle aufnehmen zu können, die ihren lieben Missionären fort von der Heimatinsel über Meer folgen wollten. 175 Personen standen weinend und schluchzend am Ufer und streckten umsonst ihre Hände nach dem Schiffe aus, das die Missionäre und ihre Brüder und Schwestern von dannen trug.

Dutrou-Bornier schickte seinem Geschäftsfreunde im ganzen 231 „freiwillige Arbeiter" zu; ein Besitz von etwa 11 000 ha fruchtbaren Bodens war „erobert". — Die Habgier der Europäer hatte wieder einmal den Sieg davongetragen über den Opfermuth der Glaubensboten.

Der Mann, dessen Gewaltthaten die Mission auf der Osterinsel vernichtete, mußte inzwischen bereits vor dem Richterstuhle Gottes Rechenschaft ablegen über sein schreckliches Werk der Zerstörung. Als der französische Reisende Pinart, dessen Reisebericht wir oben anführten, im Jahre 1877 die Insel besuchte, war eine seiner ersten Fragen nach Dutrou-Bornier, welchen er in Uebereinstimmung mit seinen liberalen Gesinnungsgenossen in der Heimat als einen „Apostel der Cultur" feiert. „Er ist todt," sagten die Kanaken; „er stürzte im Rausche vom Pferde und brach das Genick." Der Reisende wollte zuerst diese Nachricht nicht glauben; aber das Weib, mit dem sich der Capitän verbunden hatte, bestätigte die Aussage ihrer Landsleute: „Er ist todt; er stürzte im Rausche vom Pferde und brach sein Genick!"

Gottes Zulassungen und Gottes Gerichte sind in gleicher Weise unerforschlich!

Die Zurückgebliebenen wurden später von den Missionären wieder aufgesucht und zu einer Gemeinde gesammelt, die sich recht erfreulich entwickelte. 1888 konnte sogar Msgr. Verdier, der Apostolische Vikar von Tahiti, 130 Personen die erste heilige Communion und 150 die heilige Firmung spenden. Acht Tage blieb er auf der Insel, und als er endlich schied, kniete die ganze Gemeinde mit ihrem Seelsorger auf den Felsenvorsprüngen der Bai, um den letzten Segen des Bischofs zu empfangen. Leider ist aber seither ein Ereigniß eingetreten, das die Mission der Osterinsel wohl zerstören dürfte. Chile hat sich nämlich wenige Monate später, am 9. September 1888, der Insel bemächtigt, um auf ihr eine Strafkolonie anzulegen, und das Zusammenleben mit den Sträflingen dürfte von den schlimmsten Folgen für die Neubekehrten sein. Hoffen wir also, daß der Plan nicht zur Ausführung komme!

7. Sala y Gomez.

Zwischen den vielen reizenden Eilanden, welche wie Blumenkränze über die Wasser des Stillen Weltmeeres hingestreut sind, ragen auch manche öde Riffe todt und starr aus den brandenden Wogen empor. Auch ein solches müssen wir zur Vervollständigung unseres Bildes zeichnen, und da bietet sich am Ende der Fahrt „Ueber die Südsee", 450 km nordöstlich von der Osterinsel, unseren Blicken das traurige Bild des Riffes Sala y Gomez, das durch Chamisso's bekannte Dichtung vor den vielen ähnlichen Klippen des Großen Oceans Ruf und Namen hat.

Der vulkanische Felsen, der 1793 zuerst erblickt wurde, hat 4 qkm Flächenraum, ist also 8mal so groß als Helgoland. Chamisso, der ihn 1817 sah, gibt folgende Beschreibung: „Die Insel Sala y Gomez ist eine bloße Klippe, die nackt und niedrig aus den Wellen hervortaucht; sie erhebt sich sattelförmig gegen beide Enden, wo die Gebirgsart an dem Tag liegt, indem die Mitte anscheinlich mit Geschieben überstreut ist. Sie gehört nicht zu den Korallenriffen, die nur weiter im Westen vorzukommen beginnen. Vermuthen lassen sich Zusammenhang und gleiche Natur mit dem hohen vulkanischen Lande der nahegelegenen Osterinsel. Noch sind keine Anfänge einer künftigen Vegetation darauf bemerkbar. Sie dient unzähligen Wasservögeln zum Aufenthalt, die solche kahle Felsen begrünten, obgleich unbewohnten Inseln vorzuziehen scheinen, da mit den Pflanzen sich die Insecten auch einstellen und die Ameisen, die besonders ihre Brut gefährden ... Man soll bei Sala y Gomez Trümmer eines gescheiterten Schiffes wahrgenommen haben; wir spähten umsonst nach denselben. Man schaudert, sich den möglichen Fall vorzustellen, daß ein menschliches Wesen lebend darauf verschlagen werden könnte; denn die Eier der Wasservögel möchten sein verlassenes Dasein zwischen Meer und Himmel auf diesem kahlen, sonnengebrannten Steingestell nur allzusehr zu verlängern hingereicht haben."

Diese Vorstellung gab Chamisso den Gedanken zu seinem herrlichen Gedichte, dem er den Titel „Salas y Gomez“ gab.

„Salas y Gomez raget aus den Fluten
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluten,
Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschoß.“

Eine stolze spanische Gallione zieht mit im Winde geblähten Segeln durch die ruhige Nacht, der Heimat zu. Auf ihrem Verdecke liegt ein Jüngling und schwelgt in Gedanken in den Bildern einer herrlichen Zukunft; Ruhm und Reichthum hat er sich erworben; Glück und Genuß scheinen ihm am heimischen Strande sicher.

„So wehten thöricht vorwärts die Gedanken,
Ich aber lag auf dem Verdeck zur Nacht
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken ...
Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum
Erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum,
Ein zweiter Stoß, ein dritter; krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk; die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.“

Der Jüngling ringt mit den Wogen und kämpft sich durch die Brandung auf den nackten Fels, er allein aus allen seinen Gefährten; das nackte Leben hat er gerettet. Und nun beginnt für den armen Schiffbrüchigen, inmitten des Seegevögels, mit dessen Eiern er seine Tage fristet, ein qualvolles Einsiedlerleben; denn noch kann er sich in den Willen Gottes nicht fügen, der ihn mitten aus seinen irdischen Plänen herausgerissen und in diese Prüfung geführt hat. Nur eine, wenn auch schwache irdische Hoffnung erübrigt. Vielleicht kommt ein Schiff, von seinem gewöhnlichen Curse verschlagen, an dieser Klippe vorüber und erlöst ihn. Und wirklich, nach langen Jahren des Harrens, scheint sich diese Hoffnung erfüllen zu wollen.

„Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande;
Das Sternenkreuz verkündete den Tag
Sich neigend zu des Horizontes Rande ...
Es sonderte die Luft sich von dem Wasser;
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor;
Ich kniet' in Andacht, und mein Aug' ward nasser.
Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt.
Ich richtete zu ihr den Blick empor.
Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde;
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt! ...
Es wuchs das hergetragne Schiff; zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich
Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Loos!
Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.
Und jetzt —! es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen;
Die wohl ich gierigen Durstes eingesogen.
Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', ans alte Herz mir schlagen!
Sie haben mich, die Klippe doch erschaut;
Sie rücken an die Segel, im Begriff,
Den Lauf zu ändern — Gott, dem ich vertraut!
Nach Süden — —? wohl! sie müssen ja das Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung;
O gleite sicher, hoffnungsschweres Schiff!
Jetzt wär' es an der Zeit! o meine Ahndung!
Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot
Dort unterm Winde, dort versucht die Landung!
Und ruhig vorwärts strebend ward das Boot
Nicht ausgesetzt; nicht ließ es ab zu gleiten;
Es wußt' gefühllos nichts von meiner Noth.
Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten ...“

Da gewinnt in dem Herzen des verlassenen Schiffbrüchigen wilde Verzweiflung die Oberhand. Drei Tage lang wüthet er sinnverworren gegen sich und sein Schicksal; aber der Glaube, daß dennoch ein liebender Vater ihn leite, wacht wieder auf, und durch sühnende Ergebung in seinen heiligen Willen kämpft er sich endlich zum Frieden durch. Diese Stelle des Gedichtes gehört zu den schönsten Blüten unserer Literatur:

„Geduld! Die Sonne steigt im Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.
Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt bald wieder senkrecht meinen Schatten;
Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.
Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten;
Nur grub für sie kein Kreuz mehr meine Hand,
Seit ihrer fünfzig sich gereihet hatten.
Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand
Und blickest starr in öde blaue Ferne
Und lauschst dem Wellenschlag am Felsenstrand.
Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenschauer mit der Sonnenglut
Abwechseln über dir — Geduld erlerne!“

Und der einsame Büßer auf der verlorenen Klippe im Weltmeere hat endlich diese Himmelskunst geduldigen Leidens erlernt. Wie ein Siegeslied lauten seine Worte:

„Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuathmen auch gelobt.
Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen ...
Laß weltverlassen sterben mich allein,
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen!“

* * *

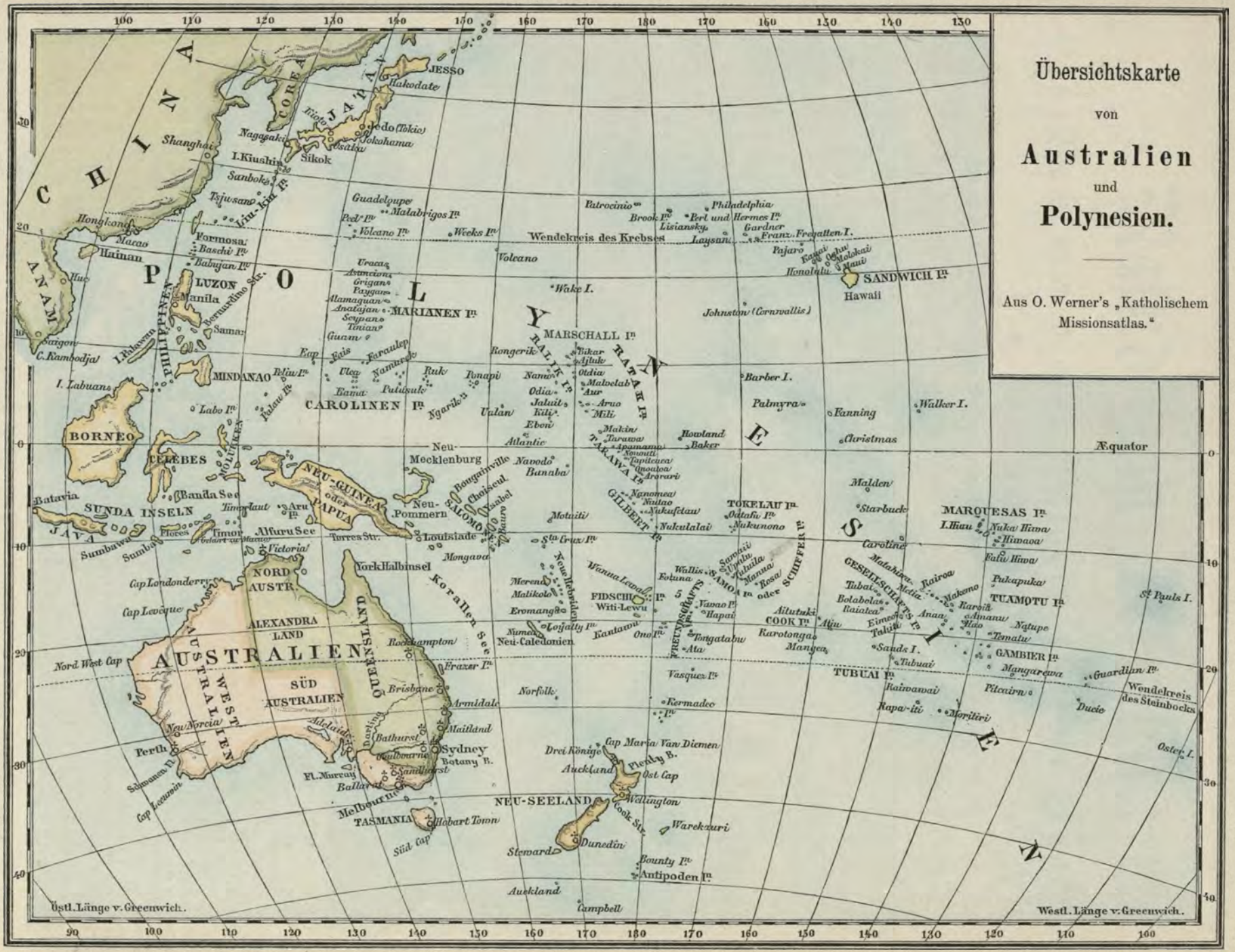
Und so stehen wir am Ziele unserer Fahrt! Ueber 4000 km östlich von Sala y Gomez treffen wir die Küste Chile's und ungefähr in der gleichen Entfernung in nordöstlicher Richtung unter dem Aequator die Gruppe der Galapagos-Inseln, welche zu Ecuador gehören. Das Riff Sala y Gomez, das der Dichter mit dem Strahlenkranze eines christlichen Dulders mild verklärte, ist der östliche Markstein der Südsee-Inselwelt, die an unserem Auge vorübergezogen.

Auch auf dieser Fahrt hatten wir Gelegenheit, Gottes Größe, Güte und Allmacht zu betrachten. Wie in den öden Steppen und Hochgebirgen, in den fruchtbaren Gefilden und dichtbevölkerten Landschaften Asiens, wie in den Wüsten und Wäldern Afrika's, so trat uns auch hier, in dem Doppelwelttheil Australien und Oceanien, die Schöpfung Gottes in strahlender Schönheit und erhabener Majestät entgegen. Unwillkürlich erhebt sich die Seele zu einem Lobgebete und ruft aus: „Ihr Inseln des Meeres, preiset den Herrn! Ihr Wunder in der Tiefe der Wasser und all ihr Wogen des Meeres, und was sich regt in seinem Schoße und all ihr ungezählten Tropfen von Strand zu Strand: lobet den Herrn!"

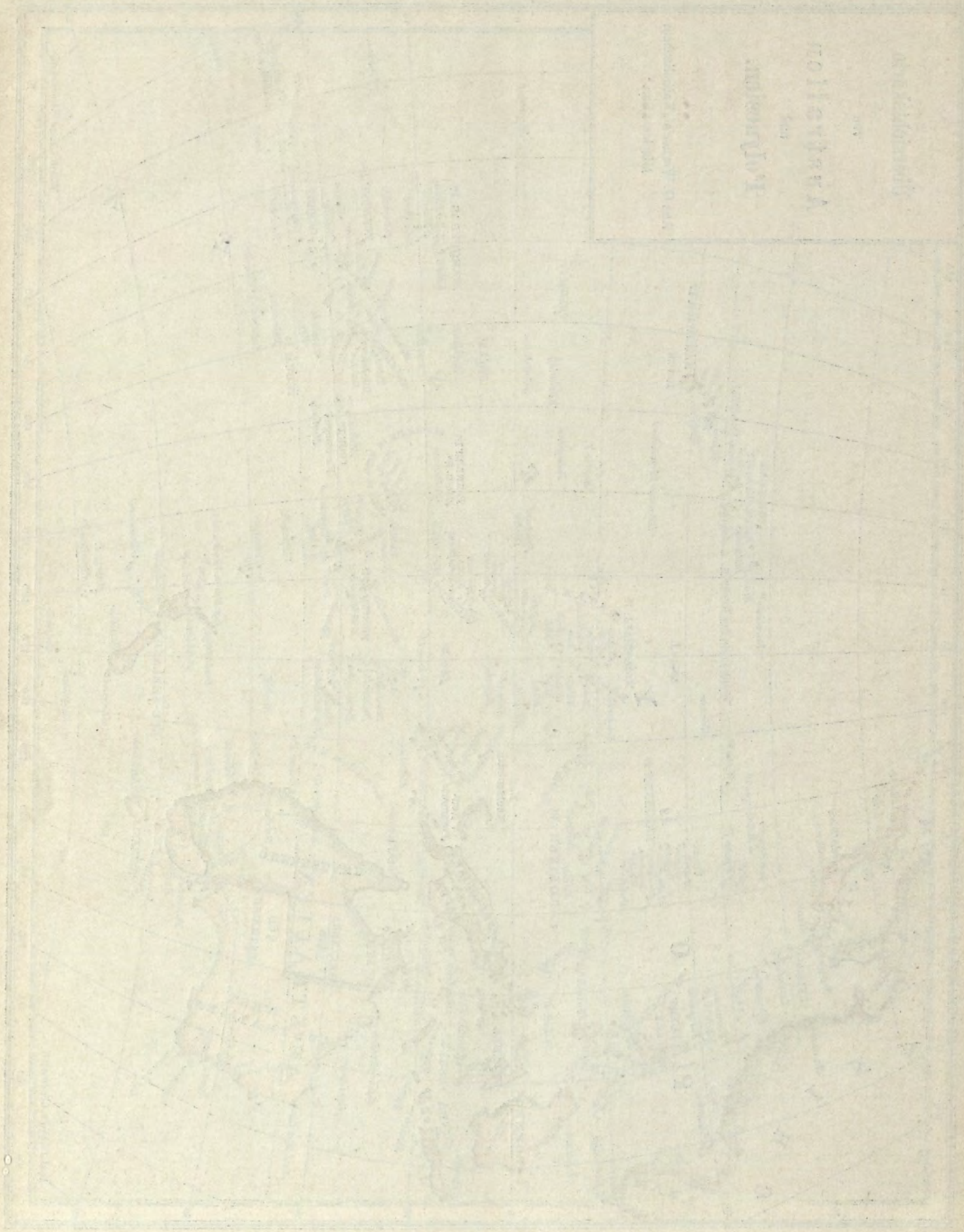
Aber auch auf diesen Inseln von paradiesischer Schönheit trafen wir allerwärts den Fluch der Sünde und sahen ihre unglücklichen Bewohner inmitten der herrlichsten Natur tief gefallen und entwürdigt, daß uns das Herz vor Mitleid bluten muß. Die entsetzlichsten Greuel des Cannibalismus entweihten ja fast alle Inseln und Länder, die wir besuchten. Doch ist, Gott sei Dank, im Laufe dieses Jahrhunderts vieles besser geworden. Ueberallhin sind muthige Glaubensboten gedrungen, und fast überall ist ihre Arbeit, freilich nach vieler Mühsal, mit Erfolg gekrönt worden. Das Wort des Propheten hat sich erfüllt: „Sein (Gottes) Lob ist auf den Inseln verkündet worden", und auch hier wird „seinem Namen vom Aufgang bis zum Niedergang ein reines Opfer dargebracht, und groß ist sein Name unter den Heiden".

Was begonnen ist, muß mit der Gnade fortgesetzt und vollendet werden, und dazu sollen auch meine jungen Freunde ihr Scherflein beitragen, indem sie wenigstens durch ihr Gebet die Glaubensboten unterstützen, die wir auf diesen Inselgruppen so muthig an der Arbeit sahen. So werden sie des Lohnes derjenigen theilhaftig, welche über die Inselflur der Südsee das zeitliche und ewige Glück der Lehre Jesu Christi verbreiten, und unsere Fahrt „Ueber die Südsee" gereicht, wozu sie unternommen wurde,

„zur größern Ehre Gottes!"



Zu Spillmann, Über die Südsee.



In der **Herder'schen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rund um Afrika.

Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend.

Von **Joseph Spillmann S. J.**

Zweite, wesentlich erweiterte Auflage, mit einer großen colorirten Karte von Afrika.

4°. (X u. 424 S.) *M.* 7.50; geb. in Halbleinwand mit Goldtitel und farbigem Umschlag *M.* 8.70.

Probe der Illustration: **Matabelen im Kriegscostüm.**

Urtheile der Presse.

„Schon der ersten Auflage hat die Kritik volles Lob gespendet; an der vorliegenden zweiten Auflage ist die verbessernde Hand überall sichtbar; zudem ist sie nicht unbedeutend vermehrt worden und hat auf die neuen Ereignisse, die den dunkeln Erdtheil dem Europäer näher brachten, allseitig entsprechende Rücksicht genommen. Wir betrachten jetzt nicht mehr bloß die Küstenländer, sondern machen einen doppelten Querzug durch Afrika: einmal durch das Sudangebiet (von Osten zu den Tsad- und von Westen zu den Haussaländern) und das andere Mal von Bagamoyo zum Kongo (von Osten und von Westen zu den Binnenseen). So erschließt sich uns schon durch diese großen Reisen, dann aber auch durch viele kleinere Streifzüge das Innere von Afrika. Das Werk enthält **334 Bilder,** 100 Bilder mehr als die erste Auflage. Ich wüßte kein Werk, das in so faßlicher und anschaulicher Weise uns über Land und Leute, Sitten und Gebräuche, Religion und Geschichte der einzelnen Völkerschaften orientirte wie vorliegendes.... Die Ausstattung ist sehr schön; der Preis im Verhältniß zur Größe des Werkes ist billig. Die beigegebene Karte von Afrika erhöht dessen Werth."

(Schweizer. Erziehungsfreund. Gossau 1891. Nr. 18.)

„... Unbeschreiblich mannigfaltig sind die Bilder der Gegenden und ihrer Bewohner, des Völkerlebens, der Gebräuche, Sitten und Religionen, an denen der wohlerfahrene Cicerone uns vorüberführt, ein köstlicher Schatz namentlich geographischer, ethnographischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse liegt vor uns ausgebreitet, jedem zugänglich, der die Summe seines Wissens daran erweitern will. Auch völlig gefahrlos für die Jugend ist dieser hochinteressante Riesenweg; denn jeder Stein des Aergernisses für den reinen Sinn ist sorgfältig aus dem Wege geräumt.... Endlich vervollständigt noch eine Bilderfülle von auserlesener Schönheit, sowie eine umfangreiche, nach den jüngsten Gebietsregelungen aufgenommene Karte von Afrika das herrliche, gar nicht genug zu empfehlende Reisewerk."

(Schles. Volkszeitung. Breslau 1891. Nr. 175.)

In der **Herder'schen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Durch Asien.

Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend.

Von **Joseph Spillmann S. J.**

Mit einer großen colorirten Karte von Asien.

Erste Hälfte:

Die mohammedanischen und die russischen Länder (West- und Nordasien). 4°. (XII u. 388 S.) *M.* 7; geb. in Halbleinwand mit Goldtitel und farbigem Umschlag *M.* 8.

Zweite Hälfte:

Japan, China und Indien (Ost- und Südasien). 4°. (XII u. 538 S.) *M.* 9; geb. in Halbleinwand mit Goldtitel und farbigem Umschlag *M.* 10.40.

Urtheile der Presse.

„Die Zahl der Vollbilder und kleineren Illustrationen ist ganz erstaunlich groß, die Ausführung eine musterhafte. Was der Erdtheil im einzelnen und ganzen, in Natur, Kunst, Sitten und Menschenleben bietet, findet jene anschauliche Darstellung, durch welche Land und Leute plastisch hervortreten. Die Erzählung und Beschreibung sind in stilistischer Beziehung meisterhaft; der Verfasser versteht es, den Inhalt stets in einer Form zu geben, welche ebenso geeignet ist, zu ergötzen als zu belehren. Vergleichen wir mit dem Dargebotenen den verhältnißmäßig sehr geringen Preis des prächtigen Buches, so darf man ohne Uebertreibung behaupten, daß es kein wohlfeileres und doch lehrreicheres, interessanteres Geschenk für unsere Jugend geben könne. . . ." (Schulfreund. Trier 1890. 4. Heft.)

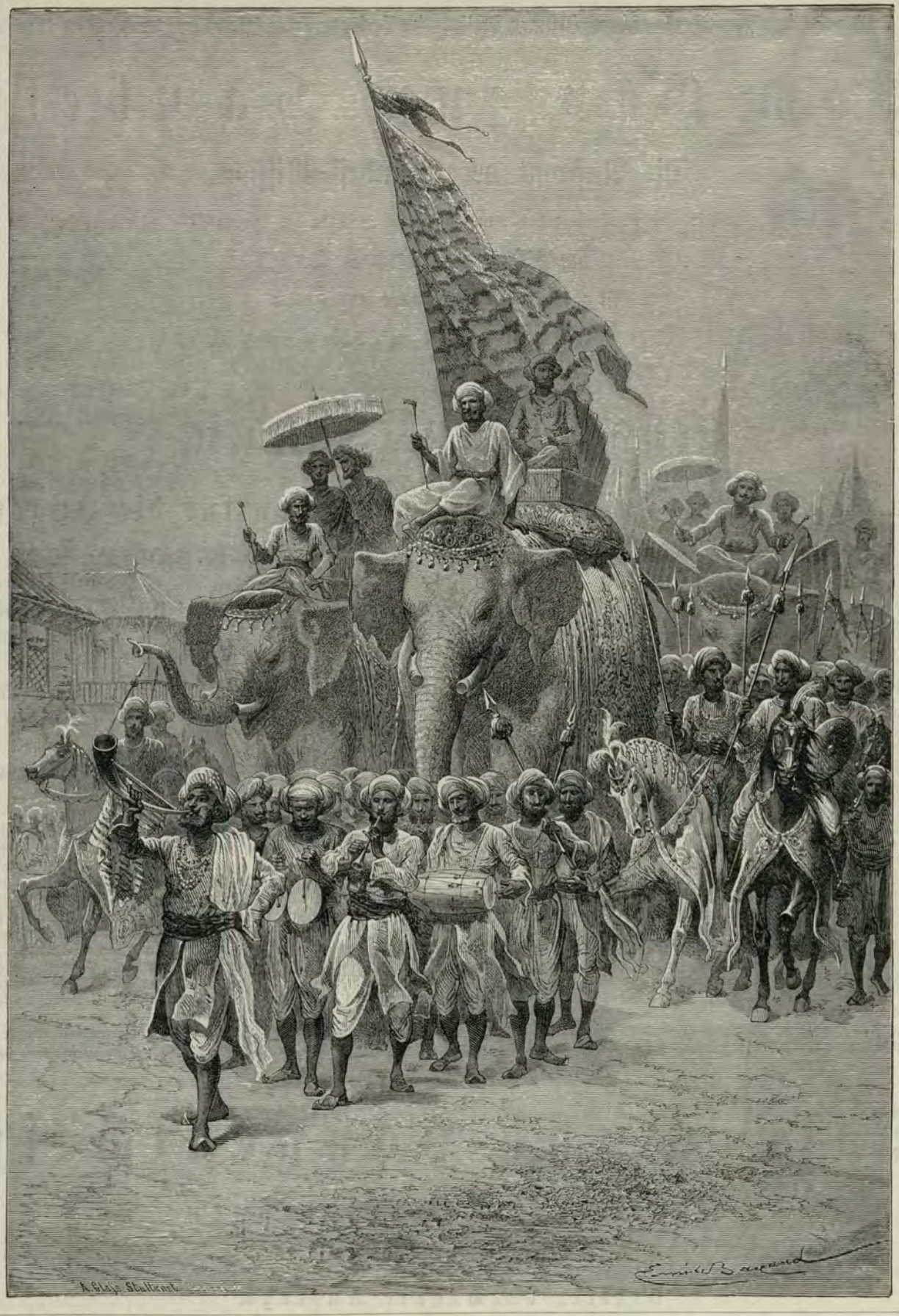
„Das Buch ist eine hervorragende, ja großartige Leistung. Eine Culturgeschichte der asiatischen Völker kann besser, gründlicher und interessanter zugleich nicht geschrieben werden, als das Prachtwerk sie bietet. Geographisch und geschichtlich ist das Werk von größter Bedeutung. . . . Die sehr zahlreichen, vorzüglichen Illustrationen gestalten das Buch zu einem Werke, das einzig in seiner Art dasteht."
(Christlich-pädagogische Blätter. Wien 1891. Nr. 2.)

„Ein fürstliches Geschenkbuch für die Jugend, dessen Inhalt die größeren Kinder mit ebenso großem Eifer verschlingen werden, wie alle, große und kleine, sammt den Eltern an den lehrreichen Bildern gewiß ihre Freude haben. P. Spillmann, dem wir schon das der Jugend so lieb gewordene ‚Rund um Afrika' verdanken, hat hier in ähnlicher Weise ein Asien behandelndes Werk geschaffen, das noch größerer Beliebtheit sich bald erfreuen wird. . . . Weit über 300 Bilder, darunter über 50 Vollbilder, zieren das herrliche Buch (erste Hälfte), welches wir, soweit sich dies bis jetzt übersehen läßt, als die Perle der zum diesjährigen Weihnachtsfeste erschienenen Jugendliteratur begrüßen dürfen."
(Bücher-Markt. Crefeld 1889. Nr. 11.)

„Eines der schönsten und besten Geschenke, welches Eltern ihren Kindern machen können! Bei solcher Lectüre wird die Aufmerksamkeit der Kinder in Spannung erhalten, ihre Phantasie mit edlen Bildern angefüllt und ein reicher Schatz von nützlichem Wissen fürs Leben aufgespeichert. . . ."
(Magazin für Pädagogik. Spaichingen 1889. Nr. 50.)

„Das Werk hat ursprünglich wohl den Zweck, der katholischen Jugend ein lebhaftes Interesse für die Mission, speciell die Heidenmission in Asien einzuflößen; aber statt trockener und salbungsvoller Missionsberichte finden wir hier ein großartiges culturhistorisches Werk ersten Ranges. . . . Die Beschreibung und Schilderung ist geradezu meisterhaft, und der Tact, mit dem der Verfasser es versteht, nöthigenfalls auch mit wenig Worten viel zu sagen, ist aller Anerkennung werth. . . . Der Preis ist für beide Bände ungemein gering, und es ist kein Zweifel, daß die katholische Jugend das schöne Werk mit Freuden begrüßen wird. Der Referent als Protestant würde auch keinen Anstand nehmen, es der protestantischen Jugend mit gleichem Nachdrucke zu empfehlen, denn wenn auch der katholische Standpunkt des gelehrten Verfassers selbstverständlich nicht zu verkennen ist, so ist doch nichts vorhanden, was den protestantischen Leser kränken könnte."
(Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens. Berlin 1891. 7. Heft.)

„. . . Das Buch ist um so wärmer zu empfehlen, als die Jugend gerade für die darin behandelten Gegenstände besonders lebhaftes Interesse zu zeigen pflegt, aber selten ein von akatholischer Seite ausgehendes Werk der Art ihr so unbedingt in die Hand gegeben werden kann. In der Ausstattung wetteifert es mit den besten, läßt aber gleichwohl in Bezug auf Niedrigkeit des Preises alle weit hinter sich zurück." (Schles. Volkszeitung. Breslau 1889. Nr. 570.)



Probe der Illustration aus Spillmann, Durch Asien: **Das Reichsbanner von Baroda mit militärischem Geleite.**

In der **Herder'schen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vom Cap zum Sambesi.

Die Anfänge der Sambesi-Mission.

Aus den Tagebüchern des P. Terörde S. J. und aus den Berichten der andern Missionäre dargestellt

von **Joseph Spillmann S. J.**

Mit zahlreichen Illustrationen und Karten.

gr. 8°. (XVI u. 432 S.) *M.* 6; elegant geb. in Leinwand *M.* 7.50.

Aus fernen Landen.

Eine Reihe illustrierter Erzählungen für die Jugend.

Aus den Beilagen der „Katholischen Missionen" gesammelt von Joseph Spillmann S. J.

Erstes Bändchen: Liebet eure Feinde! **Eine Erzählung aus den Maori-Kriegen auf Neuseeland.** Von **Joseph Spillmann S. J.** Mit vier Bildern. 12°. (VIII u. 80 S.) 80 *Pf.*; geb. in Halbleinwand mit farbigem Umschlag *M.* 1.

Zweites Bändchen: Arumugam, der standhafte indische Prinz. **Schicksale eines bekehrten indischen Prinzen.** Frei nach den Missionsberichten erzählt von **A. v. B.** Mit vier Bildern. 12°. (IV u. 78 S.) 80 *Pf.*; geb. in Halbleinwand mit farbigem Umschlag *M.* 1.

Drittes Bändchen: Die Marienkinder. **Eine Erzählung aus dem Kaukasus.** Von **Joseph Spillmann S. J.** Mit vier Bildern. 12°. (VI u. 86 S.) 80 *Pf.*; geb. in Halbleinwand mit farbigem Umschlag *M.* 1.

„Wer die Zeitschrift ‚Katholische Missionen' kennt, wird jedenfalls, selbst wenn er nicht mehr zu den Kindern gehörte, recht oft einen Blick in die ‚Beilage für die Jugend' geworfen haben und es dann bei dem einen Blick nicht haben bewenden lassen, weil die Geschichte ‚gar zu nett' war. Auf mehrfaches und wiederholtes Drängen hat sich endlich die Redaction und der Verlag entschlossen, diese Erzählungen auch einzeln in einer Folge mit dem gemeinsamen Titel ‚Aus fernen Landen' herauszugeben. Hierfür werden die Betheiligten nur den Dank aller Pädagogen und Kinderfreunde ernten, da diese Erzählungen wie wenig andere geeignet sind, dem Zweck einer guten Jugendschrift zu entsprechen. Die Stoffe sind alle den fremden Ländern und zwar der Missionsgeschichte entnommen, so daß einerseits die Phantasie erregt wird durch die Beschreibung der fremden Länder und Völker, der Verstand sich bereichert findet durch die vielen geographischen und naturwissenschaftlichen Darstellungen, das Herz endlich gebildet wird durch die Geschichte selbst, die meist eine moralische Lehre zum Vorwurf hat. So gleich das erste Bändchen aus der Feder des Herausgebers, das in einer lebendig erzählten Episode aus den Maori-Kriegen auf Neuseeland dem kindlichen Herzen die große Lehre von der Feindesliebe nahe bringt. Wir halten es für überflüssig, über das Erzählertalent und die plastische Sprache des Verfassers von ‚Rund um Afrika' und ‚Durch Asien' noch etwas beizufügen, da sie in ihrer schlichten, edlen Art einfach classisch ist. Die vier Vollbilder sind eigens für die Erzählung neu angefertigt und entsprechen ihrem Zwecke vollständig. Ein weiteres Wort der Empfehlung bedarf die Sammlung nicht; sie wird bald in den Händen von Tausenden unserer Kinder sein."

(Bücher-Markt. Crefeld 1891. Nr. 11.)

Wolken und Sonnenschein.

Novellen und Erzählungen

von **Joseph Spillmann S. J.**

Dritte, vermehrte Auflage.

12°. (IV u. 554 S.) *M.* 4; geb. in elegantem Original-Einband: Leinwand mit Deckenpressung *M.* 5.

9120

P._E.C